S. Passarge

Das Judentum

Dr. S. Passarge

Das Judentum

als landschaftskundlich-ethnologisches Problem

S. Passarge

Das Judentum

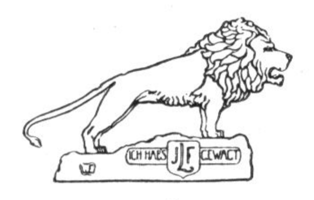
als landschaftskundlich-ethnologisches Problem

Das Judentum als landschaftskundlich-ethnologisches Problem

Von

Dr. Siegfried Passarge
Professor der Geographie an der Universität Hamburg

Mit 153 Abbildungen



J. F. Lehmanns Verlag / München 1929

Druck der C. H. Beck'schen Buchdruckerei in Nördlingen

Vorwort

Über das Judentum ist viel geschrieben worden — für und gegen, von Nichtjuden und Juden, voll Haß, objektiv und auch kritiklos projüdisch. Hier interessieren lediglich rein wissenschaftlich eingestellte Ansichten, und diese stammen zum Teil von Laien, zum Teil von Gelehrten, die von den verschiedensten Gesichtspunkten aus das Problem betrachtet haben. Theologen, Geschichtsforscher, Altertumsforscher, Wirtschaftler sind an erster Stelle zu nennen. Unter solchem Gesichtswinkel Neues zu bringen, dürfte ein vergebliches Bemühen sein. Hier soll aber das Problem von einer ganz anderen Seite, nämlich von der landschaftskundlich-ethnologischen Seite aus angefaßt werden.

Die Landschaftskunde prüft unter anderem die Abhängigkeit des Menschen und seiner Kultur von der Natur des Landes, von der Landschaft und in erweitertem Sinne von der Umwelt, den Städten, der ganzen Umgebung. Die Ethnologie aber geht von den primitiven Naturvölkern aus und bemüht sich, ausgehend von den allgemein menschlichen, landschaftlichen und geschichtlichen Grundlagen, die Entwicklung aller Kulturerscheinungen — auch der religiösen, sozialen usw. — von den Anfängen an zu ergründen. Vergleichend ist ihre Methode, und über die ganze Erde hin schweift der Blick. Nichts ist spontan, gleichsam aus dem Nichts entstanden, stets gibt es eine Entwicklung aus kleinen Anfängen. Vom ethnologischen Standpunkt aus kann auch das Judentum nichts Besonderes sein. Es muß aus allgemeinen, auch anderswo zu findenden Verhältnissen herausgewachsen sein. Es kann eine ganz besonders prononzierte, eine aus besonderen Gründen ganz eigenartige Entwicklung genommen haben, aber nie und nimmer ein einzig dastehendes, unerklärbares Gebilde sein.

Es ist bekannt, daß der Talmud uralte Überlieferungen, uralte Sitten und Gebräuche, uralte Auffassungen neben für die jeweilige Zeit ganz modernen Ansichten enthält. In der Tat gerade die Gesetze und Vorschriften des Judentums, wie Beschneidung, Opfer, Bundeslade, Gesetzessteine und vieles andere lassen sich zum Teil mit erstaunlicher Klarheit aus den religiösen Anschauungen der Naturvölker erklären. Namentlich die von Pater Winthuis entdeckte Religion vom Zweigeschlechterwesen hat ein überraschendes Licht auf die Entstehung des Judentums und dessen ursprüngliche Grundlagen verbreitet. Die Hauptauswertung seiner Entdeckung werden indes erst noch des Hebräischen mächtige Ethnologen leisten müssen.

Vor allem wird es sich darum handeln, die Rassenfrage, die in der Gegenwart so ganz in den Vordergrund gestellt wurde, vom rein wissenschaftlichen Standpunkt aus zu beleuchten und zu sehen, ob diese wirklich eine so überragende Bedeutung besitzt, oder ob die Ursache für das ungünstige Verhältnis zwischen Juden und Nichtjuden nicht anderswo gesucht werden muß.

Entsprechend den ganz neuen Gesichtspunkten, von denen aus das Problem betrachtet wird, schrumpfte die verwertbare Literatur stark zusammen. Die Grundlage der Untersuchungen bildeten in erster Linie eigene Beobachtungen in Palästina-Ägypten und die früher bereits entwickelten Anschauungen über die gesetzmäßige Charakterentwicklung der Völker. Theologen, Archäologen und Historikern wird keine Konkurrenz gemacht, lediglich deren Forschungsergebnisse benutzt, und deren Richtigkeit von den neuen landschaftskundlich-ethnologischen Gesichtspunkten aus geprüft. Namentlich die Methode, ausgehend von den von dem Landschaftscharakter abhängigen kulturellen Lebensformen, die biblische Darstellung zu untersuchen, verspricht neue Ergebnisse zu bringen. Vor allem dürfte aber das Studium des Ghettos als kultureller Lebensform und der Verhältnisse im Orient geeignet sein, die entscheidenden Grundlagen für das Verständnis des Judentums zu liefern.

Hinsichtlich meiner Auffassung des Judentums ist seit meiner Reise nach Palästina ein starker Wandel eingetreten. Nachdem ich dort zu Tausenden Juden gesehen, also wirklich einen Einblick in das anthropologische Problem gewonnen hatte, nachdem ich festgestellt hatte, daß jeder noch so blonde, blauäugige „Norde" in Palästina unweigerlich tagtäglich gefragt wird: Sind se Jüd?, war erst die für objektive Untersuchung des jüdischen Problems erforderliche Unvoreingenommenheit gewonnen worden.

Noch niemals habe ich eine wissenschaftliche Schrift so leidenschaftslos geschrieben wie diese, und es dürfte wenige Schriften geben, die so gänzlich jedes Gefühl auszuschalten sich bemühen. Und diese Einstellung ist mir gar nicht schwer geworden, nachdem ich die meiner Überzeugung nach richtige Erklärung des Problems gefunden hatte. Da es sich lediglich um die wissenschaftliche Seite des jüdischen Problems handelt, haben die in der Gegenwart von der Parteien Gunst und Haß umstrittenen Fragen keine Berücksichtigung gefunden.

Die Abbildungen sind zum Teil eigene Aufnahmen. Die von ägyptischen Denkmälern stammenden Abbildungen wurden mir von Herrn Geheimrat Eduard Meyer, sowie von der Bibliothek des ägyptischen Museums, die von den Sumerern von der Vorderasiatischen Abteilung der Berliner Museen freundlichst zur Verfügung gestellt. Ich möchte hiermit für die Überlassung meinen besten Dank aussprechen.

Schließlich möchte ich dem Verlag für das Entgegenkommen, das er nach jeder Richtung hin gezeigt hat, meine aufrichtigste Anerkennung aussprechen.

Hamburg, im Januar 1929

S. Passarge

Inhaltsverzeichnis

Erster Teil
Einführung in das jüdische Problem

Zweiter Teil
Die rassenkundliche Seite des Problems

Dritter Teil

Grundlagen für eine Untersuchung des jüdischen Problems

Vierter Teil

Land und Mensch im Orient

Fünfter Teil

Palästina – Land und Leute

Sechster Teil

Das Judentum in Altpalästina

Siebenter Teil

Das jüdische Ghetto

Achter Teil

Die Erklärung der Jahwereligion auf landschaftskundlich-ethnologischer Grundlage

Erster Teil

Einführung in das jüdische Problem

I. Abschnitt

Die kulturgeographische Betrachtungsweise

Wir leben in einer Zeit, die mit jener Periode des Altertums verglichen werden kann, als das Imperium Romanum bei höchster Blüte des materiellen Kulturbesitzes die schwersten Schäden innerer Fäulnis verriet und fremde Gewalten mit eiserner Faust an seine Tore zu klopfen begannen. Machtlos liegt der Orient zu Füßen der europäischen Kulturstaaten. Angora hat sich zielbewußt in die Arme der dem Orient so wesensfremden Maschinenkultur gestürzt und hat mit den überraschendsten Reformen begonnen. Allein während Europa und seine Maschinenkultur scheinbar konkurrenzlos als Sieger dasteht, ist Rußland zusammengebrochen und wird von einem an Zahl kleinen, an Machthunger und blutiger Rücksichtslosigkeit reichen Orden beherrscht. Die Weltherrschaft des Proletariats hat er auf seine Fahnen geschrieben und um das Ziel — die allgemeine Weltrevolution, den Umsturz aller bestehenden Staaten, die Zersprengung jeder anderen Organisation — zu erreichen entsendet Moskau seine Sendlinge zu allen Völkern der Erde, namentlich zu den Farbigen der Kolonien und zu den Chinesen, um sie gegen die Herrschaft der Weißen aufzuhetzen. Hinter der jetzigen Bewegung in China, hinter der Kantonregierung, steht oder stand der Bolschewismus. Daß Kanton in Wirklichkeit nationalistisch, nicht bolschewistisch geworden ist, ändert an der obigen Auffassung nichts.

Der Bolschewismus ist nun ohne Zweifel jüdischer Entstehung. Juden sind seine Führer, Juden in Newyork haben ihn finanziert, Juden aus Newyork haben die russische Revolution durchgeführt, Juden in Rußland sie verbreitet und unterstützt. Damit erweitert sich das Problem aber ganz gewaltig. Die ganze Frage, anti- und philosemitischer Natur taucht vor unserem geistigen Auge auf.

Soviel auch über das jüdische Problem geschrieben worden ist, weniges nur hält wissenschaftlicher Kritik stand. Selbst wenn sich die Verfasser bemühen, objektiv, leidenschaftslos die Frage zu prüfen, so genügt fast niemals der Unterbau ihrer Betrachtung. Gewöhnlich wird dieser oder jener Gesichtspunkt als der alleinige oder doch ausschlaggebende in den Mittelpunkt der Betrachtung gestellt, z. B. die Rassenfrage, oder die Religion. Niemals aber hat man daran gedacht das Problem kulturgeographisch zu erfassen, also die Abhängigkeit des Menschen von der Natur des Landes zum Ausgangspunkt zu wählen. Vom kulturgeographischen Standpunkt aus betrachtet muß man die Frage folgendermaßen formulieren: Ist das

Judentum in Europa ein Stück Orient auf europäischem Boden oder hat es sich seit seiner Loslösung ganz selbständig entwickelt?

Die kulturgeographische Methode der Forschung geht ihre eigenen Wege. Sie kümmert sich zunächst nicht um die Auffassungen der Religions- und Sprachwissenschaften, der Geschichtsforschung und Archäologie. Freilich ist damit gesagt, daß sie für sich allein niemals das Problem ganz lösen wird; auch die anderen soeben genannten Wissenschaften können das nicht. Vielmehr müssen schließlich die Ergebnisse aller Forschungszweige zusammengefaßt werden. Erst dann wird man der Lösung der Rätsel näherkommen.

Während Religions-, Sprach-, Altertums- und Geschichtswissenschaften längst ihr Scherflein zur Aufhellung des Dunkels, das das jüdische Problem verhüllt, beigetragen haben, und auch die Völkerkunde, manchmal wenigstens herangezogen worden ist, hat man sich um die Ergebnisse der Kulturgeographie bisher gar nicht gekümmert. Daher ist es möglich, daß man z. B. für die Entstehung des Monotheismus die Beduinen — ausgerechnet die im dunkelsten Animismus stehenden Beduinen! — verantwortlich gemacht hat, oder daß gar ein neuerer Darsteller der Geschichte des Judentums — Dubnow — meint, zufällig sei ein Beduinenvolk der Sinaigegend auf den Gedanken gekommen, nur einen Gott zu verehren. O nein, die Religion ist eine Funktion des Daseinskampfes und des Ringens mit Kräften, die von der Umgebung ausgehen. Der Beduine liegt in ganz besonders schwerem Kampf mit solchen Mächten, und es ist einfach ausgeschlossen, daß er sich diesen Einwirkungen entziehen kann. Diese Einwirkungen sind aber derart, daß das Entstehen monotheistischer Vorstellungen gänzlich unmöglich ist. Wollte man das annehmen, so müßte man es auch für möglich halten, daß ein deutscher Bauer, der Jahr für Jahr seinen Acker bestellt, den Gedanken zu einem Assassinenorden fassen könnte — ein heller Unsinn. Nicht einmal ein Theologe würde auf diesen Gedanken kommen. Aber die Sagen der israelitischen Vorzeit werden für bare Münze genommen, und der Monotheismus wird zur „eigentlichen" Beduinenreligion gestempelt.

Es ist wirklich höchste Zeit, daß einmal die kulturgeographische Betrachtungsweise zu ihrem Recht gelangt und ebenbürtig neben die der Theologen, Sprach- und Altertumsforscher sowie der Historiker tritt.

Die kulturgeographische Betrachtung ist nicht einheitlich, stützt sich vielmehr auf zwei Wurzeln. Die eine Wurzel ist die Landschaftskunde, die andere die Ethnologie. Die Landschaftskunde lehrt die Abhängigkeit des Menschen von der Landschaft — der Umwelt —, die Ethnologie aber kommt vor allem insofern zur Geltung, als sie uns mit den Kulturstufen und den Gesellschaftsorganisationen des Menschen bekannt macht. Landschaftskunde und Ethnologie müssen zusammenarbeiten, weil die Einwirkung der Landschaft auf den verschiedenen Kulturstufen verschieden ist.

Beide aber — Landschaftskunde und Ethnologie — müssen von der Kenntnis des Menschen selbst, von seiner geistigen Beschaffenheit und Entwicklungsfähigkeit ausgehen.

So soll denn im nachfolgenden die kulturgeographische Betrachtungsweise in Anwendung kommen und der Leser wird — so darf man hoffen — erkennen, daß sie zu wesentlich neuen Gesichtspunkten führen dürfte.

II. Abschnitt

Grundsätzliche Gesichtspunkte

Bevor wir zu der Betrachtung des jüdischen Problems übergehen, sei ein wichtiger allgemeiner Gesichtspunkt in den Vordergrund geschoben, nämlich die grundsätzliche Einstellung der für diese Schrift geltenden Betrachtungsweise. Entsprechend der dualistischen Veranlagung des Menschen gibt es zwei grundverschiedene Auffassungen von dem Wesen des Menschen, die naturwissenschaftliche und die anthropokratische Auffassung.

Letztere geht von der Anschauung aus, daß der Mensch ein unendlich über dem Tier stehendes Geschöpf ist und etwas ganz Besonderes vorstellt, und daß er mit Hilfe seiner Geisteskräfte zu herrschen und sich selbst in eine als gut und wünschenswert erkannte Stellung zu begeben fähig ist. Die naturwissenschaftliche Auffassung dagegen hält ihn für ein Säugetier, das sich nach bestimmter Richtung hin entwickelt hat und genau denselben Naturgesetzen wie die Tierwelt untersteht. Je niedriger die Kultur, um so stärker steht er in dem Bann jener Mächte. Mit Hilfe der Kultur sucht er sich von ihnen freizumachen. Das gelingt ihm jedoch nur bis zu einem gewissen Grade. Denn gerade weil er den Zwang der unerbittlichen Naturgesetze z. T. überwindet, weil er siegreich ist, stellen sich geradeso wie bei jeder siegreichen Pflanzen- und Tierart, die sich dem Kampf ums Dasein aus Mangel an ebenbürtigen Gegnern entzieht, auch bei ihm ausgesprochene Verfallserscheinungen ein. Diese Verfallserscheinungen sind teils körperlicher, teils nervöser und geistig-ethischer Art und bedingen geradezu kulturelle Krankheitserscheinungen, die, sich steigernd, den Menschen mitsamt seiner Kultur ruinieren. So bricht sich der Einfluß der scheinbar zurückgedrängten Naturgesetze, dem Bruch eines Staudammes vergleichbar, Bahn, alles Ungesunde vernichtend, dem Gesunden freie Bahn schaffend.

Nun noch ein anderer Gesichtspunkt! Geradeso wie jede Tier- und Pflanzenart eine feste Lebensform ist, die sich nach anatomischem Bau, nach physiologischen Lebensvorgängen, nach Lebensweise, Fortpflanzung usw. an die Umwelt angepaßt hat und innerhalb dieser Umwelt bestimmte Daseinsmöglichkeiten ausnutzt, geradeso gibt es kulturelle Lebensformen, die sich auf ganz bestimmten Daseinsmöglichkeiten des Menschen aufbauen. Diese kulturellen Lebensformen unterstehen genau den gleichen Naturgesetzen wie die Tier- und Pflanzenarten bzw. der Mensch. Auch sie bleiben nur bei hartem Kampf ums Dasein gesund. Sieg bedingt Verfallserscheinungen, die die kulturelle Lebensform schließlich vernichten. Natürlich ist es der einzelne Mensch als Träger der kulturellen Lebensform selbst, der die krankhafte Umwandlung durchmacht; deutlich in Erscheinung tritt aber der Vorgang an der kulturellen Lebensform als Ganzes.

Das wäre die naturwissenschaftliche Auffassung. Sie sucht Gesetze zu erkennen, sie hält den Menschen und seine Kultur für abhängige, von den Na-

turgesetzen regierte Erscheinungen. Damit ist aber auch gesagt, daß der naturwissenschaftlich eingestellte Forscher an Moral, Ethik, Humanität gar nicht denkt. Mit Bedauern mag er wohl sehen, daß sittlich gute Bestrebungen, weil ihre Träger schwache Willenskrüppel sind, versagen, daß dagegen brutale Gewalt siegt, und daß großartige Kulturen infolge des Verfalles ihrer Träger zugrunde gehen müssen. Er sieht aber auch, daß das Starke, welches das Schwache vernichtet, wiederum neue Kulturwerte schafft, und diese Erkenntnis versöhnt.

Demgemäß wird der Naturwissenschaftler für Vorwürfe und Entrüstung kein Verständnis haben. Er kann gar nicht Fanatiker, parteipolitischer Hasser sein. Er mag innerlich schmerzlich bewegt sein, wird sich aber in das Unvermeidliche ohne Groll fügen. Bestimmend sind — das weiß er — eben die Naturgesetze. Wer religiös veranlagt ist, wird sich an Gottes Ratschluß halten, der mit Weisheit alles lenkt. Der Naturwissenschaftler will die Welt und die Menschheit nicht bessern, nur Tatsachen feststellen, Zusammenhänge erkennen. Er geht nur bis an die Grenzen des Erkennens und macht vor ihnen halt, ohne Groll und ohne selbstverzehrendes Verlangen nach mehr Erkenntnis. Ganz anders der Anthropokrat! Für ihn ist der Mensch etwas Besonderes. Er hält den Menschen für ein sich selbst bestimmendes höheres Wesen, macht ihn daher auch verantwortlich für seine Handlungsweise. Er hat ein hohes ethisches Ziel: allgemeine Menschheitsliebe, allgemeine Menschheitsbeglückung durch Kultur, durch sittliche Lebensweise und vernunftgemäße Erziehung. Er glaubt an eine sittliche Weltenordnung. Deshalb neigt er zum Moralisieren, zu Unduldsamkeit, Fanatismus und parteipolitischem Haß. Er ist Weltverbesserer und läßt sich leicht dazu hinreißen, über die Grenzen des Erkennens hinaus in das Traumland des Mystizismus zu fliegen.

An sich ist gegen solche Wünsche nichts einzuwenden, wenn man sich eine eigene, sittlich gute Welt schaffen, wenn man sich von der rauhen Wirklichkeit und ihren brutalen Grausamkeiten loslösen, wenn man sich von der Sense des alles Schwache beseitigenden, aber die sittlich-guten, humanitären Ideale jener Anthropokraten leider gänzlich nicht respektierenden Kampfes ums Dasein befreien könnte! Man kann es aber nicht, die Naturgesetze verbieten es.

Die Grundlage der Kultur wird vor allem durch eine gewisse Fähigkeit des Menschen gebildet, auf seinen Egoismus zu verzichten und sich für eine Sache, für eine Idee, für ein Gefühl Entbehrungen aufzuerlegen. Entbehrungsidealismus und eine gewisse Anzahl staats- und kulturerhaltender Kardinaltugenden sind notwendig, wenn man den Kampf ums Dasein siegreich bestehen will. Diese notwendigen Tugenden werden aber gerade unter dem Zwang der Naturgewalten und feindlichen Kräfte herangezüchtet. Sie sind auch gar keine Eigentümlichkeit des Menschen, sie sind dem höheren Tiere genau so eigen. Oder zeigt die Ziege, die gegen den übermächtigen Panther ihr Junges verteidigt, zeigt das Teichhuhn, das unter Lebensgefahr den Menschen von ihrem Nest ablenkt, zeigt der Stier, der seine Herde schützt, zeigt der hungrige Gemsbock, der statt zu fressen, als Wächter umherspäht, weniger Entbehrungsidealismus als der Naturmensch innerhalb seiner Horde, seiner Sippe? Alle diese Tugenden, ohne die Herdentiere und Menschen nicht bestehen können, sind ein Züch-

tungsergebnis des Kampfes ums Dasein und zwar des Kampfes mit Naturgewalten und Feinden.[1]

Auf niederer Kulturstufe bildet die Religion — die Angst vor den Naturgewalten und vor der Einwirkung der übersinnlichen Welt — die Grundlage dieses Entbehrungsidealismus; er entsteht also unter dem Zwang der Naturgewalten und des Kampfes mit ihnen. Mit dem Schwinden der rücksichtslosen Grausamkeit dieses Kampfes, d. h. wenn die steigende Kultur den Menschen schützt, entwickelt sich zunächst eine Vielseitigkeit der geistigen Anlagen, die die Kultur fördert. Idealismus bringt die Kulturblüte zur Entfaltung. Dann aber entwickeln sich bald Verfallserscheinungen. Gerade die in dem scheinbar so grausamen Kampf ums Dasein herangezüchteten staats- und kulturerhaltenden Kardinaltugenden gehen bei Abschwächung des Daseinskampfes schnell zugrunde. Neben körperlichen und nervösen kommen sittliche Verfallserscheinungen zum Durchbruch, die den Menschen und seine Kultur zugrunde richten. Hier ein klassisches Beispiel: die an sich so schätzenswerte Friedensliebe!!

Persönlicher Mut, kriegerische Ereignisse im Übermaß sind ohne Zweifel kulturfeindlich insofern, als sie ein Aufsteigen der Kultur verhindern. Da aber ein rücksichtsloser Kampf mit Feinden die Schwachen fortnimmt, bleibt der Mensch, bleibt die betreffende kulturelle Lebensform gesund.

Auf dem Gipfel einer bestimmten Kulturentwicklung sind die Träger der Friedensliebe und allgemeinen Menschheitsliebe Männer, die aus Idealismus friedliebend sind, die aber, wenn es nottut, wenn sie für ihre Familie, wenn sie für Volk und Vaterland, für ihre Religion und Überzeugung kämpfen müssen, die Kraft besitzen zu kämpfen, zu siegen, zu sterben.

In Verfallsperioden dagegen, wenn im Übermaß körperlich und nervös verfallene Menschen sich angesammelt haben, wenn der persönliche Mut und die herrlichsten Tugenden, die der Kampf ums Dasein mit Naturgewalten und Feinden geschaffen hat — sittlicher und physischer Mut, Stolz, vornehme Gesinnung, ritterliches Ehrgefühl — dahin sind, wird aus der Tugend der Friedensliebe eines starken Mannes, eines starken Volkes der den Frieden um jeden Preis suchende Pazifismus, dessen Ursprung in obigen Verfallserscheinungen zu suchen ist.

Übrigens gilt diese Diagnose nicht für alle, die sich heute Pazifisten nennen. Unter ihnen gibt es nicht nur Verfallsmenschen, sondern es gibt auch solche, die ohne dekadent zu sein, aus Anlage, aus Herzensgüte und aufrichtiger Menschenliebe pazifistisch fühlen. Es möge sich also niemand beim Lesen dieser Darstellung persönlich verletzt fühlen.[2]

Die Pazifisten gleichen Menschen, die mit dem Kopf voran eine Treppe

[1] Im Gegensatz zum friedlichen Wettbewerb!

[2] Eines scheint aber — wenigstens habe ich den Eindruck — allen Pazifisten eigen zu sein: Sie halten sich für die einzigen, für die wahren Förderer der Kultur; alle Andersdenkenden sind bedauerliche, verblendete Kulturfeinde.

Übrigens sind Verfallsmenschen gar nicht in der Lage, sich selbst psychiatrisch zu beurteilen. Ihr Urteil über sich selbst ist wirklich nicht maßgebend.

herunterkriechen, und da sie als Anthropokraten die ganze Umwelt auf sich projizieren, glauben sie, daß sie allein aufwärts steigen, die ganze übrige Welt aber im Abgrund versinke. Demgemäß halten sich Fanatiker unter ihnen für berechtigt jeden Gegner herunterzureißen und zwar in einer Form, die zu ihren hohen, sittlichen, die ganze Menschheit liebevoll umfassenden Grundsätzen in eigenartigem Widerspruch steht — genau entsprechend dem Gesetz von der Harmonie der Gegensätze im Menschen.

Für die geistige Einstellung der Anthropokraten ist folgende Tatsache überaus bezeichnend. Da sie von der Selbstbestimmung des Menschen überzeugt sind, da sie glauben, daß bei festem Willen das Schicksal der Menschen und Völker, der Staaten und Kulturen in wirksamer Weise abzuändern sei, so erblicken sie in Darstellungen von kulturpathologischen Erscheinungen, z. B. in solchen der ungünstigen Folgen der allgemeinen Schulpflicht, des Fabriklebens, des Großstadtlebens, des Pazifismus — alles Erscheinungen, die die naturwissenschaftlich eingestellten Forscher doch lediglich feststellen, lediglich erklären wollen — Verbesserungsvorschläge. Der Naturwissenschaftler weiß aber ganz genau, daß sich hier zwangsläufige Entwicklungsvorgänge abspielen, gegen die anzugehen vergebene Liebesmühe wäre. Mit einem Wort: der Anthropokrat hat stets das Ziel vor Augen, zu verbessern, sittliche, humanitäre Vollkommenheit anzustreben, und er hält dieses Ziel für erreichbar, der Naturwissenschaftler dagegen beugt vor der Größe und Macht des Naturgeschehens bescheiden sein Haupt. Er begnügt sich mit der Erkenntnis der Schicksalswege; sie abändern hält er für unmöglich. Er hat keine ethisch-humanitären Gesichtspunkte. Ihm mag das Herz bluten, er mag zittern vor dem Abgrund, dem seiner Meinung nach sein Volk, die Menschheit und ihre Kultur entgegeneilen, aber er verurteilt niemand, er gibt niemandem die Schuld! Solche Beschränkung auf die Erkenntnis gewährt auch eine gewisse Befriedigung.

In dieser Schrift soll also ausschließlich der leidenschaftslose Standpunkt reiner naturwissenschaftlicher Erkenntnis eingenommen werden. Man sucht zu verstehen, man entschuldigt, man bedauert, aber man ist frei von Haß und Feindschaft. Lediglich der leidenschaftslose, rein wissenschaftliche Gesichtspunkt soll bei der nachfolgenden Darstellung maßgebend sein.

III. Abschnitt

Das jüdische Problem

Unter allen Völkern der Erde spielt das Judentum ohne Zweifel eine besondere, und zwar eine für unser heutiges Kulturleben geradezu entscheidende Rolle. Man spricht von einem jüdischen Volk, obwohl die Juden weder Land noch eigene Sprache besitzen. Man spricht von einem „jüdischen Geist", der die anderen an Zahl unendlich überlegenen „Wirtsvölker" leite, und in dem Begriff „Wirtsvolk" steckt die Vorstellung, als seien die Juden Fremde, Gäste, vielleicht sogar Parasiten, gegenüber den Völkern unter denen sie wohnen. Worin liegt denn nun eigentlich die Eigenart des Judentums? Ist es die Religion, die Rasse, eine andere Kultur?

Ursprünglich waren die Juden ein Palästina bewohnendes Volk mit eigenem Staatswesen. Sie waren Hirten und Ackerbauer, doch gab es auch Städte, wie Sichem und Jerusalem. Sie hatten eine eigene — semitische — Sprache, und dieselben Völkerwellen, die zwischen Ägypten und Westasien hin und her gingen und Mischrassen schufen, müssen auch in Palästina ein Rassengemisch haben entstehen lassen. Als Nachbar Afrikas war Palästina ganz besonders afrikanischen Rasseneinflüssen ausgesetzt.

In diesem sich in keiner Weise besonders auszeichnenden Volk entstand nun aber eine besondere Religion, und zwar ein *Henotheismus*. Mögen auch mancherlei Aussprüche der Propheten im Alten Testament auf eine Vorstellung von Gleichheit aller Menschen und allgemeiner Menschenliebe unter der Obhut des einzigen Gottes vorkommen, in der Praxis und in der breiten Darstellung der jüdischen Religionsbücher war das jüdische Volk *das userwählte Volk des nationalen Judengottes Jahwe*. Strengste Absonderung von allen anderen Völkern war einer der wichtigsten Leitsätze. Schwere Strafen dem, der gegen das Verbot der Vermischung mit den polytheistischen Fremdvölkern sich verging. Stand doch nach der Bibel auf dem Programm der einrückenden Hebräer sogar *völlige* Ausrottung der ganzen einheimischen Bevölkerung Kanaans, selbst allen Viehes!

Entsprechend solcher Abschließung und der Vorstellung von der Auserwähltheit vor allen anderen Völkern scheint sich frühzeitig ein gegenseitiger Haß zwischen dem religiösen Bund der Juden und den polytheistischen Völkern der Umgebung und in Palästina selbst entwickelt zu haben. So kam es zu jenen wiederholten Katastrophen, die nicht nur zu einer Eroberung des Landes, sondern vor allem zu der endgültigen Austreibung aus Palästina und zu der Gola, d. h. zu der Zerstreuung über das römische Weltreich und den ganzen Orient (Arabien, Persien, Indien, Turkestan, China), sowie über das südliche Europa führte. Damit verschwand das Jüdische als lebende Sprache, es verschwand aber nicht die selbständige Volkskultur, nicht das Nationalgefühl, das vielmehr leidenschaftlich gepflegt wurde. Es blieb die Abschließung, es blieb der Haß zwischen Juden und Nichtjuden, der oft genug zu Judenverfolgungen führte. Das Judentum bestand den Kampf.

Das eherne Band des Judentums in der Zerstreuung war das *religiöse Gesetz*, verbunden mit glühendem Nationalgefühl und dem fanatischen Glauben an das „*Auserwählte Volk*“ *seines Gottes Jahwe*. Trotz solcher festen Bande ging aber dauernd ein Auflösungsprozeß vor sich. Dr. Ruppin hat in seinem objektiv und vornehm geschriebenen Buch „Die Juden der Gegenwart“ diesen Abbröckelungsvorgang genauer behandelt, der während der ganzen langen Zeit der religiösen Weltanschauung, also vor der modernen Judenemanzipation, erfolgte. Mit dieser Emanzipation, die sich nicht zufällig mit der Umwandlung der religiösen Weltanschauung in eine atheistisch-naturwissenschaftliche vollzog, nahm dieser Abbröckelungsvorgang den Charakter einer Auflösung an. Wenn nicht das osteuropäische orthodoxe Judentum immer und immer neue Elemente dem mittel- und westeuropäischen Judentum zugeführt hätte, wären die Juden in Mittel- und Westeuropa aufgesogen worden.

Heutzutage empfindet der überwiegende Teil der in Mittel- und Westeuropa, wie in Nordamerika befindlichen Juden keineswegs religiös, geschweige denn orthodox. Juden und Nichtjuden finden sich vielmehr auf dem Boden atheistisch-naturwissenschaftlicher Weltauffassung als gleiche Gesinnungs- und Gefühlsgenossen. Jede Spur eines selbständigen jüdischen Volkstums ist geschwunden, und es besteht der Hauptsache nach Kulturgemeinschaft. Gleichzeitig ist nicht nur eine geistig-kulturelle, sondern auch eine anthropologisch-rassenmäßige Durchmischung eingetreten, nicht nur auf illegitimem, sondern vor allem auf völlig legitimem Wege. So sind denn alle Bedingungen für ein friedliches Zusammenleben, ja selbst für eine Verschmelzung gegeben.

Dauernd und stark sind die Verluste, die das Judentum erleidet. Man könnte das heutige Judentum schematisch in folgender Weise darstellen.

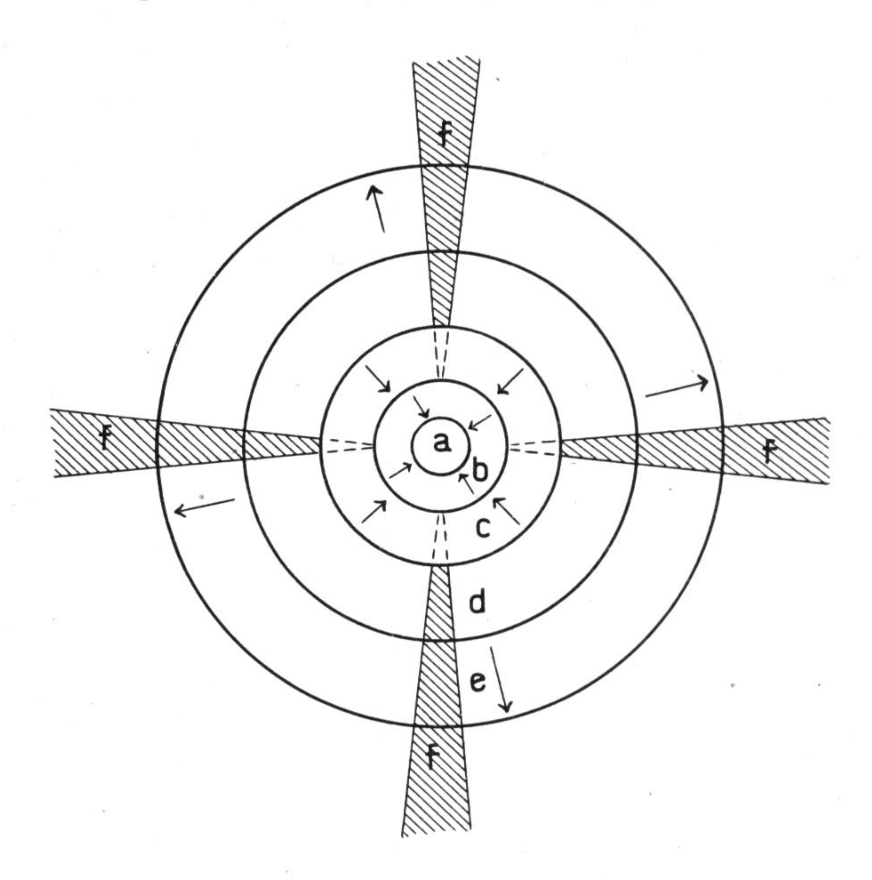


Abb. 1. Innerer Bau des Judentums

a) Ghettojudentum, streng altjüdisch
b) Reformjudentum
c) Religionsgleichgültige Schicht
d) Neutrale Schicht
e) Abkehrschicht
f) Einfluß der Vermischung mit Nichtjuden

Den Kern des Judentums bildet vor allem das in Osteuropa wurzelnde Talmud-Judentum, orthodox bis in den Knochen (Abb. 1 a). Es geht nach außen hin allmählich in das freier religiöse, vom Christentum stark beeinflußte Reformjudentum über (b). Dieses verwandelt sich allmählich in eine religiös gleichgültige bis atheistische Schicht (c). Allein in ihr, wie auch in b, erfolgt immer noch eine starke Anziehung durch den Kern des Judentums: sie ist

zum Teil sogar fanatisch national (Zionismus). Trotz aller Gegensätze in der Weltanschauung bleibt der Verband geschlossen. Man fühlt sich als völkisch-nationale und oft auch rassenmäßige Einheit.

Dann kommt mit der Kugelschale d der Umschwung. Die Anziehung wird plus — minus, d. h. es besteht Neutralität, sowohl in dem religiösen als in dem national-völkisch-rassigen Empfinden und aus solchen Gefühlen heraus entwickelt sich die Abkehrbewegung (e), die keineswegs selten in Judenhaß umschlägt.

Der Einfluß des Vermischungsvorganges mit Nichtjuden ist durch die Strahlen f zum Ausdruck gebracht worden. Er reicht im allgemeinen wohl nur bis in die Kugelschale d hinein, d. h. Mischlinge schweben meist neutral zwischen Juden und Nichtjuden. Zuweilen dringen die Strahlen bis in die Schale c, d. h. die Mischlinge fühlen sich als Juden, arbeiten bewußt für das Judentum. Seltener erreichen die Strahlen f die Kugelschale b, d. h. seltener werden aus Mischlingen wirkliche Mitglieder der jüdischen Religionsgemeinschaft.

Dieser ganze Vorgang der Auflösung ist von Ruppin in etwas anderer Form dargestellt worden. Er verfolgt nämlich die Entfremdung vom Judentum nach den aufeinanderfolgenden Generationen. Mit dem Eintritt in die Kultur- und Weltanschauungsgemeinschaft mit Juden erfolgt nach ihm eine schrittweise Umwandlung bis zur völligen Loslösung vom Judentum. Im Grunde genommen handelt es sich nur um eine verschiedene Methode der Darstellung.

So sind denn die Bedingungen für ein friedliches Zusammenleben von Juden und Nichtjuden unter schließlicher völliger Verschmelzung anscheinend überaus günstig. Trotzdem ist genau im Gegenteil seit der Emanzipationsbewegung ein leidenschaftliches Auflodern des Hasses erfolgt und zwar von beiden Seiten. Da müssen sehr gewichtige Gründe vorliegen, ja es könnte vielleicht ein Naturgesetz vorhanden sein, das sich durchsetzt, das die Menschheit in seinen Bann zwingt.

IV. Abschnitt

Das Drama des Gefühlszyklus der Wirtsvölker gegenüber den Juden im Laufe der Geschichte

In diesem Abschnitt sollen lediglich Tatsachen, nicht aber Gründe und Erklärungen gebracht werden. Demgemäß handelt es sich um eine völlig neutrale, unparteiische Darstellung des gegenseitigen Verhältnisses von Juden und Nichtjuden, und ihr Zweck ist zu zeigen, daß seit der Zerstreuung — mit einer Ausnahme, S. 399 — überall und zu allen Zeiten, ganz unabhängig von den Eigenschaften der Länder, Völker, Religionen und Kulturverhältnisse, das Zusammenleben von Juden und Nichtjuden stets einen ganz bestimmten Verlauf genommen hat. Dieser Verlauf ist in Abb. 2 in der Gestalt einer Kurve dargestellt worden. Man könnte die Kurve den

geschichtlichen Gefühlszyklus der Wirtsvölker gegenüber den Juden nennen. Jeder Zyklus zerfällt in fünf Abschnitte (Abb. 2).

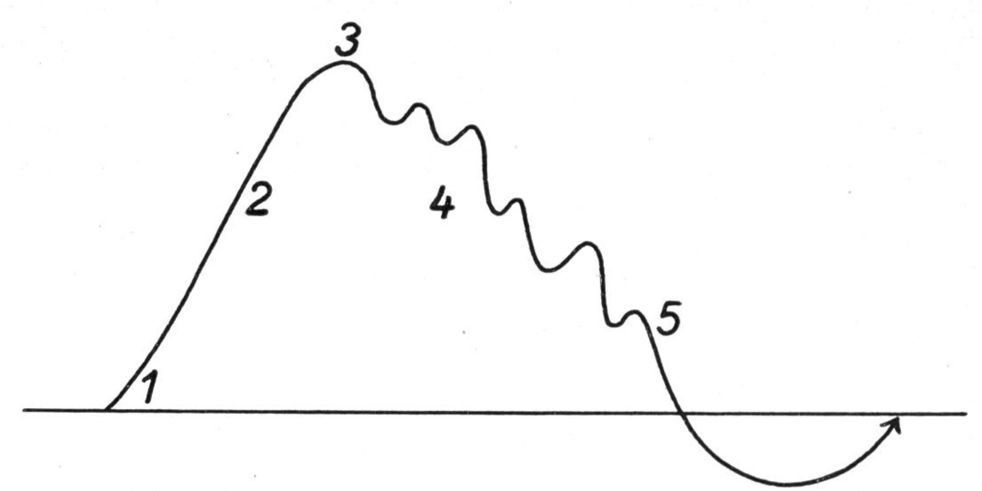


Abb. 2. Die Kurve des geschichtlichen Gefühlszyklus der Wirtsvölker gegenüber den Juden

1. Aus irgendwelchen Ländern wandern Juden bei irgendeinem Volk ein, vielleicht wurden sie von letzterem sogar herbeigerufen.

2. Die Juden erfreuen sich nicht nur der Duldung, sondern sogar einer offensichtlichen Begünstigung. Diese kann soweit gehen, daß sie nicht nur als gleichberechtigte Bürger dastehen, sondern sogar Vorrechte — Privilegien — erhalten und von den Machthabern weit besser als das eigentliche Volk behandelt werden. Wichtige Ämter, hohe Würden werden ihnen übertragen. Sie werden vielleicht sogar die eigentlichen Regenten des Landes.

3. In dieser Periode des Aufstiegs entwickelt das Judentum zuweilen eine deutlich in Erscheinung tretende Kulturblüte, die sich in einer starken Beteiligung des Judentums an dem gesamten Kulturleben des Wirtsvolkes, so an den Künsten und Wissenschaften äußert.

Allmählich oder schnell entwickelt sich aber ein Haß des Wirtsvolkes. Meist ergreift dieser nicht das ganze Volk, sondern zunächst einzelne Teile. Damit beginnen

4. Verfolgungen mit Gewalttätigkeiten. Diese Periode des Hasses und der Verfolgungen kann kurz sein, meist aber zieht sie sich lange — zuweilen jahrhundertelang — hin. Es findet ein beständiges Auf- und Abschwanken von Verfolgung und Begünstigung statt. Bald ist der Jude Triumphator, bald unterdrückter Knecht. Allmählich werden immer weitere Kreise des Wirtsvolkes von einem hemmungslosen Haß ergriffen, und schließlich erfolgt

5. eine restlose Austreibung oder eine gründliche Unterdrückung der Juden. Die Ausgetriebenen wenden sich neuen Völkern und Ländern zu. Ein neuer Gefühlszyklus beginnt dort.

Nicht immer ist der Anfang eines solchen Zyklus der beschriebene. Er hat häufig damit begonnen, daß nach der Einwanderung fremder Eroberer für die unterdrückten Juden eine Zeit der Begünstigung, des Aufstieges, sogar

der Herrschaft folgte. Die letzte Periode der Judenemanzipation im 19. Jahrhundert schließlich wurde nicht durch Auswanderung oder Eroberungen, sondern durch die Umgestaltung der Weltanschauung der Wirtsvölker herbeigeführt.

1. Die alttestamentliche Sagenzeit

Beginnen wir nun mit der Darstellung des ersten der soeben schematisch skizzierten Gefühlszyklen der Wirtsvölker gegenüber den Juden! Wenn die Bibel auch in der Darstellung der ältesten Zeiten keinen Anspruch auf historische Glaubwürdigkeit erheben kann, so bringt sie doch Schilderungen, die die alten Juden für historisch möglich gehalten haben, also dürfte doch wohl wenigstens die allgemeine Charakteristik des Verhältnisses zwischen Juden und Nichtjuden in jenen Zeiten zutreffend sein.

Aus der Zeit der Patriarchen von Abraham bis Jakob fehlt jede Andeutung von Feindseligkeit gegen die Juden. Dagegen zeigen die Begebenheiten in Ägypten geradezu den typischen Verlauf des historischen Gefühlszyklus.

Die Juden wandern nach Ägypten ein. Anfangs gering an Zahl und in bescheidener Stellung, beginnt deutlich die Periode der Begünstigung, des Aufstiegs, der Herrschaft. Die höchsten Ämter haben sie inne, in ihren Händen liegt die Leitung des Staates. Der Pharao wird durch ihre Geschäftsmaßnahmen unermeßlich reich, das ägyptische Volk aber sinkt in Leibeigenschaft hinab, die ägyptische Geistlichkeit wird dagegen von den Juden geschont. Sie selbst werden ebenfalls über die Maßen reich und mächtig (I. Mos. 47).

Da setzt der Haß gegen sie ein. Angeblich aus Furcht vor Hochverrat (II. Mos. 1, 10) und vor ihrer Zahl werden sie unterdrückt und als Leibeigene zu Frondiensten gezwungen. Den Abschluß bildet das fluchtartige Verlassen Ägyptens. Ob die Darstellung der Bibel, daß sie freiwillig, sogar gegen den Willen des Pharaos, auswanderten, richtig ist, oder ob sie ausgetrieben wurden, ist weniger wichtig als die Tatsache, daß sie geknechtet wurden und das ungastlich gewordene, einst so lukrative Paradies verließen.

2. Bis zu Alexander dem Großen

In Palästina waren die Juden zum Teil ein selbständiges, zum Teil ein unterworfenes Volk, jedenfalls im Besitz eines eigenen Landes und Staatswesens. Daß sie während dieser Zeit verhaßter waren als andere Völker, die gleich ihnen ein Zankapfel zwischen den Großmächten in Ägypten und in Westasien waren, ist nicht zu erkennen. Sie haben sich gleich den anderen herumgeschlagen, waren Angreifer und Verteidiger, raubten und plünderten die Nachbarn, wenn sie die stärkeren waren, und erlitten in Zeiten der Schwäche dasselbe Schicksal durch die Hand der anderen.

Der Zusammenbruch unter der Faust der Assyrer, die Wegführung der Reichsten und Edelsten des Volkes in die Verbannung waren Schicksalsschläge, die die Juden keineswegs allein trafen. Auch andere Völker wurden zur Strafe für Aufstände gemäß den damaligen Bräuchen in fremde Länder verpflanzt und als Geiseln festgehalten, z. B. Phönizier und Tyrier. Keines-

falls ist die Verbannung als ein Zeichen besonderen Hasses zu betrachten. Das zeigt auch deutlich die Stellung, die die Juden sehr bald in Babylonien gewannen. Es setzte nämlich sofort die Entwicklung der geschichtlichen Gefühlskurve ein mit dem Stadium der Begünstigung. Bereits Nebukadrezzar war überaus milde gegen sie. Das allein schon beweist, daß die Juden vor dem Exil keineswegs besonders verhaßt gewesen sein können. Nebukadrezzars Sohn, Ewil Merodach, war sogar ein ausgesprochener Judenfreund. So wurden die Exiljuden teilweise reich an Gold und Einfluß. Es entstand unter ihnen eine soziale Schichtung in arme Fromme und religiös laue Reiche.

Der Umschwung trat unter dem König Nabonad ein. Dieser hatte den verbannten Phöniziern und Tyriern die Rückkehr in die Heimat gestattet, den Juden dagegen schlug er ihr Gesuch ab. Es entstand von seiten der Juden ein glühender Haß gegen den Unterdrücker, der eine rücksichtslose Behandlung durch den König zur Folge hatte. Als nun Cyrus gegen Babylon zog, übten die Juden Verrat und öffneten ihm die Tore der Stadt. Ein neuer Zyklus begann.

Unter den Persern erfolgte zunächst eine Zeit ausgesprochener Begünstigung, so unter Cyrus, Darius und Xerxes. Das Buch Esther dürfte, wenn es auch symbolisch gemeint sein mag und aus zwei Teilen zusammengearbeitet ist, doch wohl die damaligen Verhältnisse in Persien richtig schildern. Demnach bestand dort neben einer ausgesprochenen Begünstigung durch die Fürsten ein glühender Haß von seiten des Volkes und Adels = Stadium 4. Unter den nachfolgenden Königen vollendete sich das Stadium 5 des Gefühlszyklus mit Unterdrückung.

Inzwischen war nach der Heimkehr aus der Verbannung Judäa aufs neue der Mittelpunkt des jüdischen Volkes geworden. Von jetzt ab läßt sich aber — im Gegensatz zu früher — ein starker Haß der umwohnenden Völker gegen die Juden erkennen. Esras Gesetzgebung, die eine hermetische Abschließung der Juden von den heidnischen Nachbarn durchführte, der religiöse und genealogische Gegensatz zu den Samaritanern und den anderen stammverwandten Hebräern der Umgebung machte sich oft genug in gegenseitigen Haßausbrüchen und Fehden Luft.

Mit dem Zusammenbruch des Perserreiches gingen die Juden mit fliegenden Fahnen zu Alexander über.

3. Die Diadochenzeit

Während der Diadochenzeit — also unter griechischer Führung — begann ein neuer Gefühlszyklus. Palästina stand unter der Oberhoheit der Ptolemäer. Die Juden genossen volles Bürgerrecht wie Mazedonier und alle Griechen. Sie breiteten sich über alle Diadochenreiche aus. In Ägypten und in der Cyrenaica, in Antiochien und in ganz Syrien, in allen kleinasiatischen Städten entstanden jüdische Gastkolonien. Damals wurden viele neue Städte gegründet, und alle wurden auch von Juden mehr oder weniger besiedelt. Dasselbe gilt von Altgriechenland. Daß damals eine Periode ausgesprochener Begünstigung der Juden begann, daß sie zu hohen Ämtern und größtem

Einfluß gelangten, zeigt im Ptolemäerreich das Beispiel des überaus einflußreichen Steuerpächters Joseph, Sohn des Tobias. Es wurden von den Juden gewaltige Reichtümer angesammelt, es sammelte sich aber auch ein furchtbarer Haß gegen sie an, und zwar in der ganzen griechischen Welt. Nach kurzer Periode II und III entwickelt sich eine lange Periode IV.

Palästina kam — nicht ohne die Schuld der Juden, besonders infolge des Hochverrates der Söhne des erwähnten Joseph — unter die Herrschaft Antiochias.

Die Periode der Begünstigung, die unter den Seleuziden begann, bildete nur einen besonders auffallenden Anstieg der Kurve innerhalb der Periode IV des im Gange befindlichen Gefühlszyklus. Auf die anfängliche Begünstigung, die mit besonders starker Ausbreitung jüdischer Kolonien im Seleuzidenreich — Pergamon, Ephesus, Cäsarea usw. — verbunden war, erfolgte ein ebenso energischer Rückschlag. Der Versuch, die Juden ganz zu knechten, hatte den Makkabäeraufstand und weiterhin das Eingreifen der Römer zur Folge. Nachdem anfangs hebräische Fürsten — gewaltsam judaisierte und beschnittene Idumäer, die den Juden wohl noch verhaßter als Griechen und Römer waren — geherrscht hatten, erfolgte die Umwandlung in eine römische Provinz unter den Kaisern.

4. Die Römerzeit

Die Haßperiode, die seit der Diadochenzeit angehalten hatte, nahm unter der römischen Herrschaft kein Ende. Im Gegenteil, die erbitterte Feindschaft zwischen Juden und Griechen-Römern wuchs beständig. Selbst in Rom und überall im römischen Reich schäumte der gegenseitige Haß auf. Namentlich in Alexandrien und in Cäsarea gab es wiederholt blutige Auseinandersetzungen. Auf der anderen Seite begünstigten manche Kaiser, z. B. Claudius, ganz offen die überall so verhaßten Juden. Allein später entschloß sich selbst dieser milde Fürst zu einer teilweisen Austreibung der Juden aus Rom.

Obwohl selbst von jüdischen Schriftstellern offen anerkannt wird, daß die römischen Kaiser im allgemeinen die jüdische Empfindlichkeit in religiösen Dingen geschont haben, trieb der Haß einem Konflikt entgegen, und nachdem wiederholt Verfolgungen in Alexandrien, Cäsarea und anderen Orten stattgefunden hatten, brach der Aufstand der Juden gegen Rom aus, der mit der Eroberung von Jerusalem durch Titus endete (70 n. Chr.).

Die aus der heiligen Stadt vertriebenen Juden verbreiteten sich über das römische Reich und vergrößerten die jüdischen Kolonien. Dasselbe taten die als Sklaven verkauften Kriegsgefangenen; sie wurden meist von ihren Glaubensgenossen losgekauft.

Der allgemeine Haß, der im ganzen römischen Reich gegen die Juden bestand, machte sich außer in örtlichen Verfolgungen auch in dem Erlaß einer allgemeinen Judensteuer geltend. Daraufhin erfolgten bewaffnete Aufstände, so in Alexandrien und in der Cyrenaica. Nach deren gewaltsamer Niederwerfung kam es zu ganz schlimmen Verfolgungen unter Domitian mit völliger Unterdrückung der Religionsausübungen der Juden.

Unter dem milden, greisen Kaiser Nerva drehte sich der Wind; es stieg

die Kurve der Begünstigung steil empor. Allein bereits unter Trajan erfolgte ein gewaltiger Rückschlag. Als dieser Kaiser im Kriege gegen die Parther in Babylonien einrückte, wo sich die größte aller jüdischen Gemeinden befand, geriet er nicht nur infolge des entschlossenen Widerstandes der fanatischen Juden in große Gefahr, sondern es wurde auch das ganze römische Reich durch einen wohl vorbereiteten Aufstand der Juden und der von ihnen gegen Rom aufgehetzten Eingeborenen in der Cyrenaica, in Ägypten und auf Cypern aufs schwerste erschüttert. Ein großer Teil der Beduinen und Bauern Nordafrikas hatte damals die jüdische Religion angenommen; an Unterstützung konnte es also nicht fehlen. Furchtbar war das Hinmorden der Griechen und Römer. So sollen in Kyrene von diesen 220 000, auf Cypern sogar 240 000 ermordet worden sein. Dementsprechend war auch die durch Martius Turbo erfolgte Niederwerfung der Aufständigen überaus grausam und blutig. Babylonien aber wurde von Rom endgültig aufgegeben.

Unter Hadrian schnellte die Gefühlskurve steil empor, aber nur für sehr kurze Zeit; dann stürzte sie steil hinab. Der Kaiser wünschte mit den Juden Frieden zu schließen; er wollte sogar den Tempel wieder errichten, allein da er nach der Ansicht der Juden ihren Wünschen in ganz ungenügender Weise entgegenkam, brach der Haß gegen Rom mit doppelter Gewalt los und führte zu dem schweren Endkampf.

Nach langer sorgfältiger Vorbereitung durch die Juden des ganzen römischen Reiches und Babylons brach der Aufstand unter Bar Kochba aus. Es war vielleicht die schwerste Krisis, die das römische Kaiserreich durchzumachen hatte. Die Römer wurden aus Palästina vertrieben, die Christen in grausamster Weise hingemordet, und zwei Jahre lang bestand dort ein eigenes jüdisches Staatswesen. Allein der Feldherr Julius Severus unterwarf die Aufständigen. Es erfolgte schärfste Verfolgung und grausamste Unterdrückung der jüdischen Religion. Trotzdem kam es unter Kaiser Severus zu einem neuen Aufstand in Palästina, der von den Parthern unterstützt wurde.

Unter den nunmehr folgenden Kaisern, die, wie Grätz sich ausdrückt, „unter der Herrschaft schlangenkluger syrischer Weiber" standen — also während eines ausgesprochenen politisch-moralischen Tiefstandes — fanden die Juden Ruhe, vielleicht sogar Begünstigung. Diokletian verfolgte die Christen, während die Juden als seine Bundesgenossen triumphierten. Allein mit Kaiser Konstantin dem Großen erfolgte der Rückschlag schwer und empfindlich.

Die Regierung Julians, der die Juden gegen die Christen als Freunde brauchte, brachte jenen große Erleichterung, freilich nur für kurze Zeit.

In der nachfolgenden Zeit christlicher Herrschaft erschütterte der Gegensatz zwischen Arianern und Katholiken die Gemüter. Das Judentum zog dauernd aus dieser Spaltung Nutzen, indem es die Arianer gegen die Katholiken unterstützte und dafür mancherlei Vorrechte erhielt. Allein der tüchtige letzte Kaiser Theodosius I. war ausgesprochen judenfeindlich. Nach ihm wurde das römische Reich in das Ost- und Weströmische Reich geteilt.

5. In Ostrom

Die Lage der Juden im oströmischen Reich war meist gedrückt. Es überwog die Kurve des Hasses, wenn es auch nicht gerade übermäßige Verfolgungen gab. Namentlich in Palästina, das durch den Verrat der Juden in die Hände der Parther gelangt und durch einen neuen Verrat von ihnen den Griechen wieder ausgeliefert wurde, war ihre Lage schlecht; in Jerusalem durften sie z. B. nicht wohnen. Die Eroberung durch den Islam schuf dann ganz neue Verhältnisse.

Doch wenden wir uns nun den Juden in Babylonien zu!

6. Im mittelalterlichen Babylonien vor dem Islam

Seit der Zeit der Verbannung unter Nebukadnezar waren die Juden in Babylonien wohl zahlreicher als in Palästina. Nur ein kleiner Teil armer Fanatiker — Zionisten darf man sie nennen — war nach Palästina zurückgekehrt. Wir wissen bereits, daß sie nach vorübergehender Begünstigung von den Perserkönigen unterdrückt wurden. Nach der Eroberung Babyloniens-Persiens durch die Parther begann eine neue Gefühlskurve.

Wie immer begünstigten die neuen Herren die Juden, allein bald kam der Umschwung in der Stimmung, zumal sich um 30 n. Chr. für Jahre am Euphrat ein jüdischer Raubstaat gebildet hatte, der schließlich gewaltsam unterdrückt wurde. Allgemein flammte damals der Judenhaß empor. Allgemeine Verfolgungen und Judenschlächtereien setzten ein, und viele Juden wanderten nach Persien, Medien, Armenien und nach Syrien aus.

Die Dynastie der Arsaciden brachte den Juden Babyloniens Ruhe und Frieden, und in der Zeit von 240 bis 300 n. Chr. entwickelte sich geradezu eine Blüteperiode der jüdischen Kultur. Damals war Babylonien nicht nur das judenreichste Land der Erde, es herrschte dort sogar in Nahardea ein Exilarch wie ein Fürst mit eigenem Hofstaat. In den Städten Pumbadita und Sura gab es blühende Lehrhäuser als Mittelpunkte jüdischen Geisteslebens.

Als die persische Sassanidendynastie, die die Zendreligion mit der Priesterkaste der Magier (Feueranbeter) ins Land brachte, zur Herrschaft gelangte, begann die Haßperiode aufs neue. Zwar wagte man — so sagt Graetz — wegen der großen Macht der Juden anfangs nicht gewaltsam gegen sie vorzugehen, allein es erfolgten doch Einschränkungen ihrer Vorrechte. So wurde ihnen z. B. die eigene Gerichtsbarkeit genommen.

Später begann aber wie überall die zielbewußte Unterdrückung, namentlich unter Jesdegerd II. (456 n. Chr.). Sein Sohn Peroz ging sogar unter schweren Verfolgungen, unter Hinschlachten der Erwachsenen und gewaltsamer Erziehung der kleinen Kinder zum Feuerkult, gegen sie vor; ihre Lehrhäuser wurden geschlossen, die Religionsausübungen unterdrückt. Es setzte infolgedessen wiederum eine starke Auswanderung von Juden nach Indien und Arabien ein. Nach Peroz Tode hörten die Verfolgungen auf, die Lehrhäuser wurden wieder eröffnet, die alte Ordnung wieder hergestellt. Aber unter Hormisdaz IV. (579—587) brachen neue Verfolgungen aus. Daher wanderten im Jahre 581 die Juden in Massen nach Arabien aus. Der Usurpator Bachram, der die Hilfe der Juden zum Kampfe gegen die

Byzantiner brauchte, stellte sich judenfreundlich; sie waren ihm als Kriegslieferanten unentbehrlich. Als er durch Chosru II. gestürzt wurde, hat dieser Fürst (590—628), obwohl die Juden im Kriege gegen ihn gekämpft hatten, sie doch geschont, und die alten Lehrhäuser blieben erhalten. Doch wenden wir uns nunmehr Arabien und der Entwicklung des Islams zu!

7. In Arabien

In Nordarabien gab es — augenscheinlich seit alters — jüdische Beduinenstämme, die geradeso wie die arabischen mit Fehden, Blutrache, Schutz- und Trutzbünden lebten. Sie besaßen feste Kastelle und waren den arabischen Beduinen ebenbürtig. Ob es richtige Juden oder judaisierte Araber gewesen sind, ist nicht bekannt. Jedenfalls waren sie kulturell völlig arabisiert, und keinerlei Haß scheint hinsichtlich ihrer wohl nur wenig befolgten religiösen Bräuche entstanden zu sein.

Die südarabischen Juden waren dagegen Kaufleute, die sich am Welthandel mit Indien usw. beteiligten. Sie trieben aber auch Viehzucht und Oasenkultur. Auch sie scheinen sich ursprünglich mit den Arabern sehr gut gestanden zu haben.

Nach der Tempelzerstörung (70 n. Chr.) änderte sich dieses alles. Jüdische Familien flüchteten nach Arabien und begründeten Lehrhäuser, die mit dem Lehrhaus in Tiberias in Verbindung standen. Anfangs war der jüdische Einfluß in Südarabien so gewaltig, daß um 500 n. Chr. der Fürst Abu Kariba Assad Tobban mit seinem Stamm zum Judentum übertrat. Sein Enkel Jussuf (520—30) ließ nun aus Rache für die Behandlung der Juden im byzantinischen Reich einige christliche Kaufleute hinrichten. Darauf unternahm der Negus von Äthiopien einen Rachezug gegen ihn. Das jüdische Reich wurde zerstört und Tausende von Juden hingeschlachtet.

Diese Katastrophe kann kaum anders erklärt werden als durch einen tiefgehenden Haß der überwiegend heidnischen und christlichen Bevölkerung im Lande selbst gegen die jüdische Herrenschicht. Auch Graetz stellt die Lage so dar.

Zu der gleichen Zeit wurde die starke Judengemeinde in Jatrib (Medina) von den Arabern aufgerieben; die Überlebenden wurden „Schutzgenossen" (Clienten) arabischer Stämme. Also auch dort sank die Gefühlskurve plötzlich herab; die Periode des Hasses war im Gange.

Zu Mohammeds Zeit waren die Juden in Arabien immer noch mächtig und einflußreich. Anfangs stand er mit ihnen auf freundschaftlichem Fuß, dann aber brach grimmigste Feindschaft aus, die sich in Kriegen mit jüdischen Beduinenstämmen, in Mordversuchen gegen den Propheten, in dauernder Aufhetzung arabischer Stämme gegen ihn äußerte. Mit dem Sieg des Islams unter Omar brach eine Zeit schwerster Verfolgungen aus, die mit Vertreibung der Juden aus Mittelarabien endete. Sie wurden in Kufa am Euphrat angesiedelt.

Man sollte meinen, daß ein gegenseitiger Haß der Araber und Juden nunmehr in den eroberten Ländern — Babylonien, Iran usw. — nachweisbar gewesen wäre. Genau das Gegenteil ist der Fall; eine neue Gefühlskurve mit starker Begünstigung der Juden kam zur Entwicklung.

Der jüdische Exilarch entfaltete als fast selbständiger Fürst eine bedeutende Macht, und die Lehrhäuser in Sura und Pumbadita waren in vollstem Betrieb. Allein nach starker Kulturblüte trat allmählich ein völliger Verfall ein, und gleichzeitig entwickelte sich die bekannte Periode des Hasses und der Verfolgungen. Der letzte Exilarch wurde von den haßerfüllten Mohammedanern ermordet, und aus Furcht vor weiteren Verfolgungen ließen die Juden diese Fürstenwürde eingehen (um 940 n. Chr.). Das Lehrhaus in Sura verfiel ganz, und im Jahre 1040 endete auch die Hochschule in Pumbadita. Ihr letztes Oberhaupt, das auch die Würde eines Exilfürsten wieder beanspruchte, wurde nach zweijähriger Regierung bei Hofe angeklagt und hingerichtet. Damit endet die glanzvolle Zeit des Judentums in Babylonien und seitdem war es im Orient dauernd unterdrückt.

In Ägypten war es bereits im Jahre 1008 zu schweren Verfolgungen gekommen, die bis 1020 anhielten. In dem dortigen Fatimidenreich kam der Gefühlszyklus mit völliger Unterdrückung der Juden zum Abschluß. In derselben Zeit aber war in Spanien unter der maurischen Herrschaft ein neuer Gefühlszyklus entstanden, und eine erstaunliche Kulturblüte erreicht worden. Doch wenden wir uns zuerst dem frühmittelalterlichen Westrom zu.

8. Im frühmittelalterlichen Westrom bis zu den Karolingern

Die Sachlage in Italien war folgende. Die alte römische Bevölkerung war römisch-katholisch, die gotischen Eroberer dagegen Arianer. Bei ersteren waren die Juden meist verhaßt, und ohne Zweifel war gerade die katholische Geistlichkeit äußerst judenfeindlich. Dagegen nutzte die gotische Herrenschicht diesen Haß zu ihrem Vorteil aus. Die kapitalkräftigen Juden unterstützten daher ihre adligen Beschützer nach besten Kräften. Als die Ostgotenherrschaft durch Belisar gestürzt wurde, kämpften die Juden entschlossen auf ihrer Seite. Die siegreichen Byzantiner unterdrückten dann die Juden. Die Langobarden dagegen behandelten sie gut, mindestens verzichtete damals das Papsttum auf alle Zwangstaufen.

In Spanien lagen die Verhältnisse während des Bestandes des römischen Reiches ursprünglich für die Juden überaus günstig. In Massen waren sie dorthin eingewandert, und der Gefühlszyklus begann ganz normal mit starker Begünstigung der Juden. Granada und Tarragona waren ausgesprochene Judenstädte. Cordoba hieß Ruta al Jahud. Die christlichen Iberer lebten in harmlosem Verkehr mit ihnen. Ehen zwischen Christen und Juden waren nicht selten. Dann aber setzte die Periode des Hasses ein, und zwar unter Führung der katholischen Kirche. Die Synode von Illiberis, bei Granada gelegen, trat zuerst gegen die Mischehen und die Einsegnung der Felder der Christen durch Rabbinen ein.

Nach der Eroberung Spaniens durch die Westgoten bildeten sich die gleichen Verhältnisse wie in Italien zur Zeit der Ostgoten heraus, d. h. die arianische adelige Herrenschicht unterdrückte die römisch-katholische Unterschicht und benutzte zu diesem Zwecke die Juden und ihr Geld. Der Haß

gegen letztere stieg daher bis zur Siedehitze an. Als nun die Westgoten zur katholischen Kirche übertraten, setzte eine ausgesprochene Periode der Unterdrückungen unter Aufstellung wichtiger Gesetze ein. Allein da ein Teil des Adels — gegen die königlichen Gebote — die Juden unterstützte, mußten die Gesetze immer wieder erneuert werden. So zog sich denn diese Periode wechselnder Unterdrückung, Duldung und Begünstigung von ca. 589 bis 711 hin, als die Mohammedaner das Westgotenreich über den Haufen warfen. Wie so häufig haben auch hier die unterdrückten Juden Hochverrat geübt. Sie riefen die Mauren ins Land, unterstützten sie mit Geld, Waffen, Kriegsmaterial, öffneten ihnen die Tore der Festungsstädte und waren somit an der schnellen Eroberung Spaniens und Südfrankreichs wesentlich beteiligt.

Frankreich und Burgund besaßen seit der Eroberung Galliens durch Cäsar eine starke Judenbevölkerung. Massilia nannte man eine hebräische Stadt, auch Narbonne und Beziers waren Judenstädte. Ihr Verhältnis zu den Einwohnern war in der christlichen Zeit anfangs gut. Unbeschränkt übten sie Ackerbau, Gewerbe und Handel aus, besaßen eigene Schiffe, waren Ärzte und Krieger. Ehen mit Christen waren häufig. Allein wie immer begann die aufsteigende Kurve unter Entwicklung von Haß und Verfolgungen zu sinken. Auf dem Konzil zu Vannes im Jahre 465 traten die ersten Anzeichen des Umschwungs ein; die Konzile von Orleans im Jahre 538 und 545 brachten harte Bestimmungen gegen gemeinsame Gastmähler mit Christen und gegen Proselytenmacherei.

Während in Burgund frühzeitig eine Scheidewand zwischen Juden und Christen aufgerichtet wurde, entwickelte sich in Frankreich der Judenhaß langsamer, dafür aber um so gründlicher. Unter Childebert I. wurden die Staatsgesetze antijüdisch. Im Jahre 576 fanden in Clermont so schwere Verfolgungen statt, daß die Juden nach Marseille flüchteten.

Das Konzil von Macon (581) brachte scharfe Einschränkungen gegen die Gleichberechtigung der Juden. Sie sollten z. B. nicht mehr Richter und Steuerpächter sein. Unter den Merowingerkönigen war die Lage der Juden dauernd gedrückt, der Gefühlszyklus hatte das übliche Ende erreicht. Die Karolinger, die das merowingische Königshaus stürzten, fanden daher eine wirksame Stütze an den Juden und ihrem Gelde. Ein neuer Gefühlszyklus nahm mit dem Beginn des Karolingerreiches seinen Anfang. Pipin und Karl Martell, ganz besonders aber Karl der Große behandelten sie gerecht, unparteiisch, ohne Bevorzugung. Beschränkungen legte letzterer ihnen eigentlich nur insofern auf, als er ihnen den Handel mit Getreide und Wein verbot. Er benutzte sie sogar für politische Zwecke. So begleitet ein Jude Isaak die fränkische Gesandtschaft an den Hof Harun al Raschids.

Unter Karls schwachem und beschränkten Sohn, Ludwig dem Frommen, und seiner judenfreundlichen Gemahlin Judith brach für die Juden geradezu ein goldenes Zeitalter an. Sie wurden von Kaiser und Adel derartig begünstigt, daß damals bereits bei Volk und Kirche die Flamme des Hasses bedrohlich emporloderte. Der Bischof Agobard von Lyon war die Seele des Widerstandes. Karl der Kahle war noch judenfreundlich; seit Karl

dem Einfältigen aber entwickelte sich jene Periode, in der die Juden als Schützlinge — Kammerknechte — der Fürsten und des Adels während des größten Teiles des Mittelalters eine ganz eigenartige Rolle spielten, die später dargestellt werden soll.

9. Die Juden im maurischen Spanien

Der Hochverrat, den die Juden beim Untergang des Westgotenreiches verübten, trug nach Graetz nicht die Früchte, die sie wohl erwartet hatten. Statt sofort mit Ehren und Staatsämtern überschüttet zu werden, wurde ihnen keine bessere Stellung als den Christen eingeräumt. Ob ihre Stellung geradezu gedrückt war, ist zweifelhaft. Zweifellos waren sie aber enttäuscht, und es fand eine erhebliche Auswanderung z. B. nach Afrika statt. Trotzdem entwickelten sich starke jüdische Gemeinden in allen größeren Städten. Erst mehr als 200 Jahre später begann der Aufstieg.

Nach dem Absterben des Lehrhauses von Sura gelangten um 948 n. Chr. Schüler des berühmten Gelehrten Saadia nach Cordoba und Narbonne. Damit erhielt das geistige Leben der jüdischen Gemeinden in Spanien einen starken Anstoß. Damals war — seit 941 — ein bedeutender Mann, Abu Jussuf Chasdai Ibn Schaprut aus der Familie Esra, Minister des Äußeren am Hofe des Kalifen Abdul Raman III. Seinen gewaltigen Einfluß benutzte er, um nach jeder Richtung hin seinen Glaubensgenossen in Spanien eine bevorzugte Stellung zu verschaffen. Das gelang. So begann denn unter den Mauren in Spanien erst nach fast 250 Jahren mit steilem Aufstieg die Periode der Begünstigung, und gleichzeitig eine beachtenswerte Kulturblüte. Die jüdische Dichtkunst blühte auf, jüdische Ärzte waren angesehen und eine Reihe bedeutender religiöser Gelehrter trug zur Entwicklung wichtiger Lehrhäuser bei.

Nach dem Tode von Ibn Schaprut, der 1020 in Cordoba starb, entfaltet sich das Judentum in Granada. Der Berberstamm der Sinhadja hatte dort im Jahre 1020 ein Reich gegründet, und ein Jude Ibn Nagrela wurde in ihm allmächtiger Staatsminister (1027—55). Sein Sohn Joseph wurde sein Nachfolger. Unter diesem entflammte bereits der Haß der Mohammedaner lichterloh. Joseph wurde im Jahre 1066 ermordet, und an demselben Tage sollen angeblich 1500 jüdische Familien abgeschlachtet worden sein. Diese Verfolgung gab in dem ganzen islamischen Spanien das Zeichen zu schweren Bedrückungen der Juden.

Der Gefühlszyklus endete also auch hier jäh mit Knechtung. Diese lastete um so schwerer auf den Juden, als in der nun folgenden langen Periode der Rückeroberung durch die Christen dauernd und ganz offensichtlich die Juden diese Rückeroberung begünstigten und Verrat an Verrat reihten. Es scheint aber, daß die Juden trotzdem die Almorawiden — so hieß das damals in Granada herrschende Haus — unterstützten, da sie von diesen verhältnismäßig gut behandelt wurden. Alles in allem endete aber doch der Gefühlszyklus im maurischen Spanien mit einer Unterdrückung der Juden. Dafür war im Jahre 1085 unter der Regierung Alfonsos VI. von Castilien der neue Gefühlszyklus im christlichen Spanien in vollem Gange.

10. Die Juden im christlichen Spanien

Mit dem Hochverrat, den die Juden an den Mohammedanern durch den Übergang zu den Christen verübten, begann sofort ein steiler Anstieg der Gefühlskurve. Die christlichen Fürsten brauchten die gewandten, gebildeten und sprachkundigen Juden so dringend als Diplomaten und Finanzleute, daß sie sie trotz des Einspruches der Päpste nicht nur schützten, sondern ihnen sogar die höchsten und wichtigsten Staatsämter anvertrauten. Einfluß, Macht und Reichtum der Juden stiegen ganz gewaltig, aber auch der Haß der Kirche machte sich frühzeitig bemerkbar. Allein entsprechend ihrer großen Bedeutung, die sie in dem Kampf auf Leben und Tod besaßen, den Islam und Christentum damals in Spanien führten, gewannen sie immer wichtigere Privilegien. So besaßen sie z. B. Selbstverwaltung mit eigener peinlicher Gerichtsbarkeit (Todesstrafe), und obendrein standen ihnen alle christlichen Ämter offen. Diese Periode der Begünstigung zog sich lange hin, obwohl die Päpste energisch dagegen protestierten. In allen fünf Königreichen waren sie völlig obenauf. Toledo besaß z. B. eine Gemeinde von 12000 Seelen. Ihr Einfluß auf Fürsten und Adel war groß, aber oft genug gab es ein antijüdisches Wetterleuchten, und zuweilen flammte ein Blitzstrahl herab, der nicht selten Menschenleben vernichtete. So fiel im Jahre 1180 bei einem Pogrom der Religionsphilosoph Abraham Ibn Daud der Volkswut zum Opfer, und um dieselbe Zeit ermordeten Ritter vor den Augen des Königs Alfonso VIII. seine jüdische Geliebte Rahel.

Unter Don Pedro (1350—1369) erreichte der Einfluß der kastilianischen Juden den Höhepunkt. Gleichzeitig brach aber der Haß gegen sie immer stärker durch. Wiederholt kam es zu leidenschaftlichen Ausbrüchen der Volkswut. Das Parlament — die Cortes — war der Führer dieser antijüdischen Bewegung, so z. B. im Jahre 1371. Als im Jahre 1379 während der Krönungsfeier von Juan I. von Kastilien der bei den Christen wegen seiner Gerechtigkeit sehr beliebte, von den Juden aber gehaßte jüdische Obersteuerpächter Pichon von seinen Glaubensgenossen ermordet wurde, flammte der Haß besonders stark empor. Die Katastrophe brach aber erst im Jahre 1391 herein (am 15. März), als der Erzdekan von Sevilla, Martinez, zum Angriff gegen die Juden geradezu aufforderte. Zahlreiche Juden wurden in Sevilla getötet, aber der Adel trat schützend vor sie. Drei Monate später wurde das Judenviertel in Sevilla verbrannt. 3000 Menschen sollen damals getötet worden sein, die übrigen ließen sich taufen. Von Sevilla aus wälzte sich das Judengemetzel über Spanien hin. Ein großer Teil der Juden trat zum Christentum über, Tausende wurden getötet. Seit jener Zeit war Spanien von widerwilligen Neuchristen, Scheinchristen, Marranen (= Verdammten) überschwemmt.

Zum Teil entstanden in diesen Neuchristen den Juden furchtbare Feinde, indem die Getauften sich voll Haß gegen ihre ehemaligen Glaubensgenossen wandten. Sie waren deshalb so gefährlich, weil sie alle Geheimnisse und Schliche der Juden kannten. Damit begann ein neuer Abschnitt in der Phase des Hasses und der Verfolgung, die sich in dem Gefühlszyklus der spanischen Geschichte lange hinzieht. Immer tiefer stürzte der Haß die Juden ins Elend,

und die ehemalige bevorzugte Stellung verwandelte sich gründlich in Knechtschaft. Ghetto, Judentracht, Verbot der Handwerke und des Handels mit Christen, Aufhebung der eigenen Gerichtsbarkeit, Verbot der Bekleidung von Ämtern und Ehrenstellen — alles wurde ihnen genommen. Der Haß richtete sich aber gegen die Scheinchristen fast noch mehr als gegen die Juden. Jene waren ganz besonderen Verfolgungen ausgesetzt, und unter dem Einfluß des doppelten Hasses kam es schließlich zu der endgültigen Ausweisung der Juden aus Spanien und Portugal (1482) und zu der Einführung der Inquisition gegen die Scheinchristen (1481).

Man kann sich von den inneren Kämpfen in Spanien und Portugal, die das ganze Land bis ins Mark erschütterten, kaum eine Vorstellung machen. Die Durchführung der Ausweisung der Juden und die Einführung der Inquisition war eine gewaltige Leistung des Königtums und der Kirche. Denn die mit fast allen Adelsgeschlechtern verschwägerten Juden, die etwa ein Fünftel bis ein Viertel der Gesamtbevölkerung ausmachten, brachten nicht nur jene einflußreichen Kreise in Bewegung, sondern jüdisches Geld bestach auch die Päpste, die römische Geistlichkeit, die Beamten. Fremde Völker — Mauren, Türken — wurden aufgehetzt. Es war ein gigantischer Kampf, wie einst im römischen Reich, als das Judentum in Palästina niedergerungen wurde. Aber es half kein Gold, keine Verhetzung, die Juden unterlagen, mußten Spanien räumen und wandten sich besonders nach dem Osten, nach der Türkei und Palästina, aber auch nach Nordafrika, Südfrankreich und Italien. Aber von za. 2½ Millionen Juden wanderten nur 300 000 aus, die Hauptmasse ließ sich taufen. Gegen diese Scheinchristen wandte sich nun noch fast 200 Jahre lang die Inquisition mit ihren Scheiterhaufen. Die Kirche siegte, die Kinder der Scheinchristen wurden schließlich echte Spanier bezw. Portugiesen.

11. Die Juden in Frankreich, England, Italien, Deutschland während des Mittelalters

Die Verhältnisse in den deutschen oder von germanischen Völkern eroberten Ländern des alten römischen Reiches zeigen mancherlei Übereinstimmungen. Die Gefühlskurven schwanken auf und nieder und jahrhundertelang zieht sich die Phase des Hasses, der Verfolgungen und Begünstigungen hin. In England und Frankreich, die sich zu einheitlichen Reichen zusammenschlossen, erfolgte schließlich eine endgültige Austreibung der Juden. Nicht so in dem politisch zersplitterten Italien und Deutschland. Dort waren die Gegensätze zwischen den Einzelstaaten so groß, daß die Juden immer irgendwo Unterschlupf fanden. Allein wenn auch keine Austreibung erfolgte, so fand doch die beginnende Neuzeit, also rund 1500, die Juden überall in tiefster Erniedrigung.

Die übereinstimmenden Charakterzüge in dem Verhältnis zwischen Nichtjuden und Juden jener Länder beruhen einmal auf der übereinstimmenden staatlichen Organisation — dem Lehnswesen —, sodann auf gewissen gemeinsamen geschichtlichen Erlebnissen wie den Kreuzzügen und dem Todeszug der Pest, des „Schwarzen Todes“.

Das Lehnswesen und der damit verbundene staatliche Aufbau hatte zur Folge, daß die Juden gleichsam Vasallen, Schutzbefohlene, Kammerknechte der Fürsten und mächtiger Adeliger wurden. Anfangs bedeutete dieses Verhältnis einen Schutz für die Juden gegen den von Geistlichkeit, Bürgern und Bauern genährten Haß, allein dieses Schutzverhältnis verwandelte sich später in Leibeigenschaft. Die Juden wurden Hörige der Fürsten, der Bischöfe, des hohen Adels und wurden von diesen dazu benutzt, aus den Bürgern und Bauern Geld herauszuziehen. Dann und wann wurde der „jüdische Geldschwamm" von den Fürsten ausgepreßt in die Tasche des „Schutzherrn" hinein. Damit wurden überaus unerfreuliche Verhältnisse geschaffen. Denn es entwickelten sich ganz üble Konflikte zwischen weltlichen und geistlichen Fürsten, sowie den mächtigen Adligen einerseits und dem armen Adel, den Bürgern und Bauern und der niederen Geistlichkeit andererseits. Notwendigerweise mußte ein furchtbarer Haß gegen die Juden Platz greifen, und dieser kam gelegentlich zum Ausbruch. Solche Ausbrüche waren zum Teil allgemeiner Natur, wenn nämlich der Anlaß gleichsam international war. Internationale Anlässe waren einmal die Kreuzzüge, die von schweren Judenverfolgungen begleitet waren. Es ist nicht uninteressant zu sehen, daß beim ersten Kreuzzug nicht nur der Adel, sondern auch das Bürgertum der Städte den Juden schützend zur Seite trat; während des zweiten Kreuzzuges aber war der Haß bereits so allgemein geworden, daß die Städte den Schutz versagten.

Ferner gab der „Schwarze Tod" allgemeinen Anstoß zu schwersten Judenverfolgungen, wie auch der Einfall der Mongolen, die die Juden nach der Auffassung des Volkes verräterischerweise begünstigt haben sollten. Jedenfalls war der Verlauf des Hasses gegen die Juden überall der, daß das Volk gegenüber den Fürsten die Niederwerfung der Juden ertrotzte. Überall vollzog sich dieser Vorgang unter starken Schwankungen. Im einzelnen war der Abschluß in den verschiedenen Ländern verschieden. In England und Frankreich — also in den beiden national geeinigten Staaten — erfolgte, wie bereits erwähnt, eine völlige Ausweisung der Juden. Dagegen verhinderte die Kleinstaaterei in Deutschland und Italien eine solche restlose Entfernung. Allein am Ende des Mittelalters (1500 n. Chr.) waren überall die Juden geknechtet. Ghettozwang, besondere Kleidung und Barttracht, Handelsbeschränkung, schlechte Behandlung waren streng durchgeführt. Für Ungarn galt dasselbe; nur zwei Länder machten damals eine Ausnahme: Polen und die Türkei. In ihnen waren besondere Gefühlszyklen in Entwicklung, die wir nunmehr noch kurz ins Auge fassen müssen.

12. Die Juden in der Türkei

Während im 15. Jahrhundert die Juden der arabisch-islamischen Länder überall unterdrückt wurden, begann in der Türkei ein neuer, mächtig anschwellender Gefühlszyklus. Die im byzantinischen Reich unterdrückten Juden halfen überall den vordringenden Türken, das ihnen so verhaßte Ostrom zu zerstören. Die aus Spanien vertriebenen Juden wandten sich nun hauptsächlich nach der Türkei und Palästina-Ägypten. Saloniki wurde damals eine

ausgesprochene Judenstadt. Einen schwindelnden Aufstieg erreichte aber die Kurve, als ein geflüchteter portugiesischer Marrane, Joseph Nassi (1566—1590), die rechte Hand Solimans des Großen und Selims wurde. Dieser Sultan ernannte ihn zum Fürsten von Naxos und begünstigte ihn mit Recht. Denn dank seiner genauen Kenntnisse der europäischen Staaten und Höfe und dank der Unterstützung seiner Glaubensgenossen in Westeuropa konnte Joseph ein ausgedehntes Spionagesystem einrichten. Außerdem bauten die Juden in der Türkei Fabriken für Kriegsmaterial, und Nassi war der geistige Führer des großen Angriffskrieges, den die Türken damals gegen Mittel- und Westeuropa begannen. Das Judentum erlangte damals in der Türkei eine erstaunliche Machtstellung. Aber bereits zu Nassis Zeit begann das antijüdische Wetterleuchten. Mit dem Tode Selims (1574) wurde Joseph Nassi gestürzt. Zunächst blieb der jüdische Einfluß auf den neuen Sultan Murad III. noch erhalten, da dieser den Ostjuden Salomo Aschkenasi zu seinem Minister machte, allein bald kam der endgültige Absturz. Grätz schreibt hierüber lakonisch (Band III S. 291): „Der Glanz der türkischen Juden erlosch wie ein Meteor. Erpressungen, Plünderungen, offenbare Gewalttätigkeiten der Paschas gegen die Juden in den Provinzen fingen auch da an alltäglich zu werden, seitdem sie eines kräftigen Schutzes in der Nähe des Sultans entbehrten."

Kürzer und klarer kann man dem jähen Abschluß des Gefühlszyklus in der Türkei nicht gut Ausdruck verleihen!

13. Die Juden in Polen

Seit dem frühesten Mittelalter betrieben die Juden einen schwunghaften Sklavenhandel, indem sie aus Osteuropa slawische Kriegsgefangene nach den Mittelmeerländern und namentlich nach dem maurischen Spanien ausführten. So faßten die Juden, zusammen mit deutschen Städtegründungen, frühzeitig in Polen festen Fuß. Im Jahre 1085 sind sie dort bestimmt nachweisbar. Da es keinen Mittelstand gab — Königtum nebst Adel standen schroff den Bauern und Leibeigenen gegenüber —, so übernahmen die Juden die Rolle des Mittelstandes. Bereits im Jahre 1264, unter Herzog Boleslav von Kalisch, nahmen sie eine bevorzugte Stellung ein und waren dem Adel geradezu unentbehrlich. Unter Kasimir dem Großen erwarben sie sich 1350 solche Vorrechte, daß sie die wirtschaftlichen und finanziellen Herren Polens wurden. In ihren Händen lag das Privileg des Brauens und des Ausschanks von Spirituosen. Sie waren die Steuereinnehmer, beherrschten den ganzen Handel und hatten ihre eigene Gerichtsbarkeit. Die Bauern waren ihnen schutzlos ausgeliefert.

Die Periode des Hasses brach daher frühzeitig los, aber König und Adel schützten die Juden. Zuweilen — so 1496 — gab es Rückschläge. Unter Kasimirs Sohn wanderten die Juden ins Ghetto und verloren ihre Privilegien; allein unter Sigismund (1508—1548) erhielten sie sie wieder zurück.

So dauerte denn die Periode der Begünstigung von oben und des Hasses von unten über 300 Jahre lang. Endlich stürzte die Gefühlskurve jäh herab.

Im Jahre 1638 begannen die Zaporoger Kosaken einen Aufstand unter Hinmorden der Juden und Polen. Dieses Abschlachten der Juden pflanzte sich mit elementarer Gewalt nach Polen und Litauen fort; 300 Judenstädte wurden damals verwüstet, so furchtbar war der Racheausbruch. Obwohl die deutschen, italienischen, türkischen Juden Gelder zur Unterstützung schickten, mußte ein großer Teil der polnischen Juden ins Ausland flüchten, nach Deutschland, Holland, Österreich, Ungarn, Böhmen.

Im Jahre 1686, während des Schwedenkrieges, kam es in Polen zu neuen Verfolgungen, weil man die Juden des Hochverrates beschuldigte. Später rief der polnische Adel die Juden wieder zurück, aber sie blieben dauernd in gedrückter Stellung, lebten in Schmutz und Elend, und seit der Zeit war Polen die unerschöpfliche Vorratskammer im Elend aufwachsender Ghettojuden. Damit war der letzte Gefühlszyklus, der sich in Europa bis zum Ende abspielte, beendet und zwar wie überall mit Unterdrückung der Juden. Inzwischen hatte aber ein ganz neuer Zyklus begonnen, der bis heute anhält und noch lange nicht abgeschlossen ist.

14. Der Zyklus der heutigen Judenemanzipation

Die Neuzeit und ihr erstes Jahrhundert (16.) fand das Judentum fast überall im Zustand der Unterdrückung. Nur Polen und die Türkei bildeten anfangs noch eine Ausnahme. Die Wandlung trat ein, als Holland, ganz wesentlich unter dem Einfluß jüdischen Geldes, sich von Spanien losgerissen hatte. Grätz und Sombart sind sogar der Ansicht, daß ohne den Einfluß der Juden, ihres Geldes und ihres Unternehmungsgeistes, der Aufschwung in Holland nicht möglich gewesen wäre. Wie dem auch sei, Tatsache ist, daß in die neu entstandenen Generalstaaten vor allem Marranen aus Spanien und Portugal einwanderten, und daß dort eine jüdische Kulturblüte sich entfaltete, die auf geistigem Gebiet durch Namen wie Spinoza und Uriel Acosta gekennzeichnet wird. Unter Ludwig XIV. öffnete sich wieder Frankreich den Juden, unter Cromwell auch England. In diesen so überaus aufstrebenden Ländern entwickelten sich die Westjuden — die SephardeN — ganz gewaltig, während man die Einwanderung der Ostjuden, die damals aus Polen vertrieben wurden, geradezu mit feindseligen Gefühlen betrachtete. Solche Gefühle teilten selbst die Sepharden, z. B. in Frankreich.

Ganz entgegengesetzt zu dem bisherigen Gang der Geschichte entstand keine neue Kurve des Hasses — eine bemerkenswerte Ausnahme. In Mitteleuropa blieb — von reichen jüdischen Häusern, Banken usw. abgesehen — das Judentum verarmt und verkam geistig. „Die Verwilderung" nennt Grätz diese von 1700—1760 reichende Periode, in der der Geist des polnischen Talmudjudentums das innere Leben der Juden beherrschte.

Auf diese Periode des Absturzes begann seit der Mitte des 18. Jahrhunderts das Ansteigen der neuen Gefühlskurve, die zu der heutigen Emanzipation führte. Die Umwandlung der rein religiösen Weltanschauung in eine philosophisch-naturwissenschaftliche, die politischen Umwälzungen, die mit der französischen Revolution einsetzten, die innere soziale Umgestaltung der europäischen Kulturvölker war mit einer nach der langen Periode der Unter-

drückung und Verachtung geradezu unglaublich erscheinenden Begünstigung des Judentums verbunden.

Der geschichtliche Gefühlszyklus, der in Europa um 1750 mit der Entwicklung der philosophisch-naturwissenschaftlichen Weltanschauung einsetzte, hat bisher genau den gleichen Verlauf genommen wie nunmehr seit mindestens dreitausend Jahren. Mit überraschender Geschwindigkeit hat die Begeisterung, die man den Juden entgegenbrachte, einer scharfen Abneigung Platz gemacht und namentlich seit dem Weltkrieg hat fast auf der ganzen Erde eine Phase des Judenhasses begonnen, die immer bedrohlicher wird.

Bisher ist die Entwicklung des Gefühlszyklus genau so wie früher vor sich gegangen. Was ihn aber von allen früheren unterscheidet, ist die fast allgemeine Verbreitung über die ganze Welt, und das Ziel des Kampfes, den das bolschewistische Judentum laut verkündet, ist die Weltrevolution.

Es handelt sich bei der Betrachtung des Judentums und seiner Bedeutung für die Menschheit um so gewaltige Fragen, daß wohl kaum ein anderes Problem die gleiche Wichtigkeit besitzt. Denn unsere ganze Kulturentwicklung wird von dieser jüdischen Weltrevolution bedroht. Es handelt sich für unsere europäische Kultur im weitesten Sinn um Sein oder Nichtsein. Also ist die Frage wichtig genug.

V. Abschnitt

Bisherige Auffassungen

Der vorige Abschnitt in seiner gänzlich neutralen, lediglich Tatsachen bringenden Darstellung enthüllt uns ein Trauerspiel von erschütternder Gewalt. Wir sehen, daß das jüdische Volk seit fast 1900 Jahren ruhelos umhergestoßen wird und wie ein unheilbringender Nibelungenschatz zuerst ersehnt, bald aber mit Haß verflucht und verstoßen wird.

Daß es an Erklärungsversuchen nicht gefehlt hat, ist verständlich. Gewaltig ist die von diesem Thema handelnde Literatur sowohl von jüdischer wie von nichtjüdischer Seite, aber ein Teil ist einseitig, parteipolitisch eingestellt — so die jüdische Darstellungsweise mit wenigen Ausnahmen —, ein anderer Teil möchte wohl gerecht sein, allein die Verfasser sind gar zu einseitig eingestellt: indem sie alle Erscheinungen auf eine einzige Ursache zurückführen wollen.

Im Nachfolgenden sollen lediglich berichtend — ohne persönliche Stellungnahme — die landläufigen Auffassungen einmal kurz zusammengefaßt werden.

1. Jüdische Auffassungen

Es ist eine nicht uninteressante Tatsache, daß es nur wenige Juden gibt, die auch nur den Versuch machen, dem Antisemitismus gegenüber sich neutral zu stellen, geschweige denn ihm eine Berechtigung anzuerkennen. Es muß auffallen, daß sogar Gebildete — selbst Gelehrte — jede Selbstbeherr-

schung verlieren und sogar zu Schimpfworten greifen, wie z. B. der bekannte Geschichtsschreiber Grätz, sobald sie von Judengegnern sprechen. Lombroso erklärt sogar alle Antisemiten für Syphilitiker. Daß mit solcher Kritik nur der Kritiker und seine Sache bloßgestellt werden, dafür scheinen die Herren keine Empfindung zu haben.

Wer sich dem Judentum gegenüber ablehnend verhält, oder auch nur nach wissenschaftlich-gerechter Beurteilung strebt, wird sofort als ungebildet, gehässig, moralisch und wissenschaftlich minderwertig hingestellt. Selten nur findet man jemand, der die Frage, ob die Juden in irgendeinem Punkte an dem Antisemitismus schuld sein könnten, überhaupt für diskutabel hält; einzig allein die bösen Nichtjuden seien schuld.

Die jüdische Religion sei eine Religion der allgemeinen Menschenliebe. Der Haß gegen die Juden sei lediglich religiöser Art — ein Religionshaß. Weil die Juden an Begabung, Bildung, Kulturfähigkeit und Sittlichkeit allen Nichtjuden weit überlegen seien, weil sie die zum weisen Regieren Geborenen seien, weil sie infolge von Sparsamkeit, Mäßigkeit, Einsicht, Selbstbeherrschung Reichtümer sammelten, erregten sie verbrecherischen Neid, Mißgunst, Haß. Wucher wäre den Juden im Grunde ihres Herzens verhaßt, aber da man sie vom ehrlichen Handel und Gewerbe ausgeschlossen habe, seien sie zu den schmutzigen Geldgeschäften gezwungen worden. Wenn man sie nicht daran hindern würde, wären sie auch Handwerker, Bauern usw. Mit Gewalt, ganz gegen ihren Willen, habe man sie ins Ghetto gesperrt und obendrein die Unschuldigen verfolgt und gemordet. Durch besondere Kleidung, Bärte, Hüte habe man sie in der Öffentlichkeit lächerlich gemacht, beschimpft, entehrt.

Gegenüber solchen Stimmen verschwindet die Zahl derjenigen, die den Versuch machen, unparteiischer zu urteilen. Es hat an solchen Männern nicht gefehlt. Dr. Fromer stand im Jahre 1905 auf dem Standpunkt, daß die Juden an ihrem Unglück, an der Feindschaft aller Völker selbst schuld seien. Diese Ansicht kostete ihm seine Stellung als Bibliothekar bei der jüdischen Gemeinde in Berlin. Nach dem Kriege hat er seine Meinung geändert. Weininger urteilt so scharf über seine Glaubensgenossen wie vielleicht kaum ein Nichtjude. Cheskel Zwie Klötzel schwelgt geradezu in dem hehren heiligen Haß, den jeder Jude gegen alles Nichtjüdische empfände. Man hat bei Cheskel den Eindruck, der ist vom Scheitel bis zur Sohle ein wirklich ehrlicher Mensch und der enthüllt offenherzig die wahren Gefühle der Juden gegen alle Nichtjuden. Daß er — ein Schüler eines jüdischen Lehrerseminars — sein Examen nicht gemacht hat, wird niemand überraschen.

2. Nichtjüdische Ansichten

Auffallen muß, daß zu den ausgesprochenen Antisemiten die hervorragendsten und sittlich hochstehendsten Männer gehört haben und noch gehören. Auch wird man kaum, oder doch nur selten in antisemitischen Schriften Gehässigkeit oder gar ordinäre Gesinnung finden. Besorgnis um das eigene Volk und Vaterland, um die Kulturhöhe, die Sittlichkeit — solche Empfindungen beherrschen die Gedankengänge jener Männer. Faßt

man alle die verschiedenen Gedankengänge und Vorstellungen zusammen, so könnte man hinsichtlich der Gegensätze zwischen Juden und Nichtjuden folgende Ansichten festlegen.

Anthropologisch sollen sich die Juden von allen anderen Menschen unterscheiden. Sie seien eine besondere „Rasse" und bei Vermischungen entständen stets Judenkinder. Die jüdische „Rasse" wäre unsympathisch, abstoßend und die wichtigsten Eigenschaften der Juden seien auf Rassenvererbung zurückzuführen.

Unangenehm in hohem Grad wirke das Benehmen der Juden, ihr lautes Auftreten, ihre Taktlosigkeit, Dreistigkeit, Aufdringlichkeit, Dickfelligkeit, ferner ihr Protzentum und ihre Parvenüallüren.

Die Charaktereigenschaften seien wesentlich andere als bei Europäern. So betont man mehr oder weniger regelmäßig den Mangel an ritterlichem Ehrgefühl, Übermaß an Eitelkeit und Hochmut, Mangel an physischem Mut, ferner unvornehme Gesinnung, Herrschsucht, Unduldsamkeit, Maßlosigkeit, Haß gegen alles Nichtjüdische, und im Anschluß an solche unerfreulichen Eigenschaften unlauteres Geschäftsgebaren und eine geschlossene wirtschaftlich-politische Organisation gegen alle anderen — eine Organisation, die sich in einer rücksichtslosen Begünstigung der Glaubensgenossen äußere.

Mit aller Bestimmtheit wird abgeleugnet, daß heutzutage — in der Zeit der naturwissenschaftlich-atheistischen Weltanschauung — ihre Religion irgend etwas mit der Abneigung gegen die Juden zu tun hätte. Im Mittelalter sei das anders gewesen, heutzutage spiele religiöse Intoleranz keine Rolle.

Unter Hinweis auf gewichtige geschichtliche Tatsachen wird betont, die Juden hätten sich ursprünglich selbst ein Ghetto geschaffen; erst aus der freiwilligen Abschließung sei später eine gezwungene geworden. Eine bestimmte Tracht aber habe schon Moses angeordnet. Landwirtschaft läge dem Juden nicht, auch nicht das Handwerk, und zum Wucher habe der Jude angeborene Lust und Neigung.

Hervorgehoben wird in anerkennenswerter Weise die starke Entwicklung des Verstandeslebens gegenüber dem Gefühlsleben und die große Begabung in wirtschaftlicher Hinsicht, auch das feste Zusammenhalten der Familien und das Familienleben selbst. Dagegen sei die Wirkung der Juden auf die Wirtsvölker verheerend, zersetzend, entsittlichend. Alle Leidenschaften und Laster — z. B. Sinnlichkeit und Habsucht — würden von ihnen hochgepeitscht, Haß und Unzufriedenheit gesät und zielbewußt durch Rat und Tat die Wirtsvölker ins Verderben gestürzt. Das Treiben der Juden sei geradezu verbrecherisch, und der Antisemitismus die notwendige Reaktion auf solche Schandtaten. Und obendrein bildeten sie — so sagten schon Fichte und Schiller — einen feindlichen „Staat im Staat".

Es braucht hier wohl nur kurz auf die Anschauungen hingewiesen zu werden, die namentlich seit dem Kriege so oft in der Öffentlichkeit behandelt worden sind, auf den Marxismus und Kommunismus, auf den jüdischen Geheimbund und die Logen, auf die Protokolle der Weisen von Zion, auf

den Bolschewismus und die proletarische Weltrevolution, auf den Weltkrieg und den Versailler Frieden — alles Organisationen bezw. Ereignisse, die mit aller Bestimmtheit auf jüdische Einflüsse zurückzuführen seien.

Man kann sich des Eindruckes nicht erwehren, daß die jüdische Frage überaus verwickelt ist und Probleme von so umfassender praktischer und wissenschaftlicher Bedeutung darbietet, wie wohl kaum eine andere menschliche Einrichtung. Hängt doch die Beurteilung der Weiterentwicklung unserer Kultur und damit der Menschheit ganz wesentlich von der Frage ab, wie das Judentum in seiner Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu beurteilen ist. Wenden wir uns daher der Frage zu, wie man das Judentum bisher zu erklären versucht hat.

3. Ergebnisse

An Versuchen, die Eigenart des Judentums und seiner Beziehungen zu den anderen Völkern zu erklären, hat es wahrlich nicht gefehlt, man darf wohl sagen, daß zwar manches für diese oder jene Anschauung spricht, daß aber doch wohl keine befriedigende Antwort gegeben worden ist. Bereits die Frage, was das Judentum sei, wird verschieden beantwortet, und zwar nicht nur von Nichtjuden, sondern auch von Juden selbst.

Die einen legen das Schwergewicht auf die Religion. Das Judentum sei eine Religionsgemeinschaft, und deren Eigenart bedinge die Eigenart seiner Mitglieder. Wenn man auch von solchen naiv-gläubigen Gemütern heutzutage wohl absehen darf, die einfach die Juden für das auserwählte Volk Gottes ansehen, das sich von allen anderen Völkern unterscheide — unterscheiden müsse, weil es eben von Gott zu etwas Besonderem bestimmt sei, das leidend und verfolgt den Kelch der Trübsal bis zur Neige leeren müsse, um dann schließlich über alle Bedrücker zu triumphieren, so sind ernsthafter jene Stimmen, die in dem religiösen Gesetz den Kern des Judentums und seines herben Schicksals erblicken.

Neuerdings wird — mehr noch als in früherer Zeit — betont, das Judentum sei ein nationaler Verband. Immer schon haben Nichtjuden die Juden einen Staat im Staate genannt — so Schiller, Fichte u. a. — und den Konflikt mit den Wirtsvölkern auf diesen unhaltbaren Zustand zurückgeführt, der dadurch entstände, daß die Juden beides gleichzeitig sein wollen, nämlich einmal mindestens gleichberechtigte Vollbürger des nichtjüdischen Staatswesens und obendrein alleinige Bürger eines heimlich fortbestehenden Judenstaates. Daß die Juden in erster Linie eine Nation seien, hat neuerdings Dubnow ausgeführt, und seine „Weltgeschichte des jüdischen Volkes" baut sich auf der Vorstellung auf, daß die Juden eine Nation seien, ein lebendiger staatlicher Organismus, und die Erforschung des sozialen Aufbaues dieses staatlichen Organismus behandelt er ganz wesentlich in seinem großen Werk. Solche Auffassung bringt das Problem in enge Fühlung mit der Völkerkunde, die ja ganz besonders die staatlichen und sozialen Organisationen der Völker zu behandeln hat.

Mit solchen Hinweisen auf Nation und Gesellschaftsorganisation wird das Problem freilich nicht gelöst, der Lösung höchstens der Weg gewiesen. Eine Nation ohne eigene Sprache, ohne eigene Kultur, ohne eigenes Volkstum, wie könnte man sie erklären? Wahrlich, das Problem wird immer schwieriger, geheimnisvoller!

Trebitsch erblickt als Grundzug des jüdischen Wesens den Mangel an eigener produzierender Arbeit und das überwiegende Vermittlerwesen als Kaufleute. In geistvoller Weise vergleicht er den Emanzipationsjuden mit den Freigelassenen Roms. Seine Hinweise enthalten viel Richtiges, allein die Grundfrage nach der Ursache jüdischen Wesens wird damit doch noch nicht gelöst.

Wahrmund und Sombart meinen, daß die Juden typische Wüstennomaden seien, ruhelos, heimatlos. Daher alle jene fremden Eigenschaften! Nun, einmal besteht der Grundzug jüdischen Wesens wohl kaum hauptsächlich in Rast- und Ruhelosigkeit, sodann aber sind die Eigenschaften der echten Nomaden aller Rassen — Araber, Kirgisen, Mongolen, Tataren, Kalmücken, Fulbe, Patagonier — alles andere als jüdisch. Selbst die nächsten Verwandten der Juden, die semitischen Araber, sind so unjüdisch wie nur möglich. Gänzlich „unjüdisch" waren obendrein die jüdischen Beduinenstämme Nordarabiens am Ende des Römerreiches, die bis zum Siege des Islams bestanden. Es waren echte, rechte Beduinen von genau denselben Charaktereigenschaften wie die arabischen sie besaßen.

Ferner sei auf die von manchen Juden vertretene Anschauung verwiesen, daß die Juden — geistig und kulturell — auf einer höheren Stufe der Entwicklung ständen als irgendein anderes Volk und daß sie deshalb sich von allen anderen Völkern unterschieden.

Schließlich durchhaut man heutzutage mit kühnem Schwertstreich den Gordischen Knoten des jüdischen Problems durch die Annahme, daß die Juden eine besondere Rasse seien, und daß die Eigenschaften, die Begabung, die Wirkung auf die Wirtsvölker einfach eine Folge der vorhandenen, seit Jahrtausenden vererbten Rasseeigenschaften seien. Andere meinen, die Juden seien eine Mischrasse mit unedlen — negroiden — Elementen. Daher die ungünstigen Eigenschaften. Man ist sogar auf den Gedanken gekommen, die Juden seien das Erzeugnis eines „Rassensumpfes". Sie seien das Gegenteil einer Rasse — eine „Gegenrasse".

Es liegt auf der Hand, daß das jüdische Problem sehr einfach zu lösen ist, wenn es ein Rassenproblem ist. Demnach hat die Untersuchung vor allem diese Frage zu klären. Stellt es sich heraus, daß die Juden eine selbständige Rasse bilden, so erübrigen sich weitere Forschungen; man könnte jedenfalls sagen: die Rassenverschiedenheit erkläre alles.

Da die Juden nur einen winzigen Bruchteil unter den vorderasiatischen Völkern bilden, so ist es klar, daß eine anthropologische Untersuchung, die auf die alten Juden Palästinas zurückzugehen hat, sich im Anschluß an einen Überblick über die anthropologischen Verhältnisse der Palästina umgebenden Länder aufbauen muß. Diese wird uns also zunächst beschäftigen müssen.

Zweiter Teil

Die rassenkundliche Seite des Problems

I. Abschnitt

Anthropologische Skizze der Rassen der Erde

Mit Rücksicht auf die Wanderungen der Völker und Rassen sowie auf die Einsickerung fremden, aus großer Ferne kommenden Blutes — z. B. durch Sklaveneinfuhr aus Afrika — ist es notwendig, bei der Betrachtung der anthropologischen Verhältnisse des Orients möglichst umfassend vorzugehen. Unsere Kenntnisse sind noch ganz unsicher, und die Anschauungen über die grundlegendsten Fragen gehen noch weit auseinander. Das wird ein Überblick über die Ansichten der beiden großen deutschen Anthropologen v. Luschan und Eugen Fischer zeigen.

1. v. Luschans Auffassung

v. Luschan geht von der Betrachtung regionaler Kreise von Völkern aus, so z. B. von denen Europas, Afrikas und Vorderasiens.

In Europa unterscheidet er eine langköpfige und eine kurzköpfige Gruppe, beide schlichthaarig.

Zu den Langköpfen gehört die blonde, blauäugige, nordische Rasse, die er für den Träger der indogermanischen Sprachen hält, ferner die mediterrane Rasse — braunhaarig, braunäugig, mittelgroß bis klein = Günthers Westrasse.

Die Kurzköpfe setzen sich aus dem Alpenmenschen und der „slawischen" Rasse zusammen. Die Dinarier mit ihrem hohen, hinterhauptlosen Schädel und dem langen, großnasigen Gesicht behandelt er nicht näher, er erklärt sogar das Vorhandensein einer eigenen dinarischen Rasse für zweifelhaft und ist geneigt, sie für eine Abart des Alpenmenschen zu halten oder vielleicht gar für den Alpenmenschen = Günthers Ostrasse. Die Slawen — wohl = Ostbaltische Rasse — hätten Rundköpfe und breite Gesichter. Die Kurzköpfe seien aus Asien gekommen.

Die Centumabteilung der indogermanischen Sprachen hält er für die ursprüngliche, die Satemabteilung sei aus jener unter der Einwirkung asiatischer Sprachen sekundär entstanden. Die Basken seien anthropologisch nicht von den Nachbarn zu unterscheiden; ihre so fremdartige Sprache könnte der Alpenrasse angehören, aber Sicheres sei nicht bekannt.

In Vorderasien unterscheidet er neben den negriden Elementen — Sklaveneinfuhr! — die blonden, blauäugigen, langschädeligen Kurden als ursprünglich reine Nordländer mit indogermanischer Sprache, die aber namentlich im Iran ganz armenoid geworden sind, ferner die überaus wichtige armenoide Rasse mit hohem, hinterhauptlosem Schädel, großer Adlernase, langem großem Gesicht (Abb. 3). Zu ihnen gehören außer den Armeniern die kleinen Gebirgsvölker mit eigenartiger uralter Religion, wie Drusen,

Maroniten, Ansarije (= Nosairier), Jesiden, Tachtadsch und Bektasch, in Kleinasien, ferner die Perser.

Die Araber setzen sich aus semitischen Langschädeln und armenoiden Kurzschädeln zusammen, gemischt mit Berber-, Neger-, Hamitenblut.

Die Armenier sind ganz überwiegend armenoid. Es kommen zwei Nasenarten vor, die große Hakennase und eine große, hohe, gerade Nase. Einige südpersische Armenier, die er sah, hatten Ähnlichkeit mit Drawida und Beludschen.

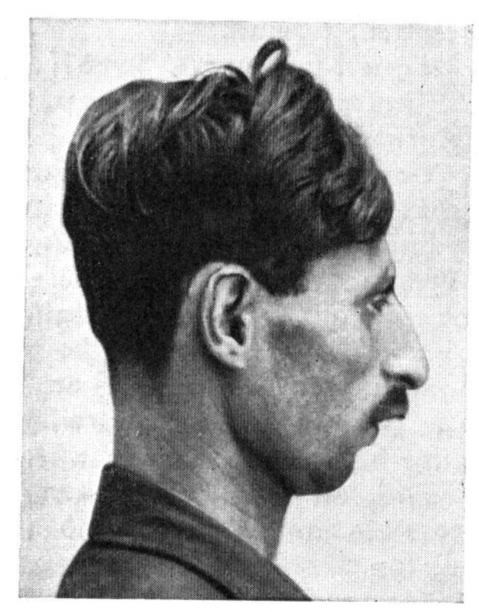


Abb. 3. Syrer aus Nazareth
ausgesprochen armenoider Typus

Die Sumerer wären keine Semiten. Ed. Meyer meint, sie ständen den Hethitern nahe. Auf Grund der Porträtköpfe denkt Luschan an Mediterranier.

Alles zusammenfassend meint Luschan bezüglich der Bevölkerung Vorderasiens, es habe eine armenoide brünette Urbevölkerung mit großen Nasen gegeben, die wohl aus breitköpfigen Innerasiaten entstand. Sodann muß einmal — wann? — die mediterrane Rasse eingewandert sein.

Um 2000 v. Chr. erschien in Kleinasien die blonde, blauäugige Nordrasse. Aus diesen drei Elementen entstanden die heutigen Völker.

Eine Kurvendarstellung der Schädelindizes von Juden, Griechen und Türken ergibt eine Zusammensetzung aus einem extrem langköpfigen Element (nordisch-mediterran) und einem extrem kurzköpfigen (armenoid). Bei Juden und Türken überwiegt letzteres, bei den Griechen ersteres. Sprachlich können die Armenoiden unmöglich zu den Indogermanen gehört haben, obwohl das Armenische und Persische jetzt indogermanisch sind. Die Ursprache der Armenoiden ist unbekannt. Ihr Verhältnis zu der von Forrer aus den Boghasköi-Tontafeln erkannten Sprachen — Protohattisch, Baläisch, Luwisch, Harrisch — ist unbekannt. Die kanisische Sprache aber ist indogermanisch und hat wohl zu den Kurden Beziehung.

Für Afrika nimmt Luschan sehr einfache Verhältnisse an. Die Urbewohner waren die Pygmäen mit Kraushaar und negerähnlich. In Nordafrika aber ist die hamitische Rasse, deren Sprache das Hamitische ist, heimisch. Unter Vermischung der Hamiten (Altägypter, Guanchen, Berber, Somali, Galla) mit Pygmäen entstanden die Neger.

2. Eugen Fischers Anschauung

E. Fischer geht von „anthropologischen Kreisen" aus. Sein erster Kreis ist der europäisch-vorderasiatisch-mediterrane Kreis. In Europa unterscheidet er vier Rassen, die blonde, blauäugige, langköpfige nordische Rasse, den brünetten Rundkopf = Alpine Rasse (Günthers Ostrasse), die langköpfige, brünette, mediterrane Rasse (Günthers Westrasse) und den turmschädeligen, hochgewachsenen, großnasigen, langgesichtigen, braunen Dinarier. Aus der Vermischung dieser Rassen entstanden Mischrassen, wie z. B. die blonde rundköpfige „subnordische Rasse" (= slawische Rasse v. Luschans, ostbaltische Rasse der Schweden) und die am Kanal und an der Nordsee-

küste wohnende „atlanto-mediterrane Rasse": groß, brünett, subdolichokephal u. a. m. Die Slawen hält Fischer für mit Mongolen gemischte Nordländer.

Vorderasien wird im Norden von der vorderasiatischen (= armenoiden) Rasse — verwandt mit den Dinariern — bewohnt, im Süden (Arabien) von der orientalischen, die der mediterranen ganz nahe steht; nur ist die Nase gebogen, schmal.

Dazu kommt die Nordische Rasse, z. B. in den alten Amoritern.

Hinsichtlich der seelischen, rassenmäßig bedingten Eigenschaften gibt Fischer folgende Darstellung.

Von der Vorderasiatischen sagt er: „Besondere Tatkraft und Energie fehlt. Phantasiebegabung tritt auch nicht hervor. Dagegen ist Klugheit, Berechnung, Scharfsinn deutlich zu erkennen. Auf die Fähigkeiten, andere zu durchschauen, Menschen und Situationen auszunützen, scheinen viele Erscheinungen im Leben dieser Rasse (bzw. ihrer Mischprodukte) zurückführbar. Die orientalische Rasse ist hochbegabt. Sehr intelligent, energisch und zäh ausdauernd, vorschauend und organisierend, verfügt sie über Erfinder und Denker. Die Phantasie und künstlerische Begabung sind nicht gerade gering, aber auch nicht hervorragend, die musikalische Anlage groß. Sehr groß ist das Gemeingefühl, die Kunst sich unter- und einzuordnen, noch größer die Fähigkeit, Fremdes anzunehmen und wiederzugeben, zu suggerieren, auf andere zu wirken."

Es macht den Eindruck, als folgere E. Fischer alle diese Fähigkeiten und Eigenschaften beider Rassen aus den heutigen Juden Europas.

Die Semiten hält er für ein Mischprodukt aus vorderasiatischer und orientalischer Rasse nebst nordischer Beimengung.

Wesentlich anders als v. Luschan denkt sich E. Fischer den anthropologischen Aufbau der Afrikaner.

Die ganze große Hamitengruppe sei lediglich eine Mischung von Mediterraniern — z. T. auch von „Orientalen" und daneben „Vorderasiaten" — mit Negern, nicht aber eine eigene Rasse. Die „hamitischen" Sprachen seien der mediterranen, die „semitischen" der orientalischen Rasse eigen. Die großen gebogenen Nasen der ostafrikanischen Hamiten erklärt er für „orientalischen" Einschlag. Die Hottentotten seien nach Sprache und Körperbau Hamiten, gemischt mit Buschmännern. Die Pygmäen sind älter als die Neger, und vielleicht — Bestimmtes sei nicht zu sagen — sind letztere aus ersteren hervorgegangen.

3. Eigene Eindrücke

Der Gegensatz in der Auffassung der beiden hervorragenden Anthropologen zeigt deutlich, wie unsicher alle unsere Kenntnisse sind. Im nachfolgenden sei der Versuch gewagt, die eigenen Anschauungen, die ich mir auf Grund meiner langjährigen Beobachtungen in Afrika und Palästina gebildet habe, niederzulegen.

Im Jahre 1925 war ich zwei Monate in Palästina und habe gerade anthropologische Studien gemacht. Die Eindrücke — denn um solche kann es sich nur handeln — seien im nachfolgenden wiedergegeben.

Entsprechend der Geschichte des Orients und der uns bekannten Völkerverschiebungen ist gerade in Vorderasien ein buntes Rassengemisch zu erwarten. Afrikanische Einflüsse — Libyer, Ägypter, Neger — aus Afrika, europäische Völker aus dem Mittelmeergebiet und dem südlichen Osteuropa,

mongolische Völker aus Zentralasien, Araber aus Arabien — alles ist nach Vorderasien vorgedrungen und hat dort einen stärkeren oder schwächeren anthropologischen Niederschlag erzeugt.

Wer auf Grund persönlicher Anschauung über die Bevölkerung Palästinas Musterung hält, wer also Tausende von Menschen zu sehen Gelegenheit hat, dem werden zunächst zwei Tatsachen auffallen, einmal die geringe Bedeutung des Neger- und Mongolenelements und ferner die ganz überwiegende Bedeutung einer „braunen" Schicht und einer hellen, man könnte sagen „europäischen" Schicht. Diese beiden Beziehungen weisen augenscheinlich insofern nahe Beziehungen auf, als Gesichtsschnitt und Haarbeschaffenheit in den Grundzügen bei beiden übereinstimmen. Man könnte sagen die Gesichter der „Braunen" sind „europäisch", sind uns wohl vertraut; die Haare sind wellig bis lockig wie bei uns. Das Negerkraushaar und das straffe Mongolenhaar fehlen der erdrückenden Mehrzahl der Orientalen. Man hat den Eindruck: hier liegt gemeinsame Abstammung vor. Denn das unterscheidende Merkmal ist eigentlich nur das Pigment. Die Hautfarbe ist braun — hellbraun bis schwarzbraun — in allen Schattierungen, die Haarfarbe blauschwarz oder schwarzbraun bis braun, die Iris schwarzbraun bis hellbraun.

So kommt man denn zu der Aufstellung zweier großer Gruppen, aus denen sich die heutigen Orientalen zusammensetzen. Die erste ist die große europäische Gruppe mit heller Haut und verhältnismäßig hellen Haaren und Augen (dunkelbraun bis hellbraun). Nordische Kennzeichen wie blondes Haar, blaue oder graue Augen treten so zurück, daß sie gar keine Rolle spielen.

Die andere Gruppe wollen wir zunächst einfach die „braune" nennen. Diese erstreckt sich von der Westküste der Sahara bis weit nach Südasien hinein. Beide Gruppen gehen im Orient durch unzählige Übergänge und Abstufungen bestimmter Merkmale ineinander über, allein auch ohne statistische Unterlagen kann man leicht erkennen, daß die Mischung mit überwiegend brauner und die mit überwiegend heller Grundlage nicht wahllos über den Orient verteilt ist, sondern daß je zwei Pole stärkerer Ansammlung erkennbar sind.

Der eine „braune Pol" ist der heiße Süden: Nordostafrika (Ostsudan, Abessinien, Somaliland) und Südarabien, wo die Mitglieder der hamitischen Gruppen tief schwarzbraun — ja selbst bläulichschwarz — erscheinen. Von da ab nimmt in steigendem Maße die dunklere Tönung ab, und in Nordsyrien, Kleinasien, Armenien entwickelt sich als Gegengewicht gegen den Süden ein heller Pol.

Diesem „braunen Südpol" bezw. „hellen Nordpol" entspricht ein anderes Polsystem, das sich nach der Stadt- und Landbevölkerung richtet. Auf dem Lande überwiegt durchaus die braune Rassengruppe, und zwar augenscheinlich um so mehr, je heißer und ungesunder das Land ist. So hat der Jordangraben mit seinem fast afrikanischen Klima und seinem Malariareichtum nur wenig „Helle", im Gegensatz zu den Bergländern. Diesem braunen Landpol steht der helle Stadtpol gegenüber. Die Bevölke-

rung der Städte, deren Bewohner keine Landarbeit treiben, sind verhältnismäßig arm an Pigment. Es handelt sich dabei keinesfalls um Armut an „Sonnenpigment", vielmehr um Armut an angeborenem Farbstoff. Aleppo in Nordsyrien ist wegen seiner weißhäutigen Bevölkerung im Orient geradezu berühmt.

Wie sind solche Verhältnisse zu erklären? Es wird hier notwendig sein, einige grundsätzliche Fragen kurz zu erläutern. Drei Tatsachen sind bekannt:

a) die Pigment erzeugende Wirkung des Sonnenlichtes auf die Haut,
b) das überwiegende Auftreten dunklen Pigments in den Tropen und dessen Neigung gegen die Kältekappen hin zu verschwinden,
c) dunkle Haut fühlt sich trotz der Sonnenglut kühl an, während helle heiß wird. Der Farbige ist an das heiße Klima angepaßt.

Entsprechend solchen Tatsachen war der Gedanke naheliegend, die dunkle Farbe der Haut sei eine Folge des Sonnenbrandes. Die Tatsachen widersprechen solcher Auffassung. Unser durch Sonnenbestrahlung erzeugtes Pigment ist mit dem angeborenen Farbstoff nicht identisch. Auch gibt es Völker, die trotz der Tropensonne recht hell sind. So schüttete man denn das Kind mit dem Bade aus und erklärte das Vorkommen der dunklen Haut für unabhängig von der Sonnenstrahlung.

Der dunkle Farbstoff setzt ohne Zweifel die schädigende Wirkung der Sonnenstrahlen herab, der Farbige fühlt sich wohler, erträgt die Sonne besser, bleibt gesünder als der Hellfarbige. Das dunkle Pigment ist eine im Laufe langer Zeiten erfolgte Anpassung. Die Neuerwerbung scheint nur langsam vor sich zu gehen, vor allem dürfte bei hellen Einwanderern eine Auslese stattfinden, bzw. das Aussterben erfolgt schneller als das Erwerben von Pigment. Nur Vermischung mit Farbigen kann jene retten.

Die Richtigkeit solcher Auffassung wird durch die Tatsache erhärtet, daß die helle Gruppe sich am besten dort gehalten hat, wo das Klima nicht gar so heiß und feucht ist, und wo die Beschäftigung keinen Aufenthalt und keine schwere Arbeit in der Sonne verlangt. So sind denn die Bauern und der Hauptsache nach auch die Beduinen gewöhnlich erheblich pigmentiert, selbst in den nördlichen Teilen des Orients, vor allem in den Tiefländern. Dagegen hat sich das helle Element in den gesunden, nachtkühlen und im Winter sogar oft recht frostigen Gebirgsländern schon besser gehalten. In den Städten aber, wo die Bewohner überhaupt nicht in der Sonne arbeiten, wo sie in schattigen, kühlen Läden sitzen, in schattigen Straßen sich bewegen, während der größten Mittagshitze vielleicht sogar Siesta halten, überwiegt es sogar — so namentlich in den nördlichen Gebieten. Selbst in Kairo ist es stark vertreten, wenn auch wohl nicht überwiegend. Die eingewanderten Europäer rechnen natürlich nicht mit.

Neben der Ausmerzung durch Krankheiten, denen das helle Element stärker erliegt als das farbige, dürfte noch ein anderer Vorgang im Gange sein. Es ist eine bekannte Erscheinung, daß Organe, die nicht gebraucht werden, verkümmern, atrophisch werden, solche dagegen, die gebraucht werden, sich entsprechend der Beanspruchung entwickeln. Ganz augenscheinlich ist der lebende Organismus ganz allgemein bestrebt, Kräfte zu sparen, zumal seinem Kräfte-

bereich bestimmte Grenzen gesteckt sind. Bei der Entwicklung bestimmter Organe in größerem Umfang muß er also an anderer Stelle sparen. Fällt also der Reiz, der eine starke Pigmentbildung erzeugt, dauernd fort, so hat der Organismus an der Erhaltung des Pigmentes kein Interesse; die zu dessen Erzeugung notwendigen Kräfte kann er anderswo zweckmäßiger verwenden. Somit könnte im Laufe von vielen Generationen eine Abnahme der Pigmentbildung eintreten, die schließlich in das Erbgut übergeht. So könnte eine vererbbare „Entfärbung" einsetzen. Wie dem auch sei, es ist eine Tatsache, daß im Orient die hellen Rassenelemente im Norden und in Gebirgsländern und in Städten, die farbigen dagegen im Süden und in Tiefländern und auf dem Lande zu finden sind.

Nach diesen allgemeinen Gesichtspunkten wollen wir uns den großen Rassengruppen zuwenden.

4. Die großen Rassengruppen

Wenn man das im Orient vorhandene Rassengemisch verstehen will, so muß man von den großen Rassengruppen ausgehen. Man könnte vier solcher Gruppen unterscheiden, die zunächst ohne Rücksicht auf entwicklungsgeschichtliche Zusammenhänge lediglich auf Grund bestimmter anthropologischer Merkmale aufgestellt seien. Es ist das die Negride, die hamito-indo-australische, die europäische und die asiatische Menschengruppe.

A. Die Negride Menschengruppe

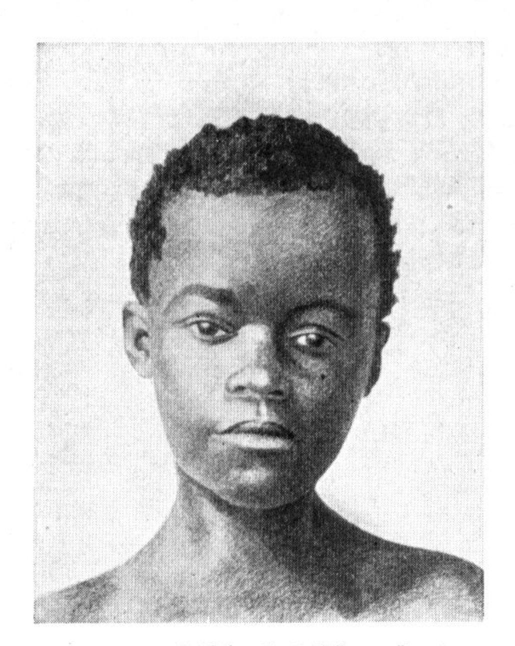
Ohne Zweifel besitzt sie ganz bestimmte Merkmale, nämlich schwarzes Kraushaar, braune Hautfarbe, rundes, breites Gesicht, breite, flache Nase und dicke gewulstete Lippen. Sie zerfällt in Afrika in die Pygmäen und Neger.

Die Pygmäen der Urwaldgebiete Mittelafrikas sind ohne Zweifel stark gemischt. Die ursprüngliche Form scheint der Typus der Stuhlmannschen Akkamädchen (Abb. 4) zu sein — stark negerhaft, mit runden Köpfen, Kraushaar, platten Nasen, dicken Lippen, vorspringender Stirn und vorspringenden Backenknochen. Dazu kommen noch folgende Eigenarten: reichliches Flaumhaar (Lanugo), im Verhältnis zum Rumpf kurze Beine, oft hellbraune Hautfarbe. Die langgesichtigen und langschädeligen Pygmäen des Kongogebietes (Abb. 5) weisen vermutlich auf Hamitenblut hin, der von Schweinfurth[1] abgebildete Akka sogar auf den südarabischen Formenkreis.

Es wäre möglich, daß die negroiden Pygmäen mit rundem Kopf, Kraushaar, rundem Gesicht, breiter platter Nase der Urform am nächsten stehen. Wenn die Pygmäen zum Teil auffallend hell sind, so mag das Leben im Schatten des Waldes, also der dauernde Schutz gegen die Sonne, daran schuld sein, oder macht sich auch hier Hamitenblut geltend?

Die Buschmänner Südafrikas sind gleichfalls stark gemischt, und zwar einmal mit einem hellen, langschädeligen, dreiecksgesichtigen Element, das, wie wir sehen werden, wohl dem oberägyptischen Formenkreis entspricht.

[1] Abbildung bei Schweinfurth: Im Herzen von Afrika.



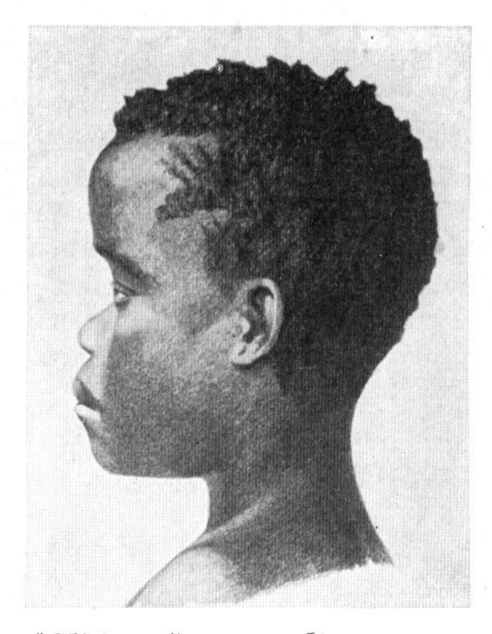


Abb. 4 Akkamädchen aus dem östlichen Kongowald
Nach Stuhlmann

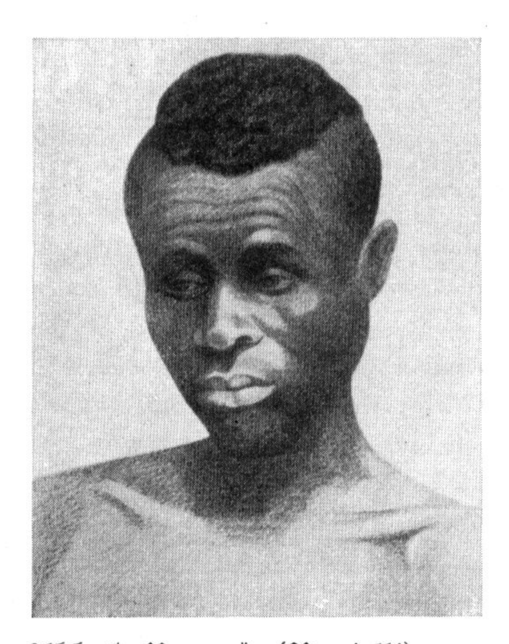


Abb. 5. Pygmäe (Bagielli) aus Südkamerun,
langschädelig, mit langem Hamitengesicht
Nach Photo

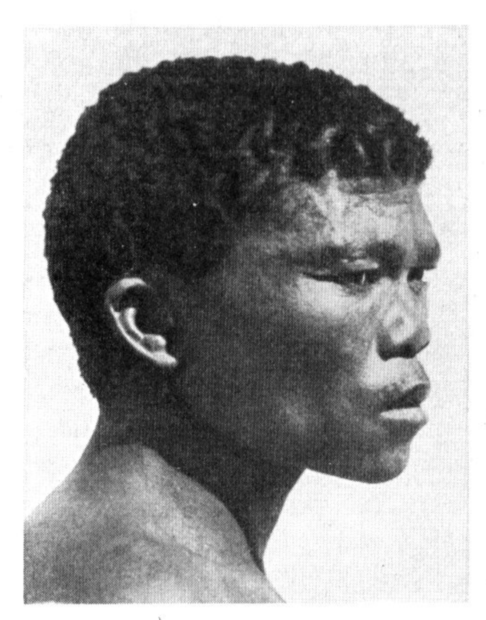


Abb. 6. Buschmann vom Stamm der Gobanin
Photo von Schultze-Jena

Dieses helle Element stammt wohl von den Hottentotten. Die ursprünglichen Buschmänner dürften aber den Urwaldpygmäen Stuhlmanns am meisten entsprechen. Das zeigt wohl das von Schultze-Jena aufgenommene Lichtbild (Abb. 6). So nähern sich dann viele Buschmänner (Abb. 7) stark den dreiecksgesichtigen, hellen Hottentotten. Abb. 8 zeigt das schmalstirnige Totenkopfgesicht eines richtigen Hottentotten.

Die Neger zeigen eine ganz auffallende, anthropologisch-regionale Ausbildung. In Westafrika, vom Gambia bis zum Kongo, also in den Wald-

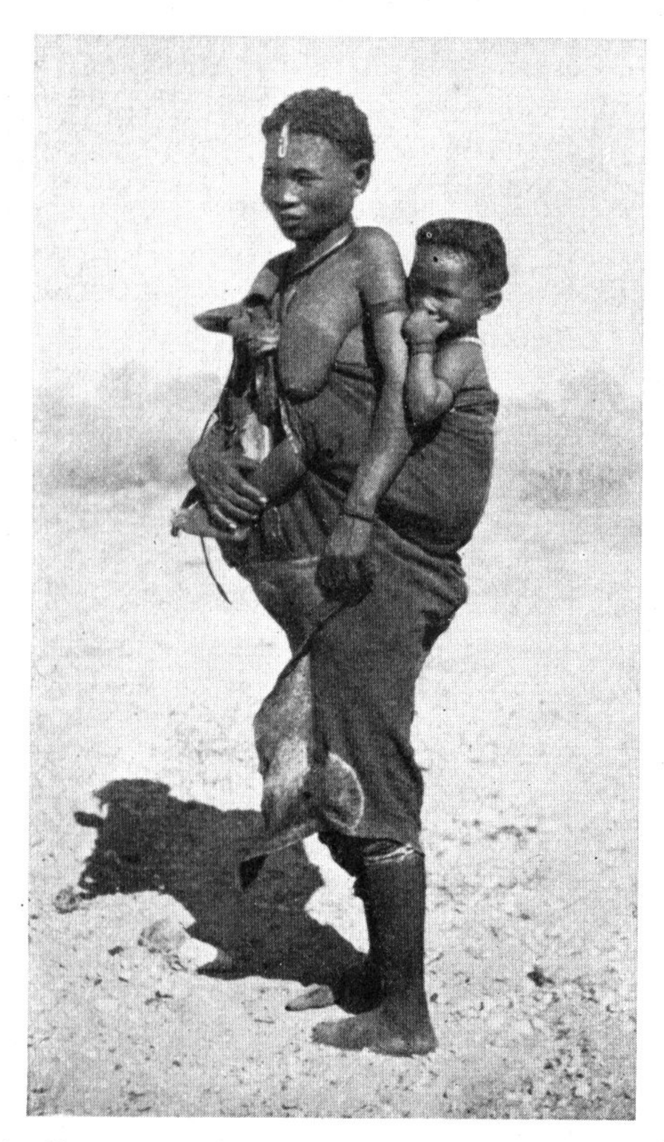


Abb. 7. Buschmannfrau aus den Chansefeld, Kalahari
Zeigt das Dreiecksgesicht des oberägyptischen Formenkreises

ländern sind — ich möchte sagen — die „negroidesten Neger" zu finden: schwarzbraun, mit ganz besonders plumpen, breiten Nasen, aufgeworfenen Wulstlippen, runden breiten Gesichtern, von untersetztem plumpem Körper. Der Schädel ist rund (brachy- bis mesokephal) und niedrig.

Je mehr man sich dem Sudan bezw. Ost- und Südafrika nähert, um so größer und schlanker werden die Körper, um so heller die Hautfarbe, um so länger, „europäischer" das Gesicht, um so höher und schmaler die Nase; der Schädel aber wird lang. Abweichungen von diesem Schema sind nicht selten; einzelne Individuen, einzelne Stämme treten gleichsam als „Vorläufer" oder „Nachzügler" des plumpen, rundköpfigen, rundgesichtigen, flachnasigen und des feineren, hoch gewachsenen, langgesichtigen, hochnasigen Typus auf. Im Sudan sitzen die Negerhaftesten in den gebirgigen Rückzugsgebieten, die „Langgesichter" beherrschen die Ebenen und fruchtbaren Gebiete.

E. Fischer würde diesen letzteren Typus auf Beimischung von mediterra-

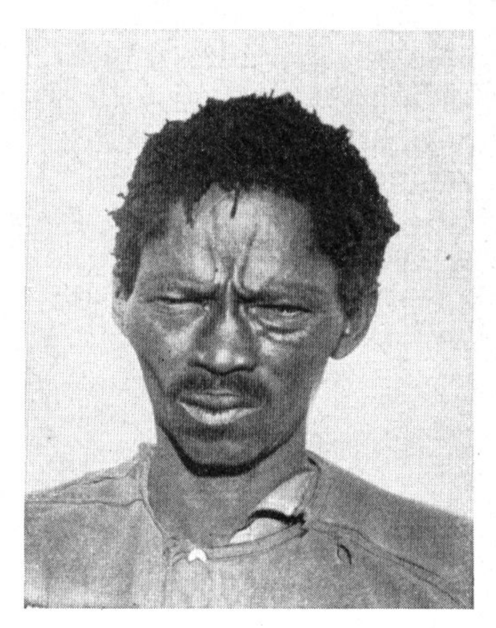


Abb. 8. Hottentott vom Stamme David Christian, Gr. Namaland, mit dem Dreiecksgesicht des oberägyptischen Formenkreises

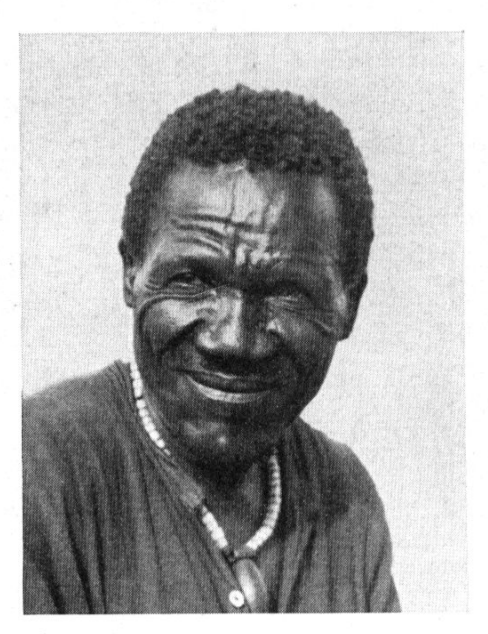
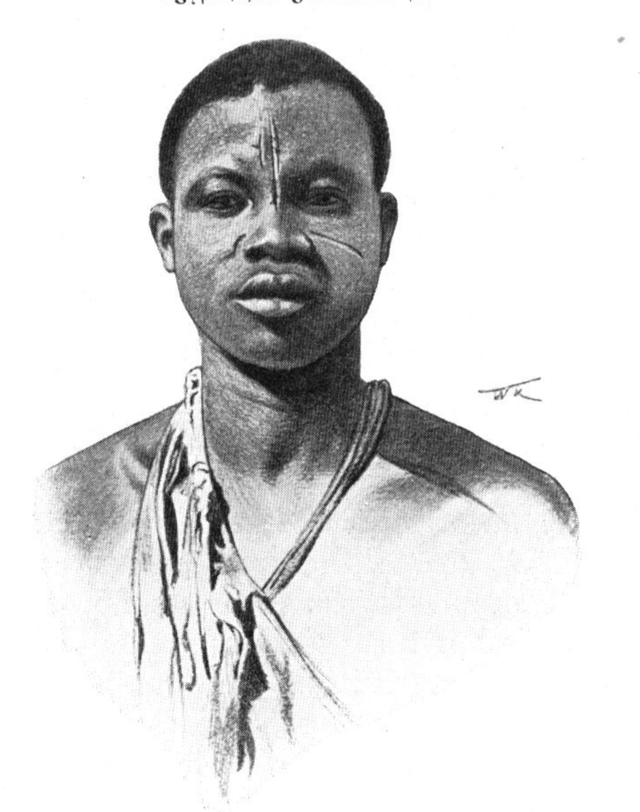


Abb. 9. Bakalahari aus dem Bamangwatoland
Hamitisch-negride Mischung



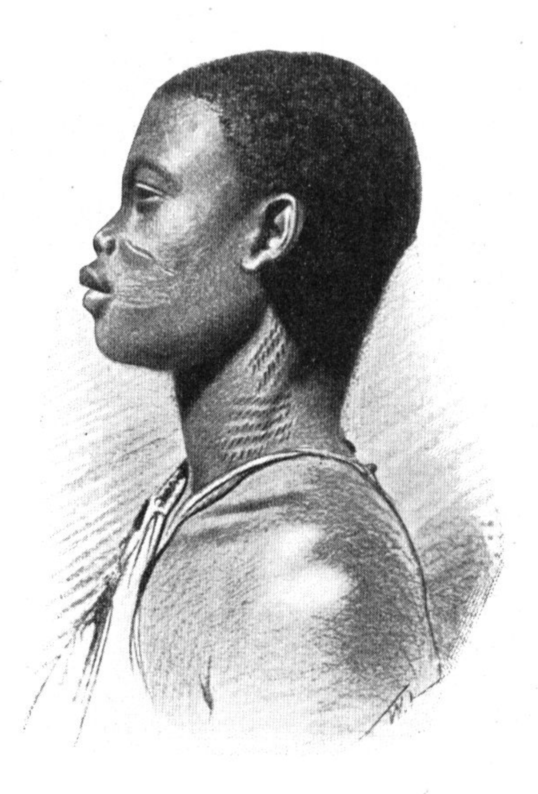


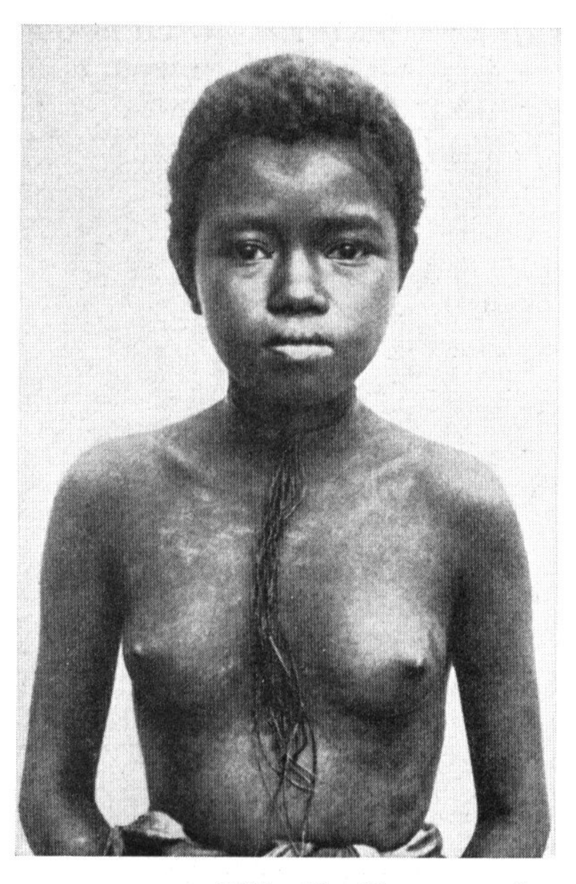
Abb. 10. Sudanneger aus Bautschi
Mittelköpfiger Neger mit rundem Gesicht, flacher, abgegriffener Nase, Wulstlippen

nem und orientalischem Blut, v. Luschan auf solche von Hamiten zurückführen.

Abb. 10 zeigt einen Neger aus dem Sudan, und zwar aus dem gebirgigen Rückzugsgebiet von Bautschi. Dagegen weist der Bakalahari (Südafrika)

auf Abb. 9 das lange Hamitengesicht auf, und der Haussa Audu aus Kano (Sudan) (Abb. 34, S. 69) verrät sogar aufs deutlichste seine Verwandtschaft mit dem südarabischen Formenkreis, genau so wie Schweinfurths Akka. Davon später mehr.

Welche Beziehungen zwischen den afrikanischen und den südostasiatisch-melanesischen Negriden — Negern und Pygmäen (Abb. 11) — bestehen, ist nicht bekannt und soll hier auch nicht erörtert werden. Die Ähnlichkeit mit dem Stuhlmannschen Akkamädchen ist indes deutlich.



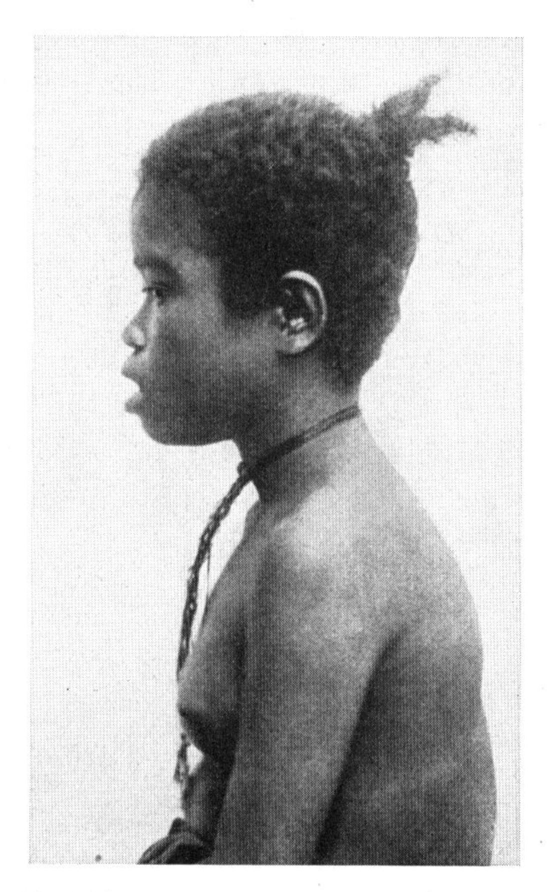


Abb. 11. Semangmädchen, Malakka. Nach Martin

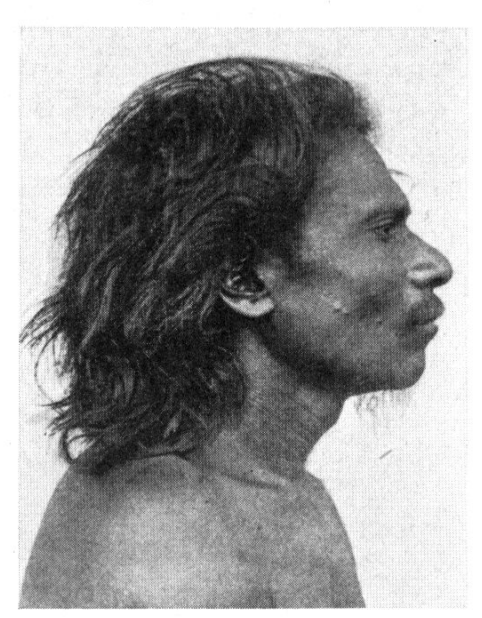
Ich möchte es mit E. Fischer für möglich halten, daß sich in den tropischen Waldländern West- und Zentralafrikas der Neger aus dem stark negroiden (Stuhlmannschen) Pygmäen entwickelt hat, und zwar unter dem Einfluß des Hackbaues, der entweder in jenen Waldländern entstand oder auswärts eingeführt wurde. Der Wandel der Beschäftigung, Nahrung, Lebens- und Wohnweise könnte recht wohl von einer erheblichen Umgestaltung des Wuchses und der Gesichtsbildung begleitet gewesen sein.

Wenn wir diesem Gedanken einmal folgen, so könnte man zu folgenden Vorstellungen kommen. Auf der Stufe des Jägers und Sammlers waren die Menschen niedriger entwickelt, klein bis höchstens mittelgroß, mit plumpen, groben Gesichtszügen, platten breiten Nasen, dicken Lippen, kleinem rundem, niedrigem Schädel. Erst unter dem Einfluß der Kultur, der Seßhaftigkeit, der geregelten Arbeit, der Körperpflege und höherem Geistes-

leben und der geringeren Kautätigkeit entstanden körperlich größere Menschen mit feineren Gesichtern, höherer Nase, größerem Schädelinhalt, längeren Beinen. Man könnte also in jeder großen Gruppe einen kleinen, plumpen Naturtypus und einen größeren, kräftigeren, feineren Kulturtypus erwarten, entsprechend der körperlichen Umgestaltung der Haustiere.

B. Die hamito-indo-australische Menschengruppe

Kennzeichnend für diese Gruppe sind braunes — helleres bis ganz dunkles — Pigment, wellige bis lockige schwarze Haare und ein Langschädel. Wie in der negriden Gruppe gibt es auch hier eine primitive, wenig entwickelte, kleinwüchsige Abteilung mit breiten platten Nasen und dicken



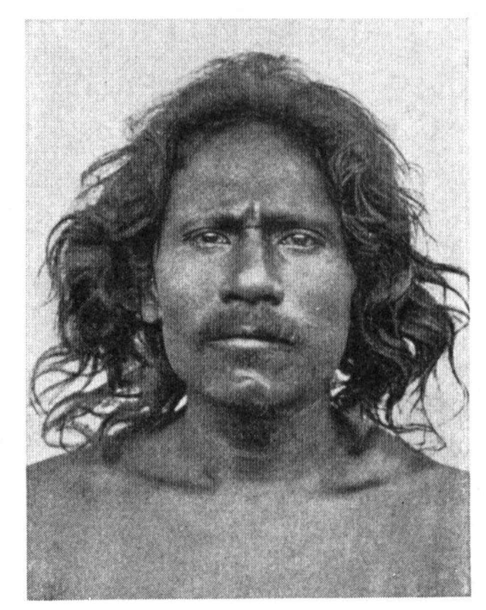


Abb. 12. Wedda aus Ceylon
Indo-australische Rassengruppe. Grob primitiver Naturtyp. Photo Sarasin

Lippen und eine höher entwickelte mit feinen Gesichtern, hohen Nasen und größerem Körper. Die Gesichtszüge dieser letzteren sind oft geradezu „europäisch". Ohne die braune Haut würde man die Leute für Europäer halten. Geradeso wie bei den Negriden sind die anthropologisch Primitiven auch überwiegend kulturell primitiv, nämlich Jäger, die anderen aber mehr Hirten oder Bauern.

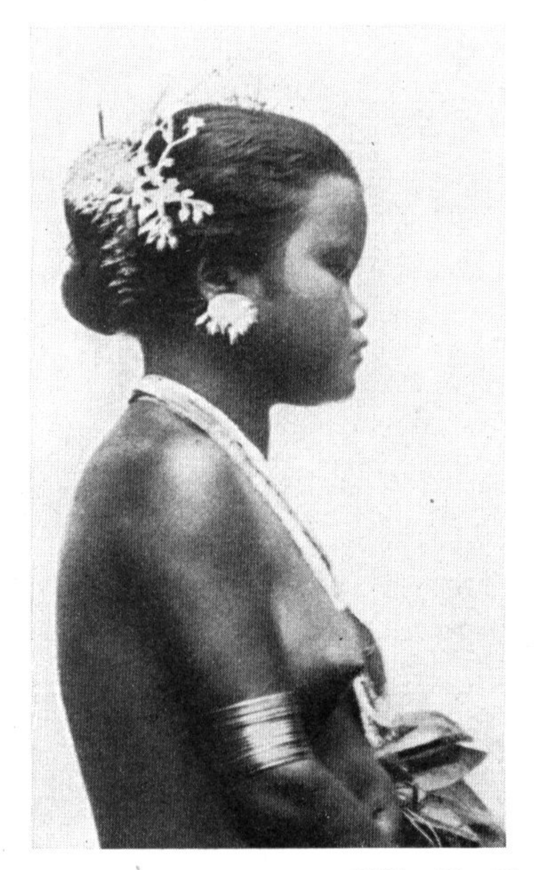
Zu den Primitiven gehören die Wedda auf Ceylon (Abb. 12), die Kubu auf Sumatra, die Senoi auf Malakka[1] (Abb. 13) usw. sowie die gesamten Australier, dagegen zu den höher Stehenden die Hamiten, Drawida (Abb. 14) und wohl auch die Protomalaien und die Polynesier.

Die Hamiten der uns interessierenden Gebiete — rund um Palästina — müssen wir noch näher ins Auge fassen.

[1] Man vergleiche die Gesichts- und Schädelbildung der Senoifrau auf Abb. 13 mit dem Pygmäenmädchen (Abb. 4) und dem Buschmann (Abb. 6). Derselbe primitive Typus, aber ganz verschiedene Haarform.

Ich bin mir dessen sehr wohl bewußt, daß es sich bei nachfolgender Darstellung hauptsächlich um eine Wiedergabe von Vorstellungen und Eindrücken handelt, deren Richtigkeit in keiner Weise exakt bewiesen werden kann. Allein da bestimmte Formen immer wieder und zum Teil regional abgegrenzt erkennbar sind, so sei es doch gestattet, meine diesbezüglichen Vorstellungen an der Hand von Abbildungen zu skizzieren.

Entsprechend der beschränkten Zahl sicherer Tatsachen sei hier nicht von Rassen, sondern lediglich von anthropologischen Formenkreisen ge-



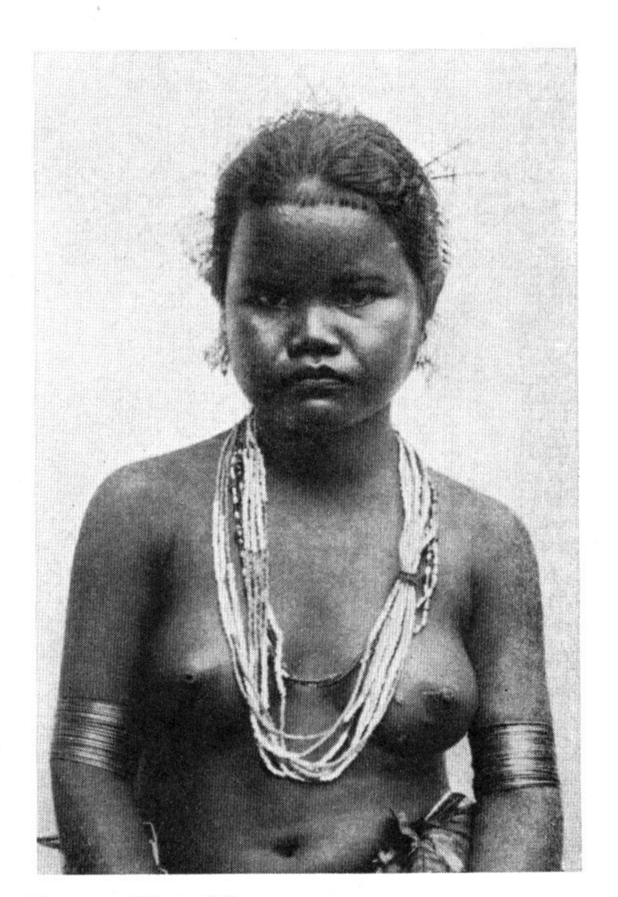


Abb. 13. Senoifrau, Malakka
Nach Martin
Indo-australischer Pygmäentyp

sprochen, die sich mehr oder weniger deutlich erkennen lassen. Ob sie rassisch bedingt sind, müssen exakte anthropologische Untersuchungen zeigen.

Hauptsächlich richten sich diese Formenkreise nach Gesichts- und Kopfbildung, ferner nach dem allgemeinen Körperbau. Innerhalb der braunen langköpfigen, schlicht- bis lockenhaarigen Bevölkerung unseres Gebietes treten uns zwei Abteilungen entgegen, die man in den gut ausgeprägten Fällen scharf auseinanderhalten kann: die Kurzgesichter und die Langgesichter. Bei ersteren ist die Jochbogenbreite fast so groß, z. T. größer als der Abstand: Kinn-Nasenwurzel, bei den Langgesichtern ist's umgekehrt. Jede dieser beiden Gruppen zerfällt ihrerseits in deutlich geschiedene Unterabteilungen.

a) Die Kurzgesichter

Abgesehen davon, daß die Jochbogenbreite oft größer ist als der Abstand Kinnspitze-Nasenwurzel, hat die Profillinie häufig eine „weddoide" Form. Der unkere Winkel zwischen Lotrichtung und Nasenrücken ist nämlich verhältnismäßig groß, d. h. das Gesicht springt der Stirn gegenüber stark hervor (Abb. 12). Dazu kommt, daß die Nase zwar einen deutlichen geraden Rücken hat, aber doch ziemlich flach ist. Die Nasenspitze pflegt etwas aufgestülpt zu sein. Höchstens liegt die Ebene des unteren Septumrandes fast wagerecht. Dem Wuchse nach sind die Kurzgesichter wohl meist mittelgroß, aber man sieht auch viele kleine Menschen.

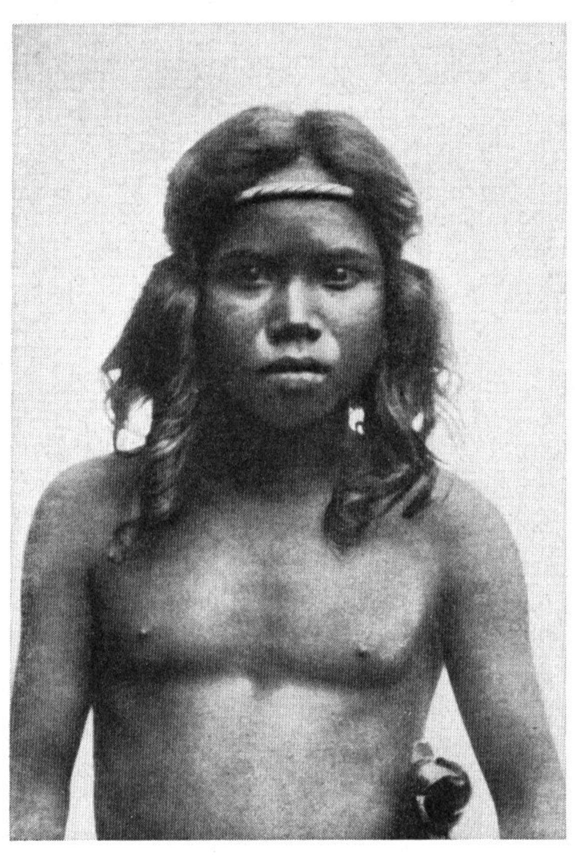


Abb. 14a. Senoiknabe, Malakka
Nach Martin
Indo-australischer Pygmäentyp

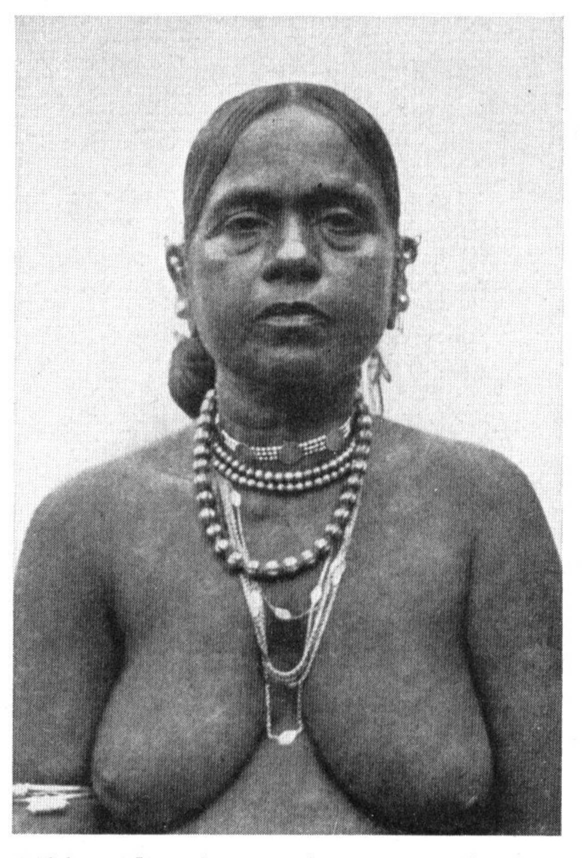


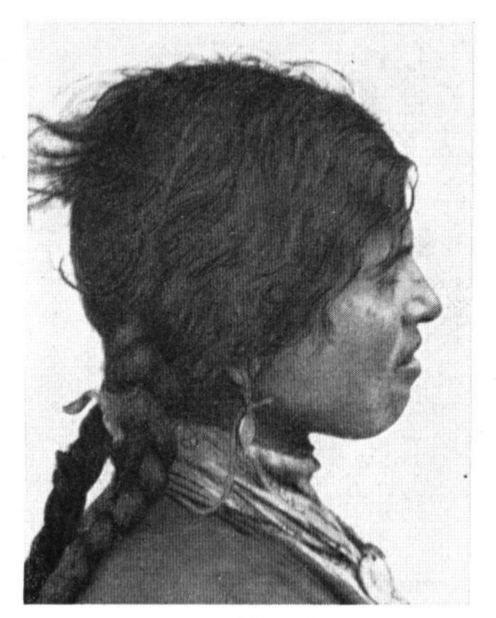
Abb. 14b. Tamilenfrau aus Ceylon
mit ovalem Gesicht
Nach Sarasin. Indo-australischer Kulturtyp

Die Kurzgesichter zerfallen in zwei Unterabteilungen, in den „indoiden" und den „oberägyptischen" Formenkreis.

α) Der „indoide" Formenkreis besitzt in extremer Ausbildung ein breites fast viereckiges Gesicht, allein meist ist die Gesichtsform mehr rund, sogar bis oval (Abb. 14). Der Schädel ist mäßig lang, die Hautfarbe mittelbraun bis dunkelbraun. Die Statur ist oft klein, höchstens mittelgroß, und neben auffallend schlanken kommen auch recht untersetzte, zu Fettansatz neigende Gestalten vor.

Das Haar mag ursprünglich nur blauschwarz gewesen sein, heutzutage — nach all den europäischen Beimischungen — ist es häufig schwarzbraun.

Dieser „indoide“ Formenkreis hat seinen Namen daher, daß seine Mitglieder den Drawida, zum Teil auch den Weddas ähneln. Sie erinnern auch an die Zigeuner. Wenn man bedenkt, daß die Drawida heute noch als Brahui in Beludschistan und Südpersien sitzen, daß nach alten Berichten die Urbewohner Mesopotamiens „schwarz“ gewesen sind, und wenn die vielleicht ältesten Bewohner Vorderasiens — die Sleb, Jägernomaden der Salzsteppen und Wüsten Arabien-Syriens — von den meisten Reisenden mit den „Zigeunern“ verglichen werden, so liegt der Gedanke nahe, daß dieses „indoide“ Formenelement anthropologisch mit den braunen Indern nahe verwandt ist. Abb. 15, eine Fellachin aus der Gegend von Nazareth, könnte nach Dr. Trinklers Ansicht auch in den afghanisch-indischen Grenz-



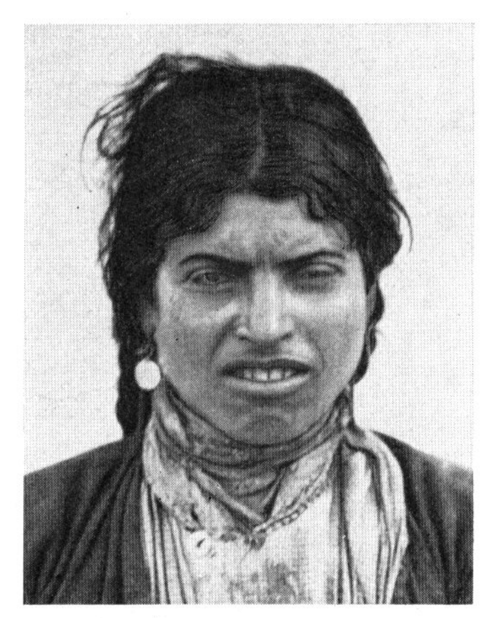


Abb. 15. Frau aus der Gegend von Nazareth.
Indoider Formenkreis

gebirgen aufgenommen sein. Dieses indoide Element läßt sich in Ägypten sicher nachweisen. Wie weit es nach Westen geht, ist nicht bekannt. Jedenfalls verbreitet es sich von Osten über Vorderasien und reicht westwärts mindestens bis nach Ägypten. Unter dem Bischarin, östlich des Nils, ist es erheblich vertreten (Abb. 16), und es würde mich keineswegs in Erstaunen setzen, wenn es sich herausstellen sollte, daß die Tedá und die ihnen verwandten Stämme zwischen Tibesti und dem Sudan anthropologisch ihm zugehören, und wenn es auch im Osthorn unter den Somalis verbreitet sein sollte. Unter den Bischarin sind jedenfalls viele sehr primitiv, plump, häßlich (Abb. 19).

Der indoide Formenkreis tritt in Palästina nirgends geschlossen auf, am stärksten wohl unter den Halbbeduinen, die zwischen Fellachen wohnen, und am meisten fiel es mir im Jordangraben auf. Nicht ohne Interesse ist es, daß der auf Abb. 17 dargestellte Junge, auf dessen Beduinenabstammung ich besonders aufmerksam gemacht wurde, ein glänzender Spurensucher ist, wie auch sein Vater. Sollte da altes Erbgut aus der Jägerzeit vorliegen?

Abb. 18 zeigt einen Mann aus Meadi bei Kairo, der ausgesprochen „weddoid" ist, und Abb. 19 einen Bischarin, dessen rohes plumpes Gesicht mit der abgegriffenen Nase und den dicken Lippen recht wohl auf eine ursprüngliche Pygmäenform hinweisen könnte. Beide waren sehr klein.

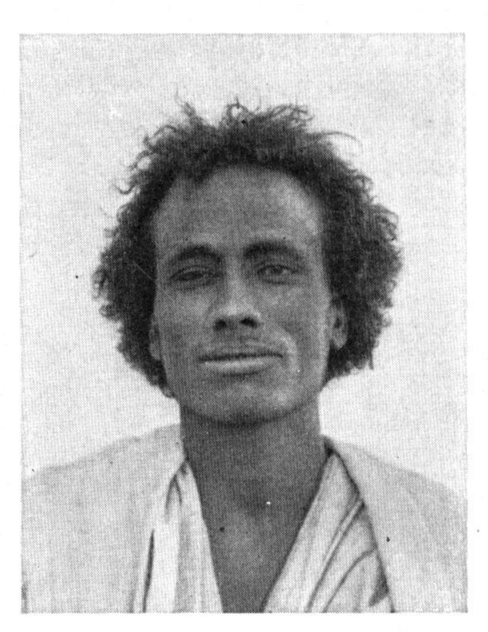


Abb. 16. Bischarin aus Assuan
mit weddaähnlichen Zügen



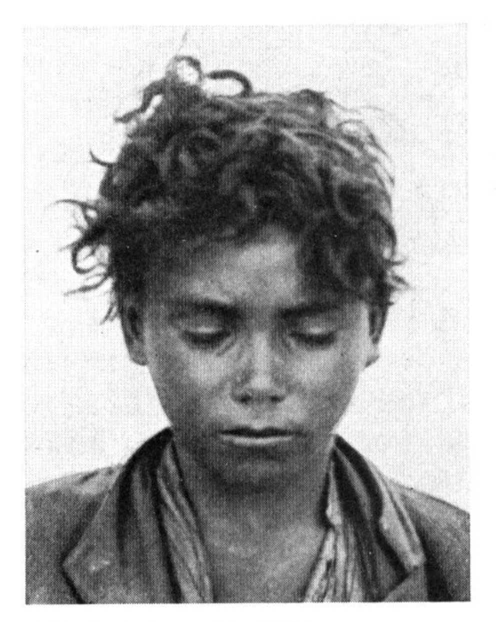


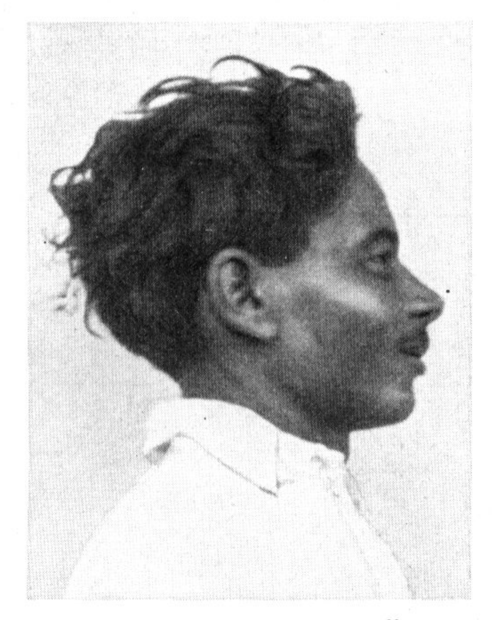
Abb. 17. Beduinenknabe aus Waldheim, Palästina
Indoider Formenkreis

β) Der oberägyptische Formenkreis

Der Name kommt daher, daß dieser Kreis hauptsächlich in Nordafrika — im Gebiet der alten Libyer und Ägypter — verbreitet ist, und zwar in geschlossenen Sitzen, so daß z. B. in Oberägypten dieser „Kreis" durchaus

vorherrscht. Es kommt aber dieser Typus auch in Südtunesien vor. Wir werden sehen, daß dieser oberägyptische Formenkreis sich an der Völkerbildung Afrikas in großem Umfang beteiligt hat.

Die charakteristischen Gesichtszüge des libyschen Elementes sind von den



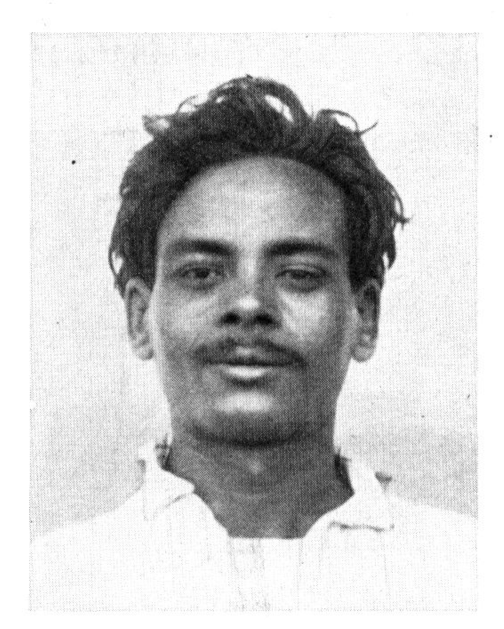
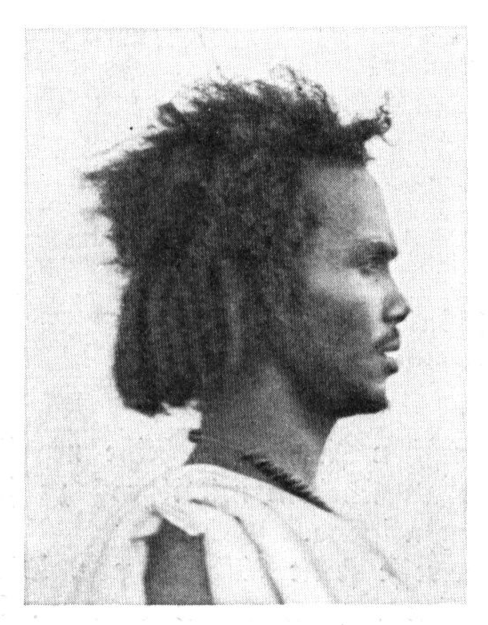


Abb. 18. Ägypter aus Meadi bei Kairo
Indoid-weddoide Merkmale



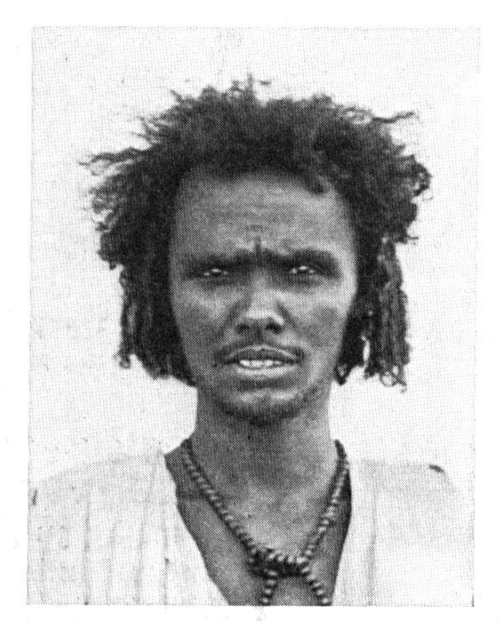


Abb. 19. Bischarin aus Assuan
Pygmäenhaft klein und von sehr primitiven Zügen

alten Ägyptern in geradezu übertriebener Weise auf ihren Statuen und Abbildungen wiedergegeben worden (Abb. 20). Bezeichnend ist folgendes: einmal das spitze Dreiecksgesicht, die bedeutende Länge des Schädels, die flache Einmuldung zwischen schmaler Stirn und breitem Hinterhaupt in der

Schläfengegend und die auffallend helle, gelblich-rötlich-braune Hautfarbe. Dazu kommt eine leichte schnauzenförmige Vorwölbung der Mundpartie, die so stark sein kann, daß die Lippen gewöhnlich offen stehen und nur mit einer gewissen Anstrengung geschlossen werden (Abb. 22). Ob diese Vorwölbung auf negrides Blut zurückzuführen ist, ist deshalb ganz zweifelhaft, weil sie den Mischlingen zwischen Hamiten und Negern gewöhnlich

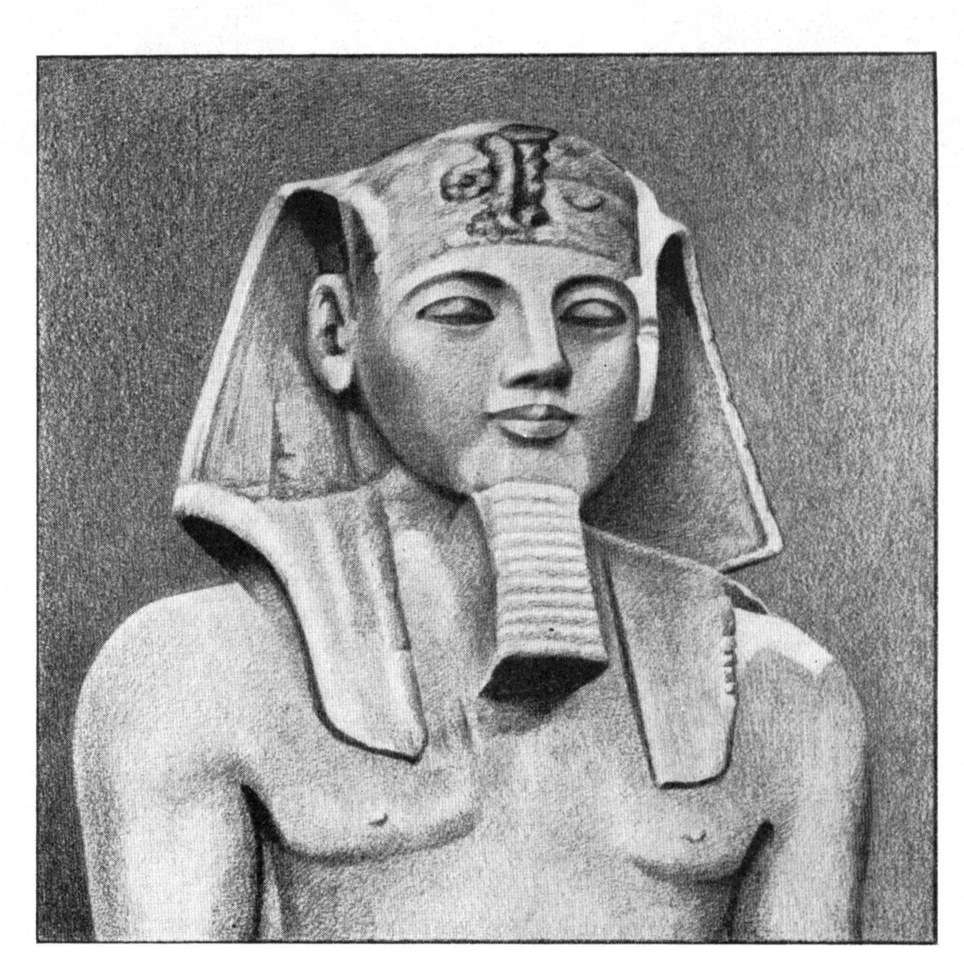


Abb. 20. Ägyptisches Königsstandbild,
den oberägyptischen Formenkreis zeigend

fehlt und sich vor allem bei vielen Menschen findet, die keine negriden Merkmale zeigen. Der Körper scheint im allgemeinen mittelgroß zu sein, ferner schlank und nur mäßig zu Fettansatz neigend.

Ein Gesicht von ungewöhnlichem Interesse stellt Abb. 21 vor. Dieses in Kairo gekaufte Bild ist in Südtunesien aufgenommen worden. Als ich es einem ägyptischen Studenten zeigte, rief er überrascht aus: „Das ist ja meine Schwägerin!" Der Student und seine Schwägerin sind Kopten aus Oberägypten. Das Bild zeigt aufs schönste die Merkmale des oberägyptischen Formenkreises: Dreiecksgesicht, mäßig hohe Nase, lange Haare; die Hautfarbe ist nach farbiger Photographie hellgelblich-braun.

Dieser oberägyptische Formenkreis hat auffallenderweise gerade auch auf den Westsudan stark gewirkt. Ob von Tunesien aus?

b) Die Langgesichter

Mit der Entwicklung langer Gesichter scheinen zwei andere Vorgänge Hand in Hand gegangen zu sein. Einmal wird der Winkel zwischen Lotlinie und Nase spitzer, d. h. letztere hat eine steilere Stellung und damit springt dann auch der ganze Gesichtsteil nicht so weit vor; die Profillinie ist im allgemeinen steiler als bei den Kurzgesichtern.



Abb. 21. Mädchen aus Südtunesien
Oberägyptischer Formenkreis. Photo von Lehnert und Landrock, Kairo

Ferner scheint die Entwicklung eines langen Gesichtes mit der einer hohen Statur Hand in Hand zu gehen; indes ist diese Beziehung nicht so sicher.

Auch innerhalb dieser Gruppe gibt es zwei Unterabteilungen, die Fulbegruppe und die südarabische Gruppe.

α) Der Fulbe-Formenkreis

Kennzeichnend ist die gerade, nicht sehr hohe Nase. Sie gleicht der der Kurzgesichter, ist aber länger und neigt nicht zu Aufstülpung. Die Mundpartie kann, wie bei dem libyschen Formenkreis, vorspringen, indes dürfte dieses Merkmal zurücktreten. Die Gesichtsform ist bald mehr dreieckig, bald mehr oval, der Absatz der Stirn vom Hinterhaupt nicht so scharf ausgeprägt. Der Schädel ist lang. Gerade die langen schmalen Gesichter dieser

Abteilung sind so „europäisch", daß ihre Besitzer als Südeuropäer gehen könnten, wenn die Pigmentierung heller wäre. Diese ist allerdings recht wechselnd. Es gibt ganz helle, gelbbraune bis rötlich braune Töne, andererseits aber auch tief schwarzbraune Farben, die manchmal sogar einen fast blauschwarzen Eindruck machen sollen — Somali.

Der Wuchs ist mager und schlank, mittelgroß bis groß, die Magerkeit auffallend, die Neigung zu Fettansatz selbst bei guter Ernährung gering.

Die geradnasigen Langgesichter sind in Nordafrika weit verbreitet, so unter den Berbern der Atlasländer, unter dem Hirtenvolk der Fulbe im

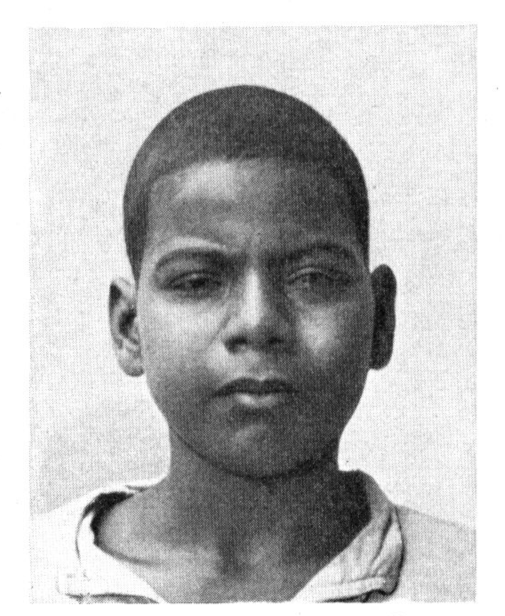
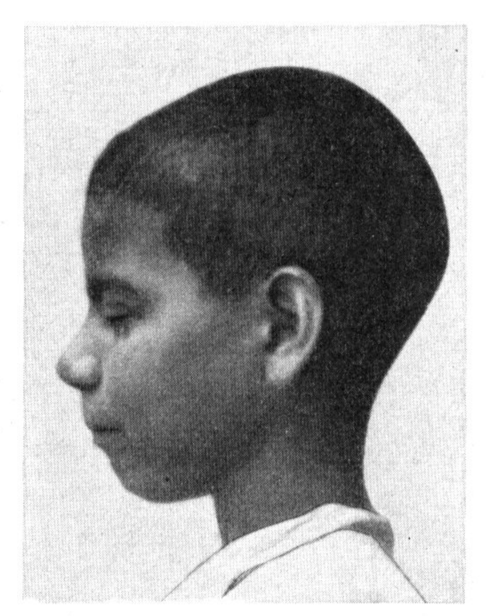



Abb. 22. Ägypter aus Meadi bei Kairo
mit krampfhaft zusammengekniffenen Lippen. Oberägyptischer Formenkreis

Sudan (Abb. 23), unter den Bischarin, Abessiniern, Somali und nicht zum wenigsten unter den Südarabern und den aus Arabien stammenden nordafrikanischen Beduinen. Auch deren Hautfarbe ist oft dunkelbraun.

β) Der südarabische Formenkreis

Hiermit kommen wir zu einer Abteilung der hamito-indo-australischen Gruppe, die, wie es scheint, bisher in ihrer Bedeutung noch gar nicht erkannt worden ist. Ja, es macht fast den Eindruck, als hätten wir hier die wahre „orientalische Rasse" E. Fischers vor uns, deren Kennzeichen alle auch für den südarabischen Formenkreis maßgebend sind. Der einzige Unterschied ist der, daß E. Fischer seine „orientalische Rasse" in die europäische Rassengruppe einreiht, während sie augenscheinlich der hamitisch-indo-australischen angehört. Abweichend von den anderen Hamiten ist auch der oft riesenhafte Wuchs.

Die wichtigsten Merkmale des südarabischen Formenkreises sind folgende: langer schmaler Schädel, langes schmales Gesicht, eine gebogene Nase, die sich am Ende zu einer gerundeten Ramschnase = „Sechsnase" umbiegt (Abb. 24), d. h. die Nasenspitze hängt über und der Nasenflügel schwingt sich wie eine

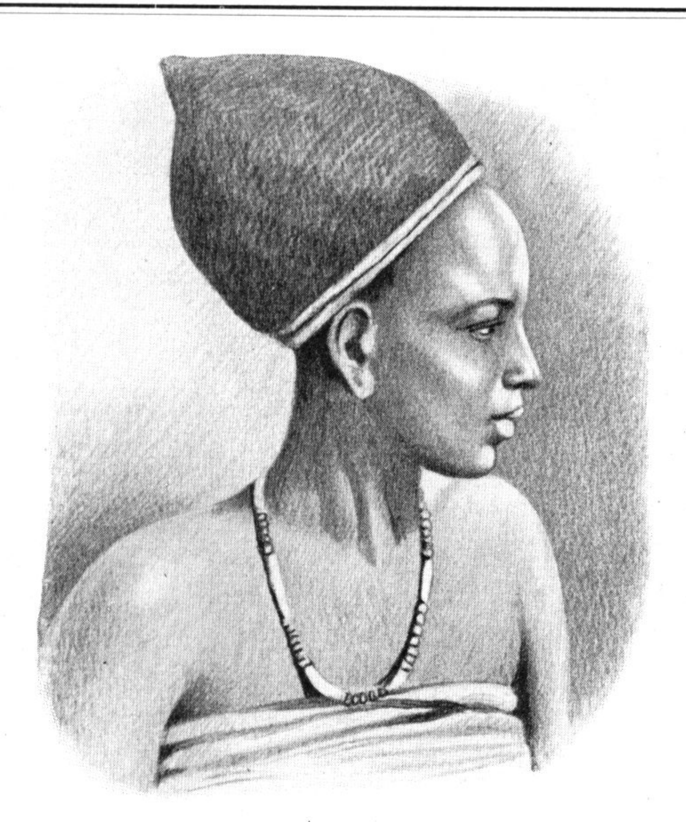


Abb. 23. Fulbemädchen aus Adamaua
Fulbe-Formenkreis

„Sechs" mit ovaler Spirale nach hinten und dann nach vorn. Abb. 25 zeigt diese Form in schönster Weise. Die Mundpartie ist vorgewölbt, manchmal so stark wie bei dem oberägyptischen Formenkreis, so daß der Mund offensteht, falls die Lippen nicht mit einem gewissen Entschluß zusammengekniffen werden.

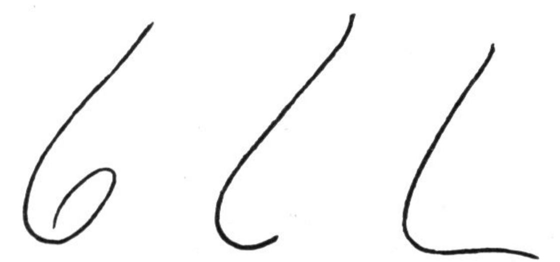


Abb. 24. Umwandlung der „jüdischen" Sechsnase (links) in eine unjüdische durch Umwandlung der Form des Septums. Nach Jakobs

Der Wuchs ist mittelgroß bis sehr groß, schlank und mager, die Neigung zu Fettansatz gering. Die Schultern sind oft auffallend breit, die Taille schmal und eingezogen wie bei Korsettträgern, die Hüften schmal.

Man kann sich kaum eine charakteristischere Zusammenstellung von anthropologischen Formen denken wie die des südarabischen Kreises, und wo findet man heutzutage diesen am großartigsten? In Deutsch-Ostafrika, auf den Hochländern des Zwischenseengebietes! Dort wohnen im Gebiet der Nilquellen die Riesen Herodots, jene langen dünnen breitschultrigen Gestalten, wie sie in dem Reisewerk von Herzog Adolf Friedrich und

in der ethnographischen Darstellung von M. Weiß über die Völker des Zwischenseengebietes uns entgegentreten. Der Umstand, daß der südarabische Formenkreis gerade unter den Hamiten der ostafrikanischen Hochländer, die mit Bestandteilen der europäischen Rassengruppe wohl kaum etwas zu tun haben, am schärfsten und eindeutigsten zum Ausdruck kommt, dürfte anzeigen, daß die Kennzeichen von E. Fischers orientalischer Rasse einer Abteilung der hamitischen und nicht der europäischen Gruppe angehören. Der

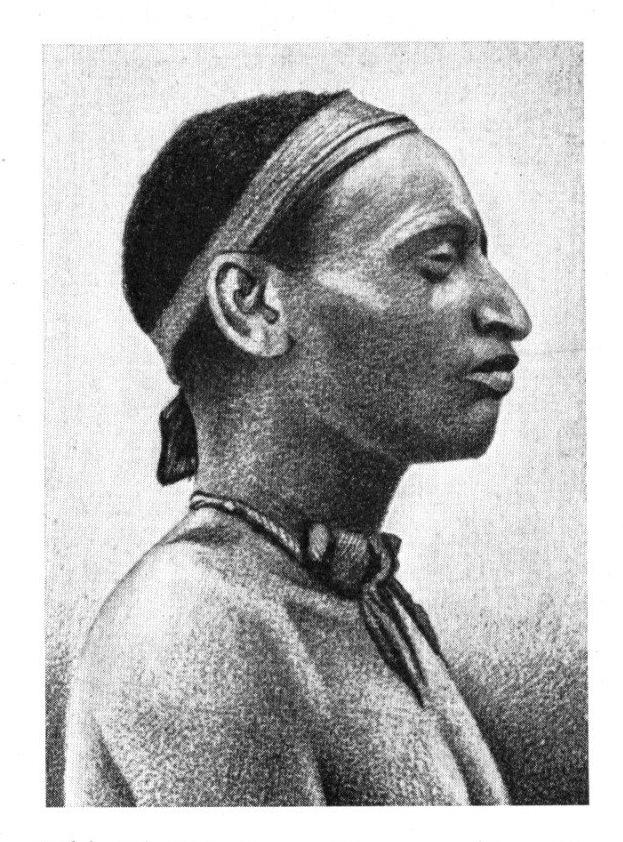


Abb. 25. Mtussi aus Upororo, Deutsch-Ostafrika

Südarabischer Formenkreis mit „Flügelprofil" (Abb. 31), Sechsnase und vorgewölbtem Mund. Phot. Weiß

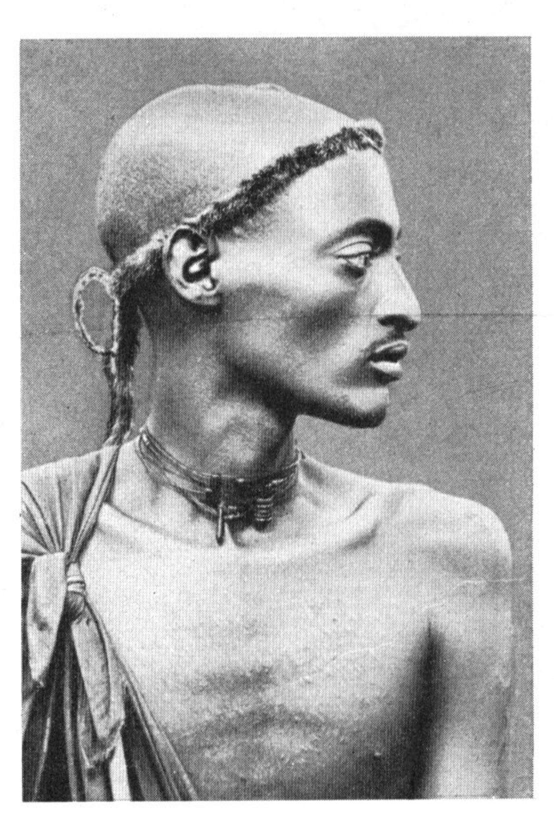
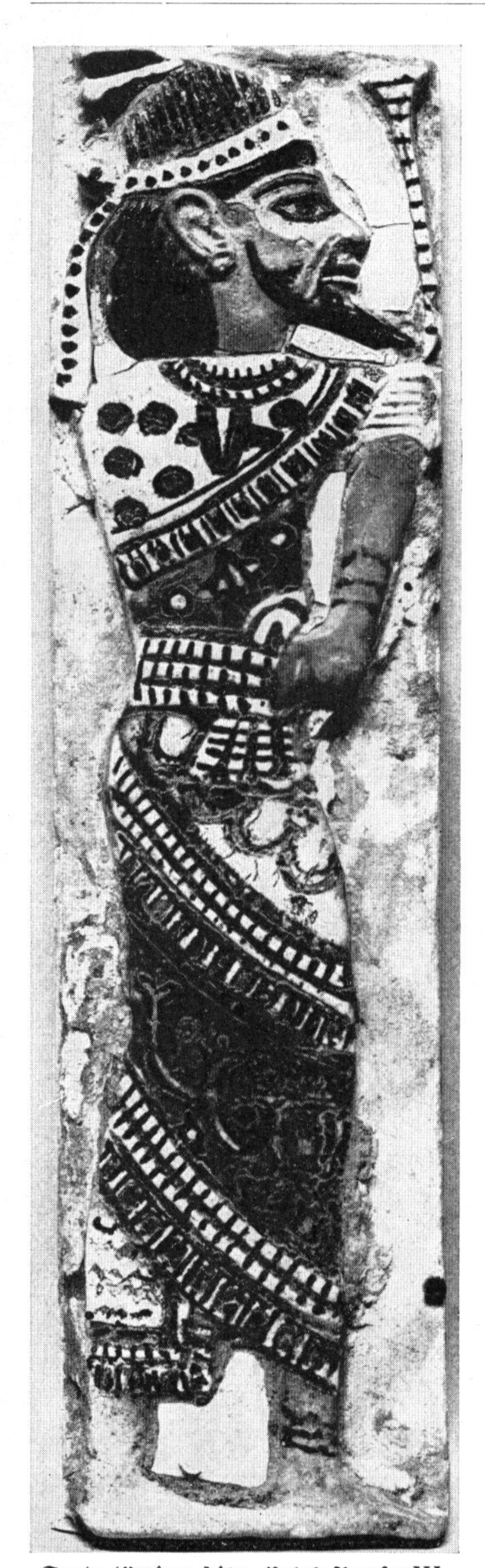


Abb. 26. Wahumahäuptling aus Upóroro

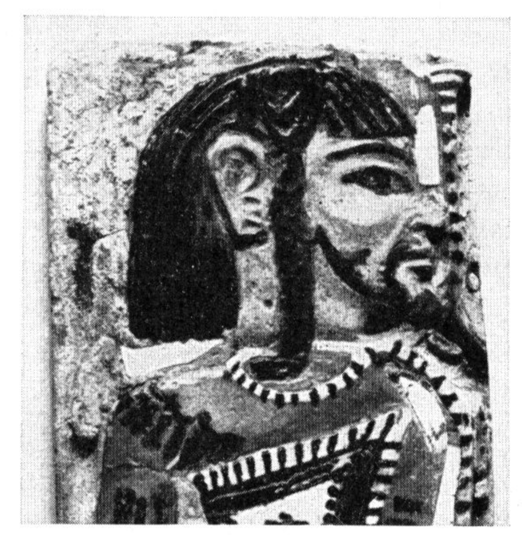
Phot. Weiß

Umstand, daß auf den Nilgiris Südindiens dunkelhäutige Hirtenvölker mit „Adlernasen" hausen, könnte wohl die Frage veranlassen, ob auch dorthin Teile des südarabischen Formenkreises gelangt sind, desgleichen das Auftreten der „Semiten" in Neuguinea.

Mit besonderem Nachdruck sei auf Abb. 26 hingewiesen. Dieser von M. Weiß aufgenommene Charakterkopf zeigt alle Merkmale des südarabischen Formenkreises in ausgezeichneter Weise. Und nun vergleiche man mit ihm die von ägyptischen Denkmälern stammenden Köpfe und Gestalten von „Libyern" bzw. Semiten und einem „Europäer" (Abb. 27—30). Diese Libyer müssen im Westen Ägyptens gewohnt haben. Alle zeigen die schlanke Gestalt der Watussi Ostafrikas nebst den breiten Schultern; sie haben die Sechsnase, die vorgewölbten Lippen, den langen Schädel, das ausdrucksvolle Auge, das dem des Wahumahäuptlings (Abb. 26) gleicht.



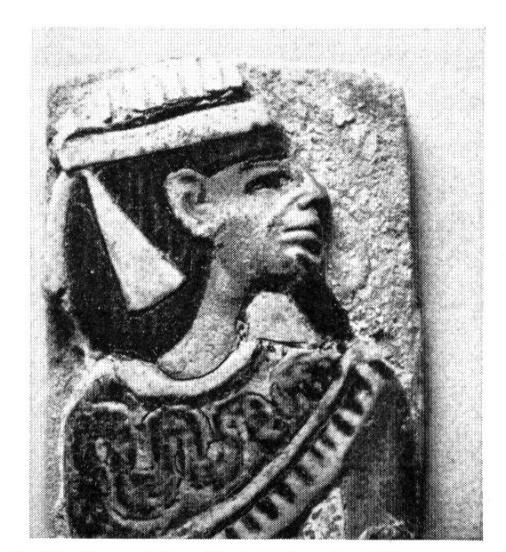
Semit, Medînet-Hâbu, Palast Ramses III. um 1190 v. Chr.



Libyer, Medînet-Hâbu, Palast Ramses III. um 1190 v. Chr.



Europäer, Medînet-Hâbu, Palast Ramses III. um 1190 v. Chr.



Semit, Medînet-Hâbu, Palast Ramses III. um 1190 v. Chr.

Abb. 27—30. Drei Libyer und ein Semit. Medînet-Hâbu.

Phot. Eduard Meyer-Expedition. Ägypt. Museum, Berlin

Innerhalb dieser Köpfe kann man zwei Typen unterscheiden, den mit scharf abgesetzter steiler Stirn und vorspringendem Gesichtsschädel (Abb. 27) und den mit fliehender Stirn, bei dem Nase und Stirn der Silhouette eines schwebenden Vogels gleichen — Flügelprofil (Abb. 29). Die Abbildungen der Libyer beweisen, daß der südarabische Formenkreis damals in der Sahara stark verbreitet war. Die Wahuma im Seengebiet könnten ebensogut und vielleicht noch besser auf afrikanische Libyer wie auf Südaraber zurückgeführt werden. Abb. 30 zeigt einen „Semiten", der — bis auf die Nase — gleichfalls zum südarabischen Formenkreis gehört.

Der südarabische Formenkreis befand sich in altägyptischer Zeit tatsächlich bereits in Vorderasien. Das zeigt z. B. ein Relief (Abb. 31) mit den Köpfen „hethitischen" Fußvolkes. Armenoide Hethiter sind diese Leute nicht.



Abb. 31. Hethitisches Fußvolk um 1270 v. Chr.
Museum Berlin. Photo Ed. Meyer-Expedition Ägypten
Die Gesichts- und Schädelbildung ist nicht hethitisch, d. h. armenoid, sondern südarabisch. Sechsnasen, vorgewölbte Mundgegend, lange, niedrige Schädel

Dazu sind die Schädel zu lang und zu niedrig, und auch die Nasen sind nicht die armenoiden Haken, sondern südarabische Sechsen. Das „Flügelprofil" von Nase und Stirn aber ist geradezu in Karikatur zum Ausdruck gebracht.

Die Assyrer hält man wohl mit Recht für Semiten, die aus Innerarabien hervorgebrochen sind, ähnlich den Beduinen der Mohammedzeit. Und nun betrachte man einmal die prachtvollen Köpfe von Reliefs, die im Berliner Museum sich befinden (Abb. 32). Charakteristischer kann man doch kaum den südarabischen Typus, die Sechsnase, das Auge, den vorgewölbten Mund mit den vollen Lippen darstellen. Die Zugehörigkeit der Assyrer zu dem südarabischen Formenkreis ist wohl kaum zu leugnen.

5. Zusammenfassender Überblick

Trotz der mannigfachen Verschiedenheit der Körpermerkmale, der überaus wechselnden Hautfarbe von hellem Braun zu tiefstem Braunschwarz, trotz der verschiedenen Körpergröße und Gesichtsformen gibt es innerhalb der Hamiten doch viele Übergänge und obendrein ganz bestimmte, allen gemeinsame Merkmale, wie Haarform, breite Backenknochen, so daß man sich recht gut vorstellen könnte, daß die vier Formenkreise durch Mutation aus einer gemeinsamen Urform entstanden sind. Wo und wie dieser Vorgang

der Aufspaltung vor sich gegangen sein mag, entzieht sich unserer Kenntnis. Auch kann man unmöglich feststellen, inwieweit die Übergänge durch Mischung der verschiedenen Formenkreise entstanden sind.

Bezüglich der Sprachen besteht eine Zweiteilung. In Arabien soll die Heimat der Semiten sein, d. h. der semitisch sprechenden Völker, und dort

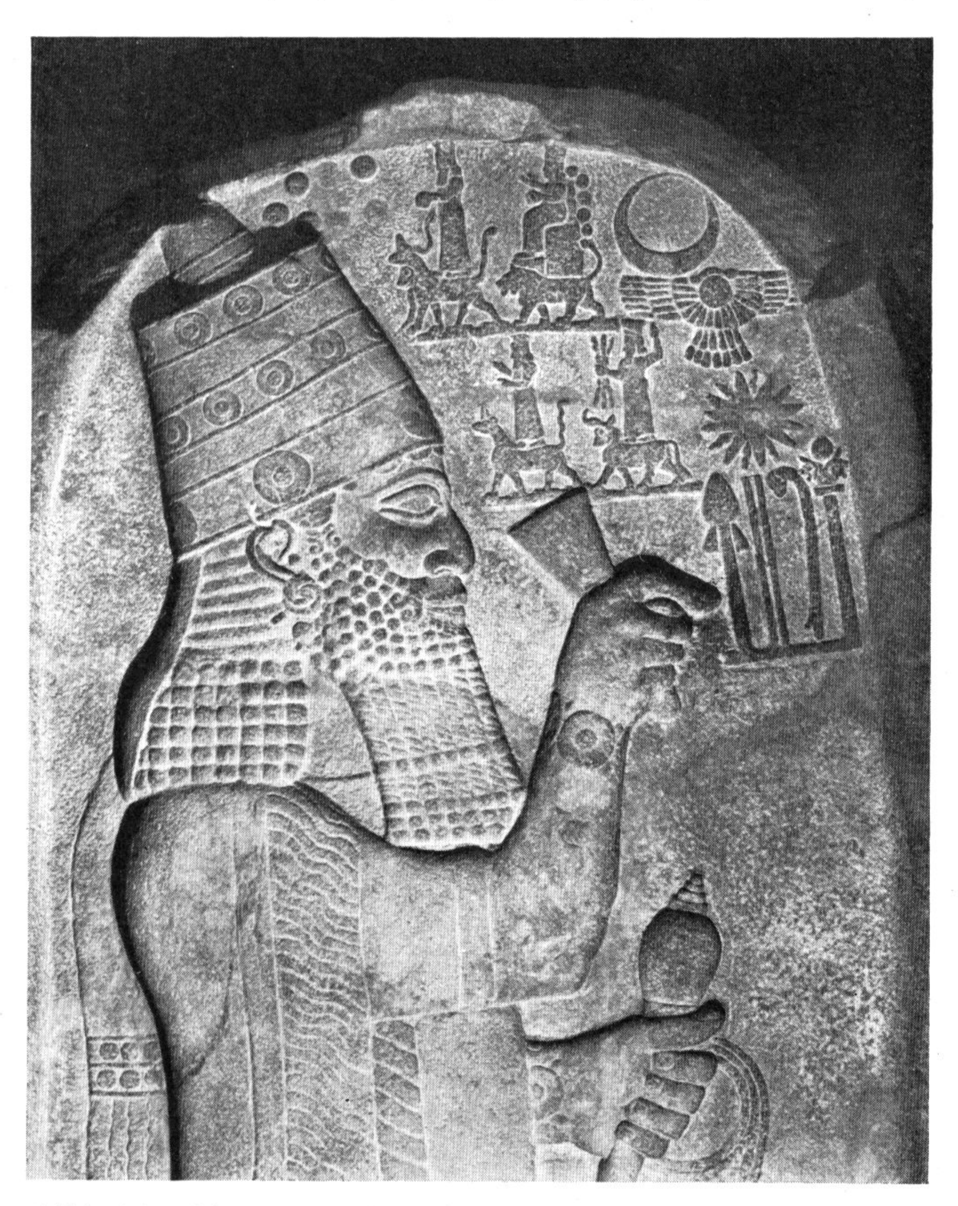


Abb. 32. Oberteil der Doleritstele Asarhaddons, Königs von Assyrien, 681—669 v. Chr.
Zeigt aufs schönste die Merkmale des südarabischen Formenkreises
Gefunden in Sendschirli (Nordsyrien) bei den Grabungen des Deutschen Orient-Komitees. (Höhe der Stele 3,2 Meter)

ist der südarabische Formenkreis in erster Linie vertreten. Auch E. Fischer bezeichnet seine „orientalische" Rasse als den Träger der semitischen Sprachen. Die ostafrikanischen Glieder des südarabischen Formenkreises haben Negersprachen angenommen.

Ob die semitischen Sprachen in Arabien beheimatet sind, ist nicht mit Sicherheit zu sagen. Am einfachsten würde das Problem liegen, falls es ge-

lingen sollte nachzuweisen, daß das Semitische die Sprache der Westrasse gewesen ist. Auch v. Luschan scheint diesen Gedanken gehabt zu haben. Allein es ist fraglich, ob der Nachweis zu erbringen ist. So bleibt zurzeit kaum etwas anderes übrig, als die Heimat der semitischen Sprachen nach Arabien zu verlegen.

6. Hamiten und Neger

Die hamitischen Abteilungen sind nun in großer Zahl aus N- und NO-Afrika nach Süden gelangt und haben sich mit den rundgesichtigen, rundschädeligen Negern vermischt. So sind entsprechend der hier vertretenen Anschauung die langgesichtigen, langschädeligen Neger entstanden. Bezeichnend ist bei dieser Durchmischung die Dominanz des Negerhaares. Mag das Gesicht auch ganz „hamitisch" sein, mögen schlanker, hoher Wuchs und Langschädel noch so sehr von den plumpen westafrikanischen Negern abweichen, dunkle Haut und Kraushaar setzen sich doch durch. Das ist eine Tatsache, die mit brutaler Deutlichkeit in Erscheinung tritt, diese Dominanz des krausen Negerhaares und der dunklen Haut gegenüber dem welligen Haar der hellen Hamiten. Dagegen übernimmt der Mischling die wesentlichsten Züge des Hamitengesichtes. Gewiß machen sich z. B. Lippen und flache Nase des Negers oft genug bemerkbar, doch meist in gemäßigter Form; das Gesicht wird „europäerähnlich", d. h. länger, schmäler, feiner.

Kann man nun die vier Formenkreise der hamitischen Gruppen unter der afrikanischen Mischbevölkerung wiedererkennen?

Ob der indoide Formenkreis sich erkennen läßt, weiß ich nicht. Dessen breite und meist runde Gesichter ähneln ja an und für sich Negergesichtern, und wenn dann Negerhaar und eine Annäherung an die Nase und Lippen des Negers hinzukommt, so ist der Nachweis der „indoiden" Herkunft ganz gewiß nicht leicht. Dagegen sind die drei anderen Formenkreise unbedingt erkennbar.

Der oberägyptische Formenkreis hat sich von den Atlasländern und ihren uralten libyschen Kulturgebieten herkommend über den Westsudan ausgebreitet, und zwar so stark, daß ganze Völker oder doch, innerhalb großer Völker ein sehr bedeutender Prozentsatz in geradezu verblüffender Weise die dreieckigen Gesichter des libyschen Formenkreises aufweisen. Dazu kommt eine ganz auffallend helle, gelblichbraune Hautfarbe. Aber das Negerhaar ist da, auch Mund und Nase sind negerähnlicher als in Nordafrika.

Als wir auf der Kamerunexpedition im Jahre 1893 in Lokodja einige 30 Jorubaträger anwarben, fiel es auf, daß eine ganze Anzahl von ihnen einen auffallenden Typus aufwies, nämlich eine helle, gelbbraune Haut und ein auffallend dreieckiges Gesicht mit vorspringender Lippenregion. Diese Gesichter erinnerten mich lebhaft an Abbildungen aus der Sundawelt. Als ich 21 Jahre später in Ägypten den oberägyptischen Formenkreis kennen lernte und 1925 diesen noch besonders untersuchte und sein Vorhandensein in Tunesien feststellen konnte, wußte ich, woher die Joruba ihre Gesichter haben. Abb. 33 zeigt eine Togofrau aus dem Gebiet von Misahöhe. Nun, unmöglich wird man die Ähnlichkeit mit Abb. 22 aus Südtunesien ableugnen.

Damals ging mir aber auch das Verständnis für die Hottentotten auf, deren Sprache doch im wesentlichen hamitisch ist. Abb. 8 zeigt das dreieckige Gesicht des oberägyptischen Formenkreises, das Haar aber ist das der Neger und bzw. Buschmänner, Nase und Lippen sind negroider als in Nordafrika. Übrigens ist der Typus gleichzeitig sehr primitiv.

Die Ngamibuschmänner sprechen eine dem Hottentottischen nahestehende Sprache, dürften also ein Mischvolk zwischen Hottentotten und Buschmännern sein. In der Tat besitzen gerade die Ngamibuschmänner in großer Zahl das Dreieckgesicht, auch die Vorwölbung der Mundpartie (Abb. 7).



Abb. 33. Mädchen aus Togo
Negerin mit dem Dreiecksgesicht des oberägyptischen Formenkreises. Nach Photo

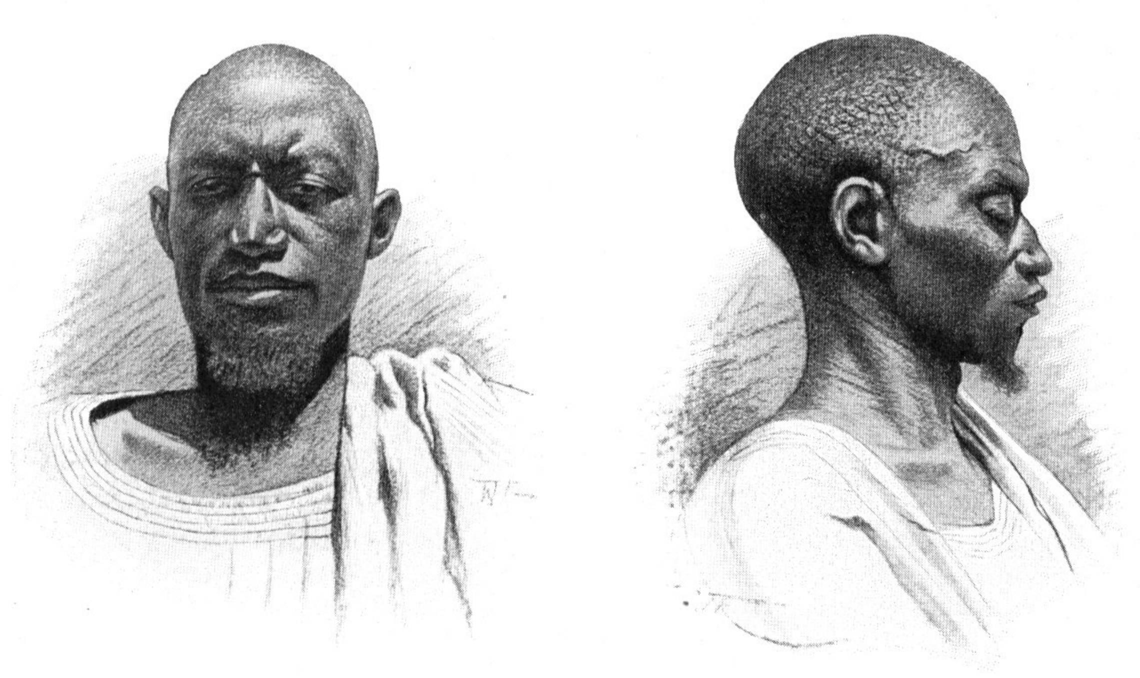


Abb. 34. Haussa Audu aus Kano im Sudan
Zeigt deutlich den südarabischen Formenkreis bei Negerkraushaar und Negerlippen

Der Fulbe-Formenkreis mit seinen langen Gesichtern und geraden, mäßig hohen Nasen und mäßig dicken Lippen ist in dem West- und Mittelsudan, wo die Fulbe eigene Staaten begründet hatten, sehr häufig. Aber auch in Südafrika, bei den Betschuanen, treten die gleichen langen Gesichter auf,

gewöhnlich gleichzeitig auch eine gelbbraune Hautfarbe statt der rötlich schwarzbraunen des Negers (Abb. 10).

Weit auffallender aber ist das südarabische Gesicht bei Negern. Abb. 34 zeigt unsern Dolmetscher Audu, den wir seines Geschäftsgeistes wegen Itzig nannten. Ein großartigeres Beispiel für ein Gesicht aus dem südarabischen Formenkreis kann man sich doch kaum vorstellen. Nur das Kraushaar des Negers gehört nicht in das Bild, auch sind die Lippen etwas zu dick, aber doch keineswegs gewulstet. Prachtvoll ist der lange Schädel und geradezu ideal die Ramschnase mit der Nasenflügelspirale. Negermischlinge mit den Gesichtszügen des südarabischen Formenkreises sind im Sudan und Ostafrika nicht selten, z. T. sogar häufig, so z. B. unter den Galla und Massai.

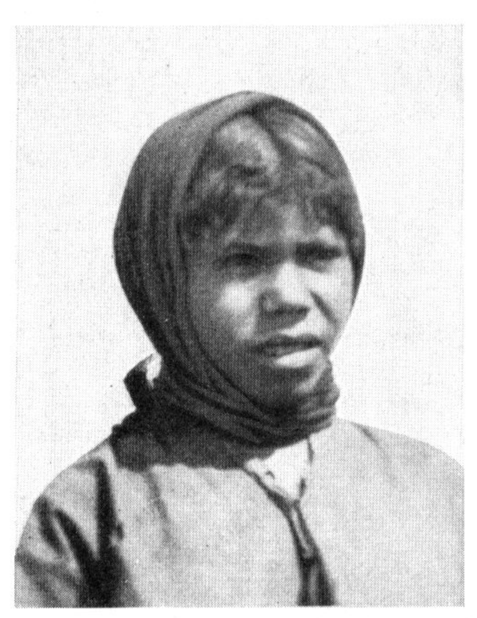


Abb. 35. Beduinenmädchen aus Tabgha am See Tiberias.
Negroide Mischung

Am überraschendsten aber ist das Vorkommen dieses Formenkreises unter den Pygmäen. Schweinfurths Zeichnung von einem Akka besitzt ihn, und genau dasselbe zeigt eine Photographie von einem Bagielli aus Südkamerun (Abb. 5). Die Pygmäen sind eben auch bereits ein Sammelsurium aus allen möglichen Rassen; und hamitische Formen sind auch dabei.

Prüfen wir nun an der Hand obiger Darstellung die Frage nach dem Vorhandensein von Negerblut im Orient, besonders in Palästina!

In den Städten Ägyptens kann man manchen negerähnlichen Menschen sehen, der vielleicht im Lande geboren, vielleicht aus Nubien eingewandert ist. Auf dem Lande, in den Fellachendörfern, sind solche Negroide indes nicht häufig. Dasselbe gilt für Palästina. Ein Negermischling von dem südarabischen Typus, der nach seiner Angabe aus Kordofan stammte, sah ich in Amman; er war ein Höriger bei dem Beduinenstamm der Beni Ssachr.

Bezeichnenderweise sind negroide Typen im Jordangraben keine Seltenheit. Während das im Winter recht rauhe Klima der Bergländer augenscheinlich den Negermischlingen schlecht bekommt und eine negative Auslese bewirkt, vertragen sie das heiße, an Malaria reiche Klima des Jordantieflandes gut. Dort halten sie sich, vermehren sich unter besonderer Vererbung der daselbst nützlichen Negermerkmale (Abb. 35). Alles in allem aber muß man sagen, daß sich die Zufuhr von Negerblut, das ja durch den Sklavenhandel in die Bevölkerung gekommen sein muß, nicht auffallend bemerkbar macht.

Nehmen wir nun noch kurz zu Fischer und zu Luschan Stellung! Gegen die Anschauung, daß die Hamiten eine Mischrasse zwischen Negern und europäischen Mediterraniern bezw. orientalischer Rasse sind, spricht einmal das Fehlen negroider und weißer „mediterraner“ bezw. „orientalischer“ Rückschläge, ferner die Beobachtung, daß der Weiße selbst in Nordafrika

als „Eingeborener“ schnell ausstirbt. Wie hätten Weiße wohl in der Sahara und im Sudan eine so geschlossene, braune, nicht negerähnliche Mischrasse entstehen lassen können?

Neger treten ferner in Altägypten auffallend spät auf — erst im Neuen Reich. Sodann müssen die Hottentotten — es sind ganz offensichtlich Mitglieder des oberägyptischen Formenkreises — durch Ostafrika gezogen sein, ohne Negerblut aufzunehmen. Es lassen sich die Erscheinungen kaum anders als durch die Annahme der Entstehung der Negerrasse im westlichen tropischen Afrika erklären, und zwar aus Pygmäen[1] nach Übernahme des Feldbaus. Erst später sind sie nach Norden, Osten, Süden vorgedrungen, erst nachdem die hamitischen Hottentotten, auf den gesunden Hochländern entlang ziehend, Südafrika bereits erreicht hatten.

Mischung zwischen Negern und Mediterraniern — z. B. in Brasilien — ergibt keineswegs Menschen, die dem hamitischen Formenkreis gleichen. Daß so deutliche Typen wie der libysche, der fulbische und südarabische infolge von Vermischung von Mediterraniern und Negern hätten entstehen können, ist nicht wahrscheinlich. Obendrein hätte in dem Falle, daß die dunklen Hirtenstämme ein Mischprodukt von Negern und weißen „Orientalen“ Fischers wären, Arabien von Negern bewohnt gewesen sein müssen. Dafür spricht nichts, dagegen alles.

Die Annahme einer zu der hamito-indo-australischen Gruppe gehörenden farbigen Unterschicht in Nordafrika-Westasien erklärt, wie ich glauben möchte, am besten die tatsächlichen Verhältnisse. Durch Mischung mit Negern hat der oberägyptische Formenkreis, ganz besonders im Westsudan, sehr charakteristische Typen entstehen lassen, in Südafrika aber sind durch Mischung mit Pygmäen die Hottentotten entstanden.[2] Der fulbische und südarabische Formenkreis aber ist in Ostafrika und im Ost- und Zentralsudan deutlich erkennbar.

Luschans Vorstellung, daß durch Vermischung von Pygmäen und Hamiten die Neger entstanden seien, wird durch das Mischprodukt der Hottentotten widerlegt. Und wenn sich diese weiterhin mit Buschmännern kreuzen, so gibt es dreiecksgesichtige, hellgelbliche, langköpfige, dünnlippigere Menschen, nicht aber plumpe, schwarzbraune, rundgesichtige Neger mit breiten Plattnasen und Wulstlippen.

7. Die asiatische Menschengruppe

Im Mittelpunkt der Asiaten stehen die gelben Mongoliden mit kurzem Rundkopf, breitem rundem Gesicht, schwarzem, straffem, grobem Haar, gelb-

[1] Die hochwüchsigen Negriden Neuguinea-Melanesiens könnten sich auf der Grundlage des Feldbaus in SO-Asien-Melanesien aus negriden Pygmäen entwickelt haben, also unmittelbar mit den afrikanischen Negern nichts zu tun haben.

[2] Luschan hat auf die Übereinstimmung der sog. Buschmannzeichnungen mit den Felszeichnungen der Atlasländer hingewiesen und schreibt sie den Hottentotten zu. Bei Annahme, daß die Hottentotten von Mitgliedern des libyschen Formenkreises abstammen, wäre solche Beziehung verständlich.

licher Hautfarbe und der bekannten Mongolenfalte auf der Innenseite des oberen Augenlides.

Mit den Mongolen, Tataren, Turkmenen sind die Mongoliden in den Orient eingedrungen, haben aber ebensowenig wie das Negerelement einen durchgreifenden Einfluß auf die Völker des Orients ausgeübt, im Gegenteil, man muß nach mongoliden Merkmalen suchen und findet sie im arabischen Orient höchstens in Mesopotamien.

E. Fischer ist der Ansicht, daß die Mongoliden aus einer nicht näher bekannten asiatischen Menschengruppe sich abgesondert hätten und daß sich die Indianer vor der Differenzierung der Mongoliden von einer gemeinsamen Wurzel abgezweigt hätten. Hält man eine solche Auffassung für möglich, dann



Abb. 36. Tunguse aus dem nordöstlichen Gebiet des Baikalsees
Armenoides Gesicht, aber langschädelig. Nach Originalzeichnung von F. Dörries
Hagenbecks Ill. Tier- und Menschenwelt. 3. Jahrg. Heft 3

könnte man auch daran denken, daß die brünetten Kurzköpfe, die als „vorderasiatisch-armenoide Rasse" in Vorderasien, ferner in der Form mittelgroßer kleinwüchsiger Rundköpfe im Kaukasusgebiet verbreitet ist, ebenfalls von derselben asiatischen Wurzel sich abgespalten haben könnten, bevor die mongoliden Merkmale entstanden waren. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, ist es vielleicht zu verstehen, daß lange Gesichter mit mächtigen Adlernasen nebst hohem Wuchs als Spielart sowohl unter den Indianern, als unter den Mongolen — Mandschu, Tungusen (Abb. 36) —, als unter den weißen brünetten Kurzköpfen — armenoide Rasse — entstanden sind.

Sollte in Asien eine solche Abspaltung von einer gemeinsamen Urform eingetreten sein, dann müßte man nicht nur nach dieser, sondern auch nach einer primitiven Jägerform suchen dürfen, d. h. nach jener Menschenart, die vor der Erfindung des Feldbaus lediglich für Jagd und Sammeln herangezüchtet war. Man wird bei solcher Pygmäenform keineswegs mongolide Eigenarten als notwendige Attribute verlangen müssen, da ja Indianern

und weißen Kurzköpfen diese fehlen, wohl aber müßte die gesuchte kleinwüchsige Ausgangsform wohl kurzköpfig sein. Nun sind die Senoi und Toala, ferner die Jägerstämme Hinterindiens — die Träger der Monkhmersprachen — entschieden Rundköpfe, z. T. brachykephal. Man könnte also die Frage aufwerfen, ob in Hinterindien-Insulinde nicht neben den Pygmäen der hamito-indo-australischen Gruppe auch solche der asiatischen Gruppe vorkommen. Es handelt sich bei solchen Erörterungen lediglich um die Aufstellung von Gesichtspunkten, die zu weiteren Untersuchungen anregen könnten, nicht um Hypothesen. Das sei nochmals mit aller Entschiedenheit betont.

8. Die europäische Menschengruppe

Die negride, die hamito-indo-australische und die asiatische Gruppe machen den Eindruck, als könnten sie sich aus drei Hauptzweigen der Art „Mensch" zu

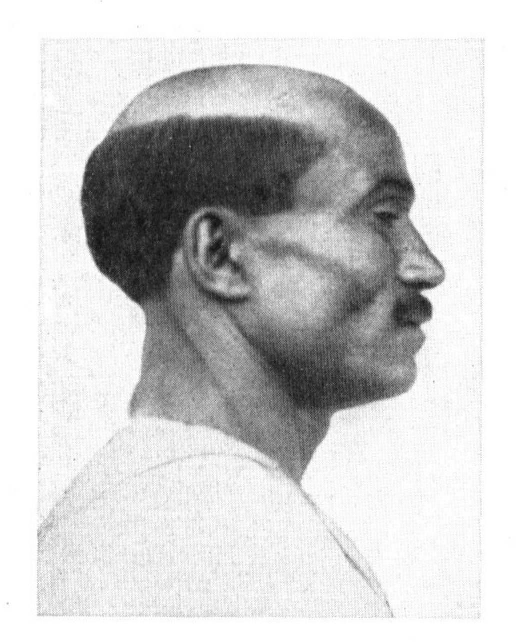
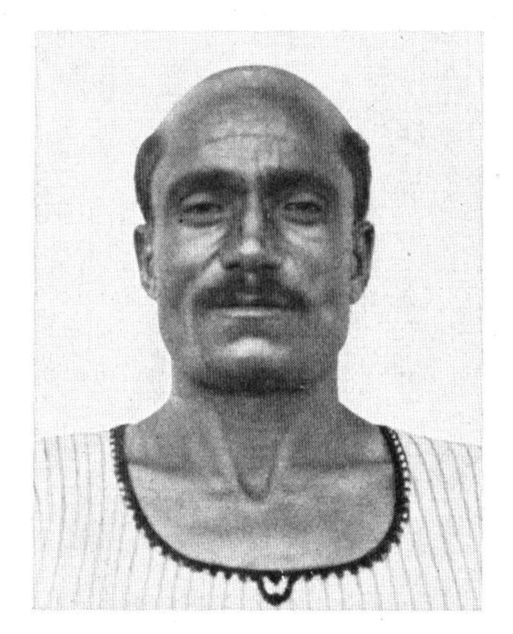



Abb. 37. Ägypter aus Meadi bei Kairo
Ausgesprochene Cro-Magnon-Merkmale; Größe ca. 190 cm

drei großen Gruppen von Rassen entwickelt haben, und zwar unter der Umwandlung je einer primitiven kleinwüchsigen Urform in weit feiner und höher entwickelte, größere Formen.

In Europa liegt die Sache anders. Ich habe wenigstens den Eindruck, daß Europa lediglich „afrikanisch-asiatisches Koloniallandʺ gewesen sein könnte. Eingewandert ist — als Aurignac-Mensch? — die langschädelige hamitische Gruppe und hat unter Verlust von Pigment und unter teilweiser Umwandlung der Körpergröße den mediterranen und nordischen Menschen entstehen lassen. Asien dagegen entsandte bis in den äußersten Westen seine Kurzköpfe, den rundköpfigen Alpenmenschen (= Ostrasse) und den hochgewachsenen, großgesichtigen, großnasigen, turmschädeligen Dinarier.

Das Cro-Magnon-Problem ist ein Problem für sich. Die Cro-Magnonrasse ist langschädelig und hochgewachsen, aber breit und kurzgesichtig, vielleicht weiß, blond und blauäugig wie die Guanchen der Kanaren, die z. T. der Cro-Magnon-Rasse angehören. Vielleicht bildete sie die Grundlage für den

späteren nordischen Menschen, und zwar unter Vermischung mit den einwandernden Mediterraniern. Aber alles ist unsicher.

Die Cro-Magnon-Rasse tritt im Diluvium als hochentwickelte Form auf und ist nach Ansicht schwedischer Anthropologen die höchststehende Form des Homo sapiens überhaupt, verschwindet dann aber als selbständige Rasse. Indes sind ihre Körpermerkmale — vor allem die Gesichtsform — oft genug noch in der Gegenwart erkennbar. Es wäre möglich, daß der Cro-Magnon-Mensch aus einer Unterabteilung der Hamiten hervorgegangen ist, die ebenfalls als selbständige Rasse verschwunden ist, aber genau so wie bei uns in der Gesichtsform zuweilen in Erscheinung tritt. In diesem Fall würde man annehmen können, daß der in der Hamitenwelt auftretende Rest des Cro-



Abb. 38. Weißer Kalksteinkopf eines vornehmen Sumerers
Um 2500. Höhe 13 cm. Vorderasiatische Abteilung des Museums in Berlin

Magnon-Menschen von Alters her dort zu Hause ist, nicht aber von aus Europa eingewanderten Cro-Magnon-Menschen stammt.

Abb. 37 zeigt uns einen Ägypter aus Meadi bei Kairo, dessen Langschädel und Kinnbacken auf die Cro-Magnon-Rasse hinweisen. Er war ein großer, ungewöhnlich kräftiger Mann.

In Europa scheint eine primitive Urform nur in der Gestalt des Moustiermenschen gelebt zu haben, der bekanntlich den ganz fremden, hoch entwickelten Einwanderern (den Cro-Magnon- und Aurignacmenschen) Platz machen mußte. Ob unter den heutigen Europäern eine uralte primitive Moustierunterschicht erkennbar ist, ist fraglich. Sie scheint in dem Hin und Her der Eiszeiten und Wanderungen der Völker verschwunden zu sein.

Wie dem auch sei, die europäische Menschengruppe ist später ohne Zweifel sowohl nach Afrika als nach Asien vorgestoßen, und zwar in wiederholten Schüben, wie umgekehrt die Mongoliden von Osten her in mehreren Wellen. Infolgedessen sind in den uns interessierenden Gebieten ganz verwickelte Mischungen entstanden, die eben die jetzigen Völker bilden. Doch bevor wir auf diese Mischung der Typen eingehen, sei noch ganz kurz das Sumererproblem gestreift.

9. Das Sumererproblem

Viel ist hierüber geschrieben worden — z. T. von dem Standpunkt aus, daß die älteste bekannte Hochkultur, die bis zur Gegenwart einen außerordent-

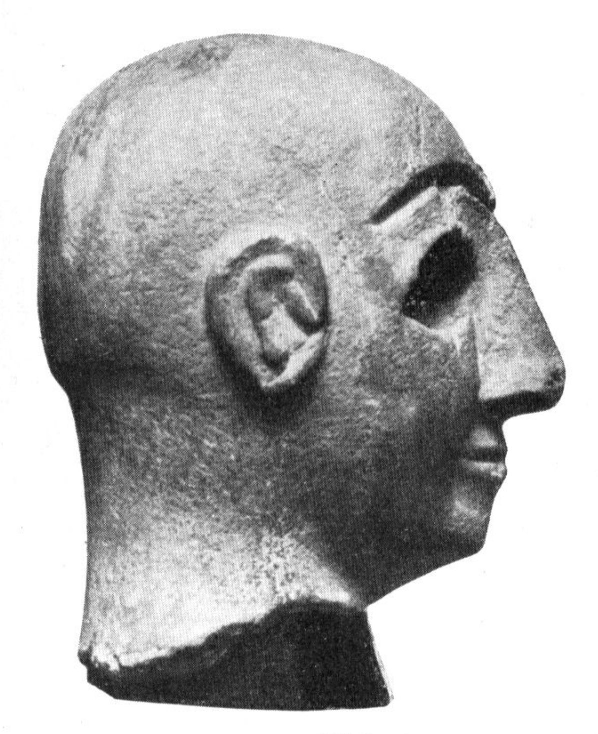




Abb. 39. Kalksteinkopf eines Sumerers

Kurzköpfig mit auffallend großer Nase, Augen ursprünglich mit anderem Material eingelegt, Brauen mit Lapis lazuli, z. T. noch erhalten. Höhe 8,3 cm. (Um 2800).



Abb. 40
Alabasterköpfchen einer Sumererin

Mit Riesennase und zurückweichenden Mund- und Nasenpartien, lang- und flachschädelig. Mischung von armenoiden und mediterranen Zügen. Vorderasiatische Abteilung des Museums in Berlin

lichen Einfluß ausgeübt hat, notwendigerweise „nordisch-arischen" Ursprungs gewesen sein müsse. v. Luschan möchte sie mit den Mediterraniern in Beziehung bringen, Ed. Meyer mit den Hethitern, F. Hommel sprachlich mit den Turkvölkern. E. Fischer beschreibt sie anthropologisch:

„Nach Bildern hatten diese gerade, kleine Nasen, spitzes Kinn, dünne Lippen." Es könnte die erste (äußerst östliche) Welle von Mediterraniern oder ein stehengebliebener Horst dieser aus ihrer Gesamtentstehungszeit sein.

Die aufgefundenen Reliefs und Statuen von Sumerern sind so verschiedenartig, daß von einer einheitlichen Rasse nicht gesprochen werden kann. Der wohl schönste, augenscheinlich porträt-

ähnliche Kopf (Abb. 38) zeigt einen mäßig langen, niedrigen Schädel, ein ovales Gesicht, eine schmale, gerade Nase, dünne Lippen. Dieser Kopf könnte recht wohl der mediterranen Rasse angehören, aber auch hamitisch sein, „fulbisch".

Abb. 39 ist ganz anders: kurzköpfig, mit rundem, kurzem Gesicht, mächtiger gerader Nase, die ohne Nasenwurzel in die Stirn übergeht. Geradezu ungeheuerlich ist die leider abgebrochene Hakennase der Frau auf Abb. 40, deren Schädel auffallend lang ist. Ohne die Kenntnis von Haut-, Haar- und Augenfarbe sind Verwandtschaftsverhältnisse mit heutigen Rassen kaum zu erkennen. Die mächtige Hakennasen und Schnabelnasen der Reliefs könnten recht wohl bewußt übertrieben herausgearbeitet sein, um die betreffenden als Mitglieder einer hochnasigen Herrenschicht, die über flachnasigen Unterworfenen herschte, zu kennzeichnen.

Abb. 40 erinnert an den langschädeligen Tungusen (Abb. 36) mit seiner mächtigen Hakennase. Dabei erinnert man sich der Ansicht Hommels, daß die Sprache der Sumerer auf Zentralasien hinweise. Könnten da Beziehungen bestehen?

Wie dem auch sei, entsprechend dem Klima des Sumererlandes kann als arbeitender Fellach nur der farbige Hamit bzw. Drawida (Brahui) vorhanden gewesen sein, gerade so wie in Kanaan und Ägypten und heute noch in allen Tiefländern des Orients. Eine weiße Oberschicht — sie braucht nicht blond, sie kann brünett gewesen sein — hält sich nur in den Städten; auf dem Lande stirbt sie bald aus. Wie für Ägypten werden wir auch für Mesopotamien — und Palästina! — eine farbige Schicht annehmen müssen, die die Landarbeit ausübte, Kanäle für die künstliche Bewässerung grub, Terrassen auf den Berghängen anlegte, den Kern des Heeres bildete und demnach die Grundlage des Staates, den ruhenden Pol in der Flucht geschichtlicher Vorgänge, wie Eroberungen und Wanderungen, bildend. Darüber aber saß als denkende und regierende Schicht vermutlich eine hellere, aus der Fremde stammende Volksgruppe, die im Laufe der Zeit wiederholt gewechselt hat: Sumerer, semitische Akkader, semitische Amoriter, Assyrer, ferner Hethiter, Meder, Perser, Griechen, Parther, Araber, Mongolen, Türken.

Auf dem Lande, unter den schwer arbeitenden Fellachen, haben sich Reste der Eroberer anthropologisch wohl kaum gehalten. Wenn also v. Luschan im Jahre 1914 in Mesopotamien durch Massenmessungen und Kurvenzeichnung die anthropologische Beschaffenheit der Sumerer hat ermitteln wollen und diese Methode weiter empfiehlt, so darf man den Erfolg mit Recht bezweifeln. Das Ergebnis wäre vermutlich die Feststellung der alten hamito-drawidischen Unterschicht — vorausgesetzt, daß man nicht Städter, sondern Fellachen und Fischer der Sumpfgebiete mißt.

10. Die heutigen Mischformen in Ägypten und Palästina

Auf Grund der eigenen Beobachtungen und auf Grund von veröffentlichten Abbildungen sei es nun gestattet, ein Bild der heutigen anthropologischen Verhältnisse Palästinas kurz zu entwerfen.

Die braune hamitische Schicht beherrscht Ägypten vollständig auf dem Lande. Mag auch der Farbenton nach Helligkeit und Nuance wechseln, das Pigment ist stets deutlich und maßgebend. In Oberägypten ist der „oberägyptische Formenkreis" tonangebend, im Bereich Nordostafrikas von den Bischarin bis zu den Somali dürfte das lange, zum Teil das dreieckige

Gesicht, in Südarabien aber das lange Ramschnasengesicht hauptsächlich zu finden sein. In Palästina ist — weit weniger häufig und deutlich erkennbar — die indoide Form zu finden, aber braunes Pigment und schwarzes Haar verraten allüberall die alte farbige Unterschicht. Diese Tatsache ist unverkennbar.

Mit den arabischen Beduinen und früher mit hamitischen Hirtenstämmen ist die südarabische Gesichtsform weit nach Afrika eingedrungen, aber auch bis an den Taurus und in die Gebirge Irans. In Palästina ist diese Form häufig. Das zeigen auf den ersten Blick die Beduinen, die auf den Märkten

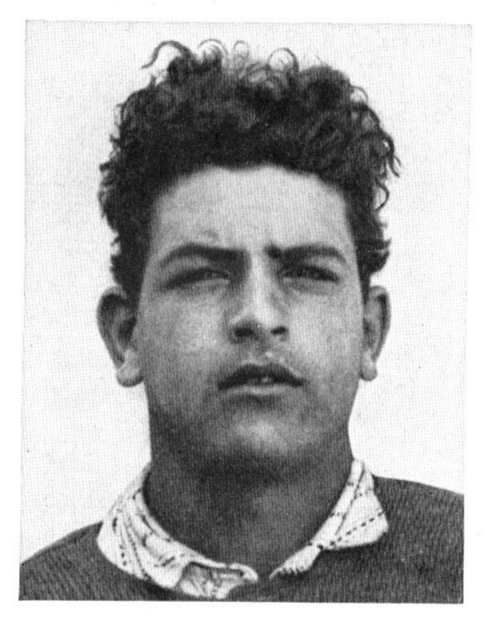




Abb. 41. Syrer aus Tiberias, Palästina
Mediterrane Rasse

Palästinas erscheinen und deren Riesengestalten überaus auffallen. Aber gerade der indoide Typus — selbst der der primitiven, plumpen, häßlichen, der wohl stets mit geringer Körpergröße verbunden ist — kommt gerade so wie bei den Bischarin auch bei den arabischen Beduinen vor — häufig sogar.

Nun sind aus Kleinasien-Armenien in Massen die Armenoiden, aus Westen aber die Mediterranier eingedrungen. Beide Typen sind sowohl in Ägypten als auch in Syrien-Palästina ganz deutlich erkennbar. Der armenoide Typus nimmt von Nordsyrien bis Ägypten ab und scheint in Afrika nach Süden hin ganz zu verschwinden, während er nach Westen bis in die Atlasländer reicht. Der Mediterranier (Abb. 41) ist umgekehrt in Ägypten sehr stark vertreten, beherrscht geradezu das Küstenland von Palästina und bildet auch in den Städten einen starken, vielleicht den überwiegenden Teil der Bevölkerung. Häufig ist das Vorkommen kleiner, untersetzter, brünetter Rundköpfe, die nach jeder Richtung hin die Merkmale des Alpenmenschen (= Ostrasse) aufweisen. Allein auch sie zeigen gewöhnlich eine deutliche hamitische Pigmentierung und ebenso das blauschwarze Hamitenhaar (Abb. 42—44).





Abb. 42. Frau aus Jerusalem
Ausgesprochen alpin, aber bräunlich pigmentiert

Woher stammt diese Abteilung? Sind es mit dem Mittelmeermenschen — Philister, Griechen — eingewanderte europäische Alpine, oder sind es den Kaukasusvölkern nahestehende Asiaten, die Asien nie verlassen haben, die vielleicht mit den Hethitern nach Süden wanderten?

In allen möglichen Mischungsverhältnissen treten diese Elemente mit der hamitischen Unterschicht in Verbindung, und es ist oft genug kaum möglich, die mosaikartige Struktur des Körperbaus zu deuten. Die Abbildungen 45 bis 47 zeigen das zur Genüge. Neben dem reichen Wechsel an Körperformen ist auch die Verschiedenheit der Haut- und Haarfarbe bemerkenswert. Das Blauschwarz des Hamitenhaares macht einem Braunschwarz bis Braun Platz. Auch werden die Haare schlichter; sie sind weniger gelockt. Die Haut aber ist hellbraun bis leicht bräunlich.

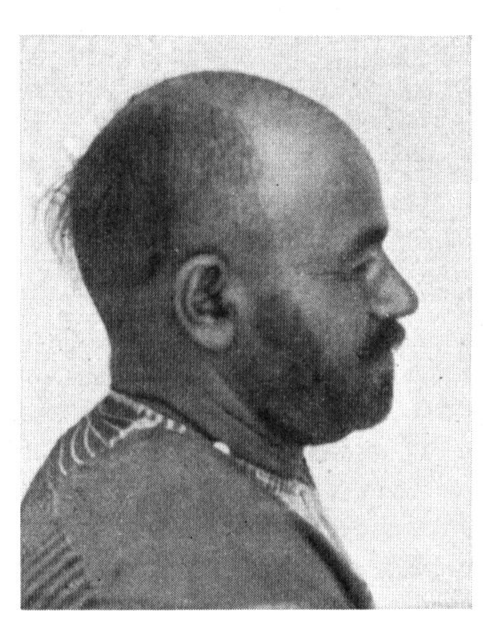


Abb. 43. Beduine aus Bir Salem bei Ramleh
Alpiner Typus

Innerhalb der Bewohner Ägyptens und Palästinas gibt es nun aber noch zwei auffallende Elemente, und zwar auch bei den Landbewohnern. Der erstere befindet sich besonders in Ägypten und könnte, wie bereits erwähnt, als Cro-Magnon-Typ bezeichnet werden. Der Schädel ist lang, das Gesicht kurz bis mittellang und sehr breit, die Unterkiefer ganz auffallend massiv und viereckig. Das Gesicht erhält dadurch etwas überaus willensstarkes, brutales. Meist sind es auch große Menschen. Aber das Haar ist schwarz, das Pigment kräftig (Abb. 37).




Abb. 44. Syrerin aus dem christlichen Waisenhaus
Alpiner Typus

In den Städten nimmt die farbige Unterschicht entschieden ab, das helle Element zu. Da findet man nicht selten ganz helle Gesichter, die ohne weiteres für Südeuropäer gehalten werden könnten und die mediterrane bzw. armenoide Herkunft ganz deutlich verraten (Abb. 45—50). Das armenoide Element scheint gegenüber ersterem zurückzutreten. Die in dem christlichen syrischen Waisenhaus aufgenommenen Köpfe zeigen ganz überwiegend me-

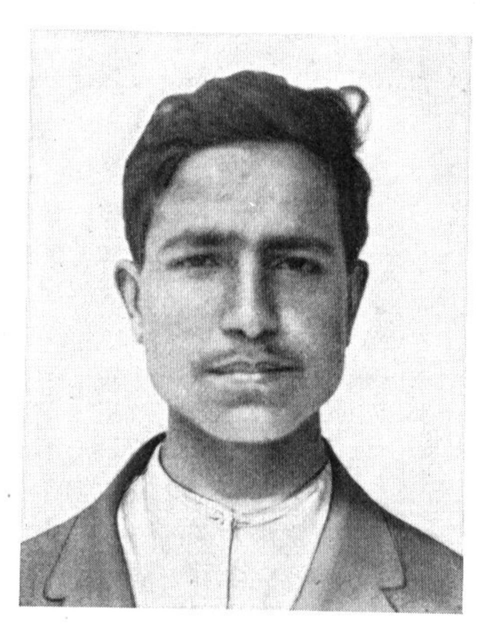



Abb. 45. Syrer aus dem syrischen Waisenhaus in Jerusalem
Im wesentlichen mediterran, aber der Schädel zu kurz und etwas zu hoch — armenoider Einschlag?

diterrane bzw. „alpine" Abstammung, weniger armenoide. Schon dieser Umstand weist auf Unabhängigkeit des brünetten Rundkopfes von dem armenoiden Turmschädel hin.



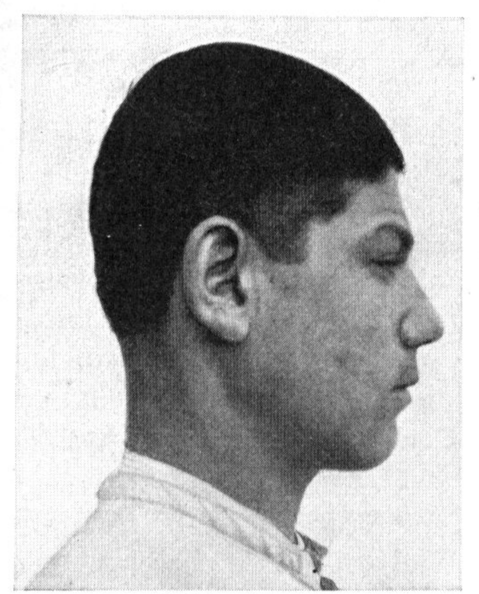

Abb. 46. Syrerin aus dem christlichen Waisenhaus. Überwiegend mediterran




Abb. 47. Syrerin aus Palästina. Mediterraner Typus überwiegend

Interessant ist Abb. 51. Sie stellt eine Beduinenfamilie vor, die bei Bir Salem (bei Ramleh) ansässig ist — Vater, Mutter und sechs Kinder. Die Verschiedenheit des Rassentypus ist auffallend. Jeder unterscheidet sich von dem anderen. Die ältere Tochter ist ganz ausgesprochen „südarabisch", der Junge am linken Ende „fulbisch", der Alte „alpin", die Mutter und der älteste Sohn mediterran mit langem Gesicht.

Die blonde blauäugige nordische Beimischung spielt keine bemerkenswerte Rolle, weder in der Stadt noch auf dem Lande. Einmal fand ich bei einem Fellachen graublaue Augen. Ein acht- bis neunjähriges christliches Kind (im Jahre 1925) in Haifa, das blonde Haare und blaue Augen hatte, braucht nicht notwendigerweise auf alte nordische Abstammung hinzu-



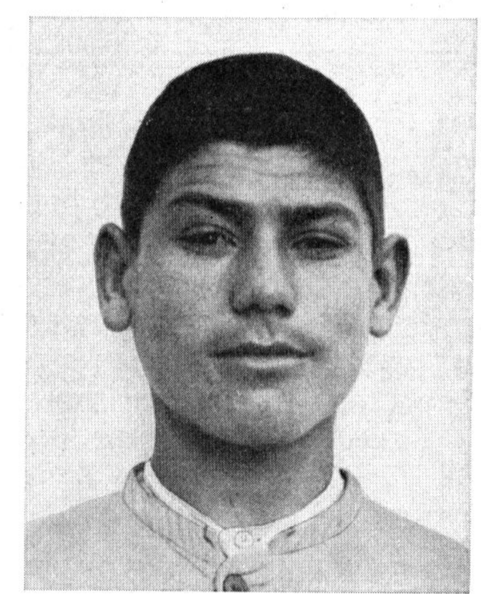
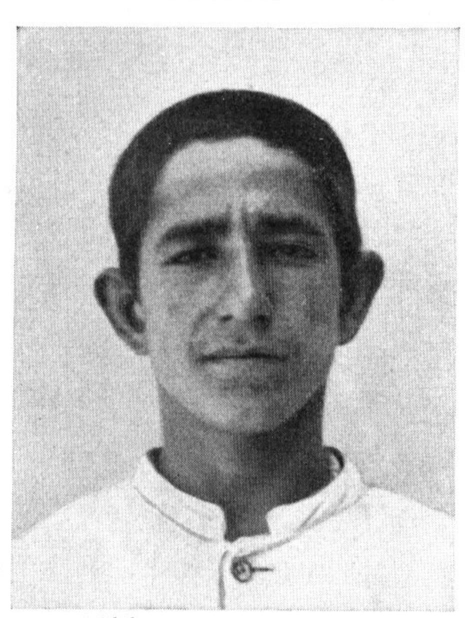


Abb. 48. Der Schädel ist armenoid, das Gesicht mehr mediterran



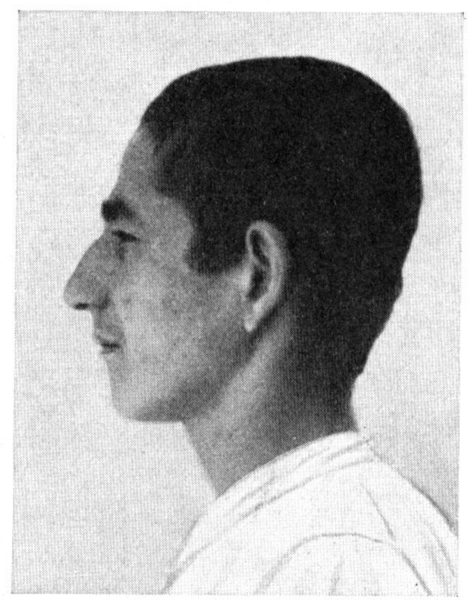


Abb. 49. Mischung armenoider (Gesicht) und mediterraner (Schädel) Merkmale

Abb. 50
Gesicht mediterran, Schädel-
höhe armenoid



Abb. 48—50. Syrer aus dem syrischen Waisenhaus in Jerusalem

weisen. In Akko soll es Blonde geben als Folge der Kreuzfahrerzeit; ob das richtig ist, weiß ich nicht.

Alles in allem ist die Mischung enorm. Innerhalb eines Stammes von Beduinen, innerhalb einer Familie gibt es alle möglichen anthropologischen Typen, die zum Teil ganz aus der Rolle fallen. So sieht ein Individuum in einem halbansässigen Beduinenstamm nahe Bir Salem so nordisch aus, daß er von den Engländern als Deutscher verhaftet und erst nach langen Verhandlungen losgelassen wurde. Allein die Nähe der deutschen und jüdischen Kolonien ist doch sehr verdächtig. Praktisch ist die nordische Blut-



Abb. 51. Beduinenfamilie in Bir Salem bei Ramleh, Palästina
Die große Verschiedenheit der Rassentypen tritt deutlich hervor

mischung jedenfalls völlig belanglos und meist nur an grauen Augen erkennbar.

Zum Schluß sei noch einmal auf den Unterschied zwischen der südarabischen Hamitennase und der armenoid-dinarischen Hakennase ganz besonders aufmerksam gemacht. Beide Nasen sind bisher zusammengeworfen worden. Nur E. Fischer trennt die leicht gebogene Ramschnase seiner „orientalischen" Rasse von der stark gebogenen Hakennase der Armenoiden (= vorderasiatische Rasse). Der Unterschied besteht nun aber weniger in der mehr oder weniger starken Krümmung — es gibt nämlich auch südarabische Habichtsnasen mit mächtigem Rücken als vielmehr in der verschiedenen Form des Septums (Abb. 24). Bei der südarabischen

Ramschnase steigt das Septum, der geschwungenen „Sechsform" der Nasenspitze entsprechend, nach hinten und aufwärts, dagegen verläuft das Septum des armenoid-dinarischen Hakens wagerecht nach hinten, um dann in die treppenförmig zurückweichende Mundpartie überzugehen. Der südarabischen „Sechsform" dagegen entspricht die flache Vorwölbung der Mundpartie — also ein wesentlicher Unterschied.

Erst wenn man die südarabische Ramschnase und die armenoide Hakennase voneinander trennt, kann man hoffen, einen klaren Einblick in die Rassenverhältnisse zu gewinnen.

II. Abschnitt

Die Anthropologie der Juden

1. Anschauungen

Die Anschauungen über die Rassenbeschaffenheit der Juden gehen stark auseinander und zwar sowohl bei Juden wie bei Nichtjuden. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß die fromme Sage von der „Auserwähltheit der Kinder Israel" bis heute eine wissenschaftlich kaum zu verstehende Rolle spielt. Daß gebildete Juden mit solchen Gedanken liebäugeln, kann man zur Not verstehen. Dasselbe gilt von bibelgläubigen, frommen Theologen. Aber auch auf Nichtjuden — Antisemiten sogar — macht die zähe Widerstandsfähigkeit dieses Volkes und sein unheilvoller Einfluß auf die anderen Völker einen so tiefen Eindruck, daß sie, jeder Überlegung und wissenschaftlichen Feststellung von Tatsachen zum Trotz, von geradezu mystischen Vorstellungen hinsichtlich der Juden beherrscht werden. Sogar die bekannten Mendelschen Gesetze werden einfach ignoriert, und von jüdischer und nichtjüdischer Seite wird erklärt, die Juden seien eine „reine Rasse" und bei Vermischung dominiere das jüdische Blut so stark, daß die Mischlinge durchaus Juden seien.

Doch wenn wir auch von solchen mystischen Gefühlen anthropologischer Laien absehen, selbst wissenschaftliche Anthropologen haben mit aller Bestimmtheit die Reinrassigkeit der Juden gelehrt und vertreten. Der berühmte Blumenbach glaubte, mit Leichtigkeit jeden jüdischen Schädel erkennen zu können. Andere betonten die Konstanz und Reinrassigkeit der Juden. Joseph Jacobs war auf Grund eingehender anthropologischer Untersuchungen überzeugt, daß die große Mehrzahl der heutigen Juden von den aus Jerusalem und Palästina vertriebenen Juden abstamme. Nott, Cliddon, Zollschan aber setzten solcher Überzeugung die Krone auf durch die Behauptung, die heutigen Juden stammten von Abraham, Isaak und Jakob ab.

Genau so bestimmt wird aber von anderen der Mischcharakter der Juden betont, so von Ripley, Lombroso, v. Luschan, Ikoff, Weißenberg, Fishberg u. a. m. Letzterer zitierte die widersprechende Ansicht von Chamberlain, der einmal die Meisterschaft der Juden rühmt, das Gesetz des Blutes zur Ausbreitung ihrer Herrschaft zu benutzen: „Der Hauptstock bleibe

fleckenlos, kein Tropfen fremden Blutes dringt hinein", und andererseits die Juden für eine durch und durch bastardierte Rasse erklärt, welche den Bastardcharakter bleibend bewahrt. Vielleicht sind Chamberlains Gedanken weniger töricht und widerspruchsvoll, als es auf den ersten Blick erscheint. Er meint nämlich, seit der Zerstreuung ist kein fremdes Blut eingedrungen in die damals bereits vorhandene Bastardrasse.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die wirklichen Fachanthropologen, die hier in Frage kommen, überwiegend mit der größten Entschiedenheit betonen, daß sämtliche Beobachtungen aufs deutlichste die Zusammensetzung der Juden aus mehreren Rassen beweisen.

Meine persönlichen Beobachtungen in Palästina überzeugten mich von der Richtigkeit solcher Auffassung, und die hier veröffentlichten Aufnahmen dürften wohl jedem Leser zeigen, daß innerhalb der Juden weit größere anthropologische Unterschiede bestehen als innerhalb der europäischen Rassen.

2. Hebräische alte Schädel

Beginnen wir zunächst mit den alten Hebräern!

Fishberg gibt einen Überblick über altjüdische Schädel. Er führt aus, die alten Hebräer sollen langköpfig gewesen sein; allein die Angaben oder besser Andeutungen im Talmud u. a. O. widersprechen sich, und es ist unmöglich, Bestimmtes zu sagen.

Jüdische Schädel sind selten. Am wichtigsten sind die fünf in der Katakombe des Heiligen Kalixtus gefundenen Schädel aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. Von diesen sind zwei lang, zwei mittel, einer kurz. Demnach bestand damals bereits Rassenmischung.

Von zwölf Schädeln, die in Basel gefunden wurden und aus dem 13./14. Jahrhundert stammen, sind zwei lang, alle andern kurz. Elf aus dem Mittelalter stammende, in Paris gefundene Schädel sind alle kurz.

Nach der Bibel haben sich die einwandernden Hebräer mit den eingeborenen Stämmen ausgiebig gemischt, mit Hethitern, Amoritern, Kanaanitern, Perizzitern, Hiwittern, Jebusitern, Girguschitern. Dazu kommen die Philister. Obendrein sollen ja die Stämme Dan, Naphtali, Gad und Ascher von fremdvölkischen Kebsweibern abstammen.

Alle Sklaven mußten beschnitten werden, wurden anfangs Juden zweiten Ranges, gingen aber später in das Volk auf. Dazu kommen die fremdstämmigen Beisassen = die Fremdlinge der Bibelübersetzung, die allmählich auch Juden wurden.

Entsprechend obiger Darstellung der anthropologischen Verhältnisse in Altpalästina wird man annehmen müssen, daß die einwandernden Hebräer, ähnlich den Arabern, Menschen gewesen sind, die wohl in erster Linie langköpfig und von den Formen der Südaraber waren — also Ramschnasen und eine leicht vorgewölbte Mundpartie besaßen, gemischt mit eingewanderten Armenoiden und mit Mediterraniern. Die Amoriter, deren Sprache ja semitisch gewesen sein soll, die Philister und wohl auch die Akkader und Babylonier könnten mediterraner Rasse gewesen sein.

Die Amoriterfrage ist noch nicht gelöst. Viele, so v. Luschan und

E. Fischer, halten sie für blonde, blauäugige, hochgewachsene Nordländer, und das Vorhandensein eines blonden Elementes unter den heutigen Juden wird auf sie zurückgeführt. Allein das blonde Element könnte mit den Griechen, vor allem mit Griechinnen hineingekommen sein, die in großer Menge als Sklavinnen nach Palästina kamen. Fishberg macht darauf aufmerksam, daß das hebräische Wort für Kebsweib — Pilegesch — identisch ist mit dem griechischen Wort pallakis = Kebsweib. Die Amoriterfrage ist jedenfalls noch ungeklärt.

Nehmen wir einmal an, die aramäischen Chabiri, die Eroberer Palästinas, waren, ähnlich den heutigen Arabern, eine Mischung von eingewanderten Mediterranen mit Hamiten vom südarabischen Typus gewesen, so trafen zwei langköpfige Rassen zusammen, die eine mit langer gerader, die andere mit gebogener Ramschnase und vorspringender Mundpartie. Die eine mit dunkelbraunen, die andere mit schwarzen Haaren, die eine mit hellbräunlicher, die andere mit brauner Haut. In Palästina saß aber bereits eine braune hamitische Unterschicht — Kuschiten —, die vermutlich die schwere Fellachenarbeit betrieb, und ferner helle Städtebewohner — mediterrane (?) Amoriter und helle, armenoide, kurzköpfige Hethiter, dazu hamitische Ägypter. Unter allen diesen Rassen fand ausgiebige Mischung statt, und die Zusammensetzung der jüdischen Schädel aus Rom ist verständlich.

So entstand bereits in Altpalästina eine Mischung aus Langschädeln und Kurzschädeln, und dazu kommt wohl eine sozial tief stehende, der alpinen Rasse ähnelnde, aber möglicherweise braune hamitische Rundschädelrasse, die ja heutzutage überaus klar erkennbar ist.

Als Esra seine rigorosen Gesetze hinsichtlich der Fernhaltung fremder Blutmischung erließ, handelte es sich keinesfalls mehr um Erhaltung der „Rassenreinheit“ der Juden, sondern um die Reinhaltung eines rassisch bereits stark gemischten Religionsvolkes. Während der Zerstreuung — und sogar bereits vor der Zerstörung des Tempels — hatte sich die jüdische Religion trotz des leidenschaftlichen Widerspruches vieler jüdischer Fanatiker über große Teile Nordafrikas und Vorderasiens, ja selbst des römischen Reiches, ausgebreitet. Die Proselytenmacherei war sehr im Schwunge. Fürstenhäuser, ganze Volksstämme nahmen den jüdischen Glauben an, und daß Vermischung von Alt- und Neujuden, auch wenn man sich dagegen gesträubt hat, notgedrungen schließlich doch eintreten mußte, ist wohl nicht zu leugnen.

3. Heutige Juden

Während des Mittelalters nahmen Mischehen einen großen Umfang an, und Kirche sowohl wie Rabbinen wetterten dagegen — so in Spanien, Frankreich, Ungarn. Vielleicht noch einschneidender aber wirkte der Sklavenhandel, den die Juden zwischen Osteuropa und Spanien betrieben. Die Sklaven mußten nach jüdischem Gesetz beschnitten werden und gingen daher leicht in das jüdische Volk über. Die Gesetze, die von christlicher Seite dagegen getroffen wurden, mußten dauernd wiederholt werden. In Indien, wo man „schwarze“ Drawida als Sklaven kaufte, entstand eine

„schwarze" Judenbevölkerung. Ganz besonders viel fremdes Blut nahmen die Juden in Osteuropa auf, so durch den Übertritt der turanischen Chasaren zum Judentum. Nach dem Sturz des Chasarenreiches sind die Chasaren spurlos verschwunden, d. h. wohl in die Juden aufgegangen. Russische Sekten sind in Masse zum Judentum übergetreten, so namentlich aus der Zahl der Subotniki, die mehrere Millionen umfassen sollen. Sogar ganze Kosakenstämme sind jüdisch geworden.

Es hat also wirklich nicht an Gründen gefehlt, daß fremdes Blut in das jüdische Volk eindrang und, entsprechend der im Mittelalter nur geringen



Abb. 52. Samaritanerin
Langschädelig mit „südarabischem" Gesicht

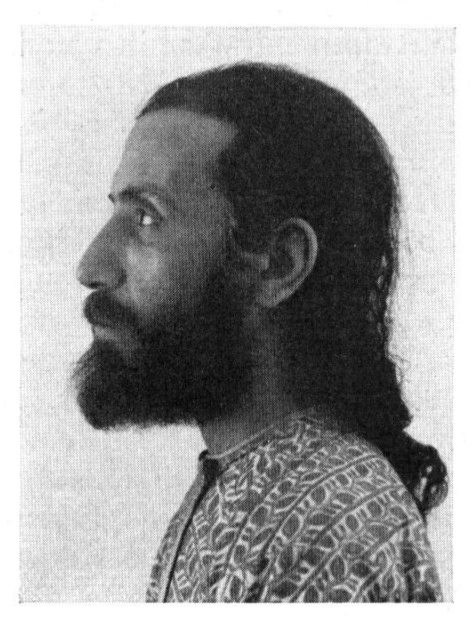


Abb. 53. Samaritaner
Mediterranes Gesicht, armenoider, hoher Schädel

Zahl der Juden[1] konnte deren rassische Zusammensetzung leicht beeinflußt werden. Wir wollen nunmehr die einzelnen Gruppen der heutigen Juden kurz besprechen!

a) Misrachi-Orientjuden

Die Anhänger der Samaritanersekte, die den Talmud nicht anerkennen, sind wiederholt anthropologisch untersucht worden, so von Huxley. J. J. 1901 sah er in Náblus noch 154 Individuen, 97 männliche, 57 weibliche. Huxley fand den allgemeinen Typus entschieden „jüdisch", zumal die Nase. Seine Maße ergaben, daß sie hochgewachsen sind, im Mittel 173 Zentimeter. Der Kopfindex ist 78,1 im Mittel (75—80 ist mittelköpfig!) — entsprechend dem Typus der Beduinen jener Nachbarschaft, sagt Fishberg. Weißenbergs Messungen ergaben dasselbe. Der Teint sei brünett, viele hätten blondes und rotes Haar, graue und blaue Augen.

Die sonstigen Berichte widersprechen sich sehr. Nach eigenen Beobachtungen und Aufnahmen möchte ich folgendes sagen:

[1] Ausgenommen Spanien und Osteuropa.

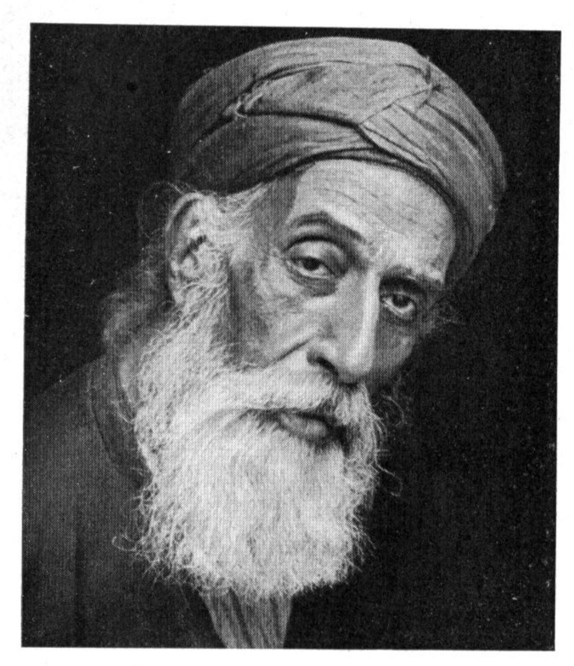


Abb. 54. Armenoider Samaritaner

Die Samaritaner setzen sich aus mehreren Rassen zusammen. Ganz augenscheinlich stehen drei Rassen im Vordergrund.

Abb. 52 zeigt in ausgezeichneter Weise den braunen, blauschwarzhaarigen Hamitentypus mit langem Kopf, vorspringender südarabischer Mundpartie, aber mit mächtiger armenoider Hakennase. Abb. 53 zeigt den hohen kurzen Turmschädel der armenoiden Rasse, aber das lange, feine, geradnasige Gesicht des Mediterraniers. Abb. 54 ist dagegen nach Gesicht und Schädel der armenoide Hethiter; er ist groß gewachsen, von heller Haut, wie ein Europäer.

Abb. 55 ist ein deutlicher Mischtyp, in dem der Armenoide und der südarabische Typ zusammenwirken. Die Hautfarbe ist das lichte Braun des Hamiten, südarabisch ist die Mundpartie, armenoid dagegen die Nase. Die Schädelform ist nicht erkennbar.

Helle Augen und Haare habe ich unter den von mir Beobachteten — es waren ca. 20 Personen — nicht gesehen. Ob etwaige blonde Amoriter oder Kreuzzugsnachwehen die Ursache heller Merkmale sind, weiß niemand.

Die jemenitischen Juden. Jemen hat eine starke jüdische Bevölkerung, deren Zahl man auf etwa 40 000 schätzt. Ihre Herkunft ist nicht bekannt, jedenfalls hat dort, wie wir bereits wissen, am Anfang des 3. Jahrhunderts n. Chr. ein selbständiges jüdisch-himjarisches Reich bestanden. Weißenberg, der die jemenitischen Juden untersucht hat, hält sie der Hauptsache nach für judaisierte Araber. Sie seien klein (die Männer 159,4 Zentimeter im Mittel), stark langköpfig (74,3 die Männer) mit weit hervortretendem Hinterhaupt. Die Nase war bei 32 Männern und 13 Frauen gerade, bei 5 bzw. 1 „semitisch", d. h. krumm, bei 5 Männern leicht gekrümmt. Alle Untersuchten (78 Männer, 14 Frauen) waren „brünett". Blonde wurden nicht beobachtet. Die jemenitischen Juden weichen nach Weißenbergs Ansicht von dem üblichen jüdischen Typus ganz ab.

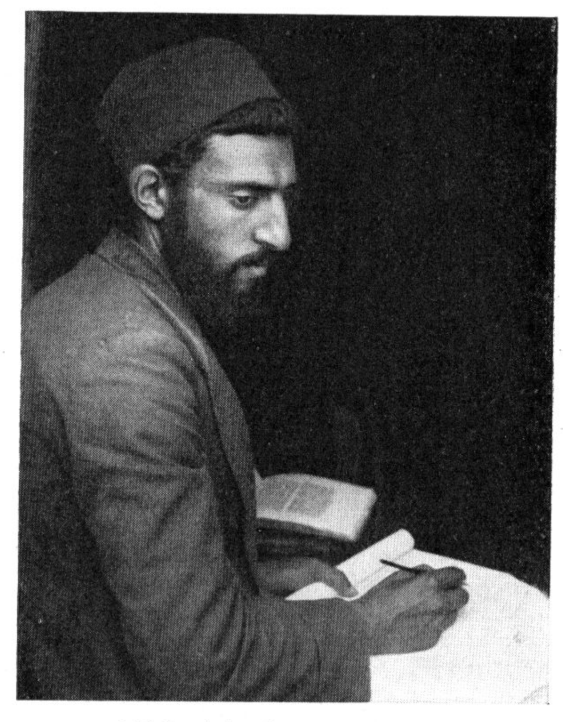


Abb. 55. Samaritaner
vom armenoiden und südarabischen Formenkreis



Abb. 56. Jemenitischer Jude, Jerusalem
Südarabischer Formenkreis

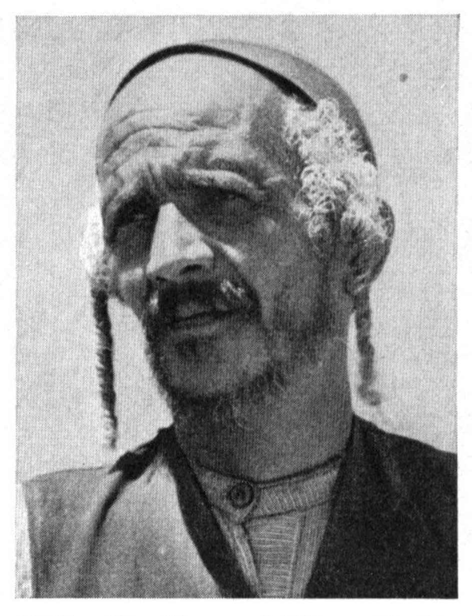


Abb. 57. Jemenitischer Jude, Jerusalem
Armenoid, aber bräunlich pigmentiert

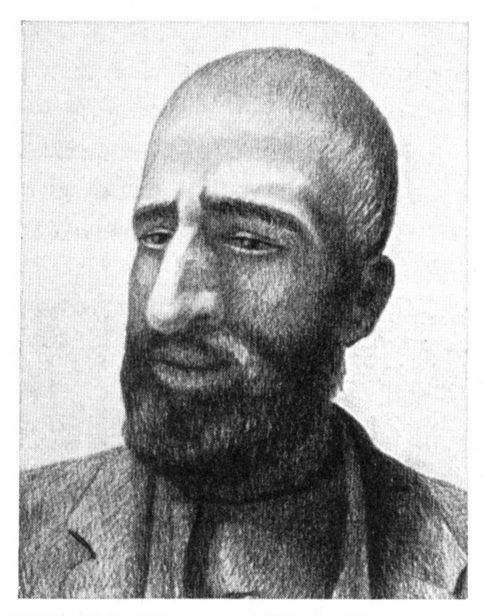


Abb. 58. Jemenitischer Jude aus dem Dorf Selwân bei Jerusalem
Armenoid, fast karikiert große Nase und Turmschädel. (Nach Photo)

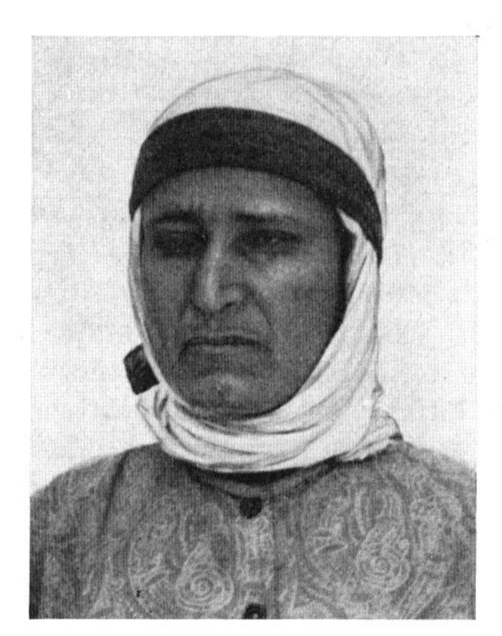


Abb. 59. Jemenitische Jüdin
Armenoider Typus

v. Maltzan beschreibt sie ganz anders. Alle hätten den gleichen Typus. Sie seien größer als die Südaraber, hätten lockigere Haare, die Hautfarbe sei weiß, oft weißer als beim Südeuropäer.

Die von mir beobachteten Jemeniten wohnten alle in Jerusalem und Umgebung. Von einem einheitlichen Rassentypus ist bei ihnen keine Rede. Am auffallendsten und vielleicht häufigsten ist der südarabische Formenkreis, d. h. lange Schädel, lange Gesichter, gebogene Ramschnase (Abb. 56), leicht vorgewölbte Lippen; der Körper schlank, klein bis sehr groß; dazu dunkel-

braune Haut nebst blauschwarzem Haar. Allein es gibt auch andere Typen. So war der Mann auf Abb. 57 recht hell, augenscheinlich mit armenoidem Einschlag und in noch weit stärkerem Grade gilt das von Abb. 58, dessen armenoide Hakennase und röhrenförmiger Turmschädel geradezu grotesk wirken. Die dicken Lippen dagegen weisen übrigens auf Südarabien hin.

Unter den Frauen fallen drei Formen von Gesichtern auf. Eine (Abb. 59) hat ein rundes bis ovales Gesicht mit großer Hakennase, augenscheinlich armenoides Erbgut, die Haut war hellbräunlich; die beiden anderen (Abb. 60 u. 61) sind entschieden indoide Hamiten, Abb. 60 ist sogar sehr drawidaähnlich (vgl. Abb. 14).

Soviel kann man jedenfalls erkennen, daß sowohl zu dem südarabischen als auch zu dem indoiden, als auch zu dem armenoiden Formenkreis auffallende Beziehungen bestehen; Rassenreinheit ist ausgeschlossen.

Die abessinischen Falaschen gelten für negroide Hamiten, die mit den Abessiniern Ähnlichkeit haben; indes kommt die armenoide Hakennase unter ihnen vor. Das beweist eine von Dr. Rathjens aufgenommene Photographie. Abb. 62 zeigt einen in Jerusalem aufgenommenen, entschieden negroiden Hamiten mit lang-ovalem Gesicht.

Die indischen Juden zerfallen in dunkelbraune Drawida und weiße, zum Teil blonde, helläugige Juden, die im Mittelalter aus Babylonien eingewandert sind. Das Rassengemisch ist unverkennbar.

Die chinesischen Juden, die, wie es scheint, jetzt verschwunden, d. h. aufgesogen sind, waren so gut wie reine Chinesen. Es sollen aber doch „jüdische" Gesichter vorgekommen sein — vermutlich leichte Ramschnase und Mundvorwölbung als hamitisches Erbgut.

Die kaukasischen Juden, die einmal in Georgien, sodann in Daghestan — Bergjuden — wohnen, scheinen fast durchweg den armenoiden und alpinen Typ zu zeigen, ganz wie die anderen Kaukasusvölker. Ihre Kurzköpfigkeit ist groß — im Mittel 86. Blonde sind selten (2—5 Prozent). Die Bergjuden sind ein echtes, kriegerisches, kaukasisches Reitervolk in Tscherkessentracht.

Der eine in Jerusalem aufgenommene grusinische (georgische) Jude (Abb. 63) zeigt den „geradnasigen" armenoiden Typus. Es könnte auch alpine Mischung vorliegen.

Die aus Bochara stammenden Juden, die ich in Jerusalem sah, waren durchweg ziemlich hell, der armenoide und alpine Typ ist häufig, aber auch das südarabische Hamitenerbgut tritt in Mundpartie und Nasenform bei manchem hervor. Mongolide Formen fielen mir nicht besonders auf. Die Haut war meist hell, allein es fehlt auch das helle Hamitenbraun nicht. Das

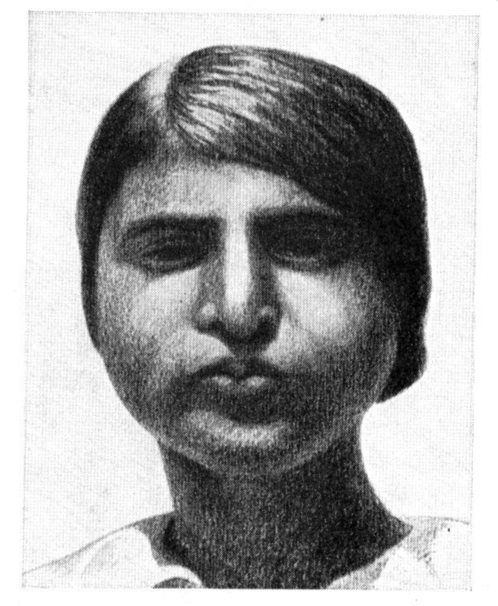


Abb. 60. Jemenitische Jüdin aus Selwân
Braun und von indoidem Typus. (Drawida)

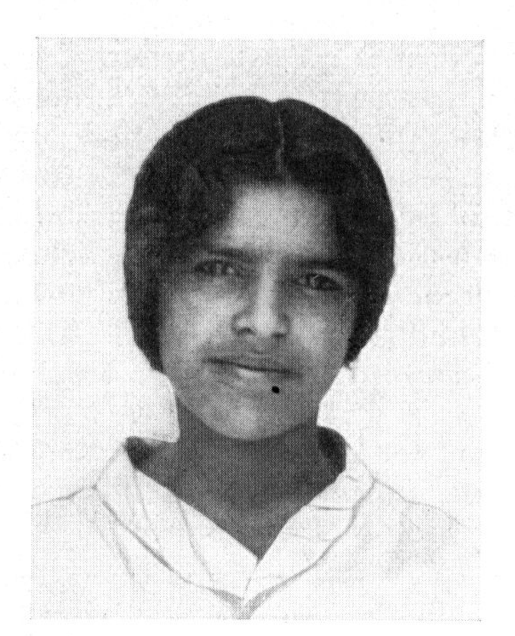



Abb. 61. Jemenitische Jüdin, Jerusalem

gilt vor allem für Abb. 64, deren ganzes Äußere stark „jemenitisch" anmutet. Ich hielt sie auch zuerst für eine Jemenitin.

Die persischen Juden sind nach Weißenberg mittel- bis kurzköpfig, 10 Prozent sind langköpfig; ein Drittel hat „semitische" Nasen. Die Kopfform der persischen Juden sei dem langen Kopf der Perser angenähert, während bei den turkestanischen Juden der Einfluß der kurzköpfigen mongoliden Umgebung deutlich bemerkbar sei. Unter den Persern ist der armenoide Typ sehr stark verbreitet, neben dem mediterran-hamitischen und kurdisch-nordischen Langschädel.

Die von mir beobachteten Juden zeigen dieselbe Zusammensetzung, vor allem aber auch einen starken Wechsel in der Hautfarbe. Von dem hell-

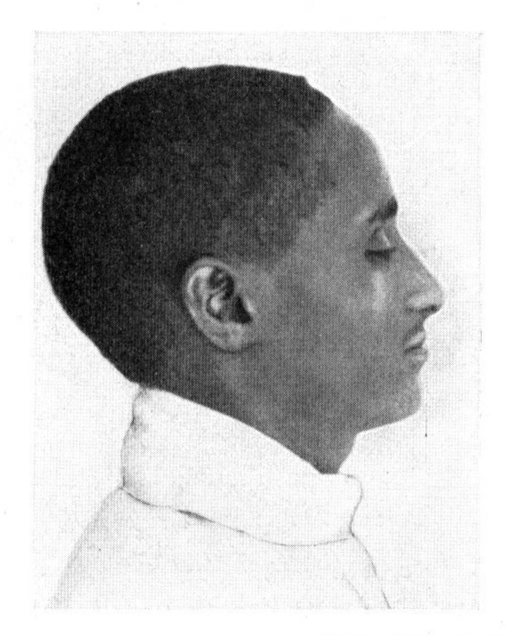
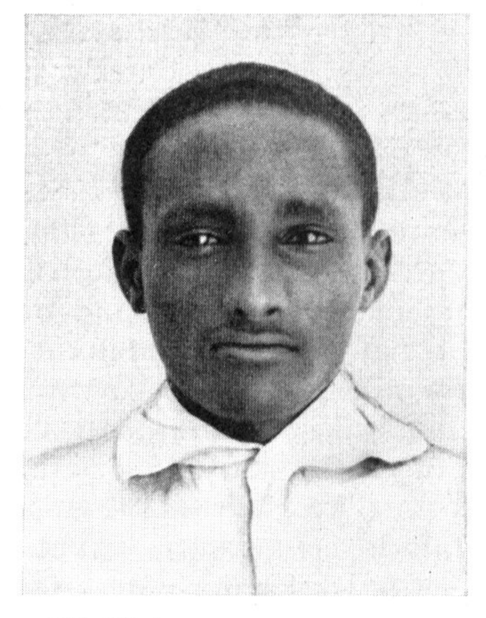



Abb. 62. Falasch aus Abessinien
Aufgenommen in Jerusalem

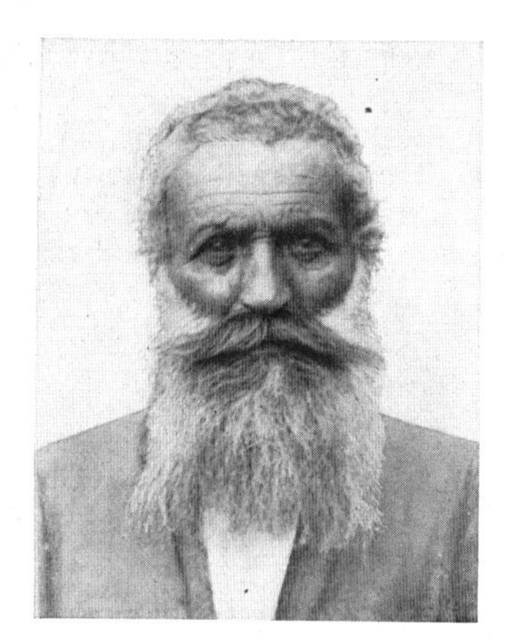
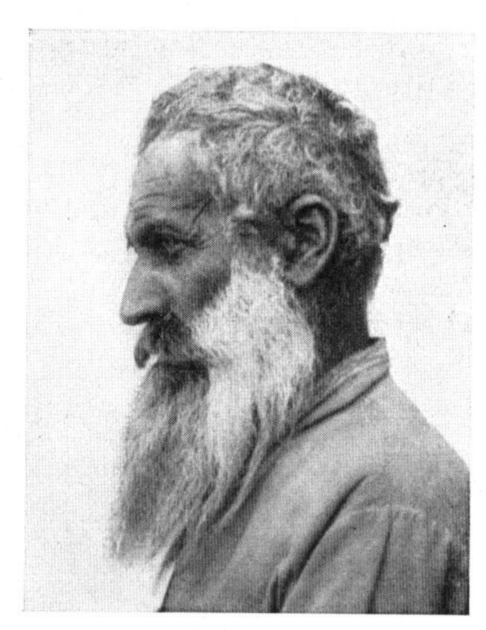



Abb. 63. Grusinischer Jude (Georgien)
Armenoid, mit großer gerader Nase

bräunlichen Ton des Mediterraniers — auf Abb. 66 kommt die helle Haut unter dem Tarbusch zum Vorschein — und des hellen Armenoiden gibt es schwarzbraune Hamiten in allen möglichen Mischformen. Der Zustrom südarabischen Blutes im Beginn des Islams und dauerndes Einsickern seit ältesten Zeiten dürfte sich hier bemerkbar machen. So zeigt Abb. 65 einen hellbraunen, ganz „jemenitisch" aussehenden Knaben mit typischer südarabischer Ramschnase und Mundpartie.

Abb. 67 stellt einen schwarzbraunen persischen Juden vor, dessen Kopfform unter dem Turban nicht erkennbar ist, dessen Hakennase und langes Gesicht aber deutlich das armenoide Erbgut verraten. Der weiße Bart ver-




Abb. 64. Jüdin aus Bochara
Schädel armenoid, Gesicht vielleicht auf indogermanische Völker hinweisend

deckt auch das — tatsächlich vorhandene — treppenförmige Zurückweichen von Mund und Kinn.

Abb. 68 aber vergleiche man mit dem assyrischen Relief auf Abb. 32. Die Übereinstimmung ist erstaunlich. Es handelt sich gleichfalls um einen schwarzbraunen persischen Juden, der nach jeder Richtung hin den südarabischen Typus zeigt. Der Schädel ist nur scheinbar kurz und hoch, in Wirklichkeit ist er lang und mäßig hoch. Immerhin ist er höher als beim „Südaraber", und auch die Mundpartie mehr armenoid als südarabisch. Vermutlich liegt ein armenoider Einschlag vor.

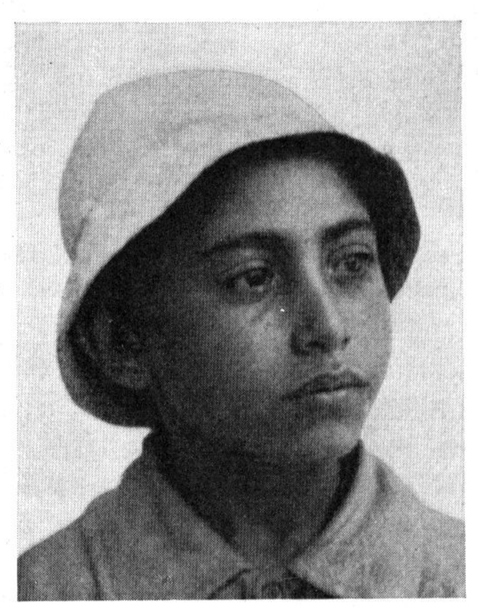


Abb. 65. Persischer Jude
mit südarabischem Gesicht

In Syrien und Mesopotamien gab es seit ältesten Zeiten Juden, und zwar in sehr großer Zahl. Zum Teil stammten sie von den Palästinajuden ab, vielleicht überwiegend waren es aber judaisierte Aramäer, Assyrer, Babylonier usw. In Damaskus soll einmal ein großer Teil der Bevölkerung zum Judentum übergetreten sein. Kein Wunder also, daß der armenoide Hethiter in ihnen stark vertreten ist.

Nach Weißenberg war die Körpergröße von 28 gemessenen syrischen Juden 167 Zentimeter. Die Haut war dunkel, ebenso überwiegend Haar und Augen; 3 hatten helles Haar und 9 helle Augen. Von 20 Juden aus Aleppo und 30 aus Damaskus waren erstere weit kurzköpfiger als letztere. Weißenberg meint, daß die Damaszener Juden dem Urtypus näher ständen als die anderen. Es wäre ja auch ohne weiteres verständlich, daß im Norden — im alten Hethitergebiet — die armenoide Schicht, in Damaskus dagegen die einwandernden Beduinen mit den langen Hamiten- und Mediterranschädel- überringen. Nach Fishberg sind die syrischen Juden von den syrischen Christen nicht zu unterscheiden.

Die mesopotamischen Juden sind zum Teil auf das erste Exil, zum Teil auf spätere Einwanderungen und namentlich auf Proselytenmacherei zurückzuführen.

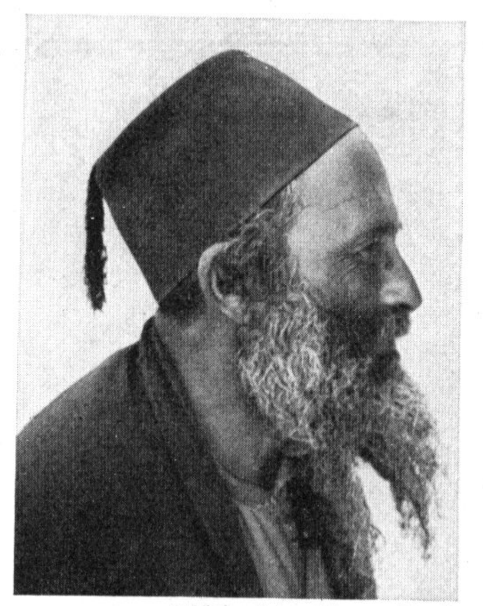
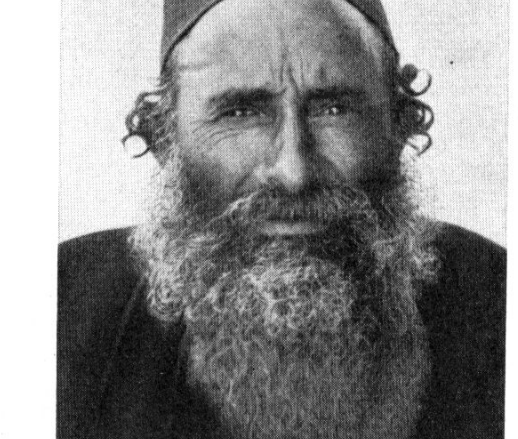



Abb. 66. Aus Safed. Anscheinend wesentlich mediterran

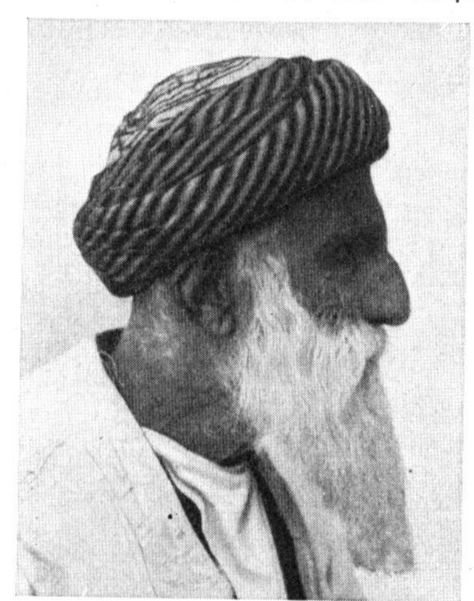
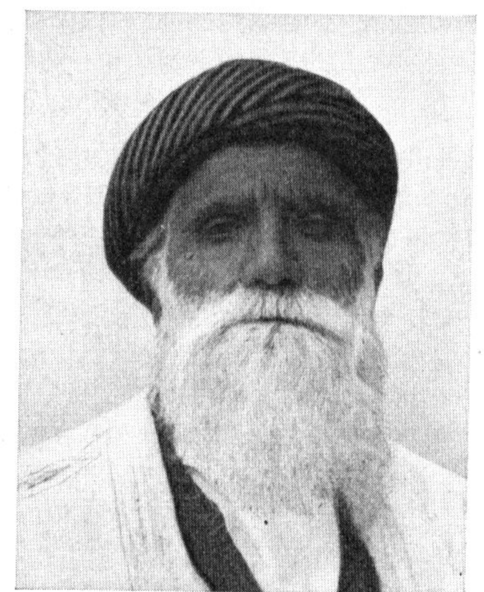



Abb. 67. Dunkelbraun, hauptsächlich armenoid

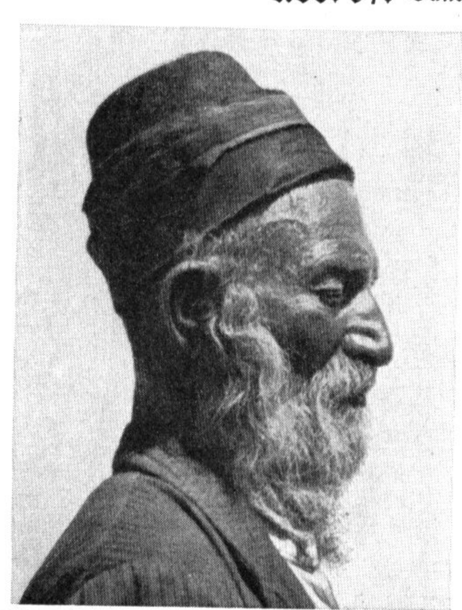
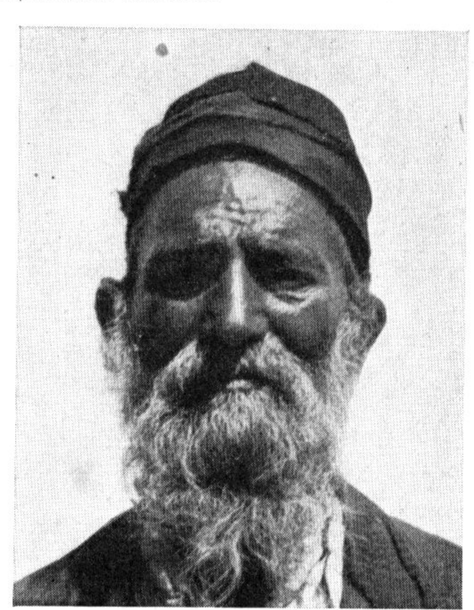



Abb. 68. Dunkelbraun, ausgesprochen „südarabisch“ und den assyrischen Königen (Abb. 32) ähnelnd

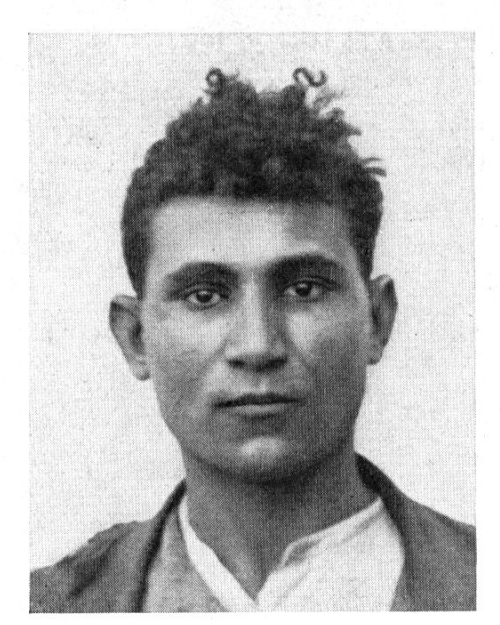
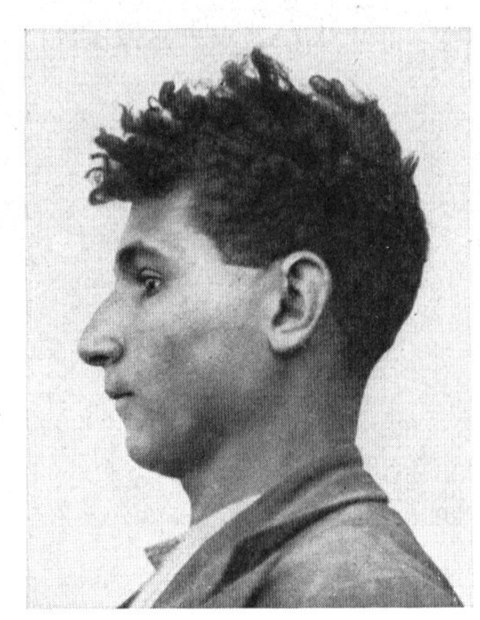



Abb. 69. Jude aus Mesopotamien
Gelbliche Hautfarbe, kurzköpfig, wohl mongolid

Weißenberg glaubt in den dortigen Juden unverfälschte Nachkommen der jüdischen Kolonien des Altertums zu sehen. Mittelköpfigkeit (Index 78) überwiegt; 13,5 Prozent der Gemessenen sind langköpfig. Das Gesicht ist lang, die Nase lang und schmal. Zwei Drittel sehen „semitisch" aus, vier Fünftel sind braun. Blonde sind sehr selten.

Ich habe nur einen Juden gesehen (Abb. 69), einen ausgesprochenen, gelblichen mongolischen Kurzkopf. Vermutlich ähneln die mesopotamischen Juden in erster Linie den persischen, d. h. der südarabische Hamitentyp mischt sich mit dem armenoiden; die braune Hamitenhaut dominiert entsprechend dem heißen Tieflandklima. Auch die ursprünglich hellen Armenoiden haben sie übernommen — übernehmen müssen.

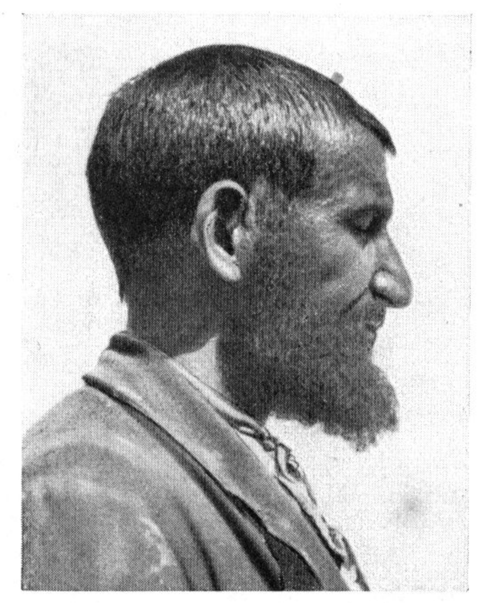
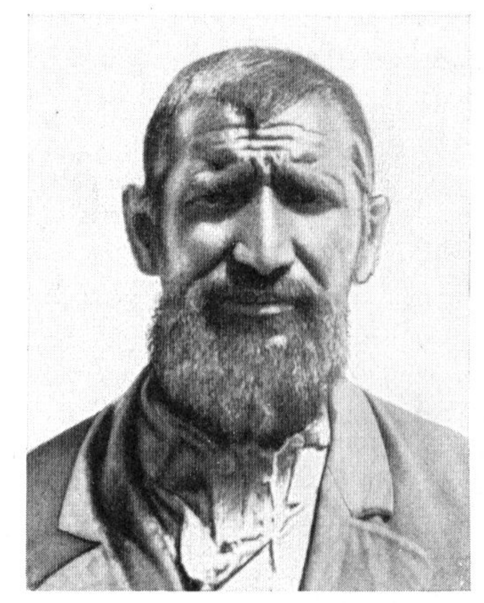
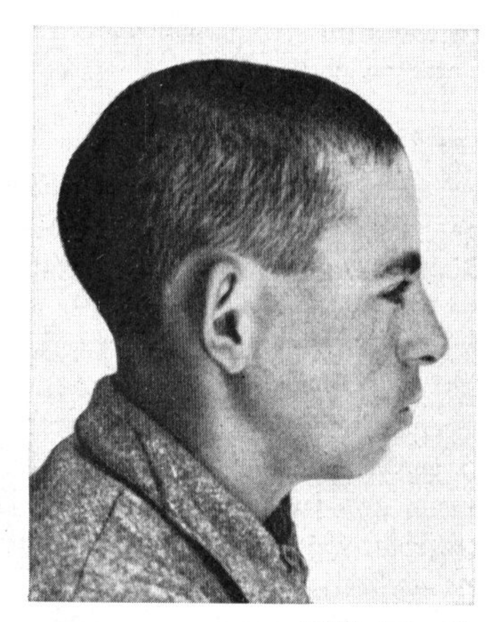



Abb. 70. Marokkanischer Jude
Südarabischer Typus mit mediterraner Beimischung



Abb. 71. Jüdin aus Bu Sâda, Algerien
Mediterran

Die nordafrikanischen Juden sind ausgesprochen langköpfig, gleich den Hamiten und Mediterraniern. Die tunesischen sind am stärksten langschädelig. In der Sahara leben auch jüdische Nomadenstämme, deren Kopfindex nur 72,9 beträgt (Huguet). Sie sind langschädeliger als die Mosa-



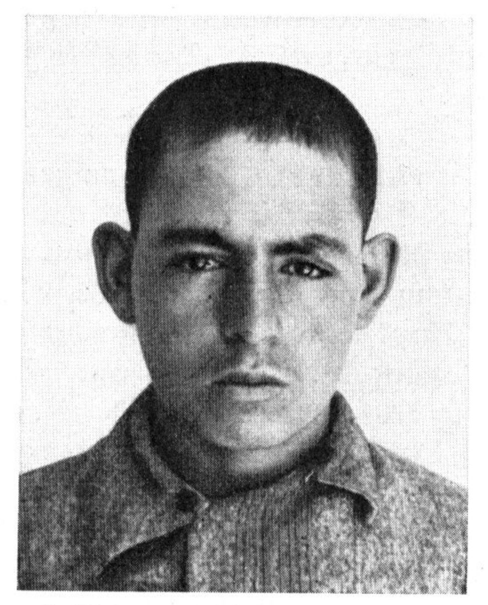
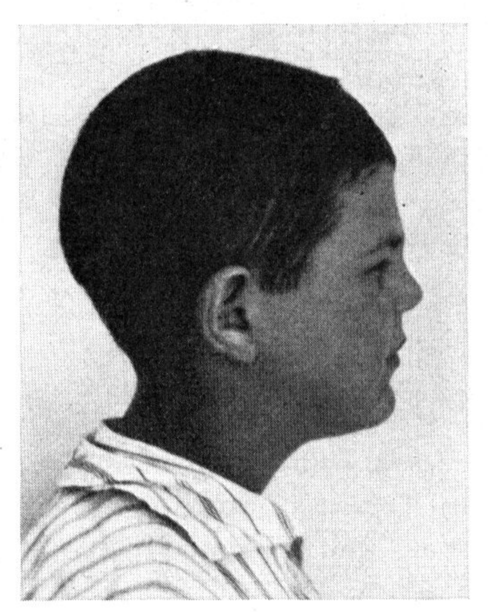


Abb. 72. Sepharde aus Saloniki
Mediterran

biten und Araber. Die Hautfarbe wechselt von europäerweiß bis dunkelbraun. Die Blonden sind an Zahl gering, aber doch vorhanden.

Nach meinen eigenen Beobachtungen sind die Juden Algeriens sehr stark gemischt. Neben dem mediterranen Typus kommt der armenoide und der südarabische häufig vor. Ein marokkanischer Jude (Abb. 70), den ich in Palästina antraf, war dunkelbraun, langschädelig und zeigte einerseits Merkmale des mediterranen Typus — mediterrane Mundbildung —, andererseits die südarabische Nase. Er ist ein echter rechter Hamit, wie sie in den Atlasländern massenhaft vorkommen. Die Jüdin auf Abb. 71 dagegen dürfte mehr mediterrane Züge aufweisen.



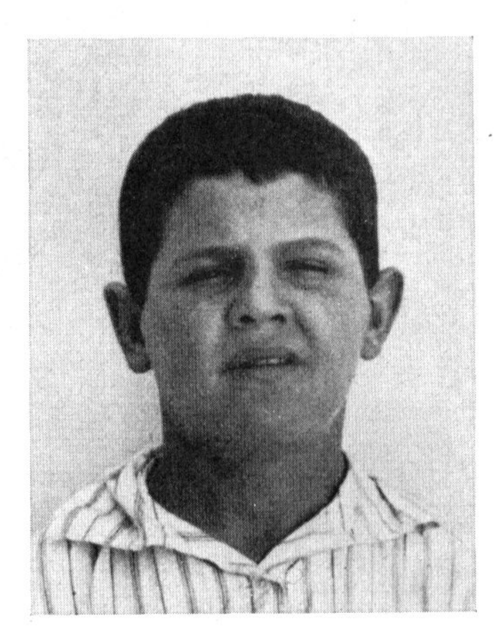


Abb. 73. Sephardischer Jude aus Aleppo
Alpin-mediterran-armenoide (Schädelhöhe!) Mischung

Die tripolitanischen jüdischen Troglodyten, von denen Fishberg eine Photographie veröffentlicht, sind entschieden Hamiten und zwar mit dem libyschen Dreiecksgesicht oder einem mehr rund-ovalen Fulbegesicht.

b) Die europäischen Juden

Die europäischen Juden zerfallen in die Sephardim und Aschkenasim.

Die Sepharden West- und Südeuropas sind keineswegs einheitlich. Ganz überwiegend beteiligt sich an ihrem Aufbau der langköpfige Mediterranier und der Armenoide. Dazu kommt aber bei vielen die Ramschnase und die Mundvorwölbung, also der südarabische Typus. Gerade der letztere ist ausschlaggebend für das sog. „jüdische" Aussehen. Denn in Südeuropa ist ja die Mischung von Mediterraniern, Alpinen und Dinariern maßgebend und letztere besitzen die Hakennase, die ja bisher mit der südarabischen Ramschnase verwechselt worden ist, während der südarabische Kreis zu fehlen scheint. Von den Südeuropäern unterscheidet sich der Sepharde kaum, wenn er nicht das südarabische Nasen-Mund-Erbteil zeigt.

Von zwei in Jerusalem aufgenommenen Sepharden besitzt der eine, der aus Saloniki stammt, ausgezeichnet den Mediterrantypus (Abb. 72), nur

die Mundpartie ist leicht südarabisch vorgewölbt. Der andere — aus Aleppo stammende — hat das Gesicht des Alpinen, aber der Schädel ist etwas zu lang, mindestens mittel. Der Wuchs war „alpin“, d. h. untersetzt, klein; auch der reichliche Fettansatz paßt in den alpinen Formenkreis hinein (Abb. 73). Beide waren weißhäutig und hatten dunkelbraune Haare und Augen.

Die Aschkenasim umfassen etwa 80 Prozent der Juden — 9,6 Millionen. Demgemäß beanspruchen sie schon wegen ihrer Zahl ein ganz besonderes Interesse. Dazu kommt aber, daß sie auch diejenigen sind, die in erster Linie den „Antisemitismus“ hervorrufen. Um sie handelt es sich auch, wenn die Frage erörtert wird, ob die Juden eine reine Rasse sind, und ob die Rasseeigenschaften an dem unseligen Konflikt zwischen Juden und Nichtjuden schuld sind.

Gerade die Aschkenasim sind sowohl in Osteuropa als auch in London und Neuyork vielfach untersucht worden. Jacobs kam auf Grund seiner Aufnahmen in London zu der Aufstellung einer spezifisch jüdischen Nase. Wenn man seine Zeichnung (Abb. 74) ansieht, tritt sofort die Tatsache in Erscheinung, daß seine spezifische Judennase genau der Ramschnase des südarabischen Kreises entspricht. Diese Ramschnase, die für den südarabischen Formenkreis so bezeichnend ist, unterscheidet sich, wie wir wissen, von der armenoid-dinarischen Hakennase ganz wesentlich.

Zu dieser „jüdischen“ Nase kommt nun aber noch ein anderes hamitisches Erbgut: die leichte Vorwölbung der Mundpartie. Gerade diese unterscheidet ja das südarabische Gesicht von dem armenoid-dinarischen mit seinem treppenförmigen Zurückweichen. Diese beiden Formen sind m. E. das einzige Merkmal, an dem man in Europa das „jüdische“ Gesicht erkennen kann. Es ist hamitisches Erbgut und allen europäischen Rassen fremd.

Abb. 74. Jacobs Zeichnung Jakobs von der spezifisch jüdischen Nase

Nach Fishberg haben die Neuyorker Juden folgende Nasenformen:

	Juden	Jüdinnen
Gerade Nasen	57,2 %	59,42 %
Stumpfnasen	22,07 %	13,86 %
Krumme Nasen	14,25 %	12,70 %
Platte und breite Nasen	6,42 %	14,03 %

Unter den Nichtjuden haben Adlernasen:

Kleinrussen 10 %, Polen-Ruthenen 6 %, in Oberbayern sogar 31 %.

Die nichtjüdische Adlernase ist wohl die dinarische Hakennase, von Fishberg „krumm“ genannt. Die „krumme“ Nase der Juden aber umfaßt sicherlich sowohl die südarabische Ramschnase als auch die armenoide, aus dem Orient stammende Hakennase und eventuell die erst in Europa erworbene dinarische Hakennase, die der armenoiden freilich entspricht. Da zwischen Ramsch- und Hakennase bisher kein Unterschied gemacht worden ist, kann man nicht sagen, wieviel Prozent der Neuyorker Juden, die ja fast alle aus Osteuropa stammen, die südarabische Hamitennase besitzen.

Der Kopfindex der Ostjuden zeigt eine ganz auffallende Anlehnung an den der Slawen. Er ist kurz und die Gleichförmigkeit in dem Riesengebiet groß. Sobald die Köpfe der Nichtjuden etwas länger werden — so in Litauen und Rumänien — wird auch der Schädel der Juden länger. Fishberg hat folgende Tabelle veröffentlicht:

	Nichtjuden	Juden
In Litauen	81,88	81,05
„ Rumänien	82,91	81,83
„ Kleinrußland	82,31	82,45
„ Polen	82,13	81,91
„ Galizien	83,33	84,40
„ Ungarn	81,40	82,45

Die Haar- und Augenfarbe weist ganz eindeutig eine starke Mischung mit blonden, helläugigen Elementen auf. In Neuyork fand Fishberg folgendes Verhältnis:

	Juden	Jüdinnen
Brünetter Typus	52,62 %	56,94 %
Blonde Typen	10,42 %	10,27 %
Mischtypen	36,96 %	32,79 %

In Ostpreußen betrug die Zahl in den verschiedenen Ländern:

Brünette Haare	76—90 %
Helle Haare	7—25 %
Dunkle Augen	46—67 %
Helle Augen	33—54 %

Da die hellen Haare und Augen mit Kurzköpfigkeit gepaart sind, kommt als blonder Faktor nicht die Nordrasse, sondern eine kurzköpfige Rasse in Frage. Fishberg nennt sie „slawische" Rasse; sie ist wohl die ostbaltische der Schweden.

Die Körpergröße der Ostjuden richtet sich ebenfalls nach der des Wirtsvolkes. Die Rekrutenstatistik ergab (nach Fishberg):

Polen-Litauen	161 cm
Ungarn, Kleinrußland, Bukowina	163—167 cm

Die Abbildungen aschkenasischer Juden zeigen die starke Mischung aufs deutlichste. Nordische blonde kommen vor (Abb. 75), slawisch-ostbaltische sind aber häufiger (Abb. 76). Dazu kommt der alpine Kurzkopf (Abb. 77), ferner die armenoiden, südarabischen, mediterranen Formen. Fast alle haben aber die braune Haut und das blauschwarze Haar der Hamiten verloren. Es ist eine „Entfärbung" eingetreten. Ausnahmsweise nur beobachtet man olivfarbene bis rötlich-bräunliche Pigmentierung der Haut und schwarzes Haar. Manche sind rassenmäßig kaum zu erfassen (Abb. 78 und 79).

c) Ergebnisse

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die Aschkenasim durch Mischung verschiedener Rassen entstanden sein müssen. Außer dem aus dem Orient mitgebrachten armenoiden, mediterranen, hamitischen Erbgut sind in großer Menge Litauer, Slawen, Ungarn, Rumänen in die Juden aufgegangen. Solange wir nicht genau die Rassenzusammensetzung jener Völker kennen, ist auch der Ostjude nicht näher zu bestimmen. Der alpine und



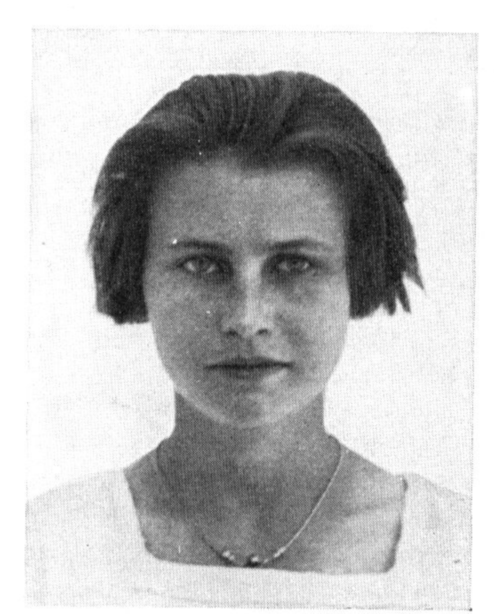
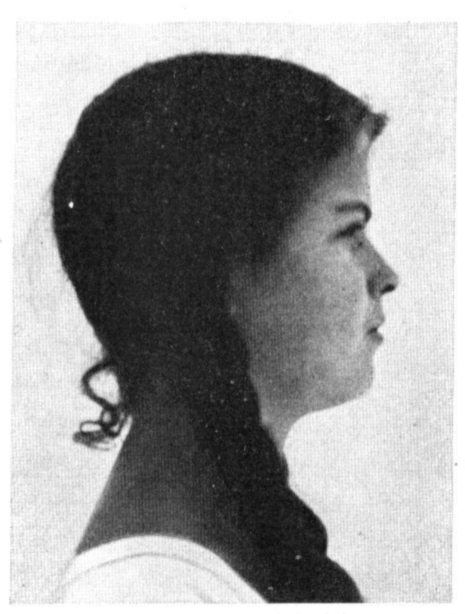


Abb. 75. Aschkenasische Jüdin, Jerusalem. Hellblond-nordisch



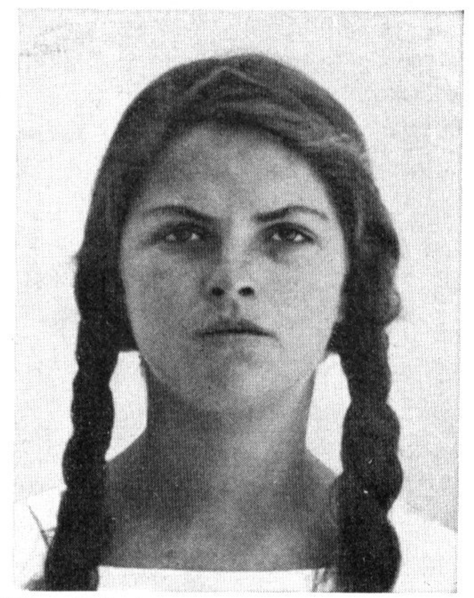


Abb. 76. Aschkenasische Jüdin
Dunkelblond und graublaue Augen, ostbaltisch-nordisch

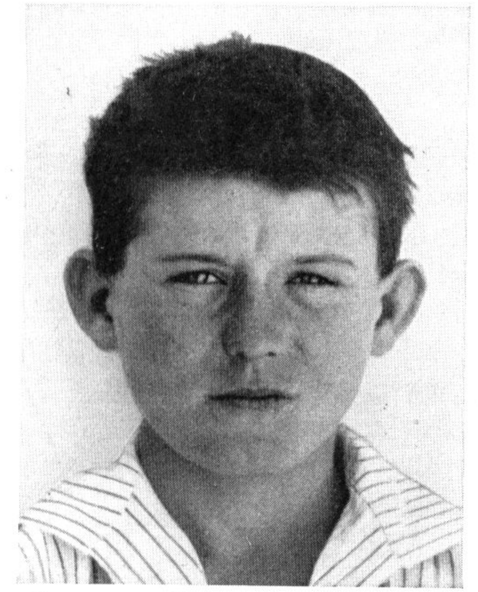
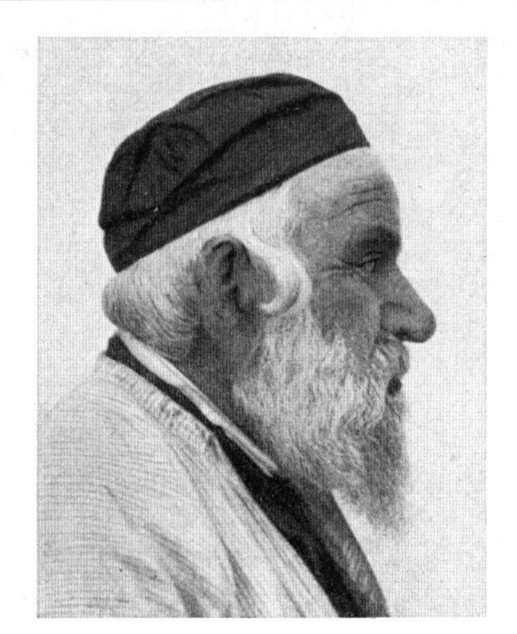


Abb. 77. Aschkenasischer Jude aus Jerusalem. Ostbaltisch (graue Augen)-alpin dunkle Haare



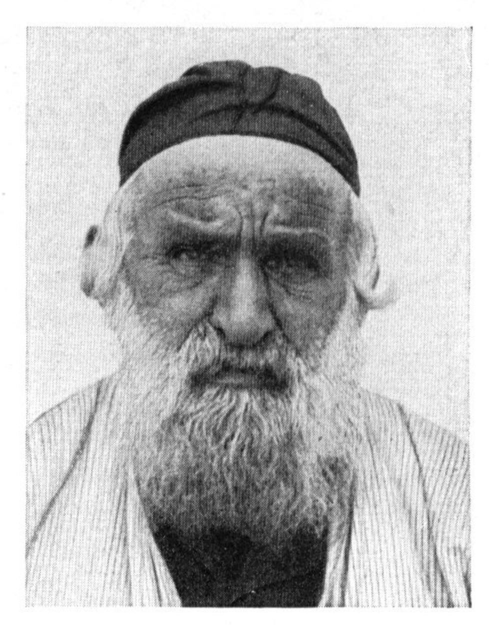
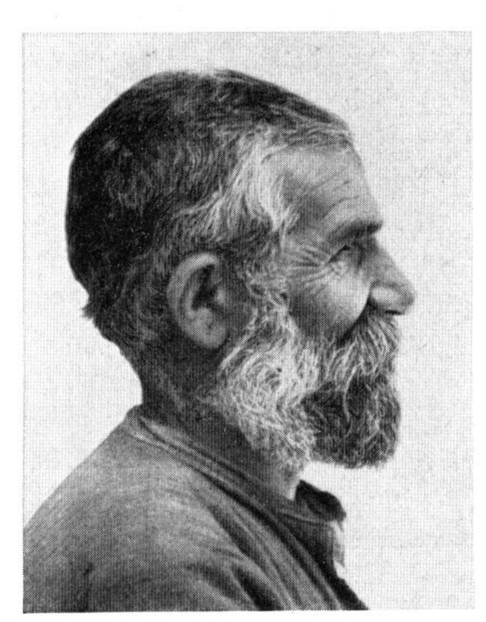


Abb. 78. Jude aus der Krim
Kein bestimmter Rassentypus



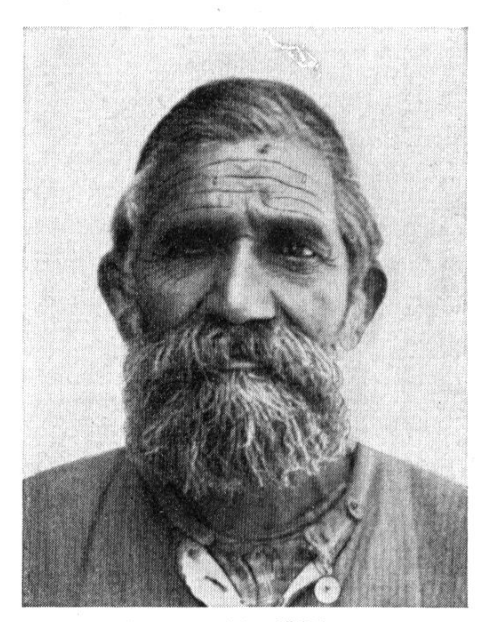


Abb. 79. Jüdischer Lastträger aus Safed in Palästina
Kein bestimmter Typus

weit weniger der dinarische Kurzkopf, ferner der „Ostbalte“ — Rasse oder nordisch-mongolider Mischtyp? — und ferner mongolide Elemente stecken in beiden. Die „turanischen“ Chasaren haben sich an der Bildung der heutigen Ostjuden stark beteiligt.

Daß sich die Emanzipationsjuden weitgehend mit den Wirtsvölkern gemischt haben, ist eine bekannte Tatsache. Die Kreuzungsprodukte folgen ganz der Mendelschen Regel, und wenn nicht neues jüdisches Blut dazu kommt, erfolgt völlige Aufsaugung. „Rückschläge“ mögen erfolgen, haben aber keine Bedeutung. Alle Vorstellungen über die — man darf wohl sagen — „Zauberkraft des jüdischen Blutes“ sind eine Legende, die sich wohl unbewußt an den Glauben von der Auserwähltheit des „Samens Abrahams“ anschließt.

Merkwürdig ist, daß unter den Ostjuden zuweilen ein „negrider" Formenkreis auftritt: krauses Haar, dicke Lippen, platte breite Nase, auch wohl auffallend braunes Pigment und blauschwarzes Haar. Die beiden letzten Erscheinungen könnten recht wohl hamitischer Herkunft sein. Woher der negride Einschlag stammt, ist nicht bekannt. Daß diese negride Beimischung, die bei einigen Wenigen in Erscheinung tritt, den „jüdischen Charakter" bedingen und die „jüdische Rasse" minderwertig machen soll, ist eine glatte Unmöglichkeit. Mischlinge, zwischen weißen Europäern und Orientalen einerseits und Negern andererseits, haben durchaus nicht „jüdische" Eigenschaften. Ebensowenig die Portugiesen und die ganze hamitisch-semitische Welt in Nordafrika-Vorderasien, die alle viel Negerblut verdaut haben.

Wenn nun aber das südarabische Erbgut allein den Unterschied zwischen Juden und Europäern bedingt, könnte man dann vielleicht dieses Erbgut verantwortlich machen für den jüdischen Charakter und den zersetzenden Einfluß, der nun einmal von den Juden ausgeht? Bei dem Zurücktreten dieses Erbgutes unter den Juden erscheint ein solcher Einfluß an sich schon nicht wahrscheinlich. Immerhin wäre er ja denkbar. Dann müßten aber diejenigen Völker, die den „südarabischen" Typus zeigen, ganz besonders durch „jüdische" Eigenschaften ausgezeichnet sein. Das ist keineswegs der Fall. Die hamitischen Hirtenvölker Nordostafrikas, die Südaraber, ja alle Araber in Arabien haben keine jüdischen Charaktereigenschaften, leiden vielmehr unter jüdischem Einfluß genau so wie die Europäer und hassen den Juden genau so. Das südarabische Rassenerbgut kann den jüdischen Charakter und die Feindschaft zwischen Juden und Nichtjuden unmöglich bedingen.

Ebenso unhaltbar ist die Vorstellung, daß die Juden „jüdische" Eigenschaften haben und auf die Wirtsvölker eine so verhängnisvolle Wirkung ausüben, weil sie einem „Rassensumpf" entsprungen, eine „Bastardrasse" seien. Es gibt kein Volk, in dem nicht mehrere Rassen stecken. Der Jude enthält nicht anderes Blut als andere Völker, überall hat er sich anthropologisch infolge von Vermischung den Wirtsvölkern mehr oder weniger genähert, und doch ist der Gegensatz seiner Charaktereigenschaften und seiner Begabung so groß. Vor allem spricht aber gegen Rassenwirkung die Tatsache, daß der dem Ghetto seit einigen Geschlechtern entflohene Emanzipationsjude sich auch nach Charakter, Benehmen, Begabung dem Nichtjuden allmählich anpaßt, daß Mischehen die jüdischen Charaktereigenschaften gewöhnlich sofort abschwächen und bei den weiteren Nachkommen ganz zum Erlöschen bringen. Vor allem hat das große Resorptionsexperiment, das in Spanien nach der Austreibung der Juden am Ende des 15. Jahrhunderts einsetzte — etwa ein Fünftel der Gesamtbevölkerung war jüdisch und von diesen wanderten nur etwa 12 Prozent aus —, gezeigt, daß der jüdische Charakter sich nicht auf die heutigen Spanier vererbt hat.

d) Rassenkrankheiten und andere Rasseneigentümlichkeiten

Daß die Juden eine besondere Rasse seien, hat man auch aus mancherlei anderen Erscheinungen schließen wollen. So soll die „jüdische Rasse" durch ganz besondere Fruchtbarkeit ausgezeichnet sein. Unter den Ghettojuden

ist, wie in allen armen Bevölkerungsschichten die Geburtenzahl hoch, allein bei den zu Wohlhabenheit gelangten Emanzipationsjuden erfolgt ein geradezu katastrophaler Absturz der Geburtenziffer. Das zeigt die Statistik, die Fishberg bringt, deutlich.

In Preußen betrug z. B. im Jahre 1885 die Geburtenzahl pro 1000 bei Nichtjuden 12,29, bei Juden 10,33.

Im Jahre 1908 waren die Zahlen 14,97 und — 3,33!

In Rumänien waren die entsprechenden Werte:

1871—75 : 34,30 Nichtjuden, 46,50 Juden
1910 : 51,10 " 29,23 "

Sodann hält man das Mauscheln und Lispeln für eine Rassenanlage. Unmöglich, denn bei gebildeten Juden, die mit Nichtjuden zusammen in der Schule erzogen sind, ebenso bei den seit einigen Generationen unserer Kultur einverleibten jüdischen Familien, verschwinden jene Eigentümlichkeiten.

Wenn behauptet wird, daß Juden sich überall — in allen Klimabreiten — leicht akklimatisieren, so ist diese Behauptung erstens nicht bewiesen, und zweitens könnte der Mangel an Alkoholismus und Syphilis die Ursache sein. Ich persönlich möchte glauben, daß Juden keineswegs in den Tropen akklimatisationsfähiger sind als die ihnen rassenmäßig nahestehenden Südeuropäer.

Für Alkoholismus und Geschlechtskrankheiten sollen die Juden nicht empfindlich sein. Glatter Unsinn! Im Ghetto sind jene Krankheiten selten, die moralisch verfallenden Emanzipationsjuden aber geben den anderen Verfallsmenschen in obiger Hinsicht nichts nach, übertreffen sie vielleicht noch.

Daß gewisse Krankheiten unter den Juden ganz besonders stark verbreitet sind, ist freilich sicher.

Das gilt namentlich für Diabetes, Gicht, Brightsche Nierenkrankheit, nervöse Dyspepsie, Farbenblindheit, Kurzsichtigkeit, Taubstummheit, Nervosität, Hysterie, Geisteskrankheiten, Paralysis agitans, sowie die seltene, fast nur bei Juden vorkommende Retinitis pigmentosa. Alle diese Krankheiten sind nun aber Degenerationssymptome, die z. T. mit Verwandteninzucht, Mangel an körperlicher Entwicklung, geistisch-seelischer Überanstrengung, z. T. auch — so bei den wohlhabenden Juden — mit zu gutem Leben zusammenhängen. Für manche angeblich spezifische Judenkrankheiten lassen sich gute Erklärungen finden. So sind bei den Juden Veronas Herzkrankheiten ganz besonders häufig: in dieser Stadt leben die meisten Juden in den obersten Stockwerken (Lombroso) — also das Treppensteigen!

Tuberkulose ist enorm verbreitet, allein in einer ganz chronisch verlaufenden Form. In dem Ghettoelend ist eine starke Anpassung an diese Krankheit eingetreten, die akute Form daher selten.

Die Ursache für Krebs ist nicht bekannt; ein degenerativer Vorgang ist indes nicht unwahrscheinlich. So ließe sich die starke Neigung der Juden zu dieser Krankheit erklären, da sie gerade degenerativen Erkrankungen ausgesetzt sind.

Für Neurasthenie, Hysterie und Geisteskrankheiten ist einmal das ganze Leben im Ghetto, sodann aber vor allem die Religion verantwortlich zu

machen: das Aufpeitschen des Gewissens, das dauernde Leben in Seelenpein unter der jüdischen Kulturreligion. Dieser Punkt wird später noch behandelt werden.

Schließlich der Selbstmord! Im Ghetto ist er fast unbekannt; religiöse Erziehung und soziale Fürsorge für die Armen sind die Ursache dafür. Unter den Emanzipationsjuden, und zwar unter den Börsenjuden und allen waghalsigen Spekulanten, setzt bei jeder Börsenkrise eine Selbstmordepidemie ein, z. B. im Winter 1907/08, wo in Neuyork täglich Selbstmorde eintraten; an einem Tage sogar sechs. Ein jüdischer Redakteur sagte Fishberg folgendes: „Vor 15 Jahren wurde es als etwas Ungewöhnliches betrachtet, wenn ein eingewanderter osteuropäischer Jude durch eigene Hand starb, so daß wir einen Fall dieser Art eingehend in unserer Zeitung besprachen. Inzwischen haben die Verhältnisse sich wesentlich geändert. Selbstmord ist nun unter unseren Glaubensgenossen etwas so Häufiges, daß wir, wenn er nicht eine hervorragende Person betrifft oder spezielle neue Merkmale mit dem Falle verknüpft sind, keine Notiz mehr davon nehmen."

Fishberg fügt hinzu: „Der betreffende Redakteur schätzt die Zahl der ‚freiwillig' in den Tod gehenden Juden der Stadt Neuyork auf durchschnittlich sechs die Woche. Wenn diese Ziffer ungefähr der Wahrheit entspricht — was ich vermute — dann ist die jüdische Selbstmordrate in Neuyork eine entsetzlich hohe. Denn sie würde ungefähr 40 % aller Selbsttötungen ausmachen, während die jüdische Bevölkerung höchstens 20 % der Einwohnerschaft bildet."

Daß dauernd frisches Blut von seiten der Wirtsvölker den Ghettos zuströmte, war Lebensnotwendigkeit. Denn die körperlichen und nervösen Verfallserscheinungen, die wir noch näher kennen lernen werden, sind so eingreifend, daß sich die Juden, zumal sie — namentlich während des Mittelalters[1] — wenig zahlreich waren, niemals hätten behaupten können. Auch aus diesem Grunde kann eine Reinhaltung des jüdischen Religionsvolkes — von Rasse gar nicht zu reden — nicht angenommen werden.

Aus allen solchen Tatsachen muß man schließen, daß das „jüdische Problem" kein Rassenproblem ist, sondern daß die Lösung anderswo gesucht werden muß. Wenn, wie wir sahen, gewisse orientalische Völker — Armenier, Griechen, christliche Syrer — „jüdische" Eigenschaften besitzen, so bringt vielleicht eine Untersuchung des Orients auf landschaftskundlich-ethnologischer Grundlage hinsichtlich der „jüdischen" Charakterbildung Klarheit. Allein bevor wir uns dieser Betrachtung zuwenden können, wird es notwendig sein, einige Gesetze und ethnologische Tatsachen kennenzulernen, deren Kenntnis bei kulturgeographischer Betrachtung als bekannt vorausgesetzt werden muß.

[1] Mit Ausnahme des maurischen und christlichen Spaniens und später Osteuropas.

Dritter Teil

Grundlagen für eine Untersuchung des jüdischen Problems

Die im nachfolgenden behandelten Fragen sind zum Teil allgemein bekannt, und trotzdem kann man immer und immer wieder die Beobachtung machen, daß die einfachsten Binsenwahrheiten in der Praxis nicht beachtet, vielleicht sogar mit Entrüstung abgelehnt werden. Das gilt besonders von den allgemeinen Naturgesetzen, deren Anwendung auf das Kulturleben für die meisten Menschen einfach nicht zu existieren scheint. Wieviel klarer würde man z. B. manche politische Verhältnisse beurteilen, wenn man sie mit den unabwendbaren Naturgesetzen im Zusammenhang bringen würde!

I. Abschnitt

Allgemeine biologische Gesetze

Die ganze organische Welt — Pflanze, Tier und Mensch — stehen unter überaus wichtigen Gesetzen, von denen einige hier kurz behandelt werden sollen:

1. Das Optimumgesetz und das Gleichgewichtsgesetz

Das Optimumgesetz lautet folgendermaßen: Jede Kraft, die für das Leben eines Organismus Bedeutung hat, muß, wenn der Organismus nicht sterben soll, eine gewisse Minimalstärke besitzen. Steigert sich die Kraftwirkung, so nimmt der günstige Einfluß bis zu einem Optimum zu. Dann aber wirkt sie bei weiterer Steigerung schädlich und schließlich tödlich.

Eine klare Vorstellung von der Bedeutung dieses Gesetzes haben erst genauere Untersuchungen über die Einwirkung einzelner Kräfte auf Pflanzen und Tiere gebracht. So zeigt es sich z. B., daß jede Pflanze — und zwar die verschiedenen Organe in verschiedenem Maße — ohne ein bestimmtes Minimum von Licht, Wärme, Luftfeuchtigkeit, Regenmenge nicht leben kann. Eine bestimmte Menge der genannten Wirkungen ist am günstigsten; darüber hinaus tritt Schädigung ein.

Etwas ganz Ähnliches sehen wir bei der Ernährung der Organismen. Bei einem bestimmten Minimum von Nahrungszufuhr bleibt das Leben noch erhalten, eine bestimmte höhere Menge ist am günstigsten, ein Mehr wird von dem Organismus z. T. abgeschieden, z. T. verursacht es Krankheiten, schließlich den Tod. Muskeln, Drüsen, alle arbeitenden Organe müssen zur Tätigkeit angeregt werden, Nichtgebrauch veranlaßt Verkümmerung. So werden dauernd in dunklen Höhlen, in der Tiefe des Meeres lebende Tiere blind. Ungenügender Gebrauch der Muskulatur führt zu Muskelschwund. Aber mit dem Reizen steigert sich die Leistungsfähigkeit der Organe; sie vergrößern sich. Ein

Optimum wird erreicht, bei weiterer Steigerung der Reize tritt Überanstrengung ein, und diese führt schließlich zur Erschöpfung und selbst zum Tode.

Gifte finden sich in jedem Organismus, wie z. B. Arsen und Phosphor. Eine sehr geringe Menge hiervon braucht der Körper, Steigerung verursacht schnell Schädigung.

Alkohol entsteht während der Verdauung und befördert diese. Geringe Zufuhr dieses Giftes mit der Nahrung ist nützlich. Nach Überschreitung der optimalen Grenze beginnt die Schädigung. Ein absolutes Alkoholverbot schießt also physiologisch über das Ziel hinaus.

Dem Optimumgesetz steht das Gleichgewichtsgesetz nahe. Jede Kraft besitzt eine oder mehrere Gegenkräfte, und diese müssen sich in einem gewissen Gleichgewicht halten. So braucht die Pflanze nicht nur Licht von bestimmter Stärke, sondern meist auch das Nachtdunkel, nicht nur Nässe, sondern auch Trockenheit, nicht nur Wärme, sondern auch Kälte.

Im Kulturleben nun wird das Gleichgewichtsgesetz ganz besonders maßgebend. Am besten geht es dem Menschen, am günstigsten, gesündesten ist die Kulturentwicklung, wenn sich die Gegenkräfte im Gleichgewicht halten, wenn Einseitigkeiten und Übertreibungen vermieden werden. Beide sind durchaus schädlich, können in der verhängnisvollsten Weise den Bestand der Kultur in Frage stellen.

Bereits der Volksmund hat die Richtigkeit dieses Gesetzes erkannt und in Sprichwörtern niedergelegt, wie z. B. Medio tutissimus ibis — Goldene Mittelstraße u. a. m. Aristoteles hat, als er die Tugenden als Mittelding zwischen zwei Untugenden definierte, ähnliche Gedanken gehabt. Ist es da nicht erstaunlich, wie blind solchen Binsenweisheiten gegenüber der Mensch wird, wenn er leidenschaftlich erregt ist oder in seiner eigenen Geisteseinstellung sich getroffen fühlt?

So besteht z. B. die Menschwerdung in einer ausgesprochenen Domestikation. Der Mensch ähnelt körperlich und geistig stark den Haustieren. Die Kulturentwicklung ist eine Folge der Domestikation. Innerhalb des Kulturlebens stehen sich kriegerischer Geist und Pazifismus gegenüber. Ersterer beherrscht den Naturmenschen, letzterer entwickelt sich mit steigender Kultur. Ersterer hindert, wenn im Übermaß vorhanden, die Kulturentwicklung, letzterer ruiniert die gesamte Menschheit, da er zu schlimmen, unheilbaren Degenerationserscheinungen führt. Doch dieser Gesichtspunkt leitet unmittelbar zu dem nächsten Abschnitt über!

2. Der Kampf ums Dasein und die natürliche Zuchtwahl

Das bekannte Gesetz, das Darwin aufgestellt und eingehend begründet hat, ist zwar keineswegs imstande, alle Rätsel des Lebens zu lösen — Darwin selbst hat es ganz gewiß nicht überschätzt —, allein es ist nichtsdestoweniger von der allergrößten Bedeutung. Die Arten der Pflanzen und Tiere bleiben nur dann gesund, wenn sie einer dauernden, heilsamen, natürlichen Zuchtwahl ausgesetzt sind, wenn die kranken und schwachen Einzelwesen fortsterben, wenn für das Leben, für den Kampf ums Dasein ungeeignete Abänderungen schleunigst ausgemerzt werden, bevor sie überhand nehmen.

Das Gleichgewichtsgesetz muß man heranziehen, um die Wirkung des Kampfes ums Dasein richtig verstehen zu können.

Lastet der Kampf schwer auf einer Art, geht alles, was nicht niet- und nagelfest ist, zugrunde, so ist die Zahl der Artgenossen wohl gering, aber überaus hart und stark. Nimmt er ab, so wächst zunächst die Zahl der Einzelwesen. Bei einer gewissen mittleren Stärke beginnt ein Gleichgewicht hinsichtlich des Verhältnisses von Zahl einerseits und Widerstandsfähigkeit, Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit der Artgenossen andererseits. Wird der Kampf ums Dasein noch weiter abgeschwächt, so entstehen Mutationen — Abänderungen —, die für die Art keineswegs günstig sind. Schließlich treten Verfallserscheinungen körperlicher, bei Tier und Mensch auch geistiger Art auf, die den Bestand der Art in Frage stellen und sogar zum Aussterben führen können.

Der Kampf ums Dasein ist nicht einheitlich gestaltet, man kann vielmehr vier Abarten unterscheiden.

Einmal hat jede Tier- und Pflanzenart sowie der Mensch einen schweren *Kampf mit den Naturkräften* zu bestehen, mit der Ungunst des Klimas und anderer landschaftlicher Kräfte, sodann einen solchen mit *Feinden*, gegen die man sich schützen muß, z. B. gegen wilde Tiere, feindliche Menschen, die Pflanzen gegen Tierfraß. Die dritte Art des Kampfes ums Dasein richtet sich gegen *Krankheitserreger*, die in dem Körper von Pflanze, Tier, Mensch eindringen und ihn zu vernichten drohen. Gegen diese Feinde gibt es mancherlei Schutzmittel, z. B. Antistoffe, Freßzellen, Saftkonzentration bei Pflanzen. Schließlich tobt bei allen Geschöpfen, die in größerer Artenzahl nebeneinander leben, auch wenn sie sich nicht feindlich behandeln, doch ein überaus scharfer *Konkurrenzkampf* ums Dasein mit den eigenen Artgenossen.

Am leichtesten ist der Kampf in Pflanzenbeständen zu beobachten. Jede Pflanze sucht möglichst die notwendige Menge von Licht, Feuchtigkeit, Wärme u. a. m. zu erhalten und durch Wachstum ihrer Organe die Nachbarn zu ersticken. Der Mensch aber steht im Kulturleben in einem überaus grausamen Wettbewerb, den man ausgerechnet „friedlich" nennt.

Es ist interessant zu sehen, daß das Optimumgesetz auch auf diese vier Abarten des Daseinskampfes von größter Bedeutung ist. Für die Kulturentwicklung ist ein gewisses Gleichgewicht am besten. Namentlich auf den Kampf zwischen Naturkräften und Feinden sowie auf den „friedlichen" Wettbewerb kommt es an. Lastet ganz überwiegend der Kampf mit Naturgewalten und Feinden auf den Menschen, so hält sich zwar die Kultur auf bescheidener Höhe, aber getragen von starken, körperlich und geistig gesunden Völkern ist sie unverwüstlich — gleichsam ewig.

Wenn aber der Kampf mit Naturkräften und Feinden, der die Schwachen beseitigt, stark abnimmt und der friedliche Wettbewerb maßgebend wird, dann entwickelt sich der Mensch und seine Kultur anfangs zwar ganz gewaltig, allein bald treten so auffallende Verfallserscheinungen ein, daß der Fortbestand der Kulturvölker in Frage gestellt wird.

Es dürfte einleuchten, daß solche Gedankengänge überaus wichtige kulturelle und politische Verhältnisse gleichsam wie mit einem Scheinwerfer beleuchten. Das Wort „Pazifismus" taucht sofort auf, doch wir wollen uns zunächst mit diesem Lichtstrahl begnügen und einem anderen Problem zuwenden.

3. Innere Sekretion und Körperentwicklung

Wie bereits erwähnt, löst das Darwinsche Gesetz vom Kampf ums Dasein und der Zuchtwahl nicht alle Lebensrätsel. Es wird nun aber ergänzt durch die Vorstellung von der Sekretion gewisser Drüsen.

Über die Bedeutung der inneren Sekretion bestimmter Drüsen hat man seit einiger Zeit einen gewissen Überblick gewonnen. Die Sekrete solcher Drüsen regeln z. B. das Wachstum und beeinflussen unter anderm gerade das Geschlechtsleben und dessen körperliche Funktionen. Die männlichen und weiblichen Schmuck- und Wehrerscheinungen, wie Hahnenkamm, Hautlappen, Pfauenschwanz, Stier- und Widderhörner, der ganze Unterschied zwischen männlichen und weiblichen Wuchsformen, die normalen Geschlechtsempfindungen im Gegensatz zu perversen, homosexuellen — alles wird durch Drüsensekrete angeregt, zur Entfaltung gebracht, erhalten. Statt der Darwinschen geschlechtlichen Zuchtwahl hält man bezüglich obiger Organe heutzutage die innere Sekretion für maßgebend.

Freilich wissen wir nicht, warum bei dieser Tierart diese, bei jener jene Geschlechtsmerkmale entstehen. Man kann vermuten, daß Abweichungen in der Ernährung, Lebensweise, in klimatischen und in anderen landschaftlichen Einflüssen mancherlei Abänderungen hervorrufen können, allein vieles ist noch rätselhaft. So ist namentlich folgende Frage noch ganz hypothetisch und unsicher, aber längst formuliert worden — so von Lamarck. Sollte es nicht möglich sein, daß ein starker Wunsch, ein starkes Verlangen nach bestimmten Fähigkeiten, die für die Erhaltung der Art eine Lebensnotwendigkeit sind, und durch die Augen oder andere Sinnesorgane erregt werden, mit Hilfe — sagen wir, lediglich um eine bestimmtere Vorstellung zu erhalten — des sympathischen Nervensystems auf die innere Sekretion so stark wirken, daß es zu einer Ausbildung bestimmter Körperteile kommt? Z. B. zu der Verlängerung des Halses der Giraffe, die das Laub der Baumkronen abweiden möchte, zu der Verlängerung der Zunge des Chamäleons, das eine entfernt sitzende Fliege fangen möchte, zu der Entwicklung eines Knochenpanzers, der die nackte Haut gegen Bisse schützen könnte. Falls solche Annahme das Richtige treffen sollte, käme man einer natürlichen Erklärung erheblich näher. Sie würde das Darwinsche Gesetz vom Kampf ums Dasein und der natürlichen Zuchtwahl aufs glücklichste ergänzen. Wer den Einfluß der Vorstellung auf den Körper im Zustande der Hypnose kennt, wird Vorstellungs- und Wunschwirkungen für möglich halten.

4. Das Wesen der Haustiere und Kulturpflanzen

Die Kenntnis der inneren Sekretion und des Kampfes ums Dasein eröffnet uns das Verständnis für die Umwandlung von wilden Pflanzen und Tieren in Kulturgeschöpfe unter dem Einfluß des Menschen. Durch den Eingriff des letzteren wurden fast alle Daseinsbedingungen umgewandelt. Der Kampf ums Dasein mit Feinden und zum Teil auch mit Artgenossen hört auf: nur die auf den Feldern wachsenden Pflanzen führen noch untereinander einen schweren Kampf. Grundlegend verändert sich die Ernährung. Die Pflanzen erhalten einen so nährstoffreichen gedüngten Boden, zum Teil auch regelmäßige Bewässerung, wie sie es niemals als Wildpflanzen hatten. Auf die Haustiere wirkt das Kraftfutter; Hunger- und

Durstzeiten aber hören auf. Obendrein wird das Geschlechtsleben der Kulturgeschöpfe in der empfindlichsten Weise beeinflußt. Manche Kulturpflanzen haben die geschlechtliche Fortpflanzung aufgegeben, die Haustiere aber besitzen nicht mehr Brunstzeiten, die weiblichen Tiere geben sogar dauernd Milch u. a. m. Man kann sich heutzutage recht gut vorstellen, daß Ernährung, Lebensweise und Ausschaltung des Kampfes ums Dasein die innere Sekretion so beeinflussen, daß sich so starke körperliche Abänderungen entwickeln, wie wir sie bei Haustieren und Kulturpflanzen tatsächlich antreffen. Es handelt sich um pathologische Vorgänge, wenn man „pathologisch" solche Erscheinungen nennt, die den Fortbestand der Art im Kampf ums Dasein gefährden. Solche Abänderungen darf man auch degenerativ nennen.

Pathologisch-degenerativ ist auch der Einfluß des Kulturlebens auf die Psyche der Haustiere. Sie werden zahm, sanft, unkriegerisch, pazifistisch.

Der Mensch macht sich die pathologischen Abänderungen zunutze und züchtet die merkwürdigsten, ihm nützlichen oder seinem Farben- und Formensinn erfreuenden oder auch durch Absonderlichkeiten auffallenden Geschöpfe heran, wie z. B. Purzeltauben, Tanzmäuse u. a. m.

Der Leser wird vielleicht erstaunt fragen: Warum alle diese Erörterungen? Gemach, gerade sie sind notwendig, wenn man das Judentum und seine Wirkung auf die Wirtsvölker verstehen will.

5. Entwicklungsrichtungen

Neben dem Kampf ums Dasein, der natürlichen Zuchtwahl, der Wirkung der inneren Sekretion und ihrer Beeinflussung durch Ernährung und Lebensweise scheint nun aber noch ein anderer Vorgang zu laufen, den man mit dem Wort „Entwicklungsrichtung" bezeichnen könnte.

Es macht den Eindruck, als wenn die Entwicklung von Tieren und Pflanzen im großen wie im kleinen nach einer bestimmten Richtung verliefe. Eine solche Entwicklungsrichtung wäre die entscheidende Triebkraft gewesen, wenn die Pflanzen sich von einzelligen Wesen über phanerogame Pflanzen zu Monokotyledonen und Dikotyledonen entwickelt haben, wenn die Tierwelt sich in ganz verschiedene Gruppen, wie z. B. die der Würmer, Insekten, Mollusken, Wirbeltiere, gespalten hat, und wenn innerhalb der Wirbeltiere eine Teilung in Kalt- und Warmblüter stattfand. Auffallend ist z. B. die so ganz verschiedene Entwicklungsrichtung bei Reptilien und Säugetieren. Bei ersteren eine geradezu ungeheuerliche Entfaltung des ganzen Bindegewebes mit Muskeln, Knochen, Sehnen, während das Nervensystem, vor allem das Gehirn, zurückbleiben. Bei den Säugetieren (und warmblütigen Vögeln) entwickelt sich dagegen das Nervensystem, besonders das Gehirn. Auch hier mag „innere Sekretion" eine Rolle spielen, aber niemals wird ein Forscher den das Geheimnis des Lebens und seiner Entwicklung verhüllenden Schleier lüften. Nie wird der Nachweis gelingen, daß alles rein mechanistisch — als Naturnotwendigkeit — aufeinander folgt, gleichsam fatalistisch vorher bestimmt ist, oder daß ein höherer Wille alles lenkt, den die Menschen als Gottheit verehren und entsprechend der Enge ihrer Erkenntnis in diese oder jene festen Vorstellungen und kirchlichen Formen hineinzwängen.

Nachdem wir so einige grundlegende Vorstellungen, die für alle Lebewesen maßgebend sind, kennengelernt haben, können wir uns nunmehr dem Menschen selbst zuwenden.

II. Abschnitt

Allgemeine menschliche Eigenschaften

1. Die Menschwerdung

Der Mensch ist ein Glied des Tierreiches, keine selbständige göttliche Schöpfung. Diesen Satz wird heutzutage wohl jeder wissenschaftlich Eingestellte als richtig annehmen. Allein wenn man versucht auf Grund mechanistischer Vorstellungen z. B. an der Hand Darwinscher Gesetze vom Kampf ums Dasein und der Auslese der Geeignetsten die Menschwerdung zu erklären, so kommt man schnell ins Gedränge. Beim besten Willen kann man die enormen Einbußen, die bei der Umwandlung aus einem Affen in einen Menschen erfolgten, nicht als zweckmäßige Änderungen, als Auswahl des Geeignetsten, erklären. Der Verlust der Wehrhaftigkeit mit Gebiß, Krallen, Muskelstärke, Schnelligkeit und namentlich der Verlust des wärmenden Haarkleides brachten solche Nachteile mit sich, daß man sich nur erstaunt fragen muß: Wie war es möglich, daß der werdende Mensch solche Schädigungen ertragen konnte!

Der einzige positive Gewinn war die Entwicklung des Gehirns. Diese ermöglichte die Entwicklung der Kultur, die Erfindung von Geräten, Kleidung, Kunstwohnungen, Feuerbenutzung. Diese Kulturerfindungen gehen also mit der Menschwerdung Hand in Hand. Ohne sie hätte sich der werdende Mensch nicht halten können. Menschwerdung und Kulturwerdung sind eins.

Man kann sich eine gewisse Vorstellung von der Umwandlung des Affenmenschen in den Menschen machen, wenn man von zwei Annahmen ausgeht, für deren Richtigkeit manches spricht.

Die erste Annahme ist die, daß die Gehirnvergrößerung einer bestimmten Entwicklungsrichtung entspricht, die für die Säugetiere bezeichnend zu sein scheint. Der Mensch hat es auf dieser Stufenleiter am weitesten gebracht. Eine solche Gehirnvergrößerung könnte recht wohl zu der Ausbildung des aufrechten Ganges geführt haben, da bei diesem der schwere Schädel am leichtesten zu tragen ist. Damit war aber eine Umgestaltung der Hinterbeine, des Beckens, der Vorderbeine in reine Greiforgane, des Halses, der Kopfbeweglichkeit, der Kehlkopfbildung verbunden — alles bekannte Sachen.

Die zweite Annahme ist folgende: Fußend auf der Tatsache, daß der tierische und menschliche Körper augenscheinlich mit seinem Kräftevorrat überaus sparsam umgeht, daß Organe, die nicht gebraucht werden, gleichsam eingezogen, stark gebrauchte dagegen vergrößert werden, könnte man die Vorstellung gewinnen, daß der tierische Körper einem Geschäft gleicht, dem bestimmte Geldmittel zur Verfügung stehen, das sich aber über einen gewissen Rahmen hinaus nicht vergrößern kann, das demnach gewisse Unternehmungen ein

schränken muß, wenn es sich nach anderer Richtung ausdehnt. Sind beide Annahmen — Entwicklungsrichtung und Kräfteverteilung — richtig, dann könnte man sich von der Menschwerdung folgendes Bild machen.

Die treibende Kraft war die Gehirnentwicklung. Da das Gehirn einen bedeutenden Teil des Kräftevorrates in Anspruch nahm, mußte anderswo gespart werden. So verzichtete denn der Körper auf die Entwicklung erheblicher Muskelmassen, auf die Gebißgröße, die Krallen und namentlich auf das sehr viel Stickstoff enthaltende Haarkleid. Das Gehirn ergänzte aber diese Verluste durch Erfindung der Kulturgeräte — und zwar im Überschuß. Der Mensch lernte dank der Kulturerfindungen die Naturkräfte und wilden Tiere meistern und dadurch erfolgte in steigendem Maße eine entsprechende Zunahme der Hilfsmittel, eine Abschwächung des Kampfes ums Dasein mit den Naturkräften und wilden Tiere. Mit dem Steigen der Kultur wurde auch der tagtägliche Kampf mit menschlichen Feinden eingeschränkt. Welche Wirkung hatte nun diese Abnahme des Kampfes ums Dasein?

2. Die Haustiereigenschaften des Menschen

Ist es nicht interessant zu sehen, daß sich beim Menschen dieselben Veränderungen wie beim Haustier eingestellt haben? Eugen Fischer hat das gezeigt. Eine ganze Anzahl von Merkmalen besitzen Haustiere und Mensch gemeinsam: große Unterschiede in der Körpergröße, Grobknochigkeit, Wechsel in der Pigmentbildung, Entwicklung von Fett- und Hautbildungen, verschiedenartige Struktur der Haare und verschiedene Haarfarben. Auch Pazifismus teilen als Kulturerrungenschaft Haustiere und übermäßig hochgezüchtete Menschen.

Wenn nun die Haustiermerkmale pathologisch-degenerative Errungenschaften sind, sollte dann nicht auch die Menschwerdung degenerativ-pathologisch sein? Unwillkürlich denkt man an das Optimumgesetz und den Gleichgewichtszustand der Kräfte, der für die Organismen am zweckmäßigsten ist. Könnte nicht beim Menschen die Bevorzugung des Gehirns gegenüber dem übrigen Körper zu stark geworden sein? Ohne Zweifel sind wir bereits so weit, daß der Kulturmensch, der auf dem Gipfel der heutigen Kulturentwicklung steht, ohne den ganzen Schutzapparat der Kulturerfindungen nicht mehr bestehen könnte. Doch möge die Andeutung solcher Möglichkeiten hier genügen.

3. Das Gesetz von der „Harmonie der Gegensätze im Menschen"

Auf den Dualismus im Menschen ist oft genug hingewiesen worden. Faust und Mephisto werden als die beiden Gegensätze in Goethe selbst aufgefaßt, und zahlreiche Beispiele wird jeder aus seinem Bekanntenkreise anführen können, wenn er erst einmal auf die Frage aufmerksam geworden ist. Auffallend ist nicht nur das Vorhandensein der Gegensätze, sondern vor allem auch der Umstand, daß der Mensch den Gegensatz nicht empfindet, und daß er, darauf aufmerksam gemacht, keinerlei Unbehagen verspürt — mindestens normalerweise nicht. Um sich ein Bild der Verhältnisse zu machen, sei folgender Vergleich gebraucht.

Unter dem Einfluß von Sonne und Mond entsteht auf dem Meere die Zenithalflut und die Nadirflut. Auf den Menschengeist wirken nun die Ereignisse des Lebens und veranlassen Reaktionen, die in Stimmungen, Anschauungen, Handlungen zum Ausdruck gelangen. Aus solchen Reaktionen schließt man auf die Charaktereigenschaften. Geradeso wie bei den Gezeiten die Zenithalflut durch die Nadirflut im Gleichgewicht gehalten wird, tritt augenscheinlich in der Psyche des Menschen eine doppelte Reaktion ein. Einmal werden Stimmungen, Anschauungen, Handlungen ausgelöst, die sichtbar in Erscheinung treten, sodann aber solche, die unsichtbar im Hintergrunde schlummern und einen seelischen Gleichgewichtszustand erzeugen. Erstere seien Fronteigenschaften, letztere Reserveeigenschaften genannt.

Die Fronteigenschaften bedingen den Charakter des Menschen, den er im täglichen Leben zeigt. Allein das Vorhandensein der Reserveeigenschaften offenbart sich zuweilen mit unwiderstehlicher Gewalt. Starke Gemütsbewegungen veranlassen zuweilen einen „Durchbruch der Reserveeigenschaften". Als z. B. im Beginn des Weltkrieges das Bewußtsein der furchtbaren Gefahr und der Empörung über die Frivolität der Feinde das deutsche Volk durchbebte, erfolgte ein solcher Durchbruch in der Form glühender Vaterlandsliebe und völkischer Eintracht.

Auch im hohen Alter kann solch ein Durchbruch eintreten. So sind z. B. oft genug harte Kriegsmänner ins Kloster gegangen und übermäßig fromm und bigott geworden. Schließlich lösen Geisteskrankheiten solchen Wandel aus; die Patienten zeigen dann im Krankheitszustand ganz ungeahnte, dem normalen Charakter entgegengesetzte Eigenschaften.

Front- und Reserveeigenschaften halten sich im Gleichgewicht wie auch die Zenithal- und Nadirflut, so daß die Erdachse nicht schwankt. Man könnte von einem Gleichgewichtsäquator sprechen, der Front- und Reserveeigenschaften trennt.

Neben diesem Gegensatz zwischen sichtbaren Front- und verborgenen Reserveeigenschaften besteht nun aber auch noch ein deutlicher Widerspruch innerhalb der Fronteigenschaften, also innerhalb der täglich erkennbaren Charaktereigenschaften, damit aber wohl auch innerhalb der Reserveeigenschaften. Zwei Gruppen von Gegensätzen kann man im Bereich der Frontkalotte unterscheiden. Die eine Gruppe beruht auf einer ähnlichen Reaktion wie sie zwischen Front- und Reserveeigenschaften besteht, nur sind die Gegensätze — Reaktionsgegensätze — dauernd im täglichen Leben sichtbar.

So ist es z. B. eine bekannte Erscheinung, daß Sklavennaturen — Radfahrer nennt sie der Volkswitz — sich einerseits treten lassen, sich bücken und biegen, andererseits aber, gleichsam als Reaktion auf die schlechte Behandlung, die schlimmsten Tyrannen sind. Verzweiflung im hiesigen Leben erweckt Hoffnung auf Belohnung im Jenseits. Solche Reaktionsgegensätze machen z. T. das Leben überhaupt erst erträglich, sind also von größter Wichtigkeit.

Neben diesen Reaktionsgegensätzen gibt es ganz merkwürdige, gewissermaßen auswählende, klassifizierende Gegensätze. So wird man finden, daß die Menschen keineswegs einfach tapfer oder feige, klug oder dumm, vorsichtig oder unvorsichtig, willensstark oder willensschwach sind. Vielmehr sind sie — gleichsam nach Auswahl — auf diesem Gebiet tapfer, auf einem anderen feig usw. Der physisch Tapfere ist oft moralisch feig und umgekehrt, der physische Willenskrüppel kann ein ausdauernder geistiger Arbeiter sein, der krasseste Wirklichkeitsmensch aber gleichzeitig nach anderer Richtung ein Traumleben führen.

Man könnte also die Front- und Reservekalotte durch einen „Gleichgewichtsmeridian" in eine Abteilung mit Plus- und in eine mit Minuseigenschaften teilen.

4. Natur- und Kulturmenschen

An der Hand des Gesetzes von der Harmonie der Gegensätze kommt man zu einem Verständnis für den gewaltigen Unterschied, der zwischen einem Naturmenschen und einem Kulturmenschen klafft. Der Unterschied beruht auf der verschiedenen Erziehung. Der Naturmensch besitzt keine Schulbildung, kann nicht lesen und schreiben, lernt vielmehr lediglich durch Erfahrung. Der Kulturmensch überwiegend hat durch Lernen in der Schule sein Wissen erhalten. Betrachten wir einmal die äußersten Vertreter der beiden Richtungen, einen primitiven Jäger und einen Schreibtischgelehrten, womöglich einen Philosophen oder Juristen.

Der Naturmensch lernt ganz überwiegend aus Erfahrung und durch eigene Beobachtung. Zwar fehlt es nicht an elterlicher Anleitung zum Jagen, Sammeln usw., aber weitaus am wichtigsten ist seine eigene Erfahrung. Das Gedächtnis ist glänzend, und so sammeln sich in seinem Gehirn zahllose Erinnerungsbilder an, jedes für sich, nicht systematisch geordnet, mehr zusammenhanglos. Entsprechend dem schweren Kampf ums Dasein muß der Naturmensch auf allen Gebieten beschlagen, muß er ein ausgesprochener Wirklichkeitsmensch, ein Tatsachenmensch sein. Das ist er denn auch. Große natürliche Klugheit, scharfes Verständnis für seinen Vorteil sind ihm eigen.

Allein entsprechend dem Gesetz von der Harmonie der Gegensätze ist dieser Naturmensch, dieser Tatsachen-, Wirklichkeits- und Beobachtungsmensch ein mystischer Träumer, der in einem ihn blind machenden Zauberglauben lebt.

Dieser selbe Wirklichkeits- und Beobachtungsmensch, dem nichts, was ihn interessiert, in der Natur entgeht, der alle Vorgänge kennt und weiß, erklärt alles durch Zauberei.

Außer der Lebensseele hat der Mensch eine Traumseele. An diese Vorstellungen von Seelenstoff und Traumseelen, von Geistern und Dämonen in einer übersinnlichen Welt knüpfen sich die Vorstellungen, daß man über den Seelenstoff anderer Menschen, der verschiedenen Gegenstände, Tiere, Pflanzen und selbst der Geister und Dämonen Macht gewinnen kann. Und zwar kann das der Schamane, der Zauberpriester. Der ganze Wust von Zaubermitteln, der Glaube an Fetische, die einen Zauber enthalten, die Zeremonien, die Angriffs- und Schutzzauber bezwecken — alles das knüpft sich an die animistischen Vorstellungen. Auf Schritt und Tritt fühlt sich der Naturmensch von feindlichem und schützendem Zauber umgeben. Ohne letzteren ist er machtlos, ein Kind des Todes. Der Zauberglaube ist der wesentlichste Teil seiner Religion, und der Naturmensch ist ganz Religion, gleichsam wandelnde Religion.

Unterstützt wird er in solchem Traumleben von der sinnlichen Visionskraft. Darunter hat man die Fähigkeit zu verstehen, etwas ganz anderes zu sehen als wirklich vorhanden ist. Man sieht und kennt wohl die Tatsachen, aber man ignoriert sie, denn man glaubt etwas anderes. Ein Indianer, der von einem Jaguar abzustammen glaubt, ist davon überzeugt, daß er denselben Seelenstoff wie der Jaguar besitze, daß er also selbst ein Jaguar sei, und er sieht sich als Jaguar. Es ist dem Kulturmenschen kaum möglich, sich in eine solche sinnliche Vorstellungskraft hineinzufinden.

Während der Naturmensch einerseits der denkbar größte Beobachtungs- und Wirklichkeitsmensch ist, andererseits aber alles durch den Zauberglauben erklärt, ist die geistige Konstitution des Kulturmenschen wesentlich anders. Er lernt in der Schule und zwar gewöhnt er sich daran, mit Begriffen zu arbeiten, in Begriffen zu denken, unter dem Einfluß von Begriffen zu handeln. Es wird der begriffliche Vorstellungsmensch.

Die Visionskraft, die bei unseren Kindern noch sinnlich ist, genau so wie beim Naturmenschen, verwandelt sich infolge der Schulerziehung in eine begriffliche Visionskraft, und zwar beherrscht diese den Kulturmenschen, den Tatsachen zum Trotz, mindestens ebenso stark, wie die sinnliche Visionskraft den Naturmenschen. Letzterer sieht, hört etwas nicht Vorhandenes sinnlich, ersterer denkt sich etwas, glaubt etwas ganz anderes, als tatsächlich vorhanden ist, und beide wissen genau, daß die Tatsachen andere sind. Das ist gerade das Merkwürdige!

Während so der Kulturmensch in einer begrifflichen Traumwelt lebt, in einem begrifflichen Irrgarten wandelt, erklärt er alles wissenschaftlich, natürlich, logisch denkend. Um diesen merkwürdigen Zustand, in dem wir Kulturmenschen uns befinden, klarzustellen, mögen folgende Beispiele angeführt sein.

Wir alle haben in der Schule gelernt, daß sich die Erde um die Sonne, der Mond um die Erde drehe. Diese begrifflichen Vorstellungen beherrschen wir ganz genau. Wie sich aber Mond, Sonne, Sterne wirklich am Himmel bewegen, wissen die allerwenigsten. Der Naturmensch dagegen kennt ganz genau den Lauf der Gestirne, erklärt aber alles durch den Zauberglauben, durch Gottheiten z. B. — Und er sieht am Himmel die Gestalten der Götter; sie sind wirklich da. Die Sonne ist ein Dreigespann mit dem Gott darauf usw. Diese Fähigkeit, das Gedachte sinnlich zu sehen, ist die Folge seiner sinnlichen Visionskraft.

Hier ein anderes Beispiel!

Der Kulturmensch kennt genau die Bedeutung des Kampfes ums Dasein und der Auswahl der Besten. Er weiß, daß zur Erhaltung der Art der Untergang der Schwachen und Ungeeigneten notwendig ist. Die begriffliche Vorstellungswelt kann ihn aber so stark beherrschen, daß er religiösen und humanitären Ideen zuliebe so unnatürlich wie möglich handelt. Das Vorhandensein von manchen politischen Parteien, die keinen Funken von Wirklichkeitssinn besitzen — sofern es sich nicht um persönlichen Vorteil, sondern um das Interesse der Allgemeinheit handelt —, ist auch nur durch begriffliche Visionskraft zu erklären — eine Visionskraft, die an Quantität keineswegs der des Indianers nachsteht, der in sich selbst einen Jaguar sieht; nur die Qualität ist verschieden, d. h. hier sinnlich, dort begrifflich.

Eine überaus wichtige Zeit ist die Übergangsperiode, die während der Umwandlung aus einem Naturmenschen in einen Kulturmenschen abläuft — wichtig für die Entfaltung der Kultur. In einem gewissen Übergangsstadium besitzt der Mensch noch die sinnliche Visionskraft des Naturmenschen, gepaart mit der begrifflichen des Kulturmenschen. Das ist die Zeit der Blüte der Künste. Wenn aber die begriffliche Visionskraft die führenden Köpfe beherrscht, wird die Blüte der Wissenschaften erreicht. Sobald aber das religiöse Gefühl nebst dem Zauberglauben erlischt, verdorrt die starke Wurzel der Kultur, und der sittliche Verfall der Massen ist

unausbleiblich. Unaufhaltsam stürzen sie hinab ins Verderben, in politische Knechtschaft und ins materielle Elend.

III. Abschnitt

Allgemeine Kulturgesetze

1. Kulturelle Lebensformen

Wie jeder Tier- und Pflanzenkörper eine bestimmte Lebensform vorstellt, geradeso stellt jeder Kulturkörper eine „kulturelle Lebensform" vor. Kulturelle Lebensformen beginnen, wie die Tier- und Pflanzenkörper, mit einfacher Einheit: der Familie, der aus Eltern und Kindern bestehenden Kleinfamilie. Sie ist gleichsam die Zelle der sozialen Lebensform. Die Sippe und Horde — erstere aus Menschen gleicher Abstammung, letztere auch aus solchen verschiedener Abstammung bestehend — ist gewissermaßen ein einfacher Zellorganismus, der Gastrula vergleichbar. Mit dem Stamm aber könnte man die Organbildung beginnen lassen.

Jede kulturelle Lebensform hat im Kulturleben eine bestimmte Funktion zu übernehmen, und da das Wirtschaftsleben die Grundlage für das Bestehen der wichtigsten kulturellen Lebensformen bildet — auf niederer Stufe ausschließlich —, so kann man mit Hilfe der Wirtschaftsstufe die wichtigsten Lebensformen festlegen. Gerade für unser Problem kommen in Betracht die kulturellen Lebensformen der Sammler, Jäger, Hirten, Bauern und der Städter, die jede in eine größere oder kleinere Anzahl von Unterabteilungen zerfällt.

Jede Lebensform — Hauptform und Unterabteilungen — haben ihre bestimmten Lebensbedingungen, brauchen gewisse Anregungen und geben ihrerseits Lebensäußerungen von sich. Kräfte — freundliche und feindliche — wirken auf sie ein, Kräfte gleicher Art gehen von ihnen aus. Sie stehn im Kampf ums Dasein mit allen den Gewalten, mit denen jedes einzelne Lebewesen zu ringen hat: Naturgewalten, Feinden, Artgenossen, Krankheiten. Wie jedes Lebewesen können sie erkranken und zugrunde gehen. Alle oben behandelten Naturgesetze walten über ihnen. Einige seien hier noch besonders besprochen.

2. Das kulturelle Trägheitsgesetz

Das Trägheitsgesetz besagt, daß bei einem Wechsel der Kräfte und Einflüsse nicht mit einem Mal eine Umwandlung der Lebensfunktionen eintritt, daß vielmehr die alten noch eine Weile fortwirken. Die Reaktion der neuen Kräfte tritt erst allmählich ein und zwar um so langsamer, je stärker die alten Kräfte gewesen sind. Der einzelne Mensch wie die ganze kulturelle Lebensform kann sich nicht mit einem Ruck umstellen.

Dieses Trägheitsgesetz ist für die ganze Menschheit von größter Wichtigkeit. Ohne dieses Gesetz sind zahlreiche Vorgänge in Geschichte und Völkerkunde, in Künsten und Wissenschaften nicht verständlich. Ein aus der Steppe in das Waldland gedrängtes Volk wird sich erst nach und nach an die neue Umgebung anpassen und z. B. zunächst bestrebt sein, die alte Lebensweise, die alten Kulturgeräte beizubehalten. Eine in die Stadt versetzte Beduinenfamilie wird sich hinsichtlich des Charakters erst allmählich umgestalten und

dem Ghetto entfliehende Sarten brauchen längere Zeit — vielleicht zwei bis drei Generationen — bis sie den Wirtsvölkern angeglichen sind.

3. Fermentwirkung und Massenwirkung im Kulturleben

Einwände, die tagtäglich gemacht werden, zeigen häufig — sehr häufig sogar —, daß selbst in wissenschaftlichen Kreisen die Begriffe der Massen- und Fermentwirkung keineswegs klar erfaßt worden sind.

Kürzlich war die Rede davon, daß die britische Kolonisation in Nordamerika, Australien, Neuseeland nicht imstande gewesen sei, einen mit dem Grund und Boden seelisch verwachsenen Bauernstand zu schaffen, sondern lediglich Gutsbesitzer, die gegen gute Bezahlung oder bei ungenügender Rentabilität leichten Herzens ihren Besitz verkaufen. Solcher Zustand sei höchst bedenklich, da in dem Augenblick, wo die 300 Millionen Chinesen mit ihrem Heer von Bauern die Einwanderung in die genannten Länder erzwingen, die Europäer als Oberschicht emporgehoben und abgestoßen würden wie ein Ölpfropfen, der auf dem Wein schwimmt, aus der Flasche herausgeschüttelt wird. Sofort kam der Einwand: „In Pennsylvanien gibt es ja deutsche und englische Bauern!"

Nun abgesehen davon, daß diese Bauern bereits von „amerikanischem" Geist durchdrungen sind, so ist ihre Zahl so gering, daß sie gar nicht ins Gewicht fällt. — Die **Massenwirkung** ist hier entscheidend.

Andererseits werden von Juden und ihren Freunden die Hinweise auf die zersetzende Wirkung der Juden auf die Wirtsvölker oft genug durch den Hinweis auf die geringe Zahl der Juden als lächerlich hingestellt. Der Einwand ist nicht stichhaltig. Ohne hier an und für sich zu der Frage bereits Stellung zu nehmen, so muß doch betont werden, daß z. B. die Menge pathogener Bakterien im Körper im Verhältnis zu diesem noch viel geringer ist und doch ihn schwer krank macht, vielleicht sogar tötet. Die Wirkung der pathogenen Bakterien ist eben eine **Fermentwirkung**.

Daß über dieses Problem überhaupt Zweifel bestehen — in wissenschaftlichen Kreisen sogar —, ist um so verwunderlicher, als der Volksverstand es bereits voll und ganz erfaßt und in zwei Sprichworten zum Ausdruck gebracht hat:

Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer — d. h. auf die Menge kommt es an.

Ein faules Ei verdirbt den ganzen Brei — d. h. auf die Wirkung einer **kleinen** Masse kommt es an.

Wenn es sich um gleichsam passive Kräfte, um ein einfaches Zahlen- und Massenverhältnis handelt, so liegt ein **Massenproblem** vor. In einem Staat wohnen 20 Millionen der Nationalität a und 200000 von der Nationalität b. Das b-Volk übt keine fermentative Wirkung aus — also spielt es im Verhältnis zu a keine entscheidende Rolle. Von den 30 Millionen Gutsbesitzern in einem Lande sind 500000 echte, mit der Scholle fest verwachsene Bauern — also hängt das Geschick des Landes von den Gutsbesitzern ab, wenn fremde Bauern einzuströmen drohen.

Ganz anders liegen die Verhältnisse in folgenden Fällen.

In einer Schulklasse von 60 Schülern bekommt einer Veitstanz — bald tanzen 5, 10, 20 usw. In einer Fabrik mit 1000 Arbeitern, die sich wohl fühlen, wenn ihnen auch manches nicht paßt, erscheint ein Sozialistenapostel — nach einiger Zeit gibt es Streiks, Revolten, Sabotage usw.

Brav und bieder stellt man seine Töpfe aus Ton her und läßt sie im Feuer brennen, da erfindet einer — ein Einziger — die Glasur — Revolutionierung des Gewerbes. Jede Erfindung auf technischem Gebiet, neue Wege, die ein Einzelner auf dem Gebiete der Künste und Wissenschaften findet, können alles Bisherige umstürzen. Das sind Fermentwirkungen, d. h. von oft ganz minimalen oder an Zahl geringen Kräften gehen überraschende Wirkungen aus. Auf die Kulturentwicklung des Menschen haben sowohl Fermentation als auch Massenwirkungen Einfluß ausgeübt. Erstere sind wohl überwiegend oder stets durch psychische Beeinflussung der Massen zu erklären. Seelenvergiftung und Besserung der Menschen, Demoralisation und Hebung der Sittlichkeit können von ganz wenigen Menschen ausgehen. Allerdings kommt noch etwas dazu: es muß ein für die Fermentwirkung empfänglicher Nährboden vorhanden sein. Je ausgedehnter dieser ist, um so stärker und ausgedehnter wird die Fermentwirkung sein.

Es ist überaus wichtig, bei der Beurteilung kultureller Verhältnisse und ihrer Entwicklungsmöglichkeiten in richtiger Weise die Ferment- und Massenwirkung zu berücksichtigen.

4. Krankheiten der kulturellen Lebensformen

Nachfolgende Betrachtungen sind, so kurz sie auch sein mögen, für das Verständnis der Menschheit und ihrer Kultur von ausschlaggebender Bedeutung. Ohne sie wird man kaum zu einem befriedigenden Verständnis der Entwicklung der Kulturen, ihres Aufblühens und ihres Verfalles gelangen. Knüpfen wir an obige Darstellung von den kulturellen Lebensformen an!

Den Vergleich zwischen einem lebenden Organismus und der Kultur hat man oft schon gezogen. Er ist auch richtig. Charakteristisch für den lebenden Organismus ist die Aufnahme von Nahrung, deren Verarbeitung, deren teilweise Aufnahme und teilweise Ausscheidung. Charakteristisch ist ferner, daß die Stoffwechselabscheidungen dem Organismus schädlich sind. Bleiben sie im Körper, so wirken sie als Fremdkörper — z. B. Gallen-, Nieren-, Blasensteine — und rufen Entzündungen hervor. Gehen sie in die Körpersäfte über, so veranlassen sie Vergiftungserscheinungen — Zuckerkrankheit, Gelbsucht bei Eintritt der Galle in das Blut, Urämie mit Krämpfen bei Nierenkrankheiten. Sie sind also Gifte für den lebenden Organismus.

Jeder Organismus setzt sich aus Zellen zusammen. Jede Zelle wird ernährt, arbeitet für sich, hat ihren Stoffwechsel. Blut- und Lymphkreislauf, Gefäße und Nerven sorgen für einheitliches Zusammenarbeiten der Zellen. Ähnlich ist es beim Kulturorganismus. Die sozialen und staatlichen, moralischen und ethischen, religiösen und wissenschaftlichen Einrichtungen und Vorstellungen bilden das einigende Band, das den gesamten Zellorganismus — kulturelle Lebensform — zusammenfaßt. Geradeso wie der lebendige Organismus aus dem stofflichen Körper und dem nicht stofflichen Seelenleben besteht, setzt sich der Kulturorganismus aus den sichtbar in Erscheinung tretenden Einrichtungen des gesamten stofflichen und geistigen Kulturbesitzes und aus den nur philosophisch zu erfassenden Gedanken zusammen, die zu den stofflichen und geistigen Einrichtungen, Vorstellungen, Sitten, Gebräuchen, Kulten geführt haben — Ideale Weltanschauungen.

Ein gesunder Organismus stellt an jede Zelle, jedes Organ den An-

spruch, eine bestimmte Arbeit zu leisten, eine bestimmte Pflicht zu erfüllen. Auflehnung gegen die Allgemeinbelange des Organismus rufen Störungen der Lebensvorgänge, sogar den Untergang des Ganzen hervor. Genau dasselbe gilt für den Kulturorganismus.

Bereits bei den Tier- und Pflanzengenossenschaften sorgt ein rücksichtsloser Kampf ums Dasein für die Beseitigung der Ungeeigneten, d. h. aller nicht in die Genossenschaft hineinpassenden Elemente. Der Kampf ums Dasein ist dort der unerbittliche Schiedsrichter. Das moderne Kulturleben aber glaubt diesen Schiedsrichter ungestraft absetzen zu dürfen!

Nehmen wir eine Sippe oder Horde von Jägern und Sammlern an. Bei ihnen herrscht noch eine scharfe Auslese. Ehern sind die auf religiöser Grundlage aufgebauten Sippengesetze. Der Einzelne hat sich unterzuordnen, die Allgemeinbelange verlangen es. Wer nicht in den Kulturorganismus, d. h. in die Sippe, in die Horde hinein paßt, wird ausgestoßen, geradeso wie der gesunde tierische und pflanzliche Organismus seine Stoffwechselprodukte abscheidet. Die von der Sippe Ausgestoßenen, die dem Kampf ums Dasein Nichtgewachsenen und deshalb Fortsterbenden sind gleichsam „Kulturexkremente".

Mit dem Steigen der Kultur, mit der Abnahme des Kampfes ums Dasein, mit der Lockerung und dem Milderwerden der rigorosen Sippen- und Staatsgesetze bleiben diese „Kulturexkremente", die in einen gesunden Organismus nicht hinein gehören, erhalten und wirken genau so wie die zurückgehaltenen Stoffwechselabscheidungen in einem lebenden Körper. Sie wirken als Gifte, rufen Krankheiten und selbst den Tod hervor.

Genau so im Kulturorganismus — der Kulturkörper wird „gichtisch", der Ansammlung harnsaurer Salze vergleichbar. Mit Rücksicht auf den harten Klang und die unangenehmen Empfindungen, die das an sich überaus bezeichnende Wort „Kulturexkremente" erregen könnte, sei im nachfolgenden von Kulturschädlingen gesprochen, weil die kulturellen Stoffwechselprodukte den Kulturorganismus schädigen. Doch versuchen wir einmal, von denjenigen Eigenschaften, die ein Mitglied eines Kulturorganismus zum Kulturschädling machen, ein Bild zu gewinnen!

Den Ausgang der Betrachtung wird am besten das Gleichgewichtsgesetz bilden. Für den Kulturorganismus ist ein gewisser Gleichgewichtszustand — nach Aristoteles liegt die Tugend zwischen zwei Untugenden — am günstigsten. Dagegen ist ein Zuviel und ein Zuwenig schädlich. Nennen wir die „Zuwenigmenschen" Krüppel, die „Zuvielmenschen" aber Athleten bezw. Fanatiker, so kann man Krüppel oder Athlet bezw. Fanatiker hinsichtlich dreier Erscheinungen sein, die der Mensch darbietet, hinsichtlich des Körpers, des Geisteslebens und der Charakterbildung. Fassen wir nunmehr die einzelnen Punkte näher ins Auge!

Körperbeschaffenheit. Es ist ohne weiteres klar, daß Gesundheit, Ausdauer und Leistungsfähigkeit unter allen Umständen ein Vorteil sind. Anders steht es mit der Körperkraft und Körpergröße. Ähnlich wie die wilden Tiere im allgemeinen eine gewisse Durchschnittsgröße besitzen, so sind auch die Mitglieder eines Naturvolkes im allgemeinen ziemlich gleich groß. Das hängt außer von der Vererbung auch von der Lebensweise ab. Für den Jäger, der

sich an das Wild heranschleichen oder durch Gebüsch und Urwald schlüpfen muß, ist eine kleine Gestalt vorteilhaft, während ein Sumpfbewohner möglichst lange Beine braucht. Übermaß an Körpergröße schädigt möglicherweise auch die Gehirntätigkeit und damit die geistige Entwicklung. Selbst ein Übermaß an Körperkraft ist keineswegs nur ein Vorteil für den Einzelnen, für die Sippe und das Kulturleben. Ein solches Übermaß kann nämlich den glücklichen Besitzer, indem er gewalttätig wird und den Neid und Haß der anderen erregt, zugrunde richten.

Nerven. Zu leichte Erregbarkeit und Ermüdbarkeit der Nerven kennzeichnet die Neurastheniker. Hysterie und Geisteskrankheiten sind andere Symptome für Erkrankungen des Nervensystems. Neurastheniker und Psychopathen pflegen im Kulturleben deswegen eine große Rolle zu spielen, weil sie nicht selten Fanatiker sind — Fanatiker, die an sich glauben, hinreißende Beredsamkeit besitzen und als Agitatoren Glänzendes leisten. Auch können sie eine unwiderstehliche Willenskraft, aber auch Grausamkeit und Blutdurst entwickeln.

Nervenkrüppel können demnach einerseits schlimme Kulturschädlinge sein, andererseits sind die wichtigsten Kulturerfindungen, besonders unter den Naturvölkern, im allgemeinen wohl von den psychopathischen Zauberern gemacht worden. Demgemäß muß man also sagen, für die Entwicklung der Kultur ist ein gewisses Maß von nervöser Erregbarkeit günstig, eine gar zu große Robustheit der Nerven liegt nicht immer im Interesse der Menschheit. Es ist eine nicht uninteressante Feststellung, daß ein „Zuviel an Gesundheit und Körperkraft" für den Kulturorganismus schädlich ist!

Geistesleben. Hier stehen Verstandes- und Gefühlsleben einander gegenüber. Daß ein ungenügender Verstand kulturhemmend ist, braucht nicht auseinandergesetzt zu werden. Anders steht es mit der Frage nach dem „Zuviel an Verstand". Baut sich das Kulturleben in erster Linie auf dem Gefühlsleben auf, hängen Religion und Moral, die die Grundlage der Sitte, des Rechtslebens (Eid!) und damit der ganzen Gesellschaftsordnung sind, von ihm ab, so muß ein Zuwenig an Gefühl und ein Zuviel an Verstand geradezu vernichtend wirken. Ein Verstandesmensch, der die ganze Welt, die Menschheit, das ganze Kulturleben ausschließlich rationalistisch prüft und beurteilt, ist das denkbar kulturfeindlichste Geschöpf. Phantasielosigkeit und Nihilismus sind ein starkes Kulturgift.

Andererseits wirkt ein Übermaß an Herrschaft des Gefühlslebens auch verderblich. Gefühlsmenschen ohne Wirklichkeitssinn ruinieren ebensogut wie Verstandesfanatiker Familie, Sippe, Staat.

Charaktereigenschaften. Daß ein Zuwenig an allen jenen Eigenschaften, ohne die ein soziales und staatliches Zusammenleben der Menschen unmöglich ist, daß ein Zuwenig an persönlichem Mut, Willenskraft, Moral, Stolz, Vornehmheit und Ehrgefühl u. a. m. notwendigerweise überaus kulturfeindlich ist, braucht nicht auseinandergesetzt zu werden. Moralkrüppel, Willenskrüppel, Feiglinge, Menschen ohne Stolz, ohne Vornehmheit, ohne Ehrgefühl, ohne Rechtssinn und Gewissenhaftigkeit sind ausgesprochene Kulturschädlinge — weit schlimmer jedenfalls als die entsprechenden Übermenschen, als die Moralpedanten, die rücksichtslosen Gewaltmenschen, die Tollkühnen und die bezüglich des Stolzes, der vornehmen Gesinnung, des Ehrgefühls u. a. m. Überempfindlichen. Auch solche Überempfindlichkeit kann die Menschen ruinieren, weil sie ein Zusammenleben mit anderen und ein gedeihliches Zusammenarbeiten unmöglich macht.

Die hier gegebene Darstellung soll lediglich einen gewissen Überblick geben. Einfach ist das Problem keineswegs. Sind doch in jedem Menschen nicht nur alle genannten Eigenschaften vereinigt, sondern entsprechend dem Gesetz von der Harmonie der Gegensätze werden im allgemeinen Nachteile auf dem einen Gebiet durch Vorteile auf anderem Gebiet ausgeglichen. Man kann z. B. in dieser Hinsicht Moralkrüppel, in jener Moralfanatiker sein.

Ferner können, ähnlich wie sich in einem Examen die verschiedenen Fächer „kompensieren", so daß doch das Ergebnis genügt, Fehler auf dem einen Gebiet durch Vorzüge auf einem anderen gutgemacht werden, so daß das Vorhandensein einer bestimmten kulturfeindlichen Eigenschaft nicht notwendigerweise den Besitzer zum gänzlich unbrauchbaren Kulturschädling machen muß. So mag ein Moralkrüppel, weil er ein tapferer Soldat ist, doch ein nützliches Mitglied der Gesellschaft sein, und ein hoffnungsloser Körperkrüppel kann infolge ausgeprägten Wirklichkeitssinnes, moralischer Willenskraft, scharfen Verstandes usw. eine ganz entscheidende Rolle in gutem Sinne spielen. Es kommt aber hier stark zur Geltung einmal die Massenwirkung und andererseits die fermentative Wirkung. Auch der Grad des Zuwenigs oder Zuviels und ein Fanatismus, der sich rücksichtslos aufdrängt, können entscheidend werden für die Frage, ob ein Mensch als Kulturschädling wirkt oder nicht.

Weniger Einzelmenschen, als vor allem Menschengruppen — kulturelle Lebensformen — mit kulturfeindlichen Eigenschaften, Ideen, Zielen haben immer und immer wieder in der Geschichte der Menschheit eine verhängnisvolle Rolle gespielt. Mögen auch in den verschiedenen Zeiten, entsprechend der Verschiedenheit der herrschenden Ideen und Strömungen, diese oder jene Eigenschaften ganz besonders schädlich gewesen sein, gewisse Kategorien von Kulturschädlingen treten immer wieder in Massen auf. Es kann kein Zweifel an der Richtigkeit folgenden Satzes bestehen: Oft genug hat die Ursache für die großen, gewaltsamen, revolutionären Umwälzungen im Staats- und Kulturleben der Völker in einer Ansammlung von Kulturschädlingen bestanden. Diese können innerhalb der herrschenden Schicht oder in den breiten Massen des Volkes oder auch in allen Klassen sich finden. Die Vergiftung des Kulturorganismus durch die Ansammlung von Kulturschädlingen gleicht der urämischen Vergiftung durch Harnstoffansammlung bei Nierenerkrankung, die urämischen Krämpfe des Körpers aber entsprechen den Revolutionen und dem Zusammenbruch durch äußere Feinde.

Gewisse Arten von Kulturschädlingen lassen sich als Kulturzerstörer immer und immer wieder erkennen.

5. Die wichtigsten Arten von Kulturschädlingen

Einige Gruppen treten klar und deutlich hervor.

a) Die positiven Kulturschädlinge sind einmal Menschen von solchem Übermaß an Willenskraft, persönlichen Mut, Rücksichtslosigkeit, daß sie die soziale und staatliche Organisation sprengen. Je nachdem sie Moralkrüppel sind oder im Besitz der adligen Charaktertrias sich befinden, kann man Gewaltverbrecher und Landsknechtnaturen unterscheiden.

Übermaß des Gefühlslebens, das gleichzeitig mit einem Mangel an Wirklichkeitssinn verbunden ist, zeichnet die Gruppe der Religionsfanatiker

und der **Sozialfanatiker** aus. Wenige Bewegungen haben solche Ströme von Blut verursacht wie gerade diese beiden, die doch von eigentlich rein geistigen, z. T. geradezu von human eingestellten Menschen geleitet werden. Die Schädlichkeit wird nämlich nicht immer durch moralische Minderwertigkeit oder schlechte Absichten bestimmt: selbstsüchtige Landsknechtnaturen, sogar gewissenlose Bluthunde haben nicht selten blühende Staaten geschaffen, fromme Gottesmänner, gefühlvolle Menschenfreunde dagegen namenloses Elend über die Menschheit gebracht!

b) **Die negativen Kulturschädlinge** sind in dem Kulturgebäude ihrem Wirken nach Bohrwürmer, die gewissermaßen die Säulen, die den Bau tragen, zerstören, so daß er zusammenstürzt. Diese Bohrwurmarbeit wird im Kulturleben manchmal gerade von willensschwachen Menschen verrichtet. Infolge des Mangels an Entbehrungen, an Überwindung von Schwierigkeiten, die Willenskraft, Mut, Rücksichtslosigkeit erfordern, sind gerade die Gebildeten, die Kopfarbeiter, die „Intelligenz" dem Verlust der physischen Willenskraft ausgesetzt. Solche gebildeten Willenskrüppel entschuldigen ihre Schwäche gern durch ihre „Bildung". Einem Menschen rücksichtslos entgegenzutreten, eine Tür, die er zuhält, mit Gewalt aufreißen, jemandem gründlich seine Meinung ins Gesicht sagen, das verrät „Mangel an Taktgefühl", an „Höflichkeit", an „guter Kinderstube". In Wirklichkeit sind die so Räsonierenden Schwächlinge. So werden denn diese gebildeten Willenskrüppel schließlich von den Fäusten der willensstarken arbeitenden Klasse beiseite geschoben.

Eine Gruppe von Kulturschädlingen, die zum erstenmal wohl während der Maschinenkulturzeit als Massenprodukt entstanden sind, stellen die **Nervenkrüppel** vor, vor allem die Neurastheniker — Menschen, die nicht nur zu anhaltenden konzentrierten Arbeiten unfähig sind und schnell ermüden, sondern die gar nicht mehr imstande sind, einen Druck oder gar eine ihnen ungerecht erscheinende Behandlung zu ertragen. Dazu gehören manche Menschen, die laut nach Freiheit schreien. Diese ihre „Freiheit" ist aber gleichbedeutend mit Zügellosigkeit.

Weiches Gemüt, Unfähigkeit, einen Mitmenschen leiden zu sehen, übermäßiges Mitleid mit Armut und Elend, also an sich schätzenswerte Empfindungen, sind keineswegs selten Begleiterscheinungen solchen Nervenverfalls.

Kaum eine andere Erscheinung kennzeichnet so deutlich den Verfall wie der **Pazifismus des Mannes**, diese degenerative Domestikationserscheinung. Seine Anhänger setzen sich aus allen möglichen Menschen zusammen. Neurastheniker sind wohl stark vertreten, dazu kommen sonst mancherlei andere Gründe: Besorgnis um das eigene — meist recht entbehrliche — Leben oder humanitäre Ideale oder degenerative Gemütserweichung. Gerade der Pazifismus liefert den Beweis, daß Kulturnützlichkeit bzw. Kulturschädlichkeit nicht der Moral, der Sittlichkeit, der Ethik proportional sein müssen. Die Pazifisten stehen im allgemeinen wohl sittlich hoch. Viele sind an sich prächtige Menschen, beseelt von den besten, menschenfreundlichsten Absichten und Empfindungen, und trotzdem wirken sie als Schädlinge, während blutdürstige Regenten wie Ludwig XI., Iwan der Schreckliche und andere Bluthunde für große Reiche mit blühender Kultur den Grund gelegt haben. Große Kulturerrungenschaften bewirkten sie also, durch Ströme von Blut watend. Im Gegensatz dazu führten Milde, Güte, Frömmigkeit zum Absturz — Ludwig der Fromme und viele andere sittlich gute, aber schwache Fürsten.

Willenskrüppel, Nervenkrüppel, Pazifisten — sie alle unterliegen hinsichtlich ihrer schädigenden Wirkung dem Gesetz der Massenwirkung. Einige

wenige Individuen spielen keine Rolle, aber als Massenerscheinung ruinieren sie die größten und stärksten Reiche. Dagegen üben die Verstandesfanatiker mit ihrem oft genug zynischen Negieren aller Vorstellungen, die sich der Gefühlsmensch in frommem idealem Empfinden gebildet hat, eine geradezu fermentative Wirkung aus. Ihr Einfluß ist im höchsten Maße zersetzend, demoralisierend. Sie vergiften alle Vorstellungen von Gut und Böse, von Heiligkeit, Recht und Billigkeit. Erlaubt ist alles, nichts verboten. Mit solchen Lehren zerstören sie alle Grundlagen der Kultur, die ja doch mit ihrer stärksten Wurzel dem Gefühlsleben entwachsen ist.

Vergleicht man die hier aufgeführten Typen von Kulturschädlingen untereinander hinsichtlich ihrer Wirkung auf die Kultur, so bilden die Landsknechtnaturen eine Gruppe für sich. Weil zu ihren Haupteigenschaften persönlicher Mut, Willenskraft und die adlige Charaktertrias — also die wichtigsten staats- und kulturerhaltenden Kardinaltugenden[1] — als integrierende Bestandteile gehören, so sind sie am wenigstens gefährlich und können sogar als Staatengründer oder Eroberer ein bedeutender Kulturfaktor werden. Obendrein sind sie im Gegensatz zu den Gewaltverbrechern und den negativen Kulturschädlingen nicht das Ergebnis von Degeneration.

Wir werden im Laufe der Darstellung noch oft genug Gelegenheit haben, auf ihre Bedeutung für die Geschichte des Orients hinzuweisen.

6. Demoralisation und Degeneration

Den Gegensatz zwischen diesen beiden Vorgängen sich klar zu machen, ist überaus wichtig.

Demoralisation ist die Folge ungünstiger Einwirkungen, die die Erziehung, z. B. eines Haustieres oder des Menschen, stören. Schlechtes Beispiel verdirbt gute Sitten. Ein Kind mit den besten Eigenschaften wird, in einer Verbrecherbande aufwachsend, verdorben. Allein Demoralisationserscheinungen lassen sich — mindestens theoretisch — wiedergutmachen, und starke psychische Einwirkungen, Not und Leid, führen zuweilen zur Heilung, oft unter Erwachen des Religionsgefühls.

Degeneration dagegen besteht in krankhafter Umwandlung, die nicht mehr zu reparieren ist. So degenerieren Leber, Niere, Herzmuskel u. a. m. in dieser oder jener Form. Psychische Degenerationserscheinungen lassen sich freilich anatomisch nicht erkennen, trotzdem sind auch sie nicht heilbar wie Neurasthenie, Verfall der Hemmungszentra im Gehirn, Geisteskrankheiten, deren sichtbare Anfälle wohl manchmal zu beseitigen sind, scheinbar „ausheilen", deren Grundlage aber doch bestehen bleibt. Wichtige Anzeichen des Verfalls können sein: allgemeine Körperschwäche und Blutarmut, Augenveränderungen (Kurz- und Weitsichtigkeit), Willensschwäche, Mangel an persönlichem Mut, Neurasthenie, Hysterie, Psychopathie und sonstige nervöse Widerstandslosigkeit.

Die Haustiereigenschaften sind zum großen Teil Degenerationserscheinungen. Degeneration tritt namentlich bei ungenügendem Kampf ums Dasein ein, wenn die schwächlichen und untüchtigen Einzelwesen leben bleiben und sich fortpflanzen. Und zwar tritt dann, wegen der sich steigernden Vererbung

[1] Siehe nächsten Abschnitt S. 125.

der degenerativen Eigenschaften, der Verfall schnell ein. Degeneration lehnt sich auch an Alkoholismus, Morphinismus an. Degenerationserscheinungen sind sexuelle Perversität, Ausfall bzw. übermäßige Steigerung des Geschlechtstriebes, Versagen der Brustdrüse der Mütter u. a. m.

Das Ergebnis der Betrachtung ist also kurz folgendes: Demoralisation ist heilbar und niemals vererbbar, Degeneration ist nicht heilbar und stark vererbbar. Liegen also Beobachtungen von vererbbaren Verbrechereigenschaften vor, so hat man es mit Degeneration, nicht mit Demoralisation der Erzeuger zu tun, z. B. bei Alkoholismus oder auf anderen ungünstigen Einwirkungen beruhenden Verfallserscheinungen.

Mit solchen Erörterungen haben wir die Grundlage gewonnen, nunmehr an die Darstellung von der gesetzmäßigen Charakterentwicklung der Völker heranzutreten.

IV. Abschnitt

Die Entwicklung des Charakters in Abhängigkeit von Landschaft und Kulturstufe

1. Allgemeine Betrachtungen

Nehmen wir einmal an, es würden gleichzeitig drei Kinder geboren, die in jeder Hinsicht nach körperlichen und geistigen Anlagen übereinstimmen, und diese völlig gleichen Menschenkinder wachsen in einer Großstadt unter ganz verschiedenen Verhältnissen auf, der eine als Fabrikarbeiter, der zweite als Schneider und der dritte als Bürobeamter. Wenn sie 50 Jahre alt sind, werden sie nicht nur nach Kenntnissen und Fähigkeiten, sondern auch nach Intelligenz und Charaktereigenschaften deutliche Unterschiede aufweisen.

Sind die Unterschiede nach Erziehung, Stand und Beschäftigung größer — z. B. ein Fabrikarbeiter, ein in Wohlleben und Geldüberfluß aufwachsender Bankierssohn und ein Offizier —, so werden die Unterschiede noch weit größer sein, obwohl doch die gleiche „Landschaft" — z. B. die Großstadt — auf alle drei gewirkt hat.

Nimmt man verschiedene Landschaften und von ihr abhängige Lebensweisen und Berufe an — einen analphabetischen Fabrikarbeiter in der Großstadt, einen analphabetischen Seefischer auf dem sturmgepeitschten Meer und einen analphabetischen Bauern in einem entlegenen russischen Dorf —, so wird man im 50. Lebensalter vermutlich ganz gewaltige Unterschiede feststellen, obwohl die Erziehung bei allen dreien gleich primitiv war. Um wieviel größer müssen also die Umwandlungen werden, wenn ganz verschiedenartige Berufe, bei ganz verschiedenartiger Erziehung und in ganz verschiedenen Landschaftsgürteln auf den Menschen einwirken!

Fragen wir uns nun, welche Einflüsse den Menschen am stärksten verändern, so zerfallen diese Einflüsse augenscheinlich in zwei Gruppen.

Die erste Gruppe geht von der Erziehung aus. Die Folgen dieser kennen wir bereits. Sie liefert ohne Schulerziehung, also ohne die systematische Aufstellung von Begriffen, den Naturmenschen mit sinnlicher Visions-

kraft, während geregelte Schulerziehung den Kulturmenschen mit begrifflicher Visionskraft entstehen läßt. Beide unterscheiden sich durch eine gewisse geistige Einstellung, durch eine grundverschiedene Richtung der dem Menschen und augenscheinlich auch den höheren Tieren angeborenen Vorstellungskraft. Gleichzeitig geht damit Hand in Hand die Umwandlung des mystischen Träumers, der alles übersinnlich erklärt, aber trotzdem der schärfste Beobachter und Wirklichkeitsmensch ist, in einen Begriffsphantasten, der alles natürlich zu erklären sucht, aber den ihm bekannten Naturgesetzen zum Trotz sich nicht nach ihnen richtet, weil bestimmte Begriffe seinen Blick trüben, Wünsche ihn kritiklos machen.

Die zweite Gruppe, die übrigens mit Natur- und Kulturmenschen nicht identisch ist, wird bedingt durch die Art des Kampfes ums Dasein. Diese hängt von der Landschaft, von der Kulturstufe, von der Beschäftigung und Lebensweise ab. Es gibt drei für die Charakterentwicklung entscheidende Formen des Kampfes ums Dasein: den mit den Naturgewalten, den mit Feinden und den Kampf im friedlichen Wettbewerb. Das Ergebnis sind drei fest umrissene Charaktertypen. — Natürliche primäre Fundamentalcharaktere, Antisarten und Sarten = Sekundäre natürliche Fundamentalcharaktere. Im allgemeinen treten diese drei Charaktertypen in reiner Form nur in gewissen Fällen auf. Gewöhnlich besteht ein gemischter Kampf ums Dasein, und dann ist auch eine Mischung der Charaktereigenschaften festzustellen.

Entsprechend dem Gleichgewichtsgesetz wird man ohne weiteres vermuten dürfen, daß das Vorhandensein eines der drei Charaktertypen in reiner Form wahrscheinlich für die Kulturentwicklung nicht gerade günstig ist, da jede Einseitigkeit schädlich wirken muß. Das ist in der Tat der Fall. Glücklicherweise ist aber in den meisten Gegenden eine Mischung der verschiedenen Arten des Daseinskampfes und damit auch eine segensreiche Mischung der Charaktereigenschaften vorhanden.

Es gibt noch eine vierte Art des Kampfes ums Dasein, die gewissermaßen über den drei anderen schwebt, der Kampf mit den Krankheiten, namentlich den Seuchen. Auch dieser beeinflußt das Geistesleben des Menschen, darf also nicht unberücksichtigt bleiben.

Theoretisch könnte man Charaktere, die lediglich im Kampf mit Naturgewalten entstehen, trennen von solchen, die außerdem im Kampf mit feindlichen Menschen und Raubtieren herangezüchtet werden. In der Praxis spielt aber beim Naturmenschen der Kampf mit Feinden, der sehr bezeichnende Charaktereigenschaften erzeugt, stets eine mehr oder weniger große Rolle, und nur ausnahmsweise — die Fellachen sind hier zu nennen — scheiden letztere Einflüsse fast aus. Auch die fast ausschließlich im Kampf mit Feinden stehenden Menschen kommen keineswegs häufig vor. Demgemäß sei aus praktischen Gründen, um den Tatsachen möglichst Rechnung zu tragen, nachfolgende Gliederung gewählt:

2. Charaktergruppen

a) Natürliche Primäre Fundamentalcharaktere

Wenn der Kampf mit den Naturkräften das Sinnen und Trachten sowie die gesamten Kräfte des Menschen erfüllt — also auf niederer Kulturstufe, in der ja die Abhängigkeit von der Natur am größten ist —, so entwickeln sich Naturmenschen, deren Gefühlsleben durch den Zauberglauben, deren Verstandesleben aber durch die Entwicklung einer scharfen Beobach-

tungsgabe, eines klaren Wirklichkeitssinnes, eines bewunderungswürdigen Gedächtnisses gekennzeichnet sind.

Auf diesen Naturmenschen wirken nun die verschiedenartigsten Kräfte ein, die ihn mehr oder weniger schädigen müssen, und denen er, der wehrlos und nackt dastehende Mensch, schnell erliegen würde, wenn ihm nicht Schutzmittel zur Verfügung ständen. Betrachten wir zunächst einmal die feindlichen Mächte, die gegen ihn streiten!

Da sind einmal die nirgends fehlenden Raubtiere — selbst dem Dingo Australiens, der in Horden jagt, wäre der schutzlose Mensch nicht gewachsen —, gegen die er Waffen braucht, und ferner die nicht minder gefährlichen feindlichen Mitmenschen.

Dazu käme das ganze große Heer landschaftlicher Einwirkungen, die ihn bedrohen, das Klima mit glühender Hitze und mit noch viel gefährlicherer Kälte, eisige und glühende Stürme, Lufttrockenheit, die die Schleimhäute ausdörrt und den qualvollen Tod durch Verdursten bringt, Regen, die den nackten Wilden durchnässen und schlimmer als trockene Kälte sind. Man denke auch an den oft so raschen Wechsel von Kälte und Hitze, an Dürren und Überschwemmungen, an Schneedecke, Eisdecke und an die schlimme Zeit der Schneeschmelze, des Eisganges, des aufgeweichten Bodens! Verglichen mit diesen klimatischen Todfeinden sind die ungünstigen Einflüsse der Pflanzendecke gering zu veranschlagen. Immerhin sind Dorngestrüpp und Kakteenrasen, hohe Schilfwildnis und verschlungenes Urwalddickicht böse Hindernisse für den wandernden, nahrungsuchenden Menschen.

Eine wesentliche Steigerung der Widerwärtigkeiten bedingen Übermaß und Mangel an Wasser. Wenn wasserlose Gebiete, wenn Seen, Flüsse, Sümpfe eine gewisse Ausdehnung erreichen, so werden sie unpassierbar. Sümpfe mit tiefem, weichem Schlammboden, in dem man versinkt, können selbst bei geringer Ausdehnung ein unüberwindliches Hindernis sein. An die Ungunst so mancher Oberflächenformen, an steile Wände, an mächtigen Blockschutt und an die klimatisch ungünstigen Höhenstufen der Gebirge sei auch erinnert.

Schwach nur sind die eigenen Kräfte des Menschen, seine Zähne und Nägel, seine Schnelligkeit und Muskelkräfte; auf sie kann er sich nicht gut verlassen. Zu seinem Glück bringt ihm die Landschaft nicht nur Unheil, auch manchen Schutz gewährt sie, z. B. Höhlen und Schutzfelsen als Wohnung, Bäume, auf die er klettern kann. Wege, die die großen Tiere durch das Dickicht bahnen, die wärmende Sonne, der Schatten gegen ein Zuviel an Wärmestrahlen und namentlich leicht zu ergreifende Sammelprodukte, von denen er leben kann, helfen ihm über so manche Schwierigkeiten hinweg. Trotzdem würde der Mensch zugrunde gehen ohne jene wunderbare geistige Beschaffenheit, ohne jenes Doppelleben, das der Naturmensch als religiöser Träumer und als unvergleichlicher Wirklichkeitsmensch führt. Der Zauberglaube ist es, der ihm auf niederer Kulturstufe die Entwicklung zum Zoon politikon ermöglicht. Religiöse Vorstellungen allein vermögen ihn dazu, seine Selbstsucht und seine Leidenschaft zu bändigen und sich dem Interesse der Gesamtheit, d. h. seiner Sippe, seiner Horde, seines Stammes zu unterwerfen. Die Erziehung des Naturmenschen unter die Zuchtrute der Jugendweihen und aller jener Einschränkungen, die als Speiseverbote, Heiratsgesetze, Totemgesetze u. a. m. in Erscheinung treten, wird nur durch den Zauberglauben ermöglicht, und damit kommt es zu der Entwicklung jener Hemmungszentra im Gehirn, ohne die Selbstüberwindung und freiwilliges Sicheinfügen in den Verband nicht denkbar sind.

Der Zauberglaube gibt dem Menschen aber noch mehr. Lediglich das Vertrauen auf seinen Zauber — Fetisch, Talisman — gibt dem Naturmenschen Selbstvertrauen, Sicherheitsgefühl, Zuversicht; ohne jene würde er gar nicht lebensfähig sein.

Schließlich sind es die Zauberpriester, die unter dem Einfluß des Zauberglaubens und krankhafter Visionen jene Zauberprozeduren vornehmen, aus denen, unter Anwendung auf das praktische Leben, die grundlegenden Kulturerfindungen hervorgegangen sind.

Das Leben auf niederer Kulturstufe steht unter dem Zepter eines schweren Kampfes ums Dasein. Demgemäß hat das Gesetz von der Auswahl der Geeignetsten und dem Untergang der weniger Geeigneten für den Naturmenschen voll und ganz Gültigkeit. Diese Auswahl erstreckt sich einmal auf die körperliche Beschaffenheit. Körperliche Gesundheit ist eine der Hauptsachen, wenn man den Kampf mit Naturkräften und Feinden bestehen will. Kranke, schwächliche Menschen unterliegen schnell, werden ausgemerzt, bevor sie geschlechtsreif werden,und die grausame Schule der Jugendweihen krönt den Vorgang scharfer Auslese.

Das Vorhandensein von Gesundheit und Körperkraft sowie von Anpassung an die Eigenarten des Klimas und an die sonstigen landschaftlichen Bedingungen darf man also auf niederer Kulturstufe als selbstverständlich voraussetzen. Allein auch in geistiger Hinsicht reagiert der Mensch auf die von dem Kampf ums Dasein ausgehenden Reize. Es werden infolgedessen sowohl bestimmte Fähigkeiten und Kenntnisse, die zu seinem siegreichen Bestehen notwendig sind, als auch bestimmte Charaktereigenschaften herangezüchtet.

Den Kampf ums Dasein mit Naturgewalten und Feinden führt der Mensch mit Rücksicht auf zwei wichtige Aufgaben, einmal im Interesse des Berufes, des Erwerbes, des Unterhaltes, damit er selbst und seine Familie die notwendigen Lebensmittel und sonstige notwendige Hilfsmittel besitzt, zweitens aber im Interesse der staatlichen und sozialen Organisation, der er angehört. Zum Teil sind für beide Aufgaben die gleichen, zum Teil verschiedene Charaktereigenschaften und Fähigkeiten erforderlich. So scheint es wenigstens auf den ersten Blick. Allein wenn man daran denkt, daß der Naturmensch auch seine berufliche Arbeit ganz überwiegend mit anderen gemeinsam ausübt oder doch nur für kurze Zeit allein ist, so kann er auch während seiner beruflichen Tätigkeit der sozialen Tugenden nicht entbehren. Deshalb darf man die *Berufstugenden* und *sozialen Tugenden* zusammenfassen und ganz allgemein von den „*staats- und kulturerhaltenden Kardinaltugenden*“ sprechen, ohne die die Kultur, ja der Bestand des Menschen, auf die Dauer nicht aufrechtzuhalten ist. Ein Teil dieser Kardinaltugenden dient mehr dem sozialen Zusammenhalt, ein anderer mehr dem staatlichen Bestand, ein dritter mehr dem Beruf, allein im Grunde genommen müssen sie innerhalb einer menschlichen Organisation zusammen herrschen.

An die Spitze stellt man vielleicht am besten zwei Eigenschaften von anstürmender Kraft, den *persönlichen Mut* und die *Willenskraft*; ersterer wagt das Unmöglichste, letzterer bricht das Tor auf. Allein beide müssen unter der Aufsicht des *Wirklichkeitssinnes* stehen, dem wiederum zielbewußtes *Aufwärtsstreben* den Weg weisen muß. Ist der Weg lang und schwer, so

sichert erst Ausdauer den Erfolg. Ferner sind weises Maßhalten und Herrschersinn überaus wichtig. Indes wären alle Bemühungen vergebens, wenn nicht eine Reihe aus der Sphäre der Hemmungszentren stammender Tugenden hinzukommen würden, nämlich Selbstbeherrschung, Selbstlosigkeit, das ernste, heilige Pflichtbewußtsein und der Rechtssinn. Sie alle bilden das Rückgrat jeder sozialpolitischen Organisation.

Indes selbst die elf hier angeführten staats- und kulturerhaltenden Kardinaltugenden sind für sich allein nicht imstande, ein festes Gebäude entstehen zu lassen. Ohne die letzte, die zwölfte der staats- und kulturerhaltenden Kardinaltugenden, gleicht der Organismus einem Körper ohne Nerven. Fehlen diese, dann fehlt auch der elektrische Funke, der alles durchzuckt und die Muskeln in Bewegung setzt. Und dieses köstlichste Gut, das die Menschheit erworben hat, das sie auf die überwältigende Kulturhöhe geführt hat, das sie allein auf dieser Höhe halten kann, ist nichts anderes als die adlige Charaktertrias: Stolz, vornehme Gesinnung und ritterliches Ehrgefühl.

Stolz — himmelweit unterschieden von Hochmut, Aufgeblasenheit. Man fühlt den eigenen Wert, man ist sich zu gut, sich selbst herabzusetzen, selbst wenn letzteres Vorteil bringt. Man läßt sich lieber zerbrechen, als daß man sich als Rohr im Winde beugt.

Vornehme Gesinnung schließt Edelmut, Hochherzigkeit, Großmut, Wahrheitsliebe, ferner Verständnis, Achtung, Mitgefühl für den unterlegenen Gegner in sich, und den Verzicht auf restlose vernichtende Ausnutzung seines Sieges. Sie ist himmelweit verschieden von der ihr äußerlich ähnlichen Großmannssucht, die egoistische Ziele verfolgt, aber Großmut und Edelmut nur vortäuscht.

Ritterliches Ehrgefühl — die herrlichste Errungenschaft des menschlichen Charakters — hat nichts mit hungerigem Ehrgeiz, nichts mit dem selbstsüchtigen Verlangen zu glänzen, sich auszuzeichnen, zu tun, es ist vielmehr auf das innigste mit persönlichem Mut und Pflichtgefühl verbunden. Es ist selbstlose Pflichterfüllung bis zum Tode. Lieber tot als Sklave! Lieber in Ehren sterben als in Schande leben! — solche Empfindungen sind der Ausdruck eines echten, heiligen, ritterlichen Ehrgefühls. Es ist die einzig mögliche Waffe gegen unvornehme Tonart, gegen schmutzige Intrigen, gegen ordinäre Gesinnungsweise.

Das egoistische, nicht adlige Gegenstück zu dem Ehrgefühl ist die Eitelkeit, die oft mit Ehrgefühl verwechselt wird. Die „adlige Trias" der Charaktereigenschaften bedeutet in der Charakterentwicklung des Menschen den Gipfel. Sie ist die vornehmste und darum auch die empfindlichste Erwerbung des Menschen in dem schweren Daseinskampf mit Naturgewalten und Feinden. Sie ist, ähnlich der Göttertrias so mancher Religionen, im Grunde genommen eine Einheit, die sich nach verschiedenen Richtungen verschieden äußert, in verschiedener Gestalt in Erscheinung tritt.

Ohne diese zwölf staats- und kulturerhaltenden Kardinaltugenden kann ein Volk und ein Staat auf die Dauer nicht bestehen. Daß in einem Volk sämtliche staats- und kulturerhaltende Kardinaltugenden vereinigt sind, kommt freilich kaum vor. Das Gewöhnliche ist vielmehr, daß gewisse Eigenschaften stark, andere schwach entwickelt sind. Das praktische Fehlen bestimmter Kardinaltugenden veranlaßt nach einem Aufstieg schließlich den Absturz. So scheitern z. B. Franzosen, Tschechen und Polen an ihrer Maßlosigkeit in politischen Dingen. Die Deutschen sind reich an ausgezeichneten

Tugenden, so daß sie für die Weltherrschaft geeignet wären; allein der Mangel an politischem Wirklichkeitssinn und eine zu starke Entwicklung des Gefühls- und Phantasielebens haben sie bereits dreimal zu Fall gebracht — das erstemal, als der Papst mit Hilfe der deutschen Geistlichkeit über den deutschen Kaiser siegte, das zweitemal, als religiöse Schwärmerei die Reformation und den 30jährigen Krieg hervorrief, das drittemal, als — verführt durch Rabbinasten — soziale und humanitäre Schwärmerei das Volk für die Welt der Tatsachen blind machte. Das Übermaß an begrifflicher Visionskraft führt den ideologisch veranlagten Deutschen immer wieder zum Selbstmord.

Zur Weltherrschaft befähigt sind nur solche Völker, denen außer persönlichem Mut und der adligen Charaktertrias vor allem Wirklichkeitssinn, Mäßigung und Herrschersinn nicht fehlen. Römer einst und Briten heute besaßen die wichtigsten der genannten Tugenden. Besaßen sie — denn neuerdings läßt England unter rabbinastischem Einfluß den nötigen Wirklichkeitssinn vermissen.

Das tägliche Leben, der Kampf mit den Naturgewalten, das Überwinden der Hindernisse, die Klima, Pflanzenwelt, Wasserverhältnisse, kurz die Landschaft entgegenstellen, und ferner der Kampf mit Raubtieren und Feinden züchten eine ganze Anzahl anderer Tugenden und Fähigkeiten heran, die ja nach der Kulturstufe verschieden sein müssen. Der Jäger in Wald und Steppe, der mit dem Speer den Büffel, den Bären, den Löwen angreift, der Seefischer, der mit Sturm und Wellen ringt, der Bauer, der in harter Arbeit mit einem Übermaß von Dürre und Regen, mit Frost und Hitze kämpft, der Hirt, dessen Herden — von Weide- und Wassermangel bedroht — bald hierhin, bald dorthin wandern und die oft genug trotz aller Fürsorge zugrunde gehen, sie alle müssen sich nach dieser oder jener Richtung dem eisernen Zwang der Natur fügen, sie alle müssen, wenn sie nicht zugrunde gehen wollen, bestimmte Kenntnisse, Fähigkeiten, Charaktereigenschaften erwerben.

So lastet denn auf dem Naturmenschen ein Druck, wirken zuweilen so furchtbare Erlebnisse auf ihn, daß bei ihm entsprechend dem Gesetz von der Harmonie der Gegensätze die Reserveeigenschaften keineswegs selten hemmungslos durchbrechen. Während der Ausübung seines Berufes in andauernder Nervenanspannung, immer aufpassend, immer nach Gefahren ausschauend, oft genug nur der schärfsten Beobachtung und Prüfung der Möglichkeiten sein Leben verdankend, gibt sich dieser abgehärtete Naturmensch im Lager, im Kreise der Seinigen gern den heitersten Freuden hin. Der ernsteste Schweiger wird ein heiteres, fröhliches Kind, ausgelassen, selbst maßlos, vergnügungssüchtig im Tanzen, Singen, Lärmen.

Lastet auf ihm tagtäglich der eiserne Sippenzwang, der seine Leidenschaften bändigt, so fühlt er sich Fremden gegenüber zu keiner Rücksicht verpflichtet. Da läßt er seinen Gefühlen die Zügel schießen, da entwickelt der fröhliche Naturmensch, der selbstlos, höflich, rücksichtsvoll jeden seiner Sippengenossen behandelt, einen Haß, eine Rachsucht, eine Habsucht, eine viehische Grausamkeit und Blutgier, die man dem harmlosen Kinde niemals zugetraut hätte.

Ein anderer kulturfeindlicher Kardinalfehler ist den Primären Natürlichen Fundamentalcharakteren eigen: Haltlosigkeit, die sich mit seiner bei anderen Gelegenheiten bewiesenen Selbstbeherrschung gar nicht verträgt, Haltlosigkeit, die keiner Verführung widersteht und sich oft genug in leidenschaftlicher, hemmungsloser Spielwut äußert. Man verspielt alles — sein Hab und Gut, Frau und Kinder, seine eigene Freiheit.

Eine wichtige und auch leicht zu verstehende Tatsache ist die Abhängigkeit der Charakterbildung von der Härte des Kampfes ums Dasein. Vergleicht man den Bewohner tropischer Regenwaldländer, in denen ein gleichmäßig warmes Klima verhältnismäßig gleichförmige Einflüsse auf Körper und Geist ausübt, mit einem Bewohner des winterkalten Nordens mit seiner entsetzlichen Kälte, seiner Sommerhitze, seinen Temperaturstürzen und den langen Zeiten des Hungerns und Frierens, so kann man sich unmöglich der Tatsache verschließen, daß der Charakter des ersteren einer leicht gewellten Temperaturkurve am Äquator, der jener aber der an schroffen Gegensätzen reichen Kurve in dem kontinentalen Klima unserer Breiten ähnelt. Alle seine Eigenschaften sind schärfer ausgeprägt, übertriebener, er ist „charaktervoller". Die Persönlichkeit ist bedeutender, interessanter. Stoßen Nordländer und Tropenmensch feindlich zusammen, so zeigt sich die restlose Überlegenheit des ersteren hinsichtlich der Willenskraft und sonstiger staats- und kulturerhaltender Kardinaltugenden, während der Tropenmensch jenen an Schlauheit, Gewandtheit, Biegsamkeit des Geistes weit überlegen sein mag.

Also nicht nur die Verschiedenartigkeit der Lebensweise, der Beschäftigung, des Berufes als Jäger, Bauer, Fischer, Hirt, Krieger, sondern auch die Verschiedenartigkeit des Klimas und anderer landschaftlicher Einflüsse bestimmen die Schärfe und Tiefe der Charakterprägung. Beide entsprechen einander. Es würde freilich falsch sein anzunehmen, daß die feindlichste Landschaft auch die stärksten und tüchtigsten Charaktere erzeugen müsse. Eine solche Annahme stände mit dem Optimum- und Gleichgewichtsgesetz im Widerspruch.

Sind nämlich die Widerwärtigkeiten zu groß, so tritt Verkümmerung ein, eine Art chronischer Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit, eine gewisse Gleichgültigkeit, Abgespanntheit, Leistungsunfähigkeit. Umgekehrt verkümmern aus Mangel an Reizen die besten Fähigkeiten und Energien des menschlichen Charakters, wenn der Kampf ums Dasein zu milde ist — ähnlich der Nichtgebrauchsatrophie eines Organs, z. B. der Muskeln.

b) Fellachen und Antisarten

Wie bereits erwähnt, schlägt die Charakterentwicklung der Primären Natürlichen Fundamentalcharaktere, je nach den Einwirkungen der Landschaft bezw. der Wirtschaftsform, abweichende Wege ein. Extreme Formen so entstehender Charaktere sind die Fellachen und die Antisarten.

α) Fellachen

Der Fellachencharakter ist eine Folge des Fehlens der so überaus wichtigen im Kampf mit Feinden, d. h. mit Menschen und Raubtieren erworbenen Charakterbildung. Der Mensch, bei dem der Fellachencharakter zur Ausbildung kommt, ringt fast ausschließlich mit Naturgewalten in schwerem, ununterbrochenem, aufreibendem Kampf. Dieser Kampf nimmt sein ganzes Sinnen und Trachten in Anspruch. Er macht ihn wehrlos gegen

Feinde. Da nun solche niemals fehlen, so gerät er in politische Knechtschaft. Außer dem Kampf mit den Naturgewalten muß er also das Joch, das Menschen ihm auferlegen, tragen. Und dieses Joch abzuschütteln, sich mit der Waffe in der Hand freizumachen, dazu fehlt ihm die Kraft. Er läßt sich also schlecht behandeln — mit der Peitsche sogar. Er duckt sich demütig, er duldet und — haßt.

Daß unter solchen Umständen Eigenschaften und Fähigkeiten von besonderer Art entstehen müssen, ist klar. Es verkümmert vor allem der persönliche Mut, der Herrschersinn, das Aufwärtsstreben und die herrlichste Errungenschaft des menschlichen Charakters, die adlige Trias. Es entwickeln sich sogar die entgegengesetzten Eigenschaften. Ferner entstehen Selbstbeherrschung, passive Willenskraft, Zähigkeit, Ausdauer, Beharrlichkeit, daneben aber auch Gleichgültigkeit, Dickfälligkeit, Stumpfsinn, letzterer aber nur scheinbar. Denn da der Fellach sich immer bücken muß, so muß er versuchen, in möglichst schlauer Weise alle Gelegenheiten zu seinem Vorteil auszunutzen. Es entwickeln sich bei ihm sklavische Eigenschaften, eine gewisse Bauernschlauheit, die von Unterwürfigkeit, Heuchelei, Verlogenheit begleitet ist. Daß sich gleichzeitig Haß gegen seine Unterdrücker in ihm ansammelt, ist klar.

Allein weitaus die Hauptwirkung übt doch der schwere Daseinskampf mit Naturgewalten aus. Dessen Eindrücke und Erfahrungen beherrschen ihn hauptsächlich. Und zwar ist der Fellachencharakter wohl nur unter Bauern zu finden. Der Fellachenbauer riegelt sich, um das Leben ertragen zu können, gewissermaßen gegen die feindliche Umwelt ab. Er erträgt mit scheinbar stumpfsinnigem Gleichmut Hiebe und Fußtritte, so daß seine Bedrücker ihn mit dem Kosenamen „Vieh" kennzeichnen. Entsprechend dem Gesetz von der Harmonie der Gegensätze und der Vorstellung von den Front- und Reserveeigenschaften ist aber der Fellach im Bereich seiner Familie, seiner Sippe, seines Dorfes ein ganz anderer Mensch. Zurückgestoßen, geknutet von der Welt, führt er innerhalb seines Dorfes ein Leben für sich, zeigt dort ganz, ganz andere Eigenschaften, ist ein kenntnisreicher, fleißiger, scharf beobachtender Landwirt, ein ausgezeichneter Hausvater, reich an Dorfbürgertugenden.

Scheinbar nur sind Stumpfsinn und Abgebrühtheit, überreich ist sein religiöses, soziales, geistiges Leben. Er entwickelt ein *Volkstum* von unverwüstlicher Kraft, fest in sich geschlossen, in bewunderungswürdiger Weise selbstgenügsam und von unergründlicher Tiefe des Gemütes. Märchen, Lieder, Tiersagen beweisen die Richtigkeit solcher Anschauung. Am gewaltigsten aber ist ihre *wirtschaftliche Kraft*. Fellachen sind das wirtschaftliche Rückgrat der Staaten.

Das Fellachentum könnte man mit einer Spore vergleichen, d. h. mit jener Dauerform der Bakterien, die sich abkapselt und nun unverwüstlich allen Einwirkungen der Außenwelt trotzt. Nur scharfe Chemikalien, nur siedender Dampf können sie abtöten. So führt das Fellachentum — allen feindlichen Angriffen zum Trotz — ein eigenes, an Kulturwerten überreiches Leben, geschützt durch den Wall scheinbar bewegungsloser geistiger Starrheit.

Allein wie sich die Spore, sobald sie auf günstigen Nährboden gelangt, plötzlich zu neuem aktivem Leben entwickelt, so kann, wenn der äußere Druck weicht, wenn der Fellach sich nach außenhin entfalten kann, die Schale gesprengt werden und eine kraftvolle Kulturblüte sich entwickeln. Aus dem Fellachen, dessen Charakter verkümmert ist, weil ihm der Kampf mit Feinden fehlt, kann, sobald dieser Mangel schwindet, ein vollwertiger, d. h. allseitig entwickelter Primärer Natürlicher Fundamentalcharakter werden. Das Fellachentum stellt also gleichsam ein Ruhe- und Erholungsstadium vor. In dieser Ruhezeit werden innere Kräfte gesammelt, aufgespeichert, die sich wuchtig entfalten können, sobald der äußere Druck nachläßt.

β) Antisarten

Die Antisarten sind das Gegenteil der Fellachen. Bei ihnen sind die Kämpfe mit Feinden die Hauptsache; solche mit Naturgewalten treten zurück. Es sind Soldaten, Ritter, Krieger in militärisch organisierten Altersklassen, wie sie z. B. in Afrika Sulus und Massai besaßen. Infolge des kriegerischen Lebens sind die Eigenschaften der adligen Charaktertrias im Übermaß entwickelt. Tugenden im Übermaß werden bekanntlich Fehler, entsprechend dem Optimumgesetz. Auch in der Hinsicht sind sie das Gegenteil von den Fellachen, daß sie in wirtschaftlicher Richtung gänzlich versagen.

Reine Antisarten sind selten. Denn wenn auch bei kriegerischen Völkern, bei einem kriegerischen Adel das Kriegshandwerk überwiegen mag, so haben sie doch daneben ihre wirtschaftliche Beschäftigung wie Jagd, Ackerbau, Viehzucht, Fischfang. Selbst die Kosaken der Militärgrenze betrieben Landwirtschaft. Söldnertruppen, ein kriegerischer Adel an Fürstenhöfen haben am ehesten Gelegenheit, reine Antisarten zu werden.

Im allgemeinen kommen, wie gesagt, reine Fellachen- und Antisartencharaktere nicht häufig vor, weil der Kampf ums Dasein selten ganz einseitig ist. Man kann aber doch eine fellachisch und eine antisartisch gerichtete Gruppe unter den Primären Natürlichen Fundamentalcharakteren auseinanderhalten.

Fellachisch pflegen vor allem Sammler, Bauern und Flußfischer, antisartisch dagegen Jäger, Hirten und Seefischer eingestellt zu sein.

Wunderbar klar kommt dieser Gegensatz in Norwegen zwischen den Seefischern und den Bauern zum Ausdruck. Dazu trat dort im Mittelalter der kriegerische, gleichfalls antisartisch orientierte Adel, der sich sowohl aus ländlichen als aus marinen Kreisen entwickelt hatte. Innerhalb des Adels aber waren die Seefischer die kriegerisch Führenden. Als Wikinger zogen sie nach Frankreich und England, als Normannen ins Mittelmeer.

Antisartische und fellachische Charaktere haben oft zusammengelebt, erstere als Adel, letztere als Leibeigene. Dann gibt es einen Zwiespalt schlimmster Art, weil der Fellach lediglich passiv ist — auch in wirtschaftlicher Hinsicht —, der Antisarte aber wirtschaftlich versagt. Polen ist ein Beispiel für ein solches Mißverhältnis.

In solchen Fällen besteht immer die Gefahr, daß sich wirtschaftlich aktive Elemente als Fremdkörper zwischen Adel und Bauern, zwischen Antisarten und Fellachen schieben — und das verstehen z. B. die Sarten ganz ausgezeichnet. Sie werden sogleich behandelt werden.

c) Vererbbarkeit der Charaktereigenschaften

Nunmehr kommen wir zu einer ebenso wichtigen wie heiklen Frage, nämlich zu der Frage nach der Vererbbarkeit der Charaktereigenschaften. Theoretisch liegt die Sache ja einfach. Alle Eigenschaften, die vererbt werden, sind Rasseneigenschaften, erworbene dagegen werden nicht vererbt. Allein damit ist in der Praxis nichts erreicht, und ob die obige Annahme überhaupt richtig ist?? Könnten nicht doch gerade lebensnotwendige erworbene Eigenschaften sehr schnell in die Erbgutmasse übergehen?

Betrachten wir die Charaktereigenschaften von solcher Annahme aus, so spricht gar manches für ihre Richtigkeit. Wir sehen, daß gerade im Kampf mit feindlichen Gewalten lebende Völker ganz verschiedener Rassen ziemlich einheitlich solche Eigenschaften aufweisen, die für das siegreiche Bestehen des Kampfes geeignet sind. Ohne besondere Schwierigkeiten wachsen die Kinder in den Kampf hinein. Es fällt ihnen augenscheinlich nicht besonders schwer, d. h. die notwendigen Anlagen sind ihnen angeboren, brauchen nur entfaltet zu werden. Wirklich unbrauchbare Elemente sind selten. In adligen Familien, die seit Generationen einer ritterlichen Beschäftigung nachgingen, erscheinen ritterliche Eigenschaften geradezu selbstverständlich, also erblich zu sein. Dasselbe gilt von den Bauerneigenschaften alter Bauernfamilien. Ebenso vererbt sich — das ist eine anerkannte Tatsache — das „unruhige Blut" des nomadisierenden Zigeuners, des ruhelosen Hirtennomaden, die beide zu angestrengter, ausdauernder Arbeit unfähig sind. Und nun beobachte man, wie ein Beduinenstamm der Not gehorchend seßhaft wird. Ein so ausgezeichneter Kenner des Orients wie Layard stellt mit Erstaunen fest, wie schnell aus den Nachkommen von Beduinen fanatische Fellachen mit echt bäuerisch-fellachischen Eigenschaften werden!

Solche Erfahrungen führen zu der Vorstellung, daß es zwei Arten von Erbgut gibt. Einmal das allbekannte Rassenerbgut, das mit der Rasse zusammenhängt, sich dauernd vererbt und langsam nur verliert, noch langsamer wohl erworben wird. Sodann das Kulturerbgut, das unter dem Einfluß von Landschaft, Beschäftigung, Lebensweise anscheinend ziemlich schnell erworben, aber auch schnell verloren wird. Ich habe den Eindruck, daß hauptsächlich lebensnotwendige Eigenschaften — namentlich auch solche des Charakters — das Kulturerbgut ausmachen.

d) Sekundäre Fundamentalcharaktere — Sarten

Der Name Sarte stammt von dem russischen Wort Ssart, der die Stadt- und Oasenbewohner von Turkestan umfaßt. In diesem Sinne ist der Begriff nicht einheitlich. Denn die in der Oase Arbeitenden und Wohnenden führen ein ganz anderes Leben als die Städter. Ihr Charakter entspricht dem der Fellachen. Hier soll unter Sarten nur der Stadtbewohner mit städtischer Beschäftigung verstanden sein. Mit dieser Einschränkung paßt die nachfolgende Charakteranalyse zu dem Charakterbegriff Sarte.

Der Begriff schließt aber noch etwas anderes ein. Der Sartcharakter entwickelt sich vor allem dort, wo die Menschen seit langer Zeit, seit Generationen, in derselben Landschaft — Umwelt — leben. Die Sarteigenschaften sind infolgedessen — mindestens teilweise — Kulturerbgut geworden. Infolgedessen sind diese Eigenschaften, die dem Nichtsarten ganz unmöglich, die nach seinen Begriffen einfach unmoralisch, verächtlich, straf-

bar erscheinen, für den Sarten ganz natürlich, selbstverständlich. Er handelt ganz harmlos, naiv und begreift nicht, warum man sich über seine Denk- und Handlungsweise entrüstet. Das ist ein wichtiger Unterschied von den später zu besprechenden Sartoiden, die ein sehr schlechtes Gewissen besitzen, weil ihnen die wichtigsten staats- und kulturerhaltenden Eigenschaften des Primären Fundamentalcharakters verlorengegangen sind, deren Wert sie aber doch richtig einschätzen.

Der Sarte ist also ein in sich geschlossener, und weil an seine Umwelt, seine Landschaft angepaßt, sich als selbstverständlich empfindender Mensch. Er ist demnach ein Natürlicher Fundamentalcharakter, allein kein primärer, im uralten Daseinskampf mit Feinden und Naturgewalten herangezüchteter Charakter, sondern ein sekundärer. Das will sagen: ursprünglich Primäre Fundamentalmenschen sind aus später zu besprechenden Gründen anfangs „sartoid", dann aber nach Überwindung eines Übergangsstadiums Sekundäre Natürliche Fundamentalcharaktere geworden.

Sarten leben in Städten — das ist ein wichtiger Punkt —, mindestens treiben sie, auch wenn sie in Dörfern leben, nicht Landwirtschaft, sondern gehen städtischem Erwerb nach, besonders dem Handwerk und Handel.

Die Landschaft, die den Sartcharakter entstehen läßt, ist also die Stadt. Das Stadtleben allein bedingt aber nicht solche Entwicklung. Der friedliche Wettbewerb mit Nebenmenschen ist ohne Zweifel von allergrößter Bedeutung und mit der Beschäftigung — Handel und Handwerk — eng verknüpft. Es muß aber noch folgendes dazukommen: Einmal muß der Kampf mit Feinden, also die Entwicklung kriegerischer Gelüste und Fähigkeiten, ausscheiden. Sodann aber muß auf dem Städter mit städtischer Beschäftigung ein dauernder Druck lasten, den eine Herrenschicht ausübt, und gegen den er sich mit der Waffe in der Hand nicht zu wehren wagt. Die Grundlagen sind also dieselben wie bei der Entwicklung des Fellachencharakters.

Der Sarte führt keinen Kampf mit irgendwelchen Naturgewalten — mit einer einzigen Ausnahme: Der Kampf mit Krankheiten — Infektionskrankheiten, Seuchen — ist gerade in der Stadt lebhaft und eindrucksvoll. Dazu kommen Unglücksfälle verschiedener Art, die das Gemüt des Menschen erregen und seine mystischen Gefühle beeinflussen.

Nunmehr sei der Versuch gewagt, eine kurze Darstellung von dem Charakter der Sarten zu geben, dessen Erkenntnis für die Beurteilung der Ghettojuden ungefähr dasselbe bedeutet, wie die Kenntnis der Hieroglyphenschrift für die Erkenntnis der altägyptischen Geschichte und Kultur. Die dem Ghetto entronnenen Juden dagegen haben die Sarteigenschaften zum großen Teil verloren — um so mehr, je länger sie sich dem Kulturleben der Wirtsvölker angeschlossen haben.

α) Die Fronteigenschaften als Folge des friedlichen Wettbewerbes unter Verfolgung

Theoretisch könnte man diejenigen Charaktereigenschaften, die sich unter dem Einfluß des Stadtlebens und der Beschäftigung mit Handel und Handwerk entwickeln, von denjenigen trennen, die eine Folge der Unterdrückung sind, allein in der Praxis sind beide Arten von Eigenschaften identisch. Das ist

auch zu verstehen. Im städtischen Wirtschaftsleben ringt man friedlich mit anderen Menschen. Man muß aktive Eigenschaften — Trutzwaffen — besitzen, die den Gegner überwinden, und ferner passive — Schutzwaffen —, die befähigen, Widerstand zu leisten. Die Unterdrücker sind aber auch Menschen, und man hat gegen beide dieselben Schutz- und Trutzwaffen anzuwenden. Gewisse Eigenschaften sind besonders im Wirtschaftsleben, andere im geistigen Kampf gegen die Unterdrücker herangezüchtet worden.

Entsprechend dem Fehlen des Kampfes mit der Waffe kommt in dem Sarten der persönliche Mut gar nicht zur Entwicklung. Er braucht ja auch in seinem Wirtschaftskampf ganz andere Eigenschaften. Mut, Körperstärke, Waffenkunde könnten ihm nichts nützen, eher ihm schaden. Sein Gehirn, sein Verstandesleben sind seine Stärke. Sie ersetzen ihm gleichsam furchtbare Waffenlager mit Gewehren und Geschützen, mit Sprengstoffen und Giftgasen, mit Tanks und Kampfflugzeugen — aber seine Waffen sind weit, weit wirksamer, kulturzerstörender als wirkliche Mordinstrumente des Krieges.

Was den Sarten auszeichnet und ihn dem Primären Fundamentalcharakter gleichstellt, sind scharfe Beobachtungsgabe und ein untrügbarer Wirklichkeitssinn. Nichts entgeht ihm, nichts täuscht ihn, durch keine Gefühlsregung läßt er sich beeinflussen. Dabei ist er aber nicht der in religiös-mystischem Gefühlsleben herumtastende Naturmensch, vielmehr ist der Sarte ein mit festen Begriffen systematisch arbeitender Kulturmensch. Seine Visionskraft ist nicht sinnlich, sondern begrifflich. Zwar begibt sie sich auch auf religiös-mystisches Gebiet, aber sie wird doch gleichzeitig von dem Verstandesleben gezügelt, und so ist denn seine Religion die gleiche Mischung von schlauer Praxis und mystischer Schwärmerei wie bei dem Naturmenschen, der die überirdische Kraft seiner Fetische bittet, erstaunlich weltliche, praktische Aufgaben zu lösen.

Entsprechend den Anforderungen des friedlichen Wettbewerbes und der Herausbildung von Schutzwaffen gegen die Unterdrücker besitzt der Sarte eine bewunderungswürdige Klugheit, Schlauheit, Gerissenheit im Umgang mit Menschen — d. h. mit seinen Geschäftsfreunden und seinen Unterdrückern. Schmiegsam wie ein Rohr im Sturm, in freundlicher, kriechender Schmeichelei, in Verlogenheit, Verstellungskunst und Verschwiegenheit ein Meister, überwindet er die schlimmsten Anstürme. Kein sich aufbäumender Stolz, kein selbstbewußtes Ehrgefühl, keine starre Wirbelsäule stören ihn in solchem Abwehrkampf. Im Notfall verschwindet er einfach und taucht wieder auf, sobald der Sturm abflaut. Fest hat er sein Ziel ins Auge gefaßt, keine Umwege scheut er, und grenzenlos ist seine Ausdauer. Wird er aus der Vordertür herausgeworfen, so schiebt er sich unterwürfig lächelnd durch die Hintertür wieder herein. Auf solche Weise ermüdet er seinen Gegner, und schließlich öffnet sich doch irgendein Weg, der zum Ziele führt. Seine Hartnäckigkeit wird in glücklichster Weise durch seine verblüffende Unverfrorenheit und seinen wirtschaftlichen Wagemut unterstützt. Feig bis zur Verächtlichkeit, sobald es sich um Waffenkampf handelt, zeigt er entsprechend der Vorstellung von den „klassifizierenden" Gegensätzen innerhalb der Fronteigenschaften einen erstaunlichen Mut in kaufmännischen Unternehmungen, z. B. auf Handelsreisen durch unsichere Gebiete. Er verläßt sich auf seine Gewandtheit, Schmiegsamkeit, Gerissenheit, Geistesgegenwart und auf seine geistigen Trutzwaffen.

Der Sarte begnügt sich nämlich nicht mit der Rolle des leidenden Dulders. Sein Geistesarsenal liefert ihm eine Fülle der allergefährlichsten Waffen, die er mit bewunderungswürdigem Geschick zu gebrauchen versteht.

Zunächst erlernt er sofort die Sprache des Unterdrückers und wird damit

Mitglied von dessen Geisteswelt. Die eigene Sprache freilich wird leicht vergessen oder spielt nur noch als Geheimsprache eine Rolle oder sie wird lediglich eine tote Kultsprache. Das Aufgeben der eigenen Sprache zugunsten der Fremdsprache steht in schroffem Widerspruch zu dem zähen Festhalten an Religion und Volkstum. Die Fremdsprache ist aber eines der wichtigsten Kampfmittel — das erklärt alles.

Ferner steht ihm zur Seite die Menschenkenntnis. Er studiert auf Grund von Belehrungen und Beobachtungen den Menschen gründlich, erforscht vor allem seine Schwächen, seine Leidenschaften. Und diese nutzt er dann in der raffiniertesten Weise aus. Er begnügt sich als vollendeter Lebenskünstler aber nicht mit sich zufällig bietenden Gelegenheiten, die Fehler der Gegner und Wettbewerber auszunutzen, nein, zielbewußt reizt er deren Leidenschaften, verführt sie zu moralischen Verfehlungen und dann hat er sie in seiner Gewalt. Seine verhaßten Unterdrücker, seine gefährlichsten Konkurrenten müssen ihm dann gehorchen. Er beherrscht sie, er kann sie dann treten — und wie er das kann! Welchen Haß, welche Grausamkeit er dann entfaltet!

Die Hauptwaffen in diesem Angriffskampf sind für den Sarten Ausnutzung der Charakterfehler und Leidenschaften, z. B. Reizung der Sinnlichkeit, der Habsucht, der Eifersucht, des Ehrgeizes, des Hasses. Die Gelder, die er auf Bestechungen verwendet, kommen mit Wucherzinsen wieder ein und sichern ihm obendrein Einfluß und Herrschaft. Mit Hilfe der „Estherpolitik", die er mit großem Geschick unter Aufreizung der Sinnlichkeit zur Anwendung bringt, opfert er, wenn es sein muß, d. h. wenn das Ziel hoch genug ist, selbst die Ehre von Frau und Tochter. Diese müssen dann als Werkzeuge für die Erweiterung seines Machteinflusses dienen.

Intrigen mit übelsten Verleumdungen, gegenseitiges Aufeinanderhetzen sind die Mittel, um nach dem Grundsatz divide et impera zu herrschen.

So bemüht sich denn der Sarte, seine Unterdrücker, seine Konkurrenten durch Zwietracht zu schwächen, Mißgunst, Habsucht, Haß zu säen und durch Demoralisieren zu entnerven, zu entsittlichen, zu vernichten. Dieses Ziel erreicht er früher oder später mit Sicherheit. Er wird so der Herr, der wirkliche Herrscher, der Aussauger und Vernichter seiner Unterdrücker.

Neben allen solchen, die Macht, das Ansehen, und den Einfluß der Gegner zerstörenden Machenschaften hat der Sarte gleichzeitig sein Auge fest auf ein anderes Ziel gerichtet: auf den Erwerb von Reichtum. Er weiß ganz genau, daß Geld und Reichtum Macht sind. Sie sind ihm zur Unterstützung seiner geistigen Waffen unentbehrlich. Schon allein um mit Bestechungen wirksam arbeiten zu können, muß er Mittel besitzen. Unterdrückt, von dem Regieren mindestens offiziell ausgeschlossen, bietet ihm der Besitz, der Reichtum an Gold, an Schätzen einen Ersatz, um sein Gemüt zu befriedigen, zu berauschen. Da gerät er denn in folgende Schwierigkeit.

Auf der einen Seite muß er alles vermeiden, um die Habsucht der Machthaber zu reizen, auf der anderen Seite sehnt er sich nach Geld und Gut. Infolgedessen trachtet der Sarte nach dem Besitz möglichst wertvoller, wenig umfangreicher, leicht versteckbarer Gegenstände, also nach Gold, Silber, Edelsteinen, Schmucksachen und sonstigen wertvollen Dingen. An diesen Schätzen hängt sein ganzes Herz, sie machen sein Glück aus, und so ist es denn für den Sarten bezeichnend, daß er das Geld, das Gold, den Reichtum ganz anders als der Nichtsarte einschätzt. Das Geld ist dem Sarten nicht Mittel zum Zweck, nein, das Geld ist ihm Selbstzweck. Es liefert ihm die so notwendigen Machtmittel gegen seine Feinde. Er will es besitzen, um es zu be-

sitzen. Sein Besitz macht ihn glücklich, Reichtum und Glück sind ihm dasselbe! „Mein Geld ist meine Ehre" erklärte der alte Rothschild.

Entsprechend solcher Einstellung ist die Wirtschaftsgesinnung des Sarten beschaffen. Geldverdienen — dieses Ziel leuchtet ihm voraus, bestimmt sein Empfinden, Denken, Handeln. Jeder Anstand, jede Rücksicht, jedes störende Schamgefühl werden ausgeschaltet. Lügen, Betrügen, Falschschwören, Schmeicheln, Sicherniedrigen — alles ist erlaubt, um Geld — möglichst viel Geld — zu verdienen. Auch ist es erstaunlich, wie er im Geschäftsleben jedes Gefühl ausschaltet.

Ganz besonders beliebt ist das Ausleihen von Geld gegen Wucherzinsen. Unbeschwert durch ein übertriebenes Gewissen, sind die Sarten die geborenen Wucherer, und unter Ausschaltung jeglichen Mitgefühls treiben sie die Schuldforderungen ein; ob ganze Familien dabei zugrunde gehen, ist ihnen gleichgültig. Obendrein hat das Geldausleihen den Vorteil, daß in unruhigen Zeiten Schuldscheine leichter zu verstecken sind als Gold und andere reale Schätze. Sie lassen sich auch auf andere Personen, die anderswo wohnen, wo es vielleicht sicherer ist, übertragen. So entstand das Wechselsystem.[1]

Mit der ganzen sartischen Wirtschaftsgesinnung hängt auch die Tatsache zusammen, daß der Sarte gern mit Verbrechern unter einer Decke steckt, daß er den Hehler spielt und jene deckt und versteckt. Auch hat der Bund mit diesen zweifelhaften Elementen, die dem Sarten an Mut und Entschlossenheit himmelhoch überlegen sind, den Vorteil, in Zeiten der Not Meuchelmörder zur Hand zu haben. Dolch und Gift gebraucht der Sarte selbst nicht, aber er läßt töten, und zwar so geschickt, daß er selten zu fassen ist.

Zwar ist er ein Mitglied eines festen politischen Verbandes, aber doch nur in gedrückter, unterworfener Stellung. Deshalb fühlt sich der Sarte in keiner Weise zu dem Herrenvolk hingezogen. Er stellt sich ihm gegenüber innerlich sogar direkt feindlich ein. Infolgedessen ist es ganz bezeichnend, daß er sich gern und freudig an politischen Verschwörungen gegen die herrschende Klasse beteiligt, und einfach selbstverständlich ist es, daß er während der Kriege mit Nachbarstaaten innerlich auf des Feindes Seite steht, und obendrein jede Gelegenheit benutzt, Verrat zu üben, zu spionieren, den Feinden Nachrichten zukommen zu lassen, ihnen die Tore zu öffnen. Sarten sind die geborenen Verschwörer und Revolutionäre. Der Hochverrat ist für sie einfach Selbstverständlichkeit und bildet gleichsam den leuchtenden Glorienschein über seinem Front-Charakterbilde.

β) Die Charaktereigenschaften des unter starkem Druck stehenden Sarten im Familienkreise und im Verkehr untereinander

Entsprechend dem Gesetz von der Harmonie der Gegensätze darf man annehmen, daß dem geradezu abschreckenden Charakterbild, das der Sarte in seinem Verhalten zu den ihn bedrückenden Nichtsarten zeigt, ein Gegenbild von ganz anderen Eigenschaften entsprechen müsse. Das ist auch der Fall. Wie sagt doch der erste Kürassier der Wallensteiner:

---

[1] Ob, wie Sombart nachzuweisen versucht, die Juden die Erfinder der Wechsel und sonstiger übertragbarer Geldpapiere sind, entzieht sich meinem Urteil. Sicher aber erscheint es mir, daß Sarten die Erfinder sind. Es könnten also auch im Orient lebende Christen (Syrer, Griechen, Armenier) die Erfinder gewesen sein.

„Etwas muß er sein Eigen nennen,
Oder der Mensch wird morden und brennen."

Inmitten einer Welt von Feinden lebend, die er als fremd, sogar als feindlich empfindet, und sich mit Hilfe von Charaktereigenschaften seiner Haut wehrend, die der Nichtsarte durchaus als unsittlich empfindet, muß der Sarte, falls das Gesetz von der Harmonie der Gegensätze richtig ist, das Bedürfnis haben, auch die entgegengesetzten Eigenschaften, die in ihm schlummern, zu entfalten, und sich so das notwendige seelische Gegengewicht zu schaffen. Das ist in der Tat der Fall. Dieses seelische Gleichgewicht findet er im Kreise der Seinigen. Nachfolgende Darstellung — das sei nochmals betont — bezieht sich auf Sarten, die sich unter starkem politischen Druck und blutigen Verfolgungen befinden.

Geradeso wie der Fellach kapselt sich der Sarte ein, bildet, wenn die Unterdrückung ihn zwingt, eine Spore, ähnlich dem unter ungünstige Einflüsse geratenden Milzbrandbazillus. Damit wird er geradezu unangreifbar, es sei denn, daß man ihn totschlägt. Diese Einkapselung wird zunächst durch das Familienleben ermöglicht.

Ganz im Gegensatz zu seinen im öffentlichen Leben in Erscheinung tretenden Fronteigenschaften, die alles andere als ethisch befriedigen, entfaltet er im Kreise seiner Familie die denkbar besten Eigenschaften. Alles sittlich Gute, was in ihm steckt, bricht sich hier Bahn — Liebe, Güte, Treue, Anhänglichkeit, Freundschaft, Wohlwollen, Selbstlosigkeit. Dort fühlt er sich wohl, dort gibt er sich, wie er ist. „Dort bin ich Mensch! Dort darf ich's sein!"

Derselbe Mann, der in der Erzeugung sittlicher Fäulnis eines der wichtigsten Kampfmittel gegen alles Nichtsartische sieht, achtet aufs strengste darauf, Unsittlichkeit von dem Kreise seiner Familie fernzuhalten — eine überaus wichtige Tatsache!

Sodann ist der Kreis der Volks- und Glaubensgenossen seine eigentliche Heimat. Freundschaft und Treue, rückhaltlose gegenseitige Hilfe und Unterstützung, ein selbstloses Sicheinsetzen für den anderen, höfliche Behandlung und Rücksichtnahme, Wohltätigkeit und Dankbarkeit — das sind die Charaktereigenschaften des Sarten im Kreise seiner Genossen — in Zeiten der Verfolgung!

Unter schwerem Druck stehend, der seelisch auf ihm lastet, sucht der Sarte Befreiung in der Religion, dieser großen Trösterin der Menschheit.

Alle Sarten sind fanatisch-religiös. Ihr religiöses Gefühl ist freilich nicht das sittliche, tief innerliche Empfinden des Nordländers, der möglichst jede Selbstsucht, alle weltlichen Gedanken ausschaltet. Dem Sarten ist die Religion eine praktische Sache. Praktisch ist sie, helfen soll sie ihm, das Leben erträglich zu gestalten. Helfen soll sie ihm als Waffe gegen seine Widersacher. Er steckt noch recht tief im Zauberglauben und seine Gottheiten sind — mindestens gilt das für die große Masse — recht reale Fetische, mit Zauberkraft begabt und fähig, in das Rad der Weltgeschichte und des täglichen Lebens einzugreifen, wenn sie nur wollen. Damit sie aber wollen, hat man die notwendigen Kulthandlungen zu erfüllen, die von der Gottheit vorgeschrieben sind — Opfer der verschiedensten Art, Gebete, Fasten, Kasteiungen und dergleichen. Nur wer gewissenhaft alle Vorschriften befolgt, darf auf Erhörung der Gebete, auf Erfüllung der Bitten, auf tatkräftige göttliche Unterstützung rechnen. Sartreligionen sind Kultreligionen.

Die Religion des Sarten, sein Empfinden und Denken, sind also wesentlich anders als die unsrige. Uns kommt es in erster Linie auf die Gesinnung an;

aus dieser sollen die Taten entspringen. Gebete ohne entsprechendes innerliches Gefühl, ohne sittliche Einstellung halten wir für wertlos. Für die Sarten sind die Kulthandlungen die Hauptsache, ihre Unterlassung aber Sünde. Es ist praktische Religion, die sie betreiben, und praktisch sind auch ihre Ziele, praktisch die Wege, die gewählt werden, dieses Ziel zu erreichen.

Da gibt es einmal den Weg der Entsagung, der Askese. Man verzichtet auf die Freuden des Lebens, man findet in einem — oft sehr übertriebenen, ja schmerzlichem Entsagungsidealismus mit Fasten, Kasteiungen, Speiseverboten, ermüdenden, aufreibenden Gebeten und konzentrierten Betrachtungsübungen — womöglich in der Einsamkeit — seelisches Gleichgewicht und Glücksempfinden. Die Hoffnung auf Belohnung im Jenseits spielt bei diesen Asketen eine große Rolle.

Die gleiche Erwartung haben andere, die weniger peinvoll sich das Leben gestalten, vielmehr lediglich in Kulthandlungen, Gebeten, in einem gottgefälligen Lebenswandel und im Wohltun den Weg zum Heil, d. h. zu einer Belohnung und ewiger Glückseligkeit im Jenseits sehen.

Wiederum anders denkt eine dritte Abteilung. Sie verzichtet keineswegs auf das irdische Glück, wünscht im Gegenteil in recht materialistischer Weise die Freuden des Lebens zu genießen, streng die Kultbestimmungen auszuführen und dafür sich, den Kindern und Kindeskindern, das Glück, d. h. Reichtum und alle Genüsse des irdischen Lebens, zu sichern. Dem Volk, dem dauernd geknechteten Volk aber wird die Herrschaft über alle Völker der Erde versprochen. Man sieht, es hat sich solche Weltanschauung an die Geisteswelt der Sarten und an ihre Fähigkeit, die Nichtsarten zu betrügen, auszubeuten, auszuwuchern, in bewunderungswürdiger Weise angepaßt.

Der Zusammenschluß der ganzen Verwandtschaft, der Familie und Sippe sowie der Leidensgenossen unter gemeinsamer religiöser Weltanschauung hat die Entwicklung eines eigenen Volkstums mit eigenen Sitten, Gebräuchen, Festen, Dichtungen, Gesängen zur Folge. Geradeso wie der Fellach führt auch der Sarte ein Leben für sich in fremder Umgebung. Er hat sich ein starkes Volkstum geschaffen.

Schließlich ist der Sarte der geborene Geheimbündler. Das Geheimnis ist ja der Schutz des Schwachen. Man schließt sich aus Schutzbedürfnis zusammen, man verfolgt durch Geheimbündelei seine besonderen Zwecke, man unterstützt sich durch Beratungen, durch Aufstellung einheitlicher Pläne im Niederringen eines wirtschaftlichen Konkurrenten. Wie eine Meute Hunde den Hirsch planmäßig und vereint niederhetzt, genau so erfolgt vereint und planmäßig der Kampf gegen einzelne der Unterdrücker, der oben geschildert wurde, mit Bestechungen, mit Demoralisieren, mit wucherischer Ausbeutung. Deshalb die große und schnelle Wirkung der sartischen Kampfmittel, deshalb das unaufhaltsame Niederreißen der Macht und des Einflusses jener!

Sarten haben Mondnatur. Geradeso wie der Mond der Erde immer nur seine Vorderseite zeigt, die Rückseite aber verbirgt, so versteckt der Sarte seine wahren Gefühle und Absichten, sein wahres Denken und Trachten sorgfältig vor der Öffentlichkeit und erscheint dieser als ein ganz anderer.

Im Kreise seiner Familie, seiner Verwandten, seiner Volks- und Glaubensgenossen gibt sich der Sarte ganz anders als im öffentlichen Leben. Vor diesem ist er gewissermaßen ein Schauspieler auf der Bühne. Er spielt eine Rolle, er gibt sich nicht, wie er möchte, er muß ein anderer sein. Nie darf er aus seiner Rolle fallen, sonst hätte er sich verraten. Er muß lügen, lügen, lügen, bis er an die eigenen Lügen glaubt. Sobald er bei den Seinen ist, fällt der

Zwang, fällt die Maske, und dann ist er erst er selbst, dann kann er sich geben, wie er ist. Dann treten seine wahren Gefühle in Erscheinung — sein grenzenloser Haß und sein Hochmut, seine namenlose Verachtung gegen den ihm an Geist, Bildung, Klugheit, Kenntnissen so unendlich unterlegen dünkenden Bedrücker.

Als Reaktion gegen den Druck, gegen das Sichbücken, Kriechen, Schmeicheln ist er von einer Herrschsucht beseelt, deren Größe und Umfang ins Riesenhafte geht. Anmaßung, Unduldsamkeit, mitleidlose Grausamkeit — alle diese Gefühle treten dann klar zutage.

γ) Vergleich des Charakters der Sarten und der Primären Fundamentalcharaktere

Volles Verständnis für die Sartenpsyche gewinnt man aber doch erst, wenn man folgenden Vergleich mit dem Primären Natürlichen Fundamentalcharakter anstellt.

Es fehlen dem Sarten gewisse maßgebende staats- und kulturerhaltende Kardinaltugenden. Abgesehen von dem persönlichen Mut fehlt ihm der Herrschersinn.

Herrschsucht und Herrschersinn sind einander scheinbar ähnlich, in Wirklichkeit aber etwas ganz anderes. Wer Herrschersinn hat, leitet, führt, weil man ihm die Leitung überträgt, nicht weil er ehrgeizig ist. Auch wird er stets auf Gerechtigkeit bedacht sein sowie das Wohl der Gesamtheit im Auge haben. Kurz Herrschersinn ist mit Selbstlosigkeit gepaart. Herrschsucht dagegen ist eine Funktion der Selbstsucht. Der Herrschsüchtige reißt gegen den Willen der Regierten die Gewalt an sich. Er sucht zu knechten, er hat sein eigenes Interesse im Auge. Herrschsucht beseelt den Sarten im Übermaß, Herrschersinn fehlt ihm dagegen ganz, und deshalb kann er wohl knechten — grausam und mitleidlos knechten —, niemals aber weise regieren.

Weit schlimmer aber ist das Fehlen der adligen Charaktertrias. Statt der drei herrlichen Charaktereigenschaften — Stolz, vornehme Gesinnung, Ehrgefühl — besitzt er im reichsten Maße die entgegengesetzten Eigenschaften — wirbelsäulenloses Kriechen, Unvornehmheit, Abgebrühtheit.

Allein es geht nun einmal nicht ganz ohne gewisse äußerliche Formen, und so hat sich denn beim Sarten jene Talmitrias entwickelt, auf die früher schon hingewiesen worden ist, ein Stolz-Ersatz d. h. grenzenloser Hochmut, ein Vornehmheitsersatz d. h. protzenhafte Prachtliebe und ein Ehrgefühls-Ersatz d. h. maßlose Eitelkeit.

Hochmut, Protzentum und Eitelkeit sind egozentrisch orientiert, Stolz, Vornehmheit und Ehrgefühl dagegen sind ideale, selbstlose, veredelnde Gefühle, die den Besitzer oft schädigen, ihm sogar das Leben kosten können.

Es ist interessant zu sehen, daß der Araber für diesen Ehrgefühlsersatz = Eitelkeit ein besonderes Wort besitzt: Teschrif = das Geehrtwerden. Der Sarte legt, entsprechend seiner Eitelkeit, an die er sich wie an einen Strohhalm anklammert, um doch wenigstens einen moralischen Halt zu haben, den allergrößten, ja den entscheidenden Wert darauf, daß ihm seiner Stellung, seinem Reichtum, seiner Macht entsprechend die gebührende äußerliche Ehrung zuteil wird. In dieser sonnt er sich, sie ist das Ziel seines Strebens, das Ideal seiner Träume. Zu dem Symptomenkomplex des Teschrif gehören auch Prunksucht, Prachtliebe, Protzentum, die die Sarten sofort entwickeln, wenn das Sicherheitsgefühl es ihnen erlaubt.

Noch in anderer Form kommt das, was dem Sarten „Ehrensache" ist, zur Geltung. Er legt den größten Wert auf äußerlich vornehmes Auftreten, auf würdevolle Selbstbeherrschung und Ruhe. Jedem Waffenduell abhold, liebt er im höchsten Grade das geistige Duell, in dem Schlauheit, Gerissenheit, Erfindungsgabe im Lügen sowie raffinierte Dialektik den Sieg erringen. Da ist es für ihn „Ehrensache", der Sieger zu sein. Wer sich gehen läßt, die Herrschaft über sich verliert, gar zu schimpfen anfängt, ist bereits der Unterlegene. Vor Gericht kommen im Orient solche „geistige Duelle" oft genug zum Austrag. Niemand nimmt dem Gegner seinen Erfindungsreichtum übel, im Gegenteil, man bewundert ihn, man lernt von ihm.

Wahrlich, der Ehrbegriff des Sarten ist etwas ganz anderes als der des Primären Fundamentalcharakters, namentlich des Antisarten! Der Antisarte denkt: „Lieber in Ehren sterben als in Schande leben!" Der Sarte dagegen denkt: „Leben, leben, bloß leben — auch in Schande lebt sich's schön!"

Herrschsucht und Talmitrias — Teschrif! — sind die Ursache dafür, daß der Sarte ganz unfähig ist zu herrschen, zu regieren. Er ist zwar der geborene politische Geheimbündler, er sucht stets zu herrschen, zu unterdrücken, zu knechten. Da es ihm aber selbst an persönlichem Mut mangelt und er nicht aus eigener Kraft, mit dem Schwert in der Hand, den Gegner besiegen und sich zum Herren machen kann, so gelingt es ihm wohl, dank Reichtum und Klugheit, mit Hilfe von Söldnern oder Fremdvölkern das regierende Volk zu stürzen, aber da er nicht die tatsächliche kriegerische Macht ausübt, vielmehr immer andere durch Schlauheit beherrschen will, so wird er schließlich von der willensstarken Kriegsmacht beiseite geschoben.

Aber unter der Herrschaft fremder Völker kommt es oft dazu, daß der Sarte als Beamter, als Günstling oder als Gleichberechtigter mit dem Nichtsarten Macht und Einfluß gewinnt, daß also der Zustand der Unterdrückung aufhört. Dann, befreit von dem Druck, befreit von dem Zwang, in der Öffentlichkeit gleichsam dauernd als Schauspieler auftreten zu müssen, enthüllt der Sarte alle seine wahren Gefühle, denen er sich sonst nur im Kreise der Seinigen hingeben durfte. Da kommen in ihrer ganzen abschreckenden Brutalität zum Vorschein: Haß gegen alles Nichtsartische, Herrschsucht, Anmaßung, Hochmut, Protzentum, Eitelkeit, Unduldsamkeit, Grausamkeit und Mitleidlosigkeit gegen unterlegene Gegner. Es bleibt aber bestehen anfangs noch das feste Zusammenhalten untereinander, die rücksichtslose gegenseitige Begünstigung und das so gut wie ausschließliche Verfolgen sartischer Interessen, die denen des herrschenden Volkes und der Allgemeinheit gewöhnlich diametral entgegengesetzt sind.

Haben die Sarten aber gesiegt, beginnt der friedliche Wettbewerb oder der politische Kampf untereinander, dann bricht auch untereinander ein Kampf mit noch erhöhtem Haß, erhöhter Grausamkeit, mit Demoralisieren, mit Lug, Trug, Bestechung, Verleumdung, Verführung und all den sonstigen sartischen „Geisteswaffen" aus. Und diese Zwietracht bringt neue Knechtschaft. Er kann eben nicht herrschen. Sein Los ist das ewiger Sklaverei. Die Wurzel seiner Kraft, seiner Moral liegt in ihr, Sieg und Freiheit werden dagegen sein Untergang.

Der Sarte befindet sich dauernd in einem schweren innerlichen Widerstreit zwischen Lüge und Wahrheit. Von einer Herrenschicht unterdrückt, will er unter allen Umständen sein Volkstum, seine Religion bewahren. Das erreicht er aber nur durch die Entwicklung des Sartcharakters. Dieser aber ist mit dem Verzicht auf die edelsten Charaktererrungenschaften der Menschheit verbunden, auf Stolz, Vornehmheit und Ehrgefühl. Seine Talmitrias ist denn

doch ein zu kläglicher Ersatz für das, was er verlor, um befriedigen zu können. Verloren hat er auch das Bewußtsein des offenen, ehrlichen Handelns und Auftretens. Lüge in der Öffentlichkeit, Haß in der Verborgenheit und im Kreise der Seinigen — das sind zwei furchtbare Beigaben. Niemals darf er offen über sein Verhalten, seine Gefühle gegen die Nichtsarten sprechen, darf nicht zugeben — um keinen Preis —, daß er bewußt die Nichtsarten demoralisiert, daß er moralische Fäulnis erzeugt. Selbst unter Verzicht auf jede Achtung und Menschenwürde muß er das ableugnen, muß Interesse, Hilfsbereitschaft, Ergebenheit heucheln, muß lügen, lügen, lügen, jeden Tag lügen, und dieses Bewußtsein bildet eine neue, starke, unerschöpfliche Quelle für das ihn innerlich verzehrende Haßgefühl.

Die Wirkung des Sarten auf die Nichtsarten ist ausgesprochen fermentativ. Sie entspricht der Wirkung der pathogenen Keime auf den menschlichen Körper. Sie ruiniert die Kulturvölker sittlich, zerstört ihre wertvollsten Charakteranlagen, die als das Ergebnis eines langen schweren Kampfes mit Naturgewalten und Feinden den Gipfel jener Entwicklung anzeigen, die den Menschen am weitesten vom Tier entfernen.

e) Der Vorgang der Sartoidisierung

Nunmehr kommen wir zu einem der kulturgeschichtlich wichtigsten Vorgänge, ohne den der Verlauf der politischen Geschichte der Völker gar nicht zu verstehen ist — zu dem Vorgang der Sartoidisierung.

Im Kampf mit Naturgewalten und Feinden — bei geringem friedlichem Wettbewerb — entstehen Primäre Natürliche Fundamentalcharaktere. Überwiegt der Kampf mit Naturgewalten, nimmt der Kampf mit Feinden die Form der wehrlosen Unterdrückung an, so entsteht die eine der extremen Abarten des Primären Fundamentalcharakters, der Fellachencharakter. Wenn dagegen der Kampf mit Feinden ganz in den Vordergrund tritt, die anderen Einflüsse dagegen schwinden, so entsteht die andere extreme Abart, die der Antisarten. Da diese den Sarten namentlich hinsichtlich staats- und kulturerhaltender Kardinaltugenden — Herrschersinn, persönlicher Mut und vor allem der adligen Charaktertrias bei jenen, Herrschsucht, Feigheit, Talmitrias bei diesen — im schroffen Gegensatz stehen, so wird der Leser den Namen „Antisarten“ nunmehr verstehen.

Wenn aber auf Primäre Fundamentalcharaktere in steigendem Maße der friedliche Wettbewerb zu wirken beginnt, so beginnen sich s a r t e n ä h n l i c h e — sartoide — Charaktereigenschaften einzustellen.

Die hauptsächlichste Landschaft, in der sich diese Umwandlung vollzieht, ist die Stadt. In der Stadt hört der Kampf mit Naturgewalten so gut wie ganz auf. Je höher die Kultur steigt, je geschützter, wärmer, behaglicher die Wohnungen werden, um so weniger machen sich klimatische Schäden geltend. Ferner nimmt in den Städten der Kampf mit Feinden ab. Zeitweilig, während der Kriege, mag das friedliche Leben unterbrochen werden. Ein großer Teil der Städter — wenn nicht alle — sind überhaupt nicht mehr in der Lage, die Waffen zu führen. Statt dessen steigert sich die Bedeutung von Handwerk, Handel und Gewerbe. Es steigert sich in wachsendem Maße die Arbeitsteilung, die Zahl der Berufe, die Anspannung im friedlichen Wettbewerb. Damit geraten aber alle Grundlagen der Charakterentwicklung, die für den Primären

Fundamentalcharakter maßgebend waren, ins Wanken. Die Eigenschaften, die nunmehr den Sieg bedingen, sind nicht mehr persönlicher Mut, Selbstlosigkeit, Stolz, Vornehmheit, Ehrgefühl, Wahrheitsliebe, Wirbelsäule, sondern Schlauheit, Gerissenheit, Menschenkenntnis, Gewandtheit, Schmiegsamkeit, Verstellungskunst, unter Umständen selbst Verleumdung, Lug und Trug. In der Stadt, bei städtischer Beschäftigung, wird der primäre Fundamentalcharakter immer „sartenähnlicher" — sartoider.

Dieser Umwandlungsvorgang ist entschieden ein Verfallsvorgang in sittlicher Hinsicht. Denn es tritt ein höchst bedauerlicher Verlust der wichtigsten, in sittlicher und kultureller Hinsicht hochstehendsten Eigenschaften ein, die der Mensch überhaupt erworben hat. Namentlich der Verlust der Eigenschaften der adligen Trias ist durch nichts zu ersetzen.

Bezeichnenderweise empfinden die sartoid Werdenden diesen Mangel selbst. Sie schämen sich, wenn sie sich noch einigermaßen ein Verständnis für die Bedeutung der wahren Charaktertugenden, auf denen nun einmal unsere Kultur beruht, bewahrt haben. Ist der Verfall weiter fortgeschritten oder empfindet der Sartoide obigen Verlust als einen schweren Vorwurf, so hegt er Abneigung, ja geradezu Haß gegen jeden, der auf Stolz, Vornehmheit und Ehrgefühl Wert legt. Seinen Mangel an persönlichem Mut aber verrät er durch seine Abneigung gegen Duelle und jede kriegerische Unternehmungen. Im noch weiter vorgeschrittenen Stadium tritt der Pazifismus als ein sehr bezeichnendes Symptom degenerativer Sartoidisierung deutlich in Erscheinung.

Der Vorgang der Sartoidisierung ist anfangs ein Demoralisationsvorgang; besteht er doch in einem Schwinden des Idealismus, des Gemeingefühls, und in übermäßig sich entwickelndem Materialismus und Selbstsucht. Gleichzeitig bedingt aber das Stadtleben körperliche Entartungserscheinungen, Körperschwäche vor allem, aber in fortgeschrittenem Grade auch nervöse Verfallserscheinungen. Diese begünstigen aber wiederum den moralischen Verfall, weil sie die Entwicklung von Mut, Selbstbeherrschung, Willenskraft hintanhalten und weil die Hemmungszentra versagen. Demgemäß ist der sartoide Verfall ein gemischter, teils entsittlichender, teils degenerativer Vorgang.

Sind Herrschersinn, Mut, Pflichtgefühl und die adlige Trias die wichtigsten staats- und kulturerhaltenden Kardinaltugenden, ohne die ein Staat nicht bestehen kann, so muß man die Sartoidisierung in vorgerücktem Stadium geradezu für staats- und kulturfeindlich erklären. Das ist auch so. Immer und immer wieder lehrt die Geschichte der Völker, daß mit der Sartoidisierung der Verfall eintritt, und daß schließlich die sartoiden Eigenschaften es sind, die den Untergang herbeiführen.

Verglichen mit dem Sarten, der unter scharfem Druck steht, erscheint der Sartoide als der weniger Leistungsfähige. Für ihn ist Halbheit bezeichnend.

Der Primäre Fundamentalcharakter hat seine Vorzüge — große, für die Kultur maßgebende Vorzüge —, die auf der Basis des Gemütes und des mit diesem eng verbundenen Charakters stehen. Der Sarte dagegen ist hinsichtlich der Intelligenz, des Verstandeslebens, jenem weit überlegen. Sittlich steht er zwar, wenn man ihn mit den Augen des Nichtsarten betrachtet, tief, geht man dagegen von dem völkisch-religiösen Interesse des Sarten aus, so fällt die Beurteilung ganz anders aus. Da zeigen sich doch recht achtbare Charaktereigenschaften, und als Kampfmittel gegen seine Gegner werden auch die schlimmen Charakterfehler entschuldbar — mindestens verständlich.

Wie steht dagegen der Sartoide da?! Die hochgezüchteten Charaktereigenschaften des Primären Fundamentalcharakters haben abgenommen, die hoch-

gezüchteten Eigenschaften des Sarten — den erstaunlich scharfen Verstand, die Gewandtheit, Schlauheit, Geistesgegenwart usw. usw. hat er noch nicht erreicht. Dem Sarten gegenüber verhält sich der Sartoide in dieser Hinsicht wie ein Schulknabe zu seinem, ihn an Alter, Erfahrung und Wissen gaurisankarähnlich überragenden Lehrer. Auf der andern Seite fehlen ihm die sittlich hochwertigen Eigenschaften des Sarten, die dieser innerhalb der Seinigen aufweist. Es fehlen ihm ferner die feste Einheit und die geschlossene Organisation des Sartenbundes. Hat der Primäre Fundamentalcharakter, weil er in allen wesentlichen Charaktereigenschaften dem Sarten als Fremder gegenübersteht, gegen das Sartengift noch eine nicht zu unterschätzende Widerstandsfähigkeit, so trennen den Sartoiden keine sittlichen Bedenken, keine Charaktergegensätze, keine natürliche Abneigung von dem Sarten. Er schließt sich ihm gern und freudig an und damit ergibt er sich auf Gnade und Ungnade seinem mitleidlos hassenden Konkurrenten, der ihn nunmehr ausnutzt und ruiniert.

Im Geheimen fest organisiert, ohne Anstandsgefühl, ohne Gemeingefühl, erfüllt von unersättlicher Herrschsucht und verzehrendem Haß wirkt der Sarte des Orients unter den wehrlos gewordenen Sartoiden wie ein Iltis im Hühnerstall, wie ein Wolf in der Schafherde. Nur ist das Morden nicht blutig, erfolgt nicht mit dem Schwert in der Hand, nein es besteht in wirtschaftlicher Erdrosselung und in fermentativer Verbreitung sittlicher Fäulnis und seelischen Verkommens. Und diesen wirtschaftlichen und sittlichen Zerstörungsprozeß vollendet der Sarte — unter der Flagge: Verbesserung der Wirtschaftslage, sozialer und sittlicher Anstieg — Mondnatur!!! Aber den siegenden Sarten ergreift eine noch schlimmere Fäulnis, als er verbreitet — Kismet!

f) Die Resartoidisierung der Sarten

Die oben herausgehobenen Charaktereigenschaften des Sarten gelten für den unter schwerem Druck ringenden. Läßt dieser Druck nach, wird der Sarte dem nichtsartischen Städter gleichberechtigt, oder gar sein Beherrscher, so tritt genau derselbe sartoide Verfall bei ihm wie bei dem zum Städter gewordenen Primären Fundamentalcharakter auf. Die guten Eigenschaften, die er innerhalb des Sartenvolkstums gezeigt hat, gehen verloren. Befreit von dem schweren Kampf ums Dasein nehmen die hochgezüchteten geistigen Leistungen ab, Mittelmäßigkeit wird Trumpf, und die in den Augen des Nichtsarten unfairen, unsittlichen Kampfesmittel, seine diesem unmoralisch erscheinenden Charaktereigenschaften, die erklärlich und entschuldbar sind, solange sie dem Sarten in dem Unterdrückungskampf gleichsam aufgezwungen sind, verlieren jede Daseinsberechtigung, können aber entsprechend dem Trägheitsgesetz nicht einfach abgestreift werden.

Der Sartcharakter, weil ein Ergebnis des Stadtlebens unter hartem, feindlichen Druck, kann nur in der Weise entstanden sein, daß in die Stadt einwandernde Primäre Fundamentalcharaktere sich sartoid umwandelten, und daß infolge einer Jahrhunderte und Jahrtausende dauernden Züchtung die Sarteneigenschaften „artenfest" d. h. kulturvererbbar und eine selbstverständliche Mitgift wurden. Die Sarten haben also eine Zeit der „Sartoidisierung" durchgemacht. Da die Städte Menschenzehrer sind und ihre Bewohner nur bei dauerndem Zustrom vom Lande sich halten können — ein Vorgang, der in

kleinen Städten recht langsam verläuft —, so stellt die Sartoidisierung einen chronischen Zustand vor. Es müssen Sarten mit altvererbtem und Sartoide mit neuerworbenem Sartcharakter nebeneinander wohnen. Vermischung wird aber an einer Vereinheitlichung des Charakters arbeiten. Übrigens geht die Sartoidisierung erstaunlich schnell vor sich. Schwer nur und sehr langsam erklimmt der Mensch den steilen Berg der Charakterhöhe, schnell, fast sich überschlagend, tritt der sartoide Verfall ein.

Wie dem auch sei, wenn der Sarte siegt, wenn er selbst der Unterdrücker wird, dann setzt bei ihm infolge der Abnahme des Kampfes ums Dasein, der ihn stark gemacht hat, ein Verfall der guten Eigenschaften ein, die er sich während der Zeit des auf ihm lastenden Druckes erwarb. Stark nehmen auch die sartischen Fähigkeiten ab, die ihm geistige Siege ermöglicht haben. Dafür bleiben aber und nehmen zu die unangenehmen Eigenschaften, die den Sartoiden auszeichnen. Der Sarte wird immer mittelmäßiger, dem Sartoiden ähnlicher, und so werden denn schließlich Sarten und Sartoide gleich, gehen ineinander über, sind nicht mehr voneinander zu unterscheidende Verfallsmenschen. Demgemäß ist der Ausdruck: Resartoidisierung für diese entsittlichende und degenerative Umwandlung des Sarten wohl am Platz.

Der Vorgang der Sartoidisierung und Resartoidisierung ist einer der wichtigsten, die den Verlauf der Geschicke der Völker bestimmen, und auch für die Beurteilung der Kulturhöhe ist er maßgebend. Das sollen folgende Erwägungen zeigen.

g) Der Gipfel der Kulturhöhe und der Sartoidisierungsvorgang

Zeigen die Sarten, solange sie unter schwerem Druck stehen, im Kreise der Ihrigen, ganz ausgezeichnete Charaktereigenschaften, so ist ihre Bedeutung für die Entwicklung der Kultur nicht minder hervorragend.

Meister im friedlichen Wettbewerb, haben sie in den Städten die Handwerkskultur auf eine erstaunliche Höhe gehoben. Diese wichtige Aufgabe haben sie aber nur dadurch erfüllen können, daß sie die teils einzeln und familienweise, teils als erobernde Völker einwandernden Primären Fundamentalcharaktere in die neue, höherstehende Kultur eingeführt und mit Hilfe des Vorganges der Sartoidisierung zu brauchbaren Mitgliedern der Handwerkskultur gemacht haben. Bei diesen sich immer und immer wiederholenden Vorgängen ist nun zweierlei eingetreten.

Einmal wurden die durch unbändigen Individualismus ausgezeichneten, an staats- und kulturerhaltenden Kardinaltugenden überreichen Primären Fundamentalcharaktere gebändigt. Man denke hier vor allem an das Gleichgewichtsgesetz. Was die Sarten an Charakter und Wirbelsäule zu wenig haben, besitzen jene im Übermaß. Die Sartoidisierung bewirkt zunächst den Ausgleich, d. h. die Herstellung des Gleichgewichtszustandes zwischen Intelligenz und Charakter und die Bändigung des Individualismus.

Sodann findet stets mehr oder weniger eine Vermischung zwischen Sarten und Nichtsarten statt. Dadurch kommt ebenfalls ein wichtiger Ausgleich zustande.

Die Umwandlung der einwandernden Nichtsarten ist dann besonders bedeutsam für die Kulturentwicklung, wenn sie mit einer Umwandlung des Naturmenschen in einen Kulturmenschen zusammenfällt. Ein solches Zusammentreffen ist überaus häufig gewesen und gerade im Orient nachweisbar. Nun wissen wir bereits, daß diese Periode der Umwandlung, in der geistig bedeutende Menschen die sinnliche Visionskraft des Naturmenschen noch besitzen und die begriffliche des Kulturmenschen bereits erworben haben, gerade eine Blütezeit der Künste ist. Gleichzeitig kann infolge der Verschmelzung der starken Eigenschaften des Primären Fundamentalcharakters mit der Klugheit und geistigen Schulung des Sarten die staatliche Entwicklung einen gewaltigen Aufschwung nehmen.

Sobald aber das Verstandesleben überwiegt, wenn das Gefühlsleben zurücktritt, erfolgt der Aufschwung der Wissenschaften und damit oft genug gleichzeitig ein wirtschaftlicher Aufstieg unter Anwachsen des Reichtums, des Luxus und der ganzen Lebensansprüche, die in dem stofflichen Kulturbesitz in Erscheinung treten. Die staatliche, wissenschaftliche und materielle Glanzzeit kann dann leicht den schweren sittlichen Verfall, der übrigens gleichzeitig mit einem Schwinden der physischen Willenskraft verbunden ist, verdecken. So kommt es denn, daß so mancher glänzende, mächtige, scheinbar unverwüstliche Staatsbau wegen innerer, sittlicher Fäulnis gewissermaßen über Nacht zusammengebrochen ist.

h) Epiphysen- und Verknöcherungsgebiet — Kraft- und Kulturherzen

Das Land ist ein Nährgebiet hinsichtlich der Erzeugung gesunder Menschen und jugendlich frischer Fundamentalcharaktere. Man könnte folgenden Vergleich anstellen.

Der Knochen wächst in der Weise, daß ein Streifen aus weichem, an Blutgefäßen reichen Zellen dauernd durch Zellteilung junges Gewebe liefert. Dieser Streif ist die Epiphyse. Die Knochenbildung erfolgt nun dadurch, daß die bei dem Nachwachsen fortgeschobenen Zellen unter Ablagerung von Kalksalzen verknöchern. Der Knochen wächst so lange als die Epiphyse arbeitet; ist sein Wachstum beendet, so hört die Neubildung auf, die Epiphyse selbst verknöchert schließlich.

Das Land ist die Epiphyse für die Staaten, für die Städte. Sie liefert Primäre Fundamentalcharaktere. In den Städten dagegen, diesen Zehrgebieten menschlicher Kraft, erfolgt die Sartoidisierung jener — ein Vorgang, den man auch unter Hinweis auf den Verknöcherungsprozeß, auf Verkalkungen der Gefäße, des Gehirns, die ein Ausdruck des Alterns sind, als „Charakterverkalkung" bezeichnen könnte.

Solange das Land körperlich und geistig gesunde Menschen hervorbringt, besitzen Staaten und Völker eine immer neue, kulturfähige Menschen erzeugende Quelle. Breitet sich aber die Sartoidisierung auch über dieses Kraftreservoir aus, so stagniert alles. Die Volkskraft verfällt, die Menschen werden infolge der fortschreitenden Sartoidisierung kulturunfähig, werden infolge des Schwindens des persönlichen Mutes, der Kriegsfähigkeit, der physischen Wil-

lenskraft bald eine Beute der jugendlicheren, kräftigeren, noch nicht senil-atrophischen Völker.

Stadtlandschaften und Epiphysenlandschaften ergänzen sich in der denkbar besten Weise. Demgemäß müßte es eine der wichtigsten Aufgaben der Staatsmänner sein, den Charakterhaushalt ihres Volkes zu überwachen, einen Gleichgewichtszustand zwischen Erzeugung und Verbrauch gesunder Menschen anzustreben und eine Verknöcherung der Epiphysen zu verhindern.

Epiphysenlandschaften sind alle Gebiete, in denen der Mensch als Bauer und Hirt, als Jäger und Fischer wohnt. Namentlich die Meeresküsten mit wetterfesten Seemännern sowie die Steppen mit abgehärteten Nomaden sind Epiphysen mit ausgezeichneter Charakterbildung.

Epiphysenlandschaften von weltgeschichtlicher Bedeutung sind für die Alte Welt gewisse Gegenden, aus denen in geschichtlichen Zeiten immer und immer wieder jugendfrische Völker, arm an Kultur, aber überreich an staats- und kulturerhaltenden Kardinaltugenden, herausquollen. Sie haben die Hauptkulturländer, die zu ihrer Zeit im Mittelpunkte standen, erobert, haben in Verbindung mit den Unterworfenen deren Kultur neubelebt und selbst stark erweitert. Diese völkergebärenden Gebiete waren die Salzsteppen und Wüsten Westasiens, die Salzsteppen und Wüsten Zentralasiens und das Baltische Festungsgebiet, d. h. die Länder rund um Dänemark. Kraftherzen könnte man diese geschichtsbestimmenden Epiphysenlandschaften nennen.

Die Kulturländer aber, in die die Völker sich ergossen, in denen sie neue Kulturen schufen oder alte erneuerten, waren einmal die Oasenländer Westasiens nebst Ägypten; sie waren die ersten „Kulturherzen". Später folgten die Mittelmeerländer, in denen das Imperium Romanum die Krone der Entwicklung darstellt. Dann verschob es sich nach Norden; West- und Mitteleuropa wurden das eigentliche Kulturherz, das Baltische Kraftherz in sich aufnehmend. Kulturherzen waren ferner Vorderindien und Ostasien.

Diese Gesichtspunkte werden geeignet sein, die Bedeutung Westasiens in das rechte Licht zu setzen und das Verständnis für die späteren Ausführungen zu erleichtern.

V. Abschnitt

Ethnologische Grundlagen des Problems

Es zeigt sich immer deutlicher, daß die Verhältnisse bei den Naturvölkern den Schlüssel für das Verständnis der Erscheinungen der Kulturvölker bilden. Uralte Einrichtungen und Vorstellungen bleiben erhalten oder setzen sich in abgeänderter Form fort. Oft geht der Sinn verloren, Wesen und Inhalt ändern sich, aber die äußere Form bleibt mehr oder weniger bestehen.

Winthuis' Forschungen über das Zweigeschlechterwesen werfen gerade auf diese alten Zusammenhänge ein wichtiges Licht. Allein bevor wir auf diese eingehen, wird es zweckmäßig sein, erst einmal die bisherigen Anschauungen kennen zu lernen. Dann wird es leicht sein, an der Hand der neuen Gesichtspunkte das Tatsachenmaterial umzudeuten.

A. Bisherige Darstellungen der sozial-religiösen Organisationen der Naturvölker

1. Soziale Organisationen

Die ursprünglichste Vereinigung von Menschen bestand wohl, wie heute noch bei den Affen, aus einer Horde, d. h. aus einer Anzahl von Menschen, die zum Teil in Familien zusammengeschlossen waren. Selbst der Gorilla lebt in Einehe. Freie Liebe, ein wildes, wahlloses Durcheinander hat als eine bestimmte Stufe in der gesellschaftlichen Entwicklung wohl niemals bestanden. Auch auf späteren Stufen kommen Horden, die aus nichtverwandten Familien und Einzelpersonen bestehen, keineswegs selten vor. Die in sich geschlossen organisierten Verbände sind jedenfalls folgende.

Der kleinste Verband ist die Familie, und zwar die Kleinfamilie, die aus Eltern und Kindern besteht. Indem verheiratete Kinder bei der Kleinfamilie verbleiben, entsteht ein größerer Verband, den man Großfamilie nennen könnte. Noch zahlreicher und verwickelter zusammengesetzt ist die Sippe, eine Gemeinschaft verwandter Familien, die indes wohl stets durch zugewanderte Fremde sowie Klienten, Hörige und Sklaven vermehrt wird.

Die Sippen zerfallen in zwei Abteilungen. In der matriarchalischen Sippe — Clan — herrscht weibliche Nachfolge, d. h. die Kinder gehören zur Sippe der Frau. Der Mann siedelt sogar oft zur Sippe der Frau über oder er bleibt bei seiner Sippe, lebt also von der Frau getrennt. Oder die Frau siedelt zur Sippe des Mannes über; trotzdem gehören ihre Kinder zu ihrer Sippe.

In der patriarchalischen Sippe — Gens — dagegen herrscht Vaterfolge, d. h. die Kinder gehören der Sippe des Vaters an.

Aus mehreren bis zahlreichen Sippen setzt sich der Stamm, aus Stämmen das mit gleicher Sprache versehene Volk zusammen.

Die Sippenorganisationen werden nun aber noch von einer ganzen Anzahl verschiedener anderer Organisationen durchkreuzt, z. B. Heirats- und Altersklassen.

2. Der Zauberglaube

In seiner Wehrlosigkeit, seiner Hilflosigkeit wäre der Mensch zugrunde gegangen, wenn er nicht zu folgender Auffassung gekommen wäre, die er nur infolge der uns fast unverständlichen sinnlichen Visionskraft, die mit hohem Wirklichkeitssinn vereint war, erwerben konnte.

Alle Gegenstände — selbst vom Menschen angefertigte, diese vielleicht sogar ganz besonders — besitzen eine ihnen innewohnende Kraft. „Seelenstoff" hat man sie genannt. Vielleicht ist das Wort „Zauberkraft" vorzuziehen.

Die Zauberkraft kann man leicht in der Wärme des Körpers erkennen, ferner in Giften, deren Genuß krank macht oder tötet, in Seuchen, die sich von Mensch zu Mensch, von Dorf zu Dorf übertragen. Das Wort Gift gibt in mancher Hinsicht das, was sich der Naturmensch unter Zauber vorstellt, am besten wieder.

Seinen Zauberstoff — das „Gift", die „Kraft" — kann ein Körper auf einen anderen übertragen, geradeso wie die Wärme. Solche Verbreitung der Zauberkraft findet auf folgende Weise statt:

Durch Berührung. Daher nimmt man die Leiche eines großen Mannes oder gutgesinnten Verwandten ins Haus, begräbt sie dort, trägt seine Sachen.

Deshalb befestigt man dessen Zauber — Amulette, Fetische — an seinem eigenen Körper.

Durch Aufessen. So wirken Gifte, das Herz des Feindes, das man ißt, der Liebestrank, der Zaubertrank beim Eid.

Durch Pantomimen. Der Zauberer stellt schauspielerisch z. B. die Qualen und den Tod des von ihm Verzauberten vor, und dieser erleidet alles in Wirklichkeit. Der Mandan-Indianer führt, in eine Büffelhaut gehüllt, Tänze auf, die die Bewegungen der Büffel nachahmen, um diese Tiere anzulocken. Im Tanz ahmen die Frauen der Kpelle in Liberia die Bewegungen des Wegausschlagens durch den Wald nach, um dem gleichzeitig durch den Wald schreitenden Großmeister des Porobundes den Weg zu ebnen. Man tanzt um eine Leiche, damit die bösen Geister gezwungen werden mitzutanzen und so von dem Toten fernbleiben.

Durch den Blick. Der Naturmensch kennt sehr wohl die Macht des Blickes. Mancher besitzt die Fähigkeit, durch den bloßen Blick Gehorsam und Achtung einzuflößen. Also überträgt man seine Kraft durch den Blick auf andere. Daher der Glaube an den Bösen Blick!

Durch Worte. Der Einfluß des gesprochenen Wortes ist noch leichter zu beobachten als der des Auges. Mit flammender Rede reißt man die Versammlung hin; Gesang kann ähnlich wirken. So entstehen Zaubersprüche, Zauberlieder.

Durch Denken. Bekannt ist die Erscheinung, daß zwei nebeneinander befindliche Menschen gleichzeitig denselben Gedanken haben. Der eine spricht die Gedanken des anderen aus. Auch soll es ja möglich sein, durch Gedankenübertragung, indem jemand mit großer Energie sich etwas Bestimmtes vorstellt, vor den Augen des Beeinflußten dasselbe Bild erscheinen zu lassen.

Durch bildliche Darstellungen. Man schnitzt, malt das, was man wünscht, und dann geschieht es.

Die Zauberkraft der verschiedenen Körper ist verschieden groß. Die stärkere kann den Zauber der schwächeren vernichten.

Manche Gegenstände, wie z. B. die Leopardenkrallen und -zähne oder anderer wehrhafter Tiere, ferner Adlerfedern, das Blut, das Sperma u. a. m., übertragen ohne weiteres ihre Kraft auf den Träger durch Berührung, aber im allgemeinen muß ein Zauberdoktor oder Schamane helfend einspringen. Damit hat es folgende Bewandtnis.

Zauberdoktoren sind Menschen, die infolge angeborener oder anerzogener Fähigkeiten es verstehen, über die Zauberkraft der Naturgegenstände aller Art — auch über Totengeister und Dämonen — Einfluß zu gewinnen, so daß sie deren Kraft beherrschen und sogar in bestimmte Gegenstände bannen können. Dabei darf man — mindestens auf niedrigerer Kulturstufe — nicht an irgendwelche unsichtbare Fluida, sondern man muß an greifbare Gegenstände denken, z. B. an höchst reales Gift, an Blut und andere körperliche Abfälle, an Stücke von Kleidern oder an sonstige Gebrauchsgegenstände eines Menschen oder auch an zwar an sich harmlose pflanzliche oder mineralische Gegenstände, deren Form aber eine gewisse Ähnlichkeit mit nützlichen oder schädlichen Gegenständen besitzt — Analogiezauber.

Diese natürlichen oder durch einen Schamanen geschaffenen Zauber — Amulette, Talismane, Fetische — haben nun eine ganz bestimmte, überaus wichtige Beschaffenheit. Sie dienen nämlich nicht etwa wie Geld oder Lebensmittel jedem rechtmäßigen oder unrechtmäßigen Besitzer, sondern sie haben etwa die Bedeutung von auf ein bestimmtes Grundstück eingetragenen Hypo-

theken oder von auf einen bestimmten Namen lautenden Wechseln oder Schuldscheinen. Wie Hypotheken und Schuldscheine sind also die „Zauber" übertragbar. Mit Wissen und Willen des Zauberers oder wohl auch des sonstigen Besitzers kann der Fetisch legal in den Besitz anderer übergehen, und damit wird er ein Schutzmittel für den neuen Besitzer. Der Zauber ist eben immer Eigentum einer bestimmten Person oder mehrerer, eines Einzelnen, einer Familie, einer Sippe, eines Stammes oder Volkes.

Die in dem Zauber steckende Kraft hat — ähnlich wie übertragene Wärme — keinen Bestand. Demnach muß man sie dann und wann erneuern. Das geschieht durch Opfer. Diese Opfer bestehen in Speisen und namentlich in Blut. Sie werden dem Zauber zu „essen" gegeben, d. h. in ihn hineingerieben. Manche Fetische sind recht anspruchsvoll, verlangen z. B. Menschenblut, so der Fetisch des „Leopardenordens" in Westafrika.

Die Stärke der verschiedenen Zauber ist ganz verschieden. Sie kämpfen gewissermaßen miteinander, und deshalb sucht man den eigenen Zauber möglichst zu schützen, indem man ihn verborgen hält, seinen Inhalt nicht verrät und seine Kräfte rechtzeitig durch Opferspeise erneuert. Letztere dient obendrein dazu, den Zauber bei guter Laune zu halten. Die Auffassung des Naturmenschen zeigt sich z. B. so recht beim Orakelfragen. Der Fetisch wird nicht etwa nach der Zukunft, nach den ihm bekannten kommenden Ereignissen befragt, nein, man will ihn überreden zu helfen. Er soll sagen, ob er zur Hilfe bereit ist oder nicht. Fällt also ein Orakel ablehnend aus, so werden immer neue Opfer dargebracht, bis er endlich günstig gestimmt ist und seine Beihilfe verspricht.

Wir sahen, daß die Zauberer über die Zauberkräfte anderer Lebewesen, Gegenstände und Naturereignisse Gewalt gewinnen können. Sie erreichen solche Macht durch mancherlei Hilfsmittel, die sie in Ekstase versetzen und sogar Ohnmacht und Selbsthypnose erzeugen. Dazu gehören wilde Tänze, Alkoholrausch, Tabaksrausch, der Weihrauch und namentlich die Enthaltsamkeit von allen möglichen Dingen, z. B. vom Essen, Trinken, Geschlechtsverkehr, aber auch gerade sexuelle Orgien, ferner Selbstquälereien mit Kasteien oder gar körperlichen Verstümmelungen. Im Zustand der Verzückung, der Krämpfe, der Ohnmacht steht man mit den Geistern in Verbindung, besitzt man deren Kräfte. Man fängt sie sogar ein — z. B. die Traumgeister — und macht sie sich untertänig. Man hat es in diesen Zuständen, wie auch im Wachzustand, namentlich mit den Geistern der Verstorbenen zu tun.

Die Arten der Zauber sind verschieden. Hauptsächlich sind es vier Klassen, die Nutz-, Abwehr-, Schaden- und Berufszauber.

Die Nutzzauber haben sehr verschiedene Aufgaben. Einmal sollen sie das Vermögen vermehren, den Unternehmungen Glück bringen, sollen Verborgenes kundtun, sollen gewünschte Gegenstände, Tiere, Pflanzen herbeischaffen, und namentlich sind es Fruchtbarkeitszauber, die sich auf Nutztiere, Nutzpflanzen, Regen und sonstige die Fruchtbarkeit, die Vermehrung, das Wachstum fördernde Ereignisse beziehen.

Die Abwehrzauber sollen gegen fremden feindlichen Zauber schützen, diesen unschädlich machen, z. B. den bösen Blick, Gespenster usw. abhalten.

Der Schadenzauber ist aggressiv. Man will Feinde krank machen, am Vermögen schädigen, töten. Am geeignetsten sind für diesen Zweck irgendwelche Körperabfälle des Betreffenden: Exkremente, Haare, Nägel, Speichel, aber auch Gebrauchsgegenstände, die durch die Berührung mit dem Körper dessen Zauberkraft aufgenommen haben. Sogar der Sand, den der nackte Fuß

berührt hat, hat die Zauberkraft des Gängers erhalten. Durch mancherlei Maßnahmen, wie Einbinden, Abschnüren, Verbrennen, Vergiften des mit persönlicher Zauberkraft erfüllten Haares u. a. m., werden Gesundheit und Leben der Feinde bedroht.

Der Zauberdoktor ist nun aber auf der Hut und versteht es, durch andere Maßnahmen den bösen Zauber unschädlich zu machen und ihn unter Beschwörungen und Berührungen mit dem Munde zu entfernen. Er saugt alle möglichen Gegenstände, die den eingedrungenen feindlichen Zauber vorstellen, aus Wunden, Gliedmaßen u. a. m. heraus. Schadenzauber sind meist verboten und ihr Gebrauch wird mit dem Tode bestraft — wie einst bei uns Hexen und Hexenmeister verbrannt wurden.

Die Berufszauber, die jeden einzelnen Beruf wie dem der Jäger, Fischer, Bauern, Kaufleute, Weber und anderer Handwerker eigen sind, umfassen vermutlich alle Arten von Zauber: Nutz-, Abwehr- und vielleicht auch Schadenzauber. Letztere kommen vor allem für Krieger in Betracht.

3. Der Seelenglaube

Der Gegensatz zwischen Leben und Tod hat zu der Annahme eines besonderen Etwas, das das Leben bedingt, Veranlassung gegeben. Wir sind gewohnt, von der Seele zu sprechen, die beim Sterben dem Körper entflieht und wollen dieses Wort auch dem Naturmenschen in den Mund legen, wenn dieser auch von diesem „Etwas" andere Vorstellungen haben mag. Er kennt mehrere Seelen, die Lebensseele, die Seele des Zauberstoffs, die Traumseele. Erstere ist die wichtigste, die „eigentliche" Seele.

Diese Lebensseele kann nach dem Tode in Tiere, Pflanzen, Steine eingehen, wie umgekehrt der Mensch von diesem seine Lebensseele erhält. Der Glaube an Seelenwanderung ist uralt. Bereits der australische Jäger hat ihn und hofft nach dem Tode in besonders brünstige Tiere einzugehen. Auch der Gedanke, daß das Los der Seelen immer günstiger wird und schließlich eine Vereinigung mit dem Weltenschöpfer oder dem Obertotem stattfindet, ist schon auf niedrigster Kulturstufe da.

4. Der Totenkult — Ahnenkult

Mit dem Seelenglauben ist nicht nur der Animismus, sondern auch der Ahnenkult aufs engste verbunden. Ihn wollen wir zunächst einmal kurz betrachten.

Bei allen Naturvölkern ist der Glaube an das Weiterleben der Gestorbenen verbreitet und hat die Kulturentwicklung der Menschheit in hohem Maße beeinflußt. Daß die Toten genau so wie alle anderen Gegenstände belebt sind, daß sie sprechen, fühlen, handeln, haben wir bereits gesehen. Im einzelnen ist die Vorstellung über ihr Wirken bei den verschiedenen Völkern verschieden. Hier sind sie alle böse Gespenster, die namentlich nachts herumstreifen und Unheil stiften, dort zerfallen sie in gute und böse Geister. Die Anwesenheit ersterer im Haus, im Dorf, im Stammesgebiet bringt Segen, wirkt als schützender Zauber. Deshalb werden die Leichen, namentlich von Oberhäuptlingen und anderen einflußreichen, angesehenen Männern, einbalsamiert, geräuchert oder sonst präpariert und im Hause oder im Dorfe begraben. Daher wohl die Sitte in Ägypten, Mumien herzustellen und auf das sorgfältigste in Pyramiden, d. h. künstlichen Höhlen, zu verbergen.

Bei manchen Völkern streifen die Gespenster dauernd umher, bei anderen nur während einer gewissen Zeit, die bis zum Erreichen des Totenlandes verstreichen muß. Auch kommen wohl nur die guten Menschen nach dem Tode zur Ruhe, während die der bösen „umhergehen".

Mit den Gespenstern, d. h. Totengeistern, sind gewöhnlich auch die unheilbringenden Dämonen verwandt. Zum Teil sind diese wohl durch Fremde eingeführt worden. In solchem Fall fehlt dem ansässigen Naturmenschen die Verbindung zu den Toten jener, und so entsteht vielleicht der Glaube an Gespenster, die keine Beziehungen zu den eigenen Ahnen besitzen.

Es gibt auch Geister, die gleichsam eine Zusammenfassung der gesamten Ahnen sind — die einen Kollektivtypus vorstellen. In solchem Fall wohnt diese Einheit der Gesamttoten gewöhnlich an einer bestimmten Stelle, in einem Baum, in einem Berg. Kolonien von Tieren — z. B. von Webervögeln oder Reihern — werden zuweilen als die Ahnen selbst aufgefaßt.

Der Totenkult besteht darin, daß man den Toten Opfer darbringt. Die einfachste Form dieser Opfer ist die, daß man für sie Essen kocht und die Speise auf die Gräber stellt. Höher entwickelt sind die Brandopfer, die im Verbrennen von Früchten, Fleisch, Fett, Blut auf einem Altar bestehen, der selbst mit Blut bestrichen wird. Die Düfte, das über den Altar laufende Fett und Blut sind die Speise des Toten. Schließlich hat man Weihgaben, die den Geistern dargebracht, aber nicht geopfert werden, z. B. Ziegenböcke, Stiere, Hühner von bestimmter Farbe. Zum Teil liegt hier wohl ein ableitendes Verfahren vor, d. h. die Geister sollen sich den Tieren zuwenden und die Menschen zufrieden lassen. Die Sitte, einen Widder als Sündenbock mit den Sünden gewisser Menschen oder des Stammes in die Wüste, in die Wildnis zu jagen, gehört auch hierher.

Man unterscheidet Einzel-, Familien-, Sippen- und Stammesopfer. Einzelne Personen und Familien kochen Opferspeise für die eigenen Toten. Die Sippenopfer sind an die Gesamttoten der Sippe gerichtet und bestehen auch aus Speiseopfern. Dagegen gelten die Stammesopfer für den ganzen Stamm und haben den Charakter von Sühneopfern, von Freikaufopfern. Es sind wohl meist Blutopfer und Brandopfer. Wer der Empfänger, der Unheildroher ist, wird nicht gesagt. Gerade durch diese Eigentümlichkeit gewinnen manche Stadtopfer (und Stammesopfer, die der Oberhäuptling veranstaltet) fast den Charakter eines Zaubers. Die eigentlichen, wenn auch vielleicht dem Bewußtsein unbekannt gewordenen Empfänger mancher dieser Opfer sind zweifellos die an dem Ort weilenden, früheren Generationen angehörenden Toten. Das berichtet z. B. Westermann von den Kpelle in Liberia. Westermann sagt: Gott ist theoretische, Zauberei und Totenkult sind praktische Religion. Ferner weist er darauf hin, daß letztere eine Folge der Not des Lebens und des Kampfes ums Dasein, die Gottesvorstellung dagegen ein Ergebnis des Nachdenkens und Betrachtens ist.

5. Altersklassen, Jugendweihen, Männerbünde

Überaus wichtig ist die Einrichtung der Altersklassen, die sich, weil sie sich auf den Geselligkeitstrieb der Männer aufbauen, bis in die Gegenwart nicht nur erhalten haben, sondern unter dem Einfluß der Fabriken gerade heutzutage als familienzerstörende Kräfte unheilvoll in Erscheinung treten. Ursprünglich waren es religiöse Vorstellungen, die eine feste Organisation nach Altersklassen ermöglichten.

Der Hauptsache nach kommt folgende feste, man könnte sagen, gesetzmäßige Gliederung zustande: 1. die unreifen Knaben, 2. die geschlechtsreifen Jünglinge, die gleichzeitig die Krieger sind, 3. die Verheirateten, die im allgemeinen nicht mehr in den Krieg ziehen. Manchmal bilden 4. die alten Leute noch eine feste Gruppe, gewöhnlich heben sie sich aber lediglich durch ihre Erfahrung und das Ansehen, das sie genießen, von den jüngeren Familienvätern ab.

Der religiöse Charakter dieser Organisation kommt in der Einrichtung der Pubertätsweihen zum Ausdruck. Die Entwicklung zur Geschlechtsreife ist der gegebene Moment, den Gegensatz zwischen Knabenzeit und Manneszeit zu erfassen. Religiöse und praktische Gesichtspunkte wirken dabei zusammen. Religiös ist die enge Verbindung mit dem Totenkult, nämlich die Vorstellung, daß die Geweihten während der Prüfungszeit Tote sind, die nachts als Gespenster herumschweifen und allerhand Unfug verüben, die von den Maskenträgern — d. h. den Toten — geführt und schließlich mit der Beendigung der Weihen neugeboren werden. Während dieser Prüfungszeit — und hier setzt der praktische Gesichtspunkt ein — sollen sie zu brauchbaren Staatsbürgern erzogen werden. Doch davon später mehr!

Gleichgültig, ob religiös oder praktisch gedacht, sämtliche Vorschriften sind göttlichen Ursprungs, von irgendeinem Gott befohlen worden. Solange der Stamm — das Volk — diese Gesetze achtet, bleibt er erhalten — anderenfalls geht er zugrunde.

Eine große Rolle spielt während der Jugendweihen das Schwirrholz, eine Peitsche, an deren Schnurende ein dünnes lanzettlich gestaltetes Brett befestigt ist. Mit diesem Instrument erzeugt man brummende Töne. Frauen dürfen es nicht sehen und werden über den Ursprung der Geräusche im unklaren gehalten. Das Surren und Brummen gilt für die Stimme des Gottes, der die Weihen eingerichtet hat. Das Schwirrholz ist der Gott selbst — seine Seele, seine Zauberkraft steckt in ihm.

Zu den Vorschriften, die religiösen Ursprungs sind, gehört die Beschneidung. Sie findet ganz überwiegend während der Pubertätsweihen statt und hat dann eine doppelte Bedeutung. Einmal ist sie ein Fruchtbarkeitszauber, der reichliche Nachkommenschaft sichert, und ferner ist sie eine den Mannesmut erprobende, schmerzhafte Operation. Die Beschneidung kann sich in die weit schlimmere Hypospadie, d. h. Aufschlitzung der Urethra auf der Unterseite des Gliedes verwandeln.

Die Frauen machen bei vielen Völkern ebenfalls eine Pubertätsweihe durch, die mit einer Beschneidung der Klitoris verbunden sein kann. Auch die jungen Mädchen sind während der Weihen Tote und werden aufs neue geboren.

Die „Schulen" finden im Busch statt, meist in nicht gar zu weiter Entfernung vom Dorf, und zwar wohnt man allgemein in Laubhütten oder Grashütten. Auch trägt man einen Hüftschurz aus Gras, auch wohl aus Gras geflochtene Schnüre.

Die „Schulen" im Busch haben nun, wie das oben ausgeführt worden ist, auch einen praktischen Hintergrund. Sie sind nämlich durchaus Lehrkurse, in denen die jungen Männer zu Kriegern und brauchbaren Staatsbürgern, die Mädchen aber zu Hausfrauen erzogen werden. Bei der Erziehung der Männer werden oft genug furchtbare Martern und Abhärtungsmethoden angewandt und der Körper mit gewaltigen Schnitten entstellt. Kälte und Hitze, Hunger

und Durst müssen sie obendrein ertragen lernen, und dazu kommt das Einweihen in die religiösen Mysterien des Totenkultes mit allen ihren Schrecken, bei denen Masken, Götterbilder, Dämonen eine große Rolle spielen. So mancher geht zugrunde, der schwächlich ist. Wenn sich jemand als ungläubig erweist, wenn er etwa während des Erscheinens der Dämonen lacht, wird er erbarmungslos, um ein Exempel zu statuieren, getötet. Die Gottheit hat ihn „gegessen".

Dazu kommt ein Unterricht in sozial-politischer Hinsicht, ein Unterricht in der „Staatsbürgerkunde", eine Einführung in die Mysterien des Geschlechtslebens und in die guten Sitten á la Knigge. Die Mädchen aber werden als Ehefrauen ausgebildet und lernen oft genug auch mancherlei Schliche im Hintergehen der Männer. Das Erlernen häuslicher Kunstfertigkeiten spielt auch eine Rolle.

Unter dem Zwang religiöser, von Gottheiten selbst gegebener Vorschriften wird eine eiserne Sippen- und Stammesdisziplin durchgeführt und unbedingter Gehorsam gegen die heiligen Vorschriften erzwungen. Erzwungen wird auch ein ganz bestimmtes Verhalten innerhalb der Sippe. Man muß sich nämlich der denkbar größten Liebenswürdigkeit, Nachsicht, Höflichkeit gegen seine Umgebung befleißigen. Man muß sich gegenseitig bedingungslos unterstützen und nach außen hin eine geschlossene Phalanx bilden. Jeder Verrat ist Todsünde.

Es entspricht völlig dem Gesetz von der Harmonie der Gegensätze, wenn die Sippen- und Stammesmitglieder, die sich dauernd in der Gewalt haben und in höchstem Maße Selbstbeherrschung üben müssen, nach außen hin mit um so größerer Leidenschaft ihren Gefühlen die Zügel schießen lassen. Innerhalb der Sippe fromme Lämmer, außerhalb reißende Wölfe. Innerhalb Milde, Herzensgüte, außerhalb Blutgier und Grausamkeit. Zuweilen versagen aber auch innerhalb der Sippe die Hemmungszentra, und ein leidenschaftlicher Ausbruch von Haß, sogar vielleicht mit Totschlag, kommt zum Durchbruch.

Die jungen Leute, die die Jugendweihen überstanden haben, schließen sich ganz besonders eng aneinander, bilden innerhalb der Klasse der Krieger Einheiten für das Leben. Diese Kriegerklasse lebt meist für sich, von den Familien getrennt, und zwar in einem besonderen Hause, dem Männerhause. Dort wohnt, arbeitet und schläft man, dort finden gemeinsame Mahlzeiten und Zechgelage statt, dort ist auch die Stätte des religiösen Kultes, dort bewahrt man häufig die Masken, Sippen- und Stammesfetische auf.

Männerhaus wie auch Altersklassenorganisation machen mancherlei Wandlungen durch. Bald wohnen dort nur die jungen Krieger unter Führung eines Kriegshäuptlings, bald alle Männer, auch die verheirateten. Bald sind Frauen von ihm ausgeschlossen, und die Feste der freien Liebe, deren Ausübung mit den unverheirateten Mädchen ganz allgemein an die Altersklassenorganisation geknüpft ist, finden außerhalb des Männerhauses statt, bald aber auch in diesem. Im Laufe der Zeit hat sich aber aus dem Männerhaus und der Altersklassenorganisation eine ganze Fülle der verschiedensten Einrichtungen entwickelt, bis in unsere Zeit hinein: Tempel und Kirchen, Kasernen und Kommershäuser der Studentenverbindungen, Tanzhäuser und Ratshäuser in Dörfern und Städten und manches andere mehr.

Totenkult, Altersklassen mit Männerbünden und Männerhäusern sind so uralte und in den Bedürfnissen der Menschen so tief wurzelnde Einrichtungen, daß sie fast unsterblich zu sein scheinen.

6. Totemismus

Sodann ist der Totemismus zu nennen. Jeder Mensch hat einen bestimmten Schutzgeist, der über ihm schwebt, der „hinter ihm sitzt". Mit diesem Totem ist sein Leben aufs engste verknüpft. Im allgemeinen ist der Totemismus mit den Sippen, deren Mitglieder alle dasselbe Totem besitzen, und mit den Heiratsklassen verbunden, so daß oft genug die verschiedenen Begriffe durcheinander gehen.

Das Totem ist meist ein Tier, aber auch eine Pflanze, ein Stein, ja selbst eine Naturerscheinung. Alle Totemgenossen stammen von ihrem Totem ab. Deshalb dürfen sich Mitglieder desselben Totems nicht heiraten. Da nun unter Umständen gar nicht miteinander verwandte Sippen dasselbe Totem haben, greifen die Heiratsverbote nicht selten weit über die Verwandtschaft hinaus. Das Totem vererbt sich von dem Vater auf den Sohn, von der Mutter auf die Tochter. Dadurch werden die Verhältnisse noch viel verwickelter, zumal auch mancherlei Speiseverbote hinzukommen. Das Totem schützt nicht nur, es straft auch jeden, der die Totemgesetze verletzt. Krankheiten, selbst Tod sind die Folge des Frevels.

Häufig nimmt man an, daß jeder Mensch sein persönliches Totem besitzt, also seinen Elefanten, seinen Leoparden, seinen Baum oder Stein. Geht sein Totem zugrunde, so stirbt der Totembesitzer. Die auch in deutschen Märchen vorkommenden Lebensbäume sind Totems. Schutzgeister — Genien, Schutzengel — entstammen wohl dem Kreise der Totemvorstellungen, wie auch die Wappen der Adelsgeschlechter ursprünglich zauberstarke Schutzabzeichen waren. Fetische und Totems sind eben Geschwister.

Dem Totem werden Opfer dargebracht; auch füttert man wohl heilige Totemtiere, pflanzt Totembäume.

Mit dem Totemismus hängt auch die Vorstellung von der Seelenwanderung zusammen. Die Seele der Toten fährt in das Totemtier usw. Auch ist der Glaube nicht selten, daß man sich in das Totemtier verwandeln könne. Als Totemtiere dürfen übrigens auch Mann und Frau, die demselben Totem angehören, geschlechtlich miteinander verkehren, wie es ja auch die Totemtiere untereinander tun.

Ganz eigenartig sind folgende Vorstellungen. Man kann mit übermächtigen Totemkräften einen Vertrag schließen. Das Totem stellt ganz bestimmte Bedingungen, verlangt z. B. Opfer, namentlich Menschenopfer, gewöhnlich aus der Zahl der Familienglieder — Kinder, Frau u. a. m. Man opfert jährlich „eine Frucht seines Leibes". Dafür verspricht das Totem Reichtum, Ansehen und langes Leben. Die ursprünglichen Menschenopfer fallen später fort, statt dessen gestattet man dem Totem, sich diese oder jene Personen selbst zu holen. Sterben sie wirklich, so hat das Totem sie eben geholt.

B. Religion und soziale Organisationen im Lichte des Zweigeschlechterglaubens

Was ein Naturmensch ist, wissen wir bereits. Die Vereinigung von erstaunlicher sinnlicher Visionskraft und brutalem Wirklichkeitssinn unterscheiden ihn von dem Kulturmenschen, den eine nicht weniger erstaunliche begriffliche Visionskraft für die Tatsachen blind macht, der gleichzeitig aber über die Tatsachenwelt genau orientiert ist.

Diese Vereinigung von sinnlicher Visionskraft mit brutalem Wirklichkeitssinn und schärfster Beobachtungsgabe erklärt die Denkweise des Naturmenschen. Nur dann, wenn man die Welt mit den Augen des Naturmenschen ansieht, kann man seine Kultur, seine sozialen Organisationen und religiösen Vorstellungen verstehen; der Schreibtischgelehrte, und mag er noch so genial sein, **muß** auf Irrwege geraten.

Mehrere Vorstellungsformen greifen ineinander, bilden eine geschlossene Einheit, gleichsam einen kunstvoll, aus mehreren Strähnen geflochtenen Zopf. Will man dessen inneren Bau verstehen, muß man ihn erst in seine einzelnen Bestandteile zerlegen. Zunächst versteht man die einzelnen Faktoren nicht; nimmt man sie aber gläubig hin, so entwickelt sich allmählich vor uns ein lebendiges Bild, und schließlich entsteht ein mit schier überwältigender Phantasie, Beobachtungsgabe und Denkkraft erbautes Gebäude — die Weltanschauung des „Wilden" — des uns so tief stehend, so verächtlich, roh und unentwickelt erscheinenden Wilden.

Es ist das Verdienst von Pater Winthuis in seinem Buch über das Zweigeschlechterwesen auf der Grundlage der primitiven Denkart einen tiefen Einblick in das Seelenleben des Naturmenschen getan zu haben.

1. Das Denken des Naturmenschen

Animismus. Die Grundlage für das Verständnis des Naturmenschen, für sein Denken und Fühlen ist das animistische Denken. Es wurzelt tief in der sinnlichen Visionskraft.

Der Naturmensch erblickt in allen Gegenständen in der Natur, in Tieren, Pflanzen, Steinen, in Sonne, Mond, Gestirnen, in Wind und Quellen, in Regen und Gewitter u. a. m. lebende Wesen, die geradeso wie er selbst sich bewegen, essen, sprechen, denken, fühlen. Das ist für ihn durchaus selbstverständlich. Ja noch mehr, für ihn sind sogar die Leichen keineswegs „tot"; auch sie leben genau so wie die scheinbar leblosen Steine. Für ihn gibt es, wie Westermann ausführt, nichts Übernatürliches. Ihm ist alles natürlich, alles selbstverständlich.

Wir empfinden es als Unsinn, wenn der Naturmensch einem Stein, einer Heuschrecke, einer Banane freundlich zuredet, wenn er einen toten Leoparden durch ein Opfer versöhnen will. Dem Naturmenschen erscheint solche Handlungsweise aber durchaus vernünftig; denn alle Gegenbilde leben.

Eine Höhle im Gestein, ein Loch in der Erde, der aus dem Baum quellende Milchsaft — er bewegt sich ja sogar! — alle sind lebende Wesen. Selbst die von ihm angefertigten Kulturgeräte leben.

Das Verhältnis von Mensch und Naturgegenständen. Der Mensch lebt, alle Naturgegenstände leben — also sind der Mensch und Naturgegenstände dasselbe. Dasselbe Leben, das im Menschen steckt, sitzt in den Naturgegenständen. Mensch und alle Naturgegenstände — namentlich die Tiere, die, wie er, laufen, schreien, klettern, schlafen, sich begatten, „Kinder" zeugen — sind wesensgleich; es besteht kein grundsätzlicher Unterschied zwischen ihnen. Die sinnliche Visionskraft hilft über alle Schwierigkeiten hinweg und dazu kommt, von dieser abhängig, eine andere Erscheinung.

Identifizierung von Form und Wesen. Der Kulturmensch hält sich an das innere Wesen, das von Verwandtschaft, Entwicklung, gemeinsamem Ursprung anhängt. Für uns sind die Straußvögel der Form nach einander ähnlich, nicht aber nach Verwandtschaft — also gehören sie nicht zusammen. Ganz anders denkt der Naturmensch. Er kennt nur Analogieschlüsse, die sich auf Formenähnlichkeit gründen. Ein pfeilförmiges Blatt und ein Pfeil sind identisch — dem Wesen nach identisch, d. h. das pfeilförmige Blatt wirkt, „handelt" wie ein Pfeil. Der Milchsaft der Gummibäume ist dasselbe wie die Milch der Frauenbrust, der elastische Gummi gleicht obendrein der Frauenbrust, also beide sind dasselbe. Der Finger, der Arm, das Bein ähnelt dem männlichen Glied, also sind alle dasselbe.

Tatsachen — nie Symbole. Der Naturmensch als der brutale Tatsachen- und Wirklichkeitsmensch begnügt sich aber nicht mit dem Vergleichen und Identifizieren des Wesens, für ihn gibt es nur Tatsachen, niemals Symbole. Hat das Blatt die Form einer Pfeilspitze, dann ist es eine Pfeilspitze. Finger, Arm, Bein sind das männliche Glied, die Milch des Gummibaums ist Frauenmilch, der Kautschuk ist die Frauenbrust und umgekehrt. Die Sonne ist ein Gott auf einem Wagen mit Pferden usw. Also, man darf niemals an Symbole denken, immer nur an eine völlige Gleichheit, an rücksichtslose Tatsächlichkeit, geradeso wie bei unseren Kindern. Das Steckenpferd ist ein wirkliches Pferd, die aus Bauklötzen gebaute Bahn ist eine richtige pfeifende, fauchende, ratternde, qualmende Eisenbahn. Kind und Naturmensch denken gleich.

Das Teildenken. Bei der völligen Gleichsetzung zweier der Form nach ähnlichen Gegenstände — z. B. Kautschukmilch = Frauenmilch — bleibt nun der Naturmensch nicht stehen. Seine enorme sinnliche Visionskraft erblickt in dem Teil sofort das große Ganze. Statt der Frauenmilch sieht er die Frau, statt des Gliedes den Mann. Damit wird für ihn aber auch die Milch des Gummibaumes, der Kautschukball, der Kautschukbaum zur Frau, d. h. Milch, Kautschuk, Gummibaum sind eine Frau. Das pfeilförmige Blatt ist ein ganzer Pfeil und — ein schießender Mann. Alles Gerade, alles Lineare, alles Vorspringende ist das männliche Glied und ein Mann.

Für uns ist es nicht leicht, uns in solche Denkweise zu versetzen, aber bei den Kindern beobachten wir dasselbe — ein Bauklotz wird zum Haus, ein Helm macht das Kind zum uniformierten Soldaten, ein Bleisoldat wird zur Armee.

Kollektivdenken. Ist der Teil eines Gegenstandes der ganze Gegenstand, so ist umgekehrt der ganze Gegenstand gleich einem Teil. Das einzelne Sippenmitglied ist die Sippe, die Sippe aber ist das einzelne Mitglied. Für das Verbrechen eines Sippenmitgliedes ist die ganze Sippe haftbar. Aber das Umgekehrte gilt ebenfalls. Alle Mitglieder einer Sippe sind eine Einheit. Der Naturmensch denkt nicht als Individuum, er denkt als soziale Einheit. Das Kollektivdenken ist ein soziales Denken. Also um die Sünde eines einzelnen zu rächen, ist jedes Glied der in Frage kommenden sozialen Einheit verantwortlich. Man tötet ein beliebiges Mitglied, und die Buße ist getan. Die Blutrache ist also der Ausfluß des Kollektiv-

denkens. Dieses Kollektivdenken schwindet übrigens spät. In unserer Kulturentwicklung begann das Individualdenken erst während der Renaissance und siegte erst mit der Auflösung der festen Sippenorganisation. Unter dem Einfluß der Fabriken und des Sozialismus ist es in unseren Tagen aufs neue geboren worden und entwickelt sich weiter.

Die Bildersprache. Die Sprache des Naturmenschen ist ein Kind seiner sinnlichen Visionskraft und der scharfen Beobachtungsgabe. Er sieht beim Sprechen die Natur seiner Umgebung vor sich, und seine Worte lehnen sich an das an, was er im Geiste schaut. Seine Darstellung baut sich auf seinen täglichen Erfahrungen auf. Auf solchem Boden erwuchs die Bildersprache, die aus Vergleichen besteht und die dem Nichteingeweihten einfach unverständlich ist. Ein „großer Baum" ist ein berühmter Mann. Das „große Auge", die „erste Bethelnuß" ist ein Reicher. Mäuse, Läuse, Feueranbläser sind die Verwandten, denn mit jenen allen lebt man zusammen.

„Der N. N. hat mir gesagt, er wolle die beiden alleinstehenden Pandanusbäume auch noch fällen", sagte ein Gunantuna-Mann (Gazellehalbinsel). Er wollte damit sagen: der N. N. hat meine Verwandten alle umgebracht, jetzt will er auch noch mich und meinen Bruder — die letzten Überlebenden — töten. Daß der Pandanusbaum gewöhnlich allein oder höchstens zu zweien steht, erklärt die Wahl des Bildes.

Will man also die Sprache der Naturvölker, ihre Lieder usw. verstehen, muß man nicht nur die Vokabeln lernen, sondern auch deren übertragene Bedeutung kennen.

Gebärden, Zeichen- und Kunstsprache. Das gesprochene Wort wird aufs wirksamste durch eine Zeichen- und Gebärdensprache unterstützt. Reste dieser haben sich zum Teil bei uns bis in die Gegenwart gehalten, und zwar in genau derselben Form wie bei den heutigen Naturvölkern. Aber auch die Kunst — sowohl Malerei wie Schnitzerei — dient als Bildersprache. Und zwar konnte sie es werden, weil Form, Wesen, Gegenstand gleich sind, und weil ein Teil das Ganze bedeutet. Man braucht also nicht ganze Figuren zu zeichnen; aus einem oder einigen Strichen bestehende Zeichen genügen vollkommen.

Das Sexualdenken des Naturmenschen. Nichts beherrscht das Seelenleben des Naturmenschen mehr als das Mysterium des Geschlechtslebens und die Gewalt des Geschlechtstriebes. Der Kulturmensch, der auf der Höhe idealen Denkens und Empfindens steht, kann sich kaum eine Vorstellung von der Allgewalt des sexuellen Triebes jener Menschen machen. Erst der moralisch und nervös dekadente Kulturmensch unterliegt aufs neue derselben Macht. Die Übereinstimmung zwischen den Äußerungen primitiven Naturempfindens und senil-pathologischer Empfindungen sind auf vielen Gebieten überraschend, so z. B. hinsichtlich des Mystizismus, des Spiritismus, des Übergewichtes des Gefühlslebens. So gewaltig wirken auf den Naturmenschen der Geschlechtstrieb und die sich an ihn anschließenden mystischen Vorstellungen, daß sie seine ganze Weltanschauung beherrschen. Der Geschlechtsakt wird zur heiligen Handlung. Kinder werden vom fünften, vierten, sogar dritten Jahre ab (!) von den Eltern dazu angehalten, sich zu üben,

und die Eltern führen ihnen sogar den Akt vor!!! Schon allein diese Tatsache, die ein so erfahrener Mann wie Winthuis festgestellt hat, gewährt einen tiefen Einblick in das Problem. Denn es sind heilige Handlungen, zu denen die Eltern selbst die Kinder anhalten.

2. Die Zweigeschlechterreligion

Begriff. Nunmehr kommen wir zu der in ihrer Art großartigen Weltanschauung des Naturmenschen, die Winthuis in seinem Buche enthüllt. Die Grundlage bildet wohl die Beobachtung, daß bei Mensch und Tier neues Leben nur durch den Geschlechtsverkehr entsteht; dieser ist Vorbedingung. Sobald den Naturmenschen diese Überzeugung beherrscht, muß die Beobachtung, daß die Tiere nicht gleich ihm das ganze Jahr hindurch, sondern nur zu bestimmten Zeiten, während der Brunstzeit, den Akt ausüben, stutzig machen. Ihm, dessen Seelenleben so gänzlich von dem Geschlechtsempfinden beherrscht wird, muß es ganz unmöglich erscheinen, daß die ihm doch wesensgleichen Tiere ohne Befriedigung des stärksten Triebes leben können.

Dazu kommt nun aber noch eine andere Beobachtung. Die Pflanzen zeigen keine Begattung und doch pflanzen sie sich fort, bringen aus sich selbst Samen und neue Pflanzen hervor. Der Naturmensch folgert daraus — das trifft zum Teil ja auch zu —, daß die Pflanzen zweigeschlechtig sind. Der Gedanke liegt nahe, daß auch die Tiere zweigeschlechtig sind und in der Zeit außerhalb der Brunst gewissermaßen intern kohabitieren.[1] Sind aber Tiere und Pflanzen zweigeschlechtig, so ist es die ihnen wesensgleiche anorganische Welt auch.

Ohne Geschlechtsverkehr kein neues Leben, ohne Geschlechtsverkehr keine Krafterzeugung, keine Zauberkraft, kein Zauberstoff, kein „Seelenstoff". Nun sieht der Mensch, wie sehr er dem Tier an Stärke, Schnelligkeit, Wehrhaftigkeit unterlegen ist, sollte das etwa mit der Zweigeschlechtigkeit zusammenhängen?

Solcher Art mögen die Gedankengänge gewesen sein, die den Naturmenschen im Zusammenhang mit allgemeinen Schöpfungsgedanken zu der Aufstellung eines Religionssystems führten, das sich bei den kulturärmsten Völkern noch heute findet, an sich aber bereits hoch entwickelt sein mag, d. h. im Anfang war die Lehre noch weit einfacher.

Der Allvater. Es ist längst erkannt worden, daß bei vielen Völkern — und zwar gerade bei den primitivsten — über der ganzen animistisch beseelten Natur und dem Toten- und Dämonenreich ein Weltenschöpfer thront, der der Gott der Liebe, der Güte, des Wohlwollens ist. Er hat sich aber in den Himmel zurückgezogen und zwar aus Abscheu vor den Schlechtigkeiten der Welt. Er wird wohl mit Recht als das Himmelsgewölbe angesehen. Er spendet Regen und Sonnenschein, er hat die Welt, die Menschen und ihre Kultur geschaffen. Im Laufe der Religionsentwicklung ist er aber ganz in den Hintergrund getreten.

[1] Diese Gedanken hat Winthuis nicht geäußert; sie kamen mir beim Lesen seiner Darstellungen.

Knüpfen wir an das oben Gesagte an, so muß der Naturmensch annehmen, daß die Zweigeschlechtigkeit eine ganz gewaltige Überlegenheit bedinge. Ist sie doch die Quelle der Kraft — der Zauberkraft. Der Weltenschöpfer hat also als Zweigeschlechterwesen die Welt, den Menschen, die Tiere geschaffen. Der Allvater ist zweigeschlechtig, seine Geschöpfe sind es auch — nur nicht der Mensch. Aber einst war auch der Mensch zweigeschlechtig; er entstand als Zweigeschlechterwesen. Da er aber als solcher nicht bewegungsfähig war, hat der Weltenschöpfer ihn geteilt, und so entstanden Mann und Frau. Der Mensch — ohne Zweigeschlechtigkeit kraftlos, wehrlos, ohne Zauberstärke — sehnt sich aber nach der Zweigeschlechtigkeit zurück, und die ganze Religion des Naturmenschen ist nach Winthuis der Ausdruck dieser Sehnsucht nach Zweigeschlechtigkeit unter Wiedervereinigung mit dem Weltenschöpfer, von dem er stammt, dessen Seele seine Seele ist.

Die Abstammung der Seele des Menschen von dem Weltenschöpfer kommt in dem Glauben der Semang (Malakka) deutlich zum Ausdruck. Der Weltengott sendet die Seelen mit zwei bestimmten Vogelarten zur Erde herab, bezw. die Seelenvögel sind die Seelen der Menschen. Diese Seelenvögel sind zweigeschlechtig und befruchten die Frau, nachdem durch den Geschlechtsakt die Empfängnis vorbereitet ist. Die Frau muß den von ihrem Mann getöteten Seelenvogel essen und so die Seele in sich aufnehmen.

Auf dieser einfachsten Stufe bleibt der Glaube nicht stehen. Der Mensch hält es für notwendig, die Wiedererlangung der Zweigeschlechtigkeit durch Kulthandlungen zu beschleunigen.

Die Kulthandlungen und Kultorganisationen. Winthuis macht in seinem Buch den Versuch, die Entwicklung der Zweigeschlechterreligion zu bringen. In Anbetracht der Unsicherheit solchen Versuches sollen hier ohne jede Rücksicht auf die Entwicklungsgeschichte die einzelnen Kulthandlungen aufgeführt werden. Um diese zu verstehen, muß man an den Zauberglauben denken, an den Fruchtbarkeitszauber, an den Pantomimenzauber, an die Ernährung der Fetische durch Opfer usw. Namentlich die Vorstellungen vom Fruchtbarkeitszauber beherrschen die Kulthandlungen.

Man will in erster Linie durch bestimmte Kulthandlungen den Weltenschöpfer bezw. seine Vertreter und Vermittler veranlassen, Seelen für die Menschen, d. h. die eigene Sippe, die Heiratsklasse zu erzeugen durch innerliche Kohabitation als Zweigeschlechterwesen. Diese so erzeugten Seelen wandern auf diese oder jene Weise in den Leib der Frau ein, nachdem diese durch den Geschlechtsakt vorbereitet, ihr Leib gewissermaßen geöffnet, empfängnisfähig gemacht worden ist.

Der Kohabitationskult.[1] Aus solchen Anschauungen ergibt sich von selbst die Vorstellung von der religiösen Heiligkeit des Geschlechtsaktes. Der Geschlechtsakt wirkt als Pantomimenzauber, und so versteht man es, daß bei den Gunantuna die Kinder im Alter von fünf, vier und drei Jahren (!) bereits dazu angeleitet werden. Dieser Kohabitationskult gewinnt

[1] Winthuis hat diesen Begriff nicht aufgestellt, er folgt aber zwangsläufig aus seinen Darstellungen.

in dem überwiegend geschlechtlich eingestellten Denken, in der Bildersprache, in den Gesängen und Tänzen, in dem Schmuck, in der Kunst mit Schnitzereien und Malereien Ausdruck. Wie der Buddhist seine Gebetmühlen von Wind und Wasser drehen läßt, damit der Spruch Omani padme hum sooft wie möglich herumgedreht wird, so dient im Leben des Naturmenschen alles dem hohen und heren Gedanken, durch den Kohabitationskult und die Zaubermaßnahmen das Totem zur Erzeugung von Seelen für Sippe, Stamm, Heiratsklasse anzuregen.

Aber nicht nur Seelen für die Menschen werden erzeugt, sondern auf die ganze Natur wird ein Fruchtbarkeitszauber ergossen, so daß Tiere, Weide gedeihen, reichlich Regen fällt u. a. m.

In Tausenden von Abwandlungen wird mit immer neuen Darstellungen, Tänzen, Gesängen, Kunsterzeugnissen dieser eine leitende Gedanke zum Ausdruck gebracht. Wie wird das erreicht? Form ist gleich Wesen, der Teil ist gleich dem Ganzen! Diese Vorstellungsweise führt den Naturmenschen dazu, in allem und jedem die Genitalorgane des Mannes bezw. des Weibes sowie den Geschlechtsakt zu sehen. Alle runden, ovalen, gewölbten (Venusberg!), ringförmigen Gegenstände, ferner alle Löcher und Vertiefungen, aber auch Hohlräume, Hüllen, Decken sind die Vulva, also z. B. Augen, Nasen- und Ohrlöcher, Mund, Anus, Kopf, Rücken, gewölbte Felsplatte, Boot, Armring, Wasserloch, Grasmantel der Maskenträger u. a. m. Alle diese Dinge sind aber nicht nur die Vulva, sie sind gleichzeitig = Frau, genau so wie der Milchsaft der Bäume, der Kautschuk, der Kautschukbaum. Die Erde ist stets weiblich, der Himmel mit Regen dagegen männlich, ebenso alle geraden, vorspringenden, spitzen Gegenstände, also Nase, Zunge, Arme, Beine, Finger, Lanze, Pfeil, Tragstock, Grabstock, Stirnband, jeder gemalte oder eingeschnitzte Strich, der Schwanz der Tiere — alles, alles ist das Membrum virile, und dieses bedeutet den Mann. Umgekehrt ist der Mann selbst einfach das Membrum.

Jede Berührung, Vereinigung der wie männliches und weibliches Organ aussehenden Dinge ist Kohabitation — richtige wirkliche Kohabitation, die das seelenspendende, zweigeschlechtige Totem zur inneren Kohabitation anregt. Ein Stock in einem Wasserloch, ein in den Boden gesteckter Speer, um den Männer im Kreise (= Vulva) tanzen, der Mann unter einer Maske mit Grashülle, ein Grasschurz um die Lenden, ein Stäbchen aus Knochen oder Holz in der Nasenscheidewand, im Nasenflügel, im Ohr, in der Lippe, der Ring auf Finger, Arm, Bein, Zehe, die Grashülse oder der kleine Kürbis auf dem Penis — alles ist gleich Kohabitation. Man macht sich durch Besitz solcher Dinge selbst zum dauernd kohabitierenden Zweigeschlechterwesen und gewinnt damit dessen Zauberkräfte. Die Amulette, Talismane, Fetische sind zauberkräftige, dauernd kohabitierende Zweigeschlechterwesen.

Das Blut ist männlich = Sperma, desgleichen die langen Federn des Vogels und das lange Haar des Menschen und der Tiere. Weiblich dagegen sind die gekräuselten Daunen, das wellige Kraushaar. Blut und Daunen zusammen sind gleich Kohabitation. Mit Blut klebt man sich die Daunen auf den Körper vor dem Tanz, der gleichfalls der Akt ist.

Blut und Rötel bzw. Rotholz sind gleich, weil die Farbe gleich ist. Also Rötel und Rotholzpulver = Blut = Sperma = Mann.

Das weiße Fett hat Ähnlichkeit mit dem beim Akt sich oft reichlich absondernden Vaginalschleim. Also Fett = Vaginalschleim = Frau. Die Mischung von Fett und Rötel ist also Mann + Frau = Kohabitation. Das Sicheinreiben damit ist Kohabitation. Der mit der Rötel-Fett-Salbe eingeriebene Fetisch — ein Zweigeschlechterwesen — wird durch die Einreibung zur inneren Kohabitation angeregt und damit zauberkräftig. Durch den Akt erzeugt man Zauberkraft! Jeder Fetisch ist Zweigeschlechterwesen. Der mit Rötelsalbe oder Rotholzsalbe eingeriebene Mensch, seine damit eingeriebenen Kleidungs- und Schmuckstücke sind zweigeschlechtig, zauberkräftig — Fetischsalbe!

Auch die Lieder beschreiben in unendlichen Varianten den Akt und wirken daher zauberkräftig — der Mann im Boot, der Tierschwanz auf der Felsplatte, das Speeren des Emu (weiblich), das Herumsitzen der Männer um ein Wasserloch — alles, alles ist einfach = Kohabitation! Eine geschnitzte Figur mit langer Nase, deren Ende mit einer Hülle versehen ist, ist zauberkräftige Kohabitation, desgleichen die Feder im Kraushaar u. a. m.

Die aufgemalten und eingeschnittenen Zeichen sind zauberkräftig. Zum Beispiel bei dem Daka — Liebeszauber der Gunantunafrauen — malt sich eine Frau im Gesicht horizontale Striche, die vom Ohr zum Auge gerichtet sind, das ist ein Kohabitationszauber: Strich = Membrum = Mann; Auge = Vulva. Wer ist nun aber der Mann? Der Zauber gibt ihn zu erkennen. Derjenige Mann, der die Frau auch nur leicht mit den Kleidern berührt, muß dem Zauber folgen und den Kultakt mit ihr ausüben.

Die Männer haben den Malivazauber. Der Mann bemalt sich mit Gegenständen, bezw. er nimmt Tanzgegenstände an sich, die die Vulva sind. Wer ist die Frau, die der Zauber für ihn bestimmt, mit anderen Worten, wessen Vulva hat der Mann an sich? Diese Frau wird gefunden durch Herumwerfen von Juckpulver beim Tanzen. Die getroffene Frau muß mit ihm den Kultakt ausüben. Dabei handelt es sich, hier wie beim Dakazauber, um Verheiratete — in diesem Fall ist der Kultakt aber kein Ehebruch, und anstandslos sind die beiderseitigen unbeteiligten Ehegatten einverstanden.

Diese Beispiele werden genügen, die Heiligkeit des Kohabitationskultes zu zeigen.[1]

Die Jugendweihen. Die bei den Jugendweihen stattfindenden Zeremonien erhalten durch Winthuis eine wesentliche Umdeutung hinsichtlich der Ideen. Die jungen Leute sollen durch gewisse Maßnahmen in zauberkräftige Zweigeschlechterwesen umgewandelt werden. Über diese Umwandlung werden sie in den Buschschulen unterrichtet, und diese Lehre von der Umwandlung ist das große Geheimnis der Weihen. Die Gottheit erscheint dann selbst in der Stimme des Schwirrholzes. Letzteres ist die Gottheit selbst und wie diese zweigeschlechtig. Diese Gottheit ist auch zuweilen als

[1] Der Naturmensch ist gleichzeitig Mystiker und krasser Wirklichkeitsmensch. Der Kohabitationskult vereinigt in recht annehmbarer Form Frömmigkeit und Vergnügen.

Lehmfigur in der Nähe des Platzes aufgestellt. Sie verschlingt die Weihlinge, tötet sie, macht sie dann aber wieder lebendig. Zweigeschlechtig werden sie aufs neue geboren. Gleichzeitig wird aber diese Umwandlung in ein Weib-Mann auch durch gewisse Operationen gekennzeichnet. Es werden z. B. lange Schnitte, die über den ganzen Körper gehen (= Membrum), es werden Kreise und Spiralen (= Vulva) eingeschnitten, es wird ein Zahn ausgeschlagen oder die Schneidezähne gefeilt (Junge = Membrum in der Zahnlücke = Vagina). Es wird die Urethra aufgeschlitzt — Hypospadie —, so daß der Urin wie bei der Frau ausfließt. Die Öffnung ist die Vagina, der Knabe ist Weib-Mann geworden. Die Glans in dem Präputium ist Membrum in vagina: die Beschneidung entfernt den weiblichen Teil, schafft aber dafür in der Wunde einen neuen — Ringwunde = Vulva — und gleichzeitig fließt das Blut (Sperma) aus. Die abgeschnittene Vorhaut ist die Vulva, das Blut des Sperma, also ist die Operation ein Kohabitationsakt, ein Fruchtbarkeitszauber, wie ja gleichzeitig der Kohabitationskult Fruchtbarkeit erzeugen soll.

Die Masken sind Zweigeschlechterwesen — der Mann (= Membrum) in der Hülle (= Vagina); gleichzeitig sind die Neugeborenen zweigeschlechtige Weihlinge.

Nach der Umwandlung der Knaben in Zweigeschlechterwesen, in Weib-Männer, muß nun auch der Beweis für die Weibnatur der Neugeborenen geführt werden. Daher der Päderastiekult, den die alten Leute mit den „Neugeborenen" treiben. Im Denken des Naturmenschen handelt es sich aber gar nicht um widernatürliche Päderastie, sondern um einen ganz normalen Geschlechtsakt.

Es ist interessant zu sehen, wie die scheinbaren „Obszönitäten" der „Wilden" in Wirklichkeit heilige, von sittlichem Ernst getragene Kulthandlungen sind — d. h. solange nicht Verfall eintritt; dann freilich sinkt die Kulthandlung zur Obszönität herab.

Die Heiratsklassen. Die Naturmenschen haben eine große natürliche Scheu vor Blutschande mit Verwandten. Nach einigen Überlieferungen, die auch in Sagen Ausdruck finden, habe der ungeregelte Geschlechtsverkehr zu großen Mißständen geführt. Daher habe die Gottheit die Teilung der Stämme in zwei Heiratsklassen anbefohlen. Innerhalb der einzelnen Heiratsklasse dürfe man nicht heiraten. Jede Heiratsklasse hat ein Obertotem. Dieses ist für die eine Klasse die Sonne. Die Sonne ist ein Mann mit zwei Membra und mit zwei Frauen; mit beiden kohabitiert er dauernd, daher die Glut der Sonne! Diese Gottheit ist Weib-Mann und demgemäß sind auch die Mitglieder seiner Heiratsklasse alle weibmännlich. Die Gottheit der anderen Klasse ist der Mond. Dieser ist ein Mann-Weib. Während des Neumondes erfolgt die Kohabitation und dann die Geburt der Mondsichel. Die weibmännliche Heiratsklasse ist durch die weiße, die mannweibliche durch die schwarze Farbe gekennzeichnet. So erklärt sich das Heiratsverbot. Die Mitglieder der weibmännlichen Klassen sind ja alle Männer, die der anderen alle Weiber. Diese Überzeugung geht so weit, daß die Männer der mannweiblichen Heiratsklasse zum Teil mit

Frau X. angeredet werden können! Ein Geschlechtsverkehr zwischen zwei Mitgliedern derselben Klasse wäre also widernatürliche Unzucht!

Die ganze Natur — alle Tiere, Pflanzen, Gestirne usw. — sind in eine weibmännliche und in eine mannweibliche Klasse gesondert. Alle sind zweigeschlechtig.

Der Tjurungakult. Die Teilung der Stämme in Heiratsklassen, an deren Spitze je ein Obertotem steht, hat zu einer weiteren Komplikation geführt. Das Obertotem ist es ursprünglich, das die Seelen der Menschen durch interne Kohabitation erzeugt. Bei den meisten australischen Stämmen ist nun diese Aufgabe einem Vermittler übertragen worden — der Tjurunga, dem persönlichen Totem.

Jeder Mensch besitzt eine Tjurunga, die aus Holz oder Stein besteht und eine ovale Platte ist. Mit dieser Form — Vereinigung von Platte und Linie im Querschnitt — wird die Zweigeschlechtigkeit ausgedrückt. Zweigeschlechtig ist die Tjurunga. Sie ist der Leib des Totemtieres oder sonstigen Totemgegenstandes und gleichzeitig das Obertotem = Gottheit, und hat dem Menschen, dem sie gehört, die Seele geliefert. Damit ist aber auch gesagt, daß der Mensch = Tjurunga (Totem) = Obertotem ist; denn Gottes Seele steckt im Menschen. Die Gleichheit der Seele ist aber das Entscheidende der Verschiedenheit des Körpers Nebensache. Deshalb ist z. B. der einem Jaguartotem Angehörende selbst Jaguar.

Die Tjurunga hat die Aufgabe, durch interne Kohabitation Seelen für die Heiratsklasse, aber auch sonst Fruchtbarkeit, Segen, Glück hervorzubringen. Zur Erzeugung der Seelen wird sie angeregt durch den Kohabitationsakt der Menschen und durch das Einreiben mit Rötelfett (= Weib-Mann), wahrscheinlich auch mit Sperma. Dieses Einreiben ist auch ein Akt. Dieser Kult ist also nur eine Abart des Kohabitationskultes.

Die Tjurunga werden in Höhlen (= Uterus) aufbewahrt und vor der Welt, namentlich vor den Frauen, geheimgehalten. Eine Frau, die auch nur zufällig eine Tjurunga sieht, wird getötet. Das Leben des Menschen ist an die Tjurunga geknüpft. Zerstörung dieser bedingt den Tod des Besitzers der Tjurunga. Diese ist also das persönliche Totem, der persönliche Schutzgeist, der früher erwähnt wurde.

Brandopfer und Verbrennung. Auf nachfolgende Überlegungen hat Winthuis nicht hingewiesen, sie liegen aber nahe, zumal er selbst wiederholt betont, daß im Denken des Naturmenschen die Flamme der Geschlechtsakt ist.

Längst bekannt ist es, daß die Hölzer, die zum Feueranmachen dienen, als Mann und Weib bezeichnet werden. Der harte männliche Holzstab bohrt sich in den weichen weiblichen ein und erzeugt so durch Kohabitation die Flamme. Nach dem Denken des Naturmenschen entsteht also das Feuer durch Kohabitation der beiden Hölzer. Verstärkt wird die zauberkräftige Wirkung der Zauberflamme durch Verbrennen von Blut und Fett (= Sperma + Vaginalschleim). Nach dem Denken des Naturmenschen ist die Flamme die Gottheit selbst, die durch den Kohabitationsakt, der in dem Verbrennen von Blut und Fett zum Ausdruck kommt, zu zauberkräftigem internem

Kohabitieren angeregt wird, oder ganz allgemein ausgedrückt: durch das Brandopfer wird die Gottheit zu einer dem Menschen nützlichen, als Folge der internen Kohabitation entstehenden Kraftentfaltung veranlaßt.

VI. Abschnitt

Geheimbünde

1. Allgemeine Gesichtspunkte

Überall und zu allen Zeiten sind unter dem Einfluß von politischen, religiösen und wirtschaftlichen Unterdrückungen und unterstützt von dem Geselligkeitstrieb der Männer geheime Gesellschaften entstanden. Z. B. eine Minorität, die ihre Herrschaft sichern will, organisiert einen Geheimbund. Auch ideales Streben und der Wunsch, seine Ideen durchzusetzen, führen zu solcher Bildung. Aber auch an Zahl geringe, an Willenskraft, Mut und Entschlossenheit dem Durchschnitt überlegene Menschen können sich zusammenschließen, und zwar spielt in solchem Fall das Rechtsgefühl oft genug eine Rolle. Bald nimmt sich solch ein Bund in Zeiten politischer Unsicherheit und bürgerlicher Rechtlosigkeit der Unterdrückten an, z. B. gegen Tyrannen, gegen Fäulnis und Bestechlichkeit des Richterstandes und der Fürsten, bald setzt er sich umgekehrt aus Verbrechern und Räubern zusammen, denen aber neben wilder Grausamkeit und brutaler Gesinnung ausgesprochene Züge von Edelmut und Stolz, Kameradschafts- und Gerechtigkeitsgefühl nicht selten eigen sind — Camorra! Dazu kommen religiöse Geheimbünde, die einer bestimmten Gottheit, einem bestimmten Kult geweiht sind und nicht nur im verborgenen einen ihnen allein bekannten Gottesdienst ausüben, sondern auch nicht selten weltliche, z. B. politische Ziele verfolgen. Besondere Geheimsprachen werden häufig benutzt.

Auch auf sozialer Grundlage bilden sich Geheimbünde. Es sind die Extreme, die sich gewöhnlich zusammenschließen, einmal die Armen, das Proletariat, und ferner gerade die Reichen, die durch ihre exponierte Vorzugsstellung zu einem Zusammenschluß mit gegenseitiger Rückversicherung getrieben werden. Sogar der Gegensatz zwischen Männern und Frauen, Freien und Sklaven kann dieselbe Wirkung ausüben.

Das Geheimnis ist die Schutzmauer der Schwachen, und so mancher Geheimbund ist hinter dieser Schutzmauer zu einer alles vernichtenden Macht erstarkt.

Alle Geheimbünde haben dieselben Grundlagen des Aufbaues — es sind nämlich Orden. Alle haben einmal ganz bestimmte, unter Umständen göttliche Vorschriften, alle dulden keine Erörterungen irgendwelcher Art über ihre Gesetze. Alle verlangen absolute Schweigepflicht, und wer diese bricht, wird getötet. Meist werden bestimmte und zwar recht hohe Anforderungen an die Novizen gestellt, namentlich an Mut, Geistesgegenwart und Entschlossenheit, an Hingabe bezüglich gegenseitiger Unterstüt-

zung, an Aufopferungsfähigkeit und zuweilen auch an weitgehendste Gewissenlosigkeit. Demgemäß ist die Zahl der Teilnehmer im Verhältnis zur Volksmasse stets gering, der tatsächliche Einfluß, die Herrschaft dieser kleinen, ehrgeizigen, überaus herrschsüchtigen, willensstarken und ihr Leben wagenden Gruppe über die Masse aber groß, zuweilen sogar vollständig entscheidend.

Das Geheimnis bringt es mit sich, daß alle Geheimbündler, sobald die Frage auf ihren Bund kommt, nicht nur schweigen, sondern leugnen, heucheln, lügen müssen. Geradeso wie man mit einem Hochstapler, der ja ein überaus gewandter, gebildeter, geistvoller, interessanter Mann sein mag, über alles reden kann, nur nicht über seine Hochstaplernatur, so ist es unmöglich, mit einem Geheimbündler über seine Bundesgeheimnisse zu sprechen. Ja, es ist gefährlich, zuweilen einfach eine tödliche Herausforderung, auch nur den Namen des Geheimbundes zu nennen. Diese Empfindlichkeit ist ein überaus wichtiges Kennzeichen für das Vorhandensein eines Geheimnisses.

Immer gewöhnt, sich zu verstellen, sind die Geheimbündler ausgezeichnete Schauspieler, immer lauernd, immer auf der Hut. Es fehlt ihnen das Sichgehenlassen, die Harmlosigkeit und Unbefangenheit einer offenen ehrlichen Natur. Diese Charakterbildung hängt mit der Mondnatur des Geheimbundes zusammen. Jeder Geheimbund muß Mondnatur besitzen. Denn unmöglich können die Geheimnisse, Beratungen und Maßnahmen des Bundes allen anderen verborgen bleiben. Stets merken andere, daß irgend etwas los ist. Auch müssen ja getroffene Schutz- oder Angriffsmaßnahmen irgendwie in der Öffentlichkeit in Erscheinung treten. Demgemäß ist das Erfinden exoterischer Decknamen und Erklärungen für öffentliche Veranstaltungen notwendig, um den esoterischen Kern, den eigentlichen Zweck, zu verbergen. Dabei braucht der Zweck keineswegs in den Augen der menschlichen Gesellschaft, des Staates feindlich und strafbar zu sein; im Gegenteil, er kann praktisch harmlos und ethisch hochstehend sein. Das gilt z. B. für die Harmlosen unter den Logen, also wohl für die deutschen Logen.

In solcher, durch Mondnatur bedingten Charakterbildung liegen große Stärken, aber auch große Schwächen. Vor allem schwebt jeder Geheimbund in Gefahr, trotz aller Schweigepflichten, aller Morde, allem Terror doch schließlich entlarvt zu werden. Ist das Geheimnis enthüllt, so ist auch der Weg zu seiner Bekämpfung gewiesen.

Mit Sicherheit geht der Geheimbund zugrunde, sobald er siegt, alles beherrscht und unterdrückt. Dann schwindet jenes ideale Ziel, das ursprünglich jedem Geheimbund zugrunde liegt — ob es gut oder böse ist, bleibt sich gleich. Dann setzen ganz schlimme, sittliche Verfallserscheinungen ein. Es schwindet die Stärke und Geschlossenheit des Willens, es schwindet der unbedingte Gehorsam, es schwinden feste Organisation und Selbstlosigkeit. Dafür führen Egoismus, Herrschsucht, Habsucht zu inneren Fehden, und damit wird der Zusammenbruch herbeigeführt. Ohne innere Notwendigkeit, ohne Druck von außen, ohne moralische Gesundheit im In-

nern — auch das Verbrechertum hat seinen auf Uneigennützigkeit, Treue und Ehrgefühl beruhenden moralischen Halt — kann sich kein Orden, kein Geheimbund halten. Hier herrscht unerbittlich das Gesetz vom Kampf ums Dasein und der Auswahl der Geeignetsten: Sieg — konkurrenzloser Sieg — bedeutet Untergang.

Doch wenden wir uns nun den Geheimbünden der verschiedenen Kulturstufen zu.

2. Geheimbünde der Naturvölker

Geheimbünde sind weit verbreitet, am meisten wohl bei den seßhaften Völkern mit Fischfang oder Pflanzbau. Überall bauen sie sich auf religiöser Grundlage auf. Der Totenkult mit Maskentänzen, das Schwirrholz, das die Stimme des Geheimbundgeistes oder Fetisches vorstellt, die Jugendweihen, deren Leiter die Führer des Bundes sein mögen, sie alle spielen innerhalb der Geheimbünde eine große Rolle. Auch die Feierlichkeiten, die sich als wichtige Fruchtbarkeitszauber an Aussaat und Ernte, die sich an den Opferkult für den Stammesfetisch und an Kriegs- und Friedensbräuche anschließen, liegen oft in der Hand eines Geheimbundes. Auch die Jugendweihen mit den Vorstellungen von Tod und Wiedergeburt spielen oft in den Geheimbünden eine große Rolle.

Wir wissen bereits, daß das Hauptgeheimnis, das behütet werden soll, das Geheimnis des Zweigeschlechtigwerdens der Männer ist — vor allem die Frauen dürfen nichts erfahren —, allein es kommen daneben noch mancherlei Nebenerscheinungen zur Geltung, die im Leben des Stammes eine große Rolle spielen, nach außen hin sogar allein zur Geltung kommen.

Die soziale Basis bilden entweder die Männerbünde mit dem Kriegshäuptling und den Kriegern, oder die alten Leute, d. h. die Sippenhäupter, oder die Schamanen allein. Der Gegensatz zwischen den Männerbünden als geselligen Vereinigungen und den unter dem Einfluß der Frau stehenden Familien ist oft entscheidend. Hier erblicken die Bünde ihre Aufgabe darin, die Frauen, Kinder, Sklaven und etwaige nicht eingeweihte Freie zu unterdrücken, dort dagegen schwingen die Alten, die gleichzeitig Sippenhäupter und Zauberpriester sind, oder letztere allein, das Zepter. Anderswo, so vielerorts in Afrika, hat der Stammeshäuptling die Herrschaft des Bundes an sich gerissen, und in seinem Dienst, gleichsam als seine Schutztruppe, stehen die jungen Krieger, während die Familien und Sippen in den Hintergrund gedrängt sind. Sogar Frauenbünde kommen vor, die aber meist keinen großen Einfluß und keine so feste Organisation besitzen.

Verfallserscheinungen sind überaus häufig und äußern sich in sittlicher Verwilderung, Terror, Rechtsbeugung und in einer Strafjustiz, die lediglich parteipolitisch eingestellt ist. Auch Vereinigung von Männern und Frauen zu einem Bund kommt vor, so im Jevhebund in Dahomey-Togo.

Unter dem Einfluß des europäischen Handels hat sich in Calabar sogar ein plutokratischer Geheimbund gebildet, der die reichen Händler zu schützen bestimmt ist und sich an Vorbilder von anderen religiösen Geheimbünden derselben Gegend anschließt.

Meist haben diese Geheimbünde eine geringe Lebensdauer, aber in dem Gebiet zwischen Gambia und Kap Palmas besteht seit mindestens 300 Jahren

der Porobund, der unter anderem auch deshalb so interessant ist, weil er sich über mehrere Völker ausdehnt und als „internationales" Band eine große politische Bedeutung besitzt. Er vermittelt zwischen den Staaten und hat besonders in Kriegs- und Friedensfragen die Verhandlungen zu führen.

Heutzutage sind die Geheimbünde in Westafrika die Seele in dem kulturellen Verzweiflungskampf der Neger gegen Islam und Christentum, der das Land erschüttert.

Die religiösen und rein ethisch-philosophischen Geheimbünde können in sittlich-kulturell gesunden Zeiten blühen, verwandeln sich aber in Verfallszeiten in ganz schlimme, unsittliche, egoistische Ziele verfolgende Bünde., Soziale und politische Geheimbünde sind wohl stets ein Zeichen kulturpathologischer Zeiten — sittlicher und wirtschaftlicher Fäulnis. Sittlich verfallende religiös-ethische Bünde schließen sich solchen kulturpathologischen Bünden an, verwandeln sich in sie, und dann wird als exoterischer Deckmantel das religiös-sittliche Programm mit besonderer Schärfe betont, während der egoistische unsittliche Zweck sorgfältig verborgen wird. Kulturpathologische Zeiten waren stets Zeiten gesellschaftsfeindlicher Geheimbünde, sind demnach in Verfallszeiten eine Selbstverständlichkeit.

Wie steht es nun mit der Frage der Abhängigkeit der Geheimbünde von der Natur des Landes? Faßt man die Verbreitung der Geheimbünde ins Auge, stellt man fest, wo sie in erster Linie zu finden sind und am üppigsten wuchern, so sind vor allem Westafrika, Melanesien und Polynesien zu nennen. Dort haben sich einmal die ursprünglichen Eingeborenenkulturen am besten erhalten und vor allem: es sind alles Urwaldländer. Ohne weiteres leuchtet ein, daß sich die Waldländer für Geheimbündelei am besten eignen. Nicht etwa weil das Düster des Waldes düstere Gemüter erzeugt — solche Gedanken sind tatsächlich geäußert worden —, sondern weil man sich dort am besten verstecken kann. Nur wenige hundert Meter von dem Dorf, in dem Teßmann wohnte, hatten die Fang weit über lebensgroße Lehmgestalten an dem Festplatz, wo die Jugendweihen stattfanden, aufgestellt, und erst nach Jahren, nachdem Teßmann das Vertrauen der Leute gewonnen hatte, zeigte man ihm dieses Heiligtum; er selbst hätte den Platz nie gefunden.

Wenn man auch im Wald sich gut verstecken und demnach gut Geheimbündelei treiben kann, so ist damit doch nicht gesagt, daß jene in allen Waldländern vorkommt. So fehlt sie z. B. den Feuerländern und den Pygmäen und anderen Urwaldjägern wohl ganz. Warum? Geheimbünde sind nur bei einer größeren Anzahl von Menschen möglich. Wo die ganze Ansiedlung, der ganze Verband nur aus einigen Menschen besteht, wo jeder den anderen im Auge hat, wo nicht eine Minorität einer Majorität gegenübersteht, da gibt es auch keinen Geheimbund.

In offenen Steppen kann man sich weniger leicht verbergen. Dort treten daher Geheimbünde zurück, und wo sie vorkommen, umschließt das Männerhaus oder auch ein besonderer abgeschlossener Dorfteil das Geheimnis. Letzteres ist z. B. bei dem Jehvebund in Dahomey der Fall. Bereits im Urwald wird das Männerhaus oder die Wohnung der Zauberpriester der Sitz des Geheimnisses, in den offenen Landschaften erst recht.

3. Geheimbünde der Kulturvölker

Bereits auf der Kulturstufe des Pflanzbaues treten deutlich drei Entwicklungsrichtungen, die aus dem Totenkult mit Altersklassen und Jugendweihen, Männerbünden und Männerhäusern hervorgehen, in Erscheinung.

a) In dem einen Fall übernehmen die jungen Krieger mit dem Kriegshäuptling an der Spitze die Leitung des religiösen und des politischen Lebens. In diesem Falle sind es die Altersklassen und Männerbünde, die ausschlaggebend werden.

b) Die Sippenhäupter, die gleichzeitig gewöhnlich die Zauberdoktoren, in jedem Fall aber die Priester der Sippe sind, bilden eine herrschende Kaste und bestimmen das religiöse und politische Leben.

c) Der Stammeshäuptling oder Volkskönig ist das politische Oberhaupt, zuweilen auch das religiöse. Meist tritt aber eine Vereinigung der Organisation von b) und c) ein, d. h. neben dem politischen Oberhaupt, dem König, hat eine Priesterkaste die Leitung des religiösen Kultes in der Hand und übt damit oft genug den entscheidenden Einfluß aus, d. h. sie regiert in Wirklichkeit das Volk.

Bei den Kulturvölkern des Altertums und bis in die Gegenwart hinein kann man diese drei Entwicklungsrichtungen verfolgen. Man erkennt leicht, daß der Totenkult auf animistischer Grundlage, daß die Jugendweihen mit den Gedanken an Tod und Wiedergeburt, an Aussaat und Ernte sowie mit Martern, Kasteiungen, harten Entbehrungen unter Hunger und Durst überall den Ausgangspunkt für die höheren Religionen gebildet haben. Auch das ist wichtig, daß im Mittelpunkt eines jeden Kultes ein bestimmter Fetisch steht. Dieser wird später ein Götterbild, eine symbolische Gottheit, eine religiöse oder selbst nur sittliche Vorstellung. Interessant ist es nun zu sehen, daß in diesem Kampf zwischen religiösen Einrichtungen der Männerbünde und der Priestervereinigungen letztere, entsprechend der Umwandlung des Totenkultes in einen Götterkult, durchweg den Sieg davontragen. Allein erstere bleiben in mancherlei Formen lange erhalten und sind, von dem religiösen Boden losgelöst, z. T. heute noch nachweisbar. Das Bemerkenswerteste ist aber die Verbreitung der Reste dieser Altersklassen- und Männerbundorganisationen. Sie finden sich nämlich fast nur bei den europäischen Kulturvölkern, auch bei den nach Nordafrika vorgedrungenen Berbern. Dagegen fehlen sie auffallenderweise dem Orient und den aus ihm entstammenden Religionen. Allein so stark wirkt die Natur des Landes auf die religiösen Einrichtungen des Orients ein, daß immer wieder sekundäre religiöse Männerbünde sich aus der Priesterkaste heraus entwickelt haben.

Um einen Überblick zu gewinnen, sei der Stoff in folgender Weise gegliedert:

a) Primäre religiöse Männerbünde,

b) Priesterkasten,

c) Sekundäre religiöse Männerbünde,

d) Sekundäre Männerbünde auf wirtschaftlichen, politischen und philosophisch-ethischen Grundlagen.

a) Primäre religiöse Männerbünde

Ohne Zweifel sind aus den Männerbünden der Naturvölker, die sich auf Altersklassen, Jugendweihen, Totenkult aufbauen, eine ganze Anzahl von religiösen Einrichtungen des Altertums hervorgegangen. Dazu gehören in erster Linie die aus dem Orient stammenden Mysterien Griechenlands.

Die eleusinischen Mysterien beschäftigten sich mit der Feldbaugöttin Demeter und ihrer Tochter Persephone. Das Absterben und die Wiedergeburt der Pflanzenwelt, die Ackerbaufeste mit Aussaat und Ernte standen im Mittelpunkt. Desgleichen das Aufsteigen und Versinken der Gestirne. Wie aber bereits

von Winthuis gezeigt worden ist, lag diesen Mysterien der Glaube an Zweigeschlechtigkeit des Menschen zugrunde: die Novizen wurden in Weiber verwandelt — wurden Weib-Männer!

Fast noch deutlicher lassen die Dionysischen Mysterien die Herkunft erkennen. Das Schicksal von Orpheus und Eurydike sowie die Gestalt der Persephone — also Gedanken an Tod und Wiedergeburt — bildeten ihren Inhalt. Daß auch Masken sich an den Aufzügen beteiligten, ist überaus wichtig; sind doch die Masken die Toten! Und auch das Erscheinen der wütenden Mänaden, die den König Pentheus zerfleischen, entspricht der Rolle, die heute noch die bei den Naturvölkern im Busch hausenden Novizen spielen, wenn ein Mann sich der „Buschschule" der Mädchen versehentlich nähert. Mit den Masken ist die Beziehung zu Zweigeschlechterwesen gegeben, und das Zerfleischen des Königs durch die Mänaden wäre im Denken eines Naturvolkes ein Ausdruck für den Akt. Durch die Stöcke aber (Thyrsusstäbe [!] = Membrum) werden die Mänaden, wie die Mädchen der Buschschule in Afrika — als Mann-Weiber gekennzeichnet. Der Feuerbrand, den die Mänaden tragen, ist auch unverkennbar Kohabitation!

Daß das griechische Drama den Dionysien mit seinen Maskenfesten entstammt, ist nicht uninteressant — also auch hier ursprünglich der Zweigeschlechterkult.

Die Speiseverbote und Kasteiungen während der Mysterien vor der Aufnahme passen auch in die Gedankengängen der Jugendweihen primitiver Völker hinein.

Daß auf den Jugendweihen und Männerbünden beruhende Mysterien einst auch den Orient beherrschten, zeigen die semitischen Kabiren auf Samothrake; Tod und Wiedergeburt standen im Mittelpunkt auch dieses Kultes. Es handelte sich um einen Orden, der sich weithin nach Westen ausbreitete. Noch später eroberte sich der Isiskult mit harter Prüfungszeit der Novizen, mit Gedanken an Tod und Wiedergeburt, mit Aussaat- und Erntefesten die Mittelmeerländer. Allein ob es sich bei den Kabiren und dem Isiskult um primäre oder sekundäre Bünde handelt, ist fraglich.

Es fehlt in der altägyptischen Religion nicht an Beweisen für das Vorhandensein der Zweigeschlechtigkeit der Götter. Der Nil wird z. B. als Mann mit weiblicher Brust dargestellt — als Ernährer des Landes. In der Kosmologie von Heliopolis ist Re zweigeschlechtig. Er erzeugt seine Kinder, indem er den Phallus in seine Hand steckt, und gebiert sie, indem er sie aus dem Munde ausstößt. Er wird auch als weibliche Form zu Insau „Insas"; als Selbstbegatterin tritt sie an die Seite des Selbstbegatters.[1]

Unter den Berberstämmen Algeriens haben sich in den Ssofs — d. h. in den Vereinigungen junger Männer —, in dem Rathaus der Männerversammlung — Djemaa — und in dem Chuans deutliche Reste der Altersklassen und Männerbünde erhalten. Die Chuans freilich sind jetzt eng mit den islamischen Religionsgesellschaften verschmolzen.

Daß die geheimen und öffentlichen Vereinigungen der Bauernburschen in deutschen Bauerndörfern eine uralte Einrichtung sind, hat man längst vermutet; seitdem aber im Lötschental in der Schweiz in großer Fülle und Mannigfaltigkeit bemalte Holzmasken gefunden worden sind, die zu Aussaat- und Erntefesten getragen wurden und mit den Masken der heutigen tropischen

---

[1] Schneider Hermann, Kultur und Denken der alten Ägypter. Leipzig 1924.

Pflanzenbauvölker in allen wesentlichen Eigenarten übereinstimmen, kann man die inneren Beziehungen nicht mehr bezweifeln.

Der Druidenorden der Kelten war keine Priesterkaste, sondern ein Orden, an dem sich Männer und Frauen beteiligten. Auch er könnte sich unmittelbar aus uralten Altersklassen und Männerbünden entwickelt haben. Daß den alten Germanen und Kelten das Zweigeschlechterwesen bekannt war, hat Winthuis betont. Thuisto war zweigeschlechtig.

b) Priesterkasten

Es ist überaus interessant zu sehen, daß heutzutage gerade im Orient von Altersklassen und Männerbünden, Jugendweihen und Totenkult innerhalb der hochentwickelten Religionen so wenig festzustellen ist. Charakteristisch ist dagegen das Vorhandensein von Priesterkasten, die gleichsam das religiöse Monopol besaßen, die allein berechtigt waren, Opfer darzubringen, und die allein die sehr verwickelten Kultvorschriften kannten. Sie allein waren in die Wissenschaften wie Mathematik, Astronomie, Astrologie eingeweiht. Sie allein nahmen Orakel vor und auch die Heilkunde lag nur in ihrer Hand. Harte Probezeiten vor der Aufnahme in den Priesterstand erinnerten noch an die Jugendweihen. Durchweg waren die Priesterkasten Verwalter von Geheimlehren, die sie sorgfältig hüteten. Feierlichste Eide und Androhung von Strafen verschlossen ihren Anhängern den Mund.

Die Zweigeschlechterreligion ist augenscheinlich durch die Religionen der Götterkreise und Kulturheroen verdrängt worden. Man kann sich denken, daß die Erkenntnis des natürlichen Zeugungsvorganges jenem Glauben und dem an ihn gebundenen Kohabitationskult der Boden entzogen hat. Die Totemgötter von Sonne, Mond, Erde, Himmelsgewölbe wurden der totemistischen zweigeschlechtigen Eigenschaften entkleidet und nur Reste von Vorstellungen, Überlieferungen, Emblemen erinnern noch an die frühere Religion. Und doch ist für das Verständnis der neuen Gottheiten die Kenntnis des alten Glaubens erforderlich, da sie sich zum Teil aus jenen alten, bei den Naturvölkern noch heutzutage erhaltenen Vorstellungen heraus entwickelt haben.

Eine Priesterkaste beherrschte z. B. Ägypten. Nur sie besorgten die Opfer und religiösen Zeremonien. Nur sie gaben Orakel, waren Sterndeuter, Ärzte und Zauberkünstler. Wichtig ist, daß neben der erstaunlichen Zahl von örtlichen und himmlischen Göttern doch auch monotheistische Vorstellungen bestanden; die Sonne z. B. war für manche der einzige Gott. Mit den Zahlen wurde ein geheimnisvoller Zauberkult getrieben.

Ähnlich war es in Babylonien-Assyrien. Sicher besaßen die Sumerer bereits neben einem animistischen Toten- und Zauberkult die Religion der Planetengötter und die ganzen verwickelten Vorstellungen von dem Bau der Erde, der nur ein Abbild des Baues des Himmels war, und von der strengen Abhängigkeit des Menschen, seiner Schicksale, seines Werdens und Vergehens von dem Planetensystem. Die Zahlenmystik spielte eine große Rolle; Astronomie und Kalendersysteme waren ihre Grundlagen, und ausschließlich die Priesterkaste kannte sie als Geheimlehre. Dem Volk war jeder Einblick verschlossen.

Interessant sind übrigens die neuerdings gemachten Feststellungen, daß die Babylonier nicht nach den Himmelspunkten N — S — O — W, sondern nach den

vier Hauptwinden NW — NO — SO — SW. sich richteten. Von diesen war der letzte — der Amurru — der glühendheiße Samum.[1]

Im Iran hatte sich, nachdem Zoroaster auf der Grundlage der alten indogermanischen Vorstellungen von der Heiligkeit des Herdfeuers seine dualistische Lehre von Ahuramadsa und Ahriman geschaffen hatte, die Priesterkaste der Magier gebildet. Nur ihre Mitglieder hatten das Vorrecht zu opfern, Dämonen auszutreiben und in der Theologie in Priesterschulen unterrichtet zu werden. Die Magier waren aber nicht nur Geistliche, sondern da sie allein Bildung und Kenntnisse von den Wissenschaften besaßen, also Kulturmenschen waren, so waren sie gleichzeitig die Diplomaten und Staatsmänner, die das Volk nebst dem Adel und Fürsten lenkten. Als Prinzenerzieher übten sie großen Einfluß an den Höfen aus. Nicht uninteressant ist es ferner, daß die Magier in besonderen Dörfern nach eigenen Gesetzen lebten. Man wird also wohl kaum fehlgehen, wenn man es für möglich hält, daß sie leicht einen Staat im Staate bilden konnten.

Auch Indien hatte seine überaus scharf abgeschlossene Priesterkaste in den Brahmanen. Diese Priesterkaste war die höchste. Unter ihr im Range stand die Adelskaste der Ssatiya und noch tiefer die der Vaissiya, d. h. der arbeitenden Freien, z. B. Bauern, Hirten, Handwerker, Kaufleute. Den Schluß bildeten die Ssudra, die farbigen Unterworfenen. Die Kaste der Brahmanen allein kannte die Mysterien, und mit Hilfe der Lehre von der Seelenwanderung beherrschte sie auch ohne Opfer und andere Kultvorschriften die Menge.

Interessant ist es zu sehen, wie sich der Brahmanismus aus dem brutalsten Zauberglauben entwickelt hat. Das „Brahma" ist ursprünglich die Zauberkraft des Gebetes. Diese Zauberkraft zwingt die Götter, die Wünsche des Betenden zu erfüllen. Wenn nun die Zauberkraft des Gebetes stärker ist als die Götter, dann muß sie eine allgemein vorhandene, den Göttern übergeordnete Macht sein. Der Brahmane identifizierte daher das Brahma mit der Weltseele. Diese Weltseele braucht keine Opferfeste, keinen irdischen Kult, sie ist auch nur für die Priester da, ist der Priestergott. Das Noviziat erinnert an die Jugendweihen des Totenkultes. 15—20 Jahre lang dauerte unter Entbehrungen und Peinigungen die Vorbereitungszeit. Die Veden wurden auswendig gelernt, und schließlich die Geheimlehre des Upanischad mit dem Grundsatz „Erkenne dich selbst" enthüllt. Auch die Wissenschaften der Mathematik — aus Indien stammen unsere „arabischen" Zahlen —, der Astronomie, der Rhetorik und sogar der Grammatik wurden gelehrt. Ob die Vorstellung der Zweigeschlechtigkeit im Brahmanismus eine Rolle gespielt hat, ist mir nicht bekannt.

Aus dem Judentum, dessen Wesen später besprochen werden soll, entwickelt sich das Christentum, und zwar als Reaktion gegen jenes. Es ist nun überaus bemerkenswert, daß, während das Christentum ursprünglich keine Geheimlehre, sondern allen zugänglich war, das Papsttum sich im Mittelalter hinsichtlich der Sonderstellung der Priester den großen orientalischen Geheimreligionen näherte.

Die orientalischen Religionen sind durchaus praktische Religionen — Kultreligionen; Zeremonien, Ausübung der Vorschriften stehen ganz im Vordergrund. Werkgerechtigkeit, gute Handlungen sind die Hauptsache. Auf die Gesinnung, auf ideale, ethische, moralische Gesichtspunkte wird

[1] Unger, Neue Erkenntnisse über die „astronomische" Orientierung in Babylonien. Forschungen und Fortschritt Nr. 33. 1928.

weniger Gewicht gelegt. Für die römisch-katholische Kirche trifft das zum Teil auch zu, weniger in der Theorie, aber doch in der Praxis. Der Protestantismus hat eine seiner Wurzeln in dem Gegensatz der nordischen Völker gegen die südländischen. Wenn es richtig sein sollte, daß das Papsttum aus dem Mithraskult unter Verschmelzung mit dem Christentum hervorgegangen ist, so wäre sein Charakter ja ohne weiteres verständlich. Die Priesterkaste der orientalischen Religionen ist von Rom kopiert worden, und durch das Zölibat, die Abendmahlsbestimmungen, das alleinige Recht auf Kulthandlungen und Bibellesen wurde eine strenge Abtrennung gegen die Laien erreicht. Die lateinische Fremdsprache verstärkte die Mauer, die den Klerus absonderte.

Die Kastration der babylonischen Priester der Kybele, der Erdgöttin, weist klar auf den Zweigeschlechterkult hin. Die Operation machte aus den Männern Weiber, vermutlich Mannweiber, da die Priester der Kybele wohl ihrer Göttin gleich werden sollten. In der katholischen Kirche hat sich der Zweigeschlechtigkeitsglaube — selbstverständlich in umgedeuteter Form — in dem Zölibat der Priester erhalten. Die Zweigeschlechtigkeit ist es ja, die übernatürliche Kräfte verleiht, und diese muß der Priester als Vermittler zwischen der Gottheit und dem Menschen besitzen.

Der Islam ist ebenfalls eine durchaus praktische Kultreligion, die das Schwergewicht auf Gebete legt und auf dem Verstandesleben sich aufbaut. Eine Priesterkaste mit Geheimlehren ist indes nicht geschaffen worden, im Gegenteil, der Koran steht jedem, der ihn lesen kann, zur Verfügung. Und doch kennt gerade diese Religion zahlreiche Geheimorden von dem Charakter der Männerbünde. Diese sind indes wohl sekundär entstanden, d. h. nicht auf uralte Bünde zurückzuführen.

c) Sekundär entstandene religiöse Geheimbünde von dem Charakter der Männerbünde

Die orientalischen Religionen sind Verstandesreligionen. Als solche befriedigen sie einen großen Teil der Bevölkerung nicht, die mystische Seite im menschlichen Empfinden kommt zu kurz. Da ist es nun interessant zu sehen, daß der uralte Totenkult mit dem unverwüstlichen Zauberglauben, die beide, von den hochstehenden Religionen verdrängt, auf die untersten Schichten beschränkt waren, mit Macht zum Durchbruch gelangen, d. h. es entstehen ganz ähnliche Vereinigungen, wie sie ehemals im Anschluß an Altersklassen und Jugendweihen entstanden. Für alle solche Vereinigungen ist charakteristisch ein Fetisch als Mittelpunkt des Kultes, nebst Weihen, Peinigungen und Entbehrungen, mit Gedanken an Tod und Wiedergeburt.

In vielen Fällen knüpft der sekundäre Bund unmittelbar an alte Totenkulte an. Das läßt sich im Bereich des Islams in Nordafrika deutlich erkennen. Stätten mit heiligen Steinringen, Steinaltären und Bäumen auf Berggipfeln oder in weiten Ebenen, wo man einst die Ahnen verehrte, werden zu Heiligtümern mohammedanischer Heiliger. „Marabuts" nennt man in Nordafrika solche Heilige, die in Wirklichkeit nichts anderes sind als Fetische der Heidenzeit. Von solchen Marabut-Heiligtümern sind aber so manche Neubil-

dungen islamischer Geheimorden ausgegangen, die mit heidnischen Geheimbünden gewisse Übereinstimmung besitzen.

Daß auch die Heiligen der römisch-katholischen Kirche zu einem erheblichen Teil heidnische Götter sind, dürfte allgemein anerkannt sein.

Noch bezeichnender sind solche Geheimorden, die ausgesprochen mystischen Ursprungs sind. Häufig betonen sie Armut, Entsagungen, Peinigungen sowie Vereinigung mit Gott im Zustand der Ekstase und Bewußtlosigkeit. Hierher gehören die Derwischorden des Islams. Wie weit bei solchem Fanatismus zweigeschlechtige Vorstellungen noch zum Bewußtsein kommen, ist mir nicht bekannt; vielleicht ist die Erinnerung daran ganz ausgelöscht.

Einen besonderen Charakter haben die religiös-politischen Kampforden. In den Ritterorden der Kreuzzüge sind sekundär die uralten Junggesellenverbände wieder aufgelebt, und zwar solche von gleichzeitig kriegerischem und religiösem Geist. Geheimnisse haben sie freilich kaum zu verbergen gehabt. Das Schwert war ihre Waffe, nicht Intrigen und Maulwurfsarbeit. Die Beschuldigungen gegen den Templerorden sind vielleicht böswillige Erfindungen gewesen, jedenfalls dürfte die Sache unklar sein.

In vollem Umfang gilt dagegen der Geheimbundcharakter für einige religiös-politische Orden, die eine große und wichtige Rolle gespielt haben, nämlich in der islamischen Welt für die ismaelitischen Orden — die Haschaschim eingeschlossen. Diese orientalischen religiös-politischen, für eine umfassende und vernichtende Maulwurfsarbeit eingestellten Geheimorden werden uns noch eingehend beschäftigen müssen. Sie stellten in Wirklichkeit etwas ganz anderes dar, als sie äußerlich erschienen. Das gilt namentlich für die ismaelitischen Orden und die Haschaschim, während die Jesuiten als Kampforgan für das Papsttum offen auftreten. Aber auch ihre Vorschriften waren anfangs geheim, die Tätigkeit eine versteckte.

Wie bereits gesagt, man muß gerade diese ismaelitischen Orden scharf ins Auge fassen, wenn man das Judentum verstehen will.

d) Geheimbünde mit weltlichen Zielen

Der Vollständigkeit wegen sei hier kurz auf einige weltliche Geheimbünde hingewiesen, die indes meist von religiösen Vorstellungen ihren Ausgang genommen haben.

Im Mittelalter gab es Mönchsorden, in deren Händen das Bauhandwerk lag, und zwar als Geheimkenntnis. Als aber die kirchlichen Bauten einen solchen Umfang annahmen, daß die Mönche allein die Arbeit nicht leisten konnten, lernten sie Laienhandwerker an. Aus diesen Laienhandwerkern entstanden die privilegierten Bauhütten. Da findet man in der „Bauhütte" das Männerhaus wieder. Ein Heiliger bildet den religiösen Mittelpunkt und Beschützer wie einst der Fetisch. Eine harte Lehrlingszeit, in der es an Quälereien nicht fehlte, vertrat die „Buschschule" mit den Jugendweihen. Geheim waren Fachkenntnisse, Erkennungssprüche und Symbolik.

Aus diesen Bauhütten gingen die Freimaurerlogen mit philosophisch-ethisch-religiösen Ideen hervor. Der Fetisch war zur Idee geworden. Probezeiten, zum Teil mit Schreckensszenen, kennen auch sie. Gedanken an Tod und Wiedergeburt sind vielen Lagen geläufig.

Zu den wirtschaftlichen Geheimbünden mit einem Heiligen als Schützer gehörten die Gilden und die aus ihnen hervorgehenden Innungen oder

Zünfte. Auch die Studentenverbindungen sind auf dieselbe Wurzel wie die Männerbünde der Vorzeit zurückzuführen.

Wir sind am Ende der Betrachtung angelangt, und dem Leser mag zumut sein, als hätte er eine Wanderung durch dichten Wald, über Berge und Kämme, durch Schluchten und Täler gemacht. Hier und da nur ein Ausblick in die Ferne, und höchstens eine Ahnung von inneren Zusammenhängen mit dem Thema des Buches. Und doch war diese Einleitung notwendig, um zu einem Verständnis für das Judentum zu gelangen.

Vierter Teil

Land und Mensch im Orient

I. Abschnitt

Landschaftliche Grundlagen

1. Einleitende Bemerkungen

Mit diesem Abschnitt wenden wir uns bereits den Gegenden zu, in denen das Judentum entstand. Also statt allgemeine Grundsätze über die Abhängigkeit des Menschen und seiner Kultur in der Landschaft aufzustellen, soll der Orient, der für die Entwicklung des Judentums maßgebend gewesen ist, unmittelbar zur Darstellung gelangen. An der Hand solcher Darstellungen werden auch allgemeine Gesichtspunkte gebracht werden. Zunächst mögen aber einige Hinweise auf die Bedeutung der landschaftskundlichen Methode für das Verständnis der menschlichen Kulturgeschichte folgen.

Über den Schauplatz, auf dem das Judentum entstand, nämlich über die Länder zwischen Ägypten und Persien, zwischen dem Taurus und dem Roten Meer-Arabien gibt es eine ungeheure, kulturgeschichtlich orientierte Literatur. Die Forscher setzen sich zusammen aus Theologen, für die die Religionen — zum Teil von streng gläubigen Gesichtspunkten aus — das Hauptforschungsobjekt sind, aus Sprachwissenschaftlern, Archäologen und Historikern. Sie alle mögen wohl auf die Naturbeschaffenheit des Landes Bezug nehmen, allein da die notwendigen kulturgeographischen Grundlagen bisher nicht geschaffen waren, mußten die von jenen angestellten Betrachtungen von vornherein zur Unfruchtbarkeit verdammt sein.

Will man für die Abhängigkeit des Menschen von der Landschaft ein richtiges Verständnis gewinnen, so muß man vor allem alle allgemeinen Redensarten vermeiden und sich möglichst an greifbare Tatsachen halten. Man muß die Natur des Landes vor allem feststellen. Man muß ferner von der Kulturstufe des Menschen, muß von seiner Lebensweise und Beschäftigung ausgehen, muß deren Einfluß auf Charakterentwicklung und geistigen Kulturbesitz zu erkennen suchen, darf aber auch den Menschen selbst, seine Rasseneigenschaften und seine Begabung, nicht außer acht lassen.

Es ist wichtig, festzustellen, daß der Mensch seit dem Altertum in dem zu behandelnden Gebiet nach rassenmäßiger Zusammensetzung und Kultur sich wenig geändert hat. Der Einbruch der Araber nebst dem Islam hat weniger eine anthropologische Massenwirkung, als eine religiös-kulturelle Fermentwirkung ausgeübt. Auch die Mongolen und Kreuzfahrer haben die Zusammensetzung der Völker nicht merklich beeinflußt.

Anders steht es mit der Frage nach der Klimawandlung und der Veränderung des Landes durch den Menschen, namentlich nach der Entwaldung und ihren Folgen. Daß eine wesentliche Klimaänderung seit

dem Altertum eingetreten sei, ist zwar oft behauptet, allein noch nie bewiesen worden. Alle Nachrichten aus den historischen Zeiten sprechen für eine Beständigkeit des Klimas seit 5000 Jahren. Es sind ja namentlich die Wasserverhältnisse, auf die es hier ankommt. Wo aber augenscheinlich der Wasserreichtum abgenommen hat, könnte sehr wohl die Abholzung der Berge an dem Versiegen von Quellen und Bächen schuld sein. Es ist jedenfalls durchaus unzulässig, sich die heutigen Wüstengebiete mit Quellen, Flüssen und dichterer Pflanzendecke belebt zu denken, vielmehr waren sie Wüste, ähnlich wie sie es heute sind. Dagegen sahen die Bergländer einst wohl anders aus, d. h. sie waren besser bewachsen und infolgedessen auch reicher an Wasser, das in das Meer oder in die Salzsteppe abfloß.

2. Die Länder rund um Palästina

Die Schicksale der Erdoberfläche früherer erdgeschichtlicher Zeiten bestimmen im großen die Oberflächenformen der Länder. In der Tertiärzeit fand die letzte der großen erderschütternden Phasen der Gebirgsbildung statt. Zwischen Marokko-Spanien und dem australischen Festland entstanden unter Faltung und Überschiebung, unter Zerbrechen, Emporheben und Absinken zahlreiche Gebirgszüge, unter ihnen Atlas und Apennin, Alpen und Karpathen, dinarische Alpen und Kaukasus, die Gebirge Kleinasiens und Irans, die Bögen des Himalajas, Hinterindiens und der Sundainseln. Während nun im Osten und Westen lange Kettengebirge entstanden, besteht der mittlere Teil — vor allem Kleinasien, Armenien, Iran — aus gewaltigen Kettengebirgs-Tafelländern.

In Kleinasien umfassen im Norden und Süden Randgebirge ein rund 1000 m hohes Becken. Während aber nach Westen hin die Bergketten zu dem Ägäischen Meer breite Zugangsstraßen offen lassen, auf denen die Völkerwellen, Europa und Asien verbindend, nach Osten und Westen hin und her fluteten, folgt in östlicher Richtung ein von alpinen Gebirgsketten und vulkanischen Gebirgsstöcken durchzogenes Becken- und Tafelland, das, obwohl keineswegs leicht gangbar, dennoch wie die Nabe eines Rades die Speichen, so die Straßen von Kleinasien und dem iranischen Hochland, von der kaukasischen und von der syrisch-babylonischen Senke auf sich zieht. Das ist das armenische Hochland, ein Gebiet, das in der Geschichte Westasiens oftmals eine große Rolle gespielt hat — meist eine passive, leidende, zuweilen aber auch eine aktive. Immer aber war es eine die ganze Umgebung überragende Riesenfestung in der Hand des sie beherrschenden Volkes.

Nach SO — zwischen der Einsenkung des Kaspischen Sees und der Euphrat-Tigris-Senke — geht Armenien in das Kettengebirgstafelland von Iran über. Auch hier schließen mächtige Randgebirge ein Hochland ein, aber dieses ist nicht nur weit ausgedehnter, sondern auch weit verwickelter gebaut als Armenien. Denn mitten durch das Tafelland ziehen lange Kettengebirge, die nicht nur weite, becken- und grabenförmige Senken einfassen, sondern auch das ganze große Hochland durch einen von NNW (Chorassan) nach SSO (Beludschistan) streichendes Kettengebirgsland in eine westliche persische und eine östliche beludschisch-afghanische Hälfte teilen. So ist denn dieses orographische Bollwerk nicht einheitlich gestaltet. Wäre es einheitlich, die Geschichte Westasiens hätte wohl unter einem noch weit stärkeren Druck aus

Osten gestanden, als es tatsächlich bereits der Fall war. Das Persische Reich wäre dann im Altertum wohl noch großartiger, noch beherrschender gewesen. Vielleicht wäre dann das östliche Mittelmeergebiet seine Beute geworden.

Es ist eine keineswegs seltene Erscheinung, daß unmittelbar am Rande hoher Faltengebirge tiefe Einsenkungen liegen. So auch hier. Auf der Nordseite von Kleinasien-Iran zieht sich bis an die Hochgebirge Turkestans eine solche Senke hin, die in dem Becken des Schwarzen Meeres und Kaspisees die größten Tiefen erreicht. Aber die kaukasische Landbrücke und das turanische Tiefland vermitteln den Verkehr des Hochlandgürtels mit Europa und Nordasien.

Auch auf der Südseite zieht sich, vom östlichen Mittelmeer bis zum Indischen Ozean, eine Einsenkung hin. Auch hier gibt es eine Landbrücke nach Arabien und Afrika hinüber. Entsprechend der entscheidenden Wichtigkeit gerade dieser Landbrücke für die Kulturentwicklung Westasiens und damit der Welt, ist eine nähere Betrachtung ihrer Gestaltung notwendig. Sie zerfällt in drei recht ungleiche Teile.

Der flache Persische Golf setzt sich unmittelbar nach NW fort und zwar als eine Schwemmlandebene, die die Flüsse Euphrat und Tigris zusammen mit den aus Iran kommenden Nebenflüssen aufgeschüttet haben. Diese Schwemmlandebene, die z. T. direkt ein Sumpfland, z. T. eine von einem Netz von Armen der beiden Ströme durchzogene Ebene ist, umfaßt das uralte, für die Entwicklung der Menschheit so überaus wichtige Babylonien. Im NO erhebt sich das iranische Hochland, im W die mittelhohe Tafel der Syrischen Wüste. Diese Wüstentafel, die einerseits von langen, flußtalförmigen Senken, die aus den westlichen Gebirgen kommen, und andererseits von Bergketten und Tafelgebirgen durchzogen wird, bildet den mittleren Teil der Landbrücke. Nach N hin nehmen die Ketten und Tafeln an Zahl und Höhe zu und gleichzeitig umgreift dieses Tafelland — nach Osten bis zum iranischen Gebirgsland vordringend — die babylonische Schwemmlandebene. So unterscheidet sich denn das babylonische Schwemmland deutlich von dem assyrischen Tafelland mit dem alten Kulturzentrum Ninive.

Dieser Mittelteil nimmt den weitaus breitesten Raum innerhalb der Landbrücke ein, erreicht aber nicht das Mittelmeer. Vielmehr legt sich zwischen Meer und Tafelland ein Gebirgsstreif, der von dem Taurus bis zum Golf von Akaba (Rotes Meer) in NS-Richtung hinzieht. Dieser schmale Gebirgsstreif, der den Hauptteil von Syrien und Palästina bildet, wird durch lange, der Küste parallele Gräben — Leontestal, Zölesyrien, Jordantal, Wadi el Araba(Ghor) — in ganz auffallender Weise gegliedert. Diese schmalen, talförmigen Gräben sind das Nordende eines riesigen Grabensystems, das an der Delagoabai in Südafrika beginnt und über den Nyassasee, Deutsch- und Britisch Ostafrika und die Gallaländer zum Roten-Meer-Graben, dann aber durch den Golf von Akaba und die oben genannten Gräben zum Taurussystem zieht.

Die breite Landbrücke geht nach Süden hin in das Tafelland der Halbinsel Arabien mit ihren Stufenländern über, die zu den drei, sie umrandenden Meeren abfallen. Im Innern aber ziehen sich Flachländer mit einigen aufgesetzten Gebirgen hin — so namentlich in Zentralarabien, im Nedjd.

Das syrisch-palästinensische Randgebirge geht nach Süden hin mit tiefer Einsenkung in die Halbinsel Sinai über, ein schroffes Massengebirgsland, das mit über 2600 m als eine Fortsetzung des Gebirgslandes von Hedjas aufzufassen ist und einen ganz anderen Charakter als die zahmen Mittelgebirgsformen Palästinas besitzt.

Die Landenge zwischen dem Mittelmeer und Sues ist ein niedriges Flachland, in dem zum großen Teil Dünenzüge die höchsten Erhebungen bilden. Sie stellt die kulturgeschichtlich so überaus wichtige Landbrücke zwischen Westasien und Ägypten her, diesem Schwemmland des Niles, das an Bedeutung für die Entwicklung der Kultur mit dem babylonischen Schwemmland um die Palme gerungen hat.

3. Klima und Pflanzendecke

Klimatisch gehört das uns besonders interessierende Land — von Ägypten bis Persien, vom Taurus bis zum Roten Meer — den Subtropen an, und zwar den sommerdürren Subtropen. Im Sommer so gut wie regenlos, bringen während der Wintermonate aus dem Mittelmeer kommende Tiefdruckwirbel Niederschläge. Während diese in Syrien ziemlich hoch sind — 800—1000 mm —, nehmen sie nach Süden und nach dem Binnenland schnell ab. So hat Palästina nur noch 600 mm Regen im Norden, 200 mm im Süden. Dagegen wird das Übergangsgebiet zwischen Palästina und Ägypten ganz regenarm. Die Sinaihalbinsel erhält noch weniger Niederschläge; es herrscht dort bereits ein ausgesprochenes Wüstenklima.

Die im syrisch-palästinensischen Küstenland ziemlich reichlich fallenden Regen nehmen nach dem Innern hin ab. Im Jordangraben und in Zölesyrien sinkt ihre Menge sehr stark, um dann in den östlicher gelegenen Gebirgen — Antilibanos, Hermon, Transjordanland — wieder erheblich anzusteigen. Namentlich ist auf diesen Bergländern der starke Schneefall bemerkenswert. Während aber in dem nordsyrischen Tafelland die Regen verhältnismäßig noch hoch sind (3—400 mm), nimmt das Land bereits südlich des Breitengrades von Aleppo Wüstencharakter an. Allein auch hier ist der Schneefall im Winter keine Seltenheit. Babylonien hat spärliche Winterregen.

Die Temperaturen sind durchweg an der Küste im Winter milde, im Sommer hoch, aber nicht gar so heiß, wenn auch die hohe Luftfeuchtigkeit als schwül empfunden wird. Im Binnenland liegen die Verhältnisse anders. Auf den Gebirgen des syrisch-palästinensischen Randgebirges ist die Winterkälte oft genug erheblich, zumal dann die Winde kräftig wehen. Namentlich die Nächte sind kalt, die heiteren Tage dagegen erfreuen sich bei Kühle im Schatten eines wärmenden Sonnenscheins. Im Sommer sind die Tage infolge der Seebrise nicht übermäßig heiß, die Nächte sogar verhältnismäßig kühl, und namentlich fällt nachts regelmäßig ein starker Tau, der alles durchnäßt. Dieser Taufall reicht ziemlich weit in das Binnenland hinein, mindestens bis zum Hauran.

Das innere Tafelland ist trotz des Sonnenscheins im Winter manchmal recht kalt, im Sommer aber glühend heiß. Dasselbe gilt für Mesopotamien. In der Übergangszeit — um Ostern und Michaelis herum — tritt zuweilen der glühend heiße Samum als Ost- und Südostwind auf. In Ägypten kommt er überwiegend aus Süden und heißt dort Chamsin, d. h. 50, weil er nach der Volksmeinung innerhalb einer Periode von 50 Tagen aufzutreten pflegt. In Mesopotamien kommt er aus Südwest.

Daß Ägypten ein regenarmes Wüstenklima besitzt, ist bekannt. Immerhin erhält das Delta nahe der Küste doch noch ca. 200 mm, während Kairo nur noch 30 mm im Jahr hat. Mit einiger Sicherheit darf man aber noch bis Minieh in Mittelägypten in jedem Winter Regen erwarten; weiter südlich wird sein Auftreten aber ganz unregelmäßig.

Die Pflanzendecke hängt von dem Klima und dem Boden ab. Im syrischen Küstengebirge wuchs ursprünglich wohl ein immergrüner Hartlaubwald, der auf dem Gebirge einem Nadelwald Platz machte. Jetzt ist auf dem guten Boden Kulturland zu finden, während Kalksteinberge infolge der Abspülung des ursprünglichen Verwitterungsbodens, die nach Entwaldung eingetreten ist, gewöhnlich mit einer öden Hartlaub-Felsentrift bestanden sind, d. h. auf den weißen Kalkfelsen wachsen zerstreut immergrüne Hartlaubbüsche und auch -bäume, im Frühling aber, wenn die letzten Regen fallen und die Wärme bereits erheblich ist, überzieht sich alles mit einer farbenreichen Trift, die der unserer Sommerblumen gleicht. Allein bereits nach vier bis sechs Wochen ist alles verdorrt, gelb, fahl.

In Nord- und Mittelpalästina hat es vielleicht niemals Hochwald gegeben, daß aber jetzt noch ein mäßig hoher Buschwald entsteht, wenn man das Land vor Abholzung schützt, ist an so manchen Stellen festgestellt worden.

In Südpalästina entwickelt sich eine Busch- und Zwergstrauchsteppe, d. h. mannshohe bis kniehohe immergrüne Büsche sind über das Land hingestreut, und selbst wenn man die Gehölze vor Ziegen und Menschen schützen wollte, würde wohl kaum ein Buschwald entstehen. Palästina wird in Teil V noch besonders behandelt werden.

In dem Binnenland von Syrien und in Assyrien herrscht die gleiche Zwergstrauchsteppe. Nach Süden hin werden die Zwergsträucher aber immer spärlicher. Im Frühling überzieht sich auch dort das ganze Land weit und breit mit einer farbenreichen Trift. Da bestimmte Pflanzenarten hintereinander gleichzeitig ihre Blüten öffnen, so nimmt die Flur nacheinander alle möglichen Farben an — rot, weiß, gelb, blau, orange usw. Freilich nach vier Wochen ist der Farbenrausch dahin, der weiße bis bräunlichrote Boden grinst überall zwischen den verdorrten Stauden und Kräutern hervor, deren dürre Reste der Wind bald verweht.

Auch in den Schwemmlandebenen Mesopotamiens wechselt das Landschaftsbild mit den Jahreszeiten. Dazu kommt noch folgendes. Wenn der Winterschnee in den Gebirgen schmilzt, setzt das Frühjahrshochwasser ein. Dann füllen sich die Arme des reich verzweigten Flußnetzes. Weithin tritt das Wasser über die Ufer, die Sümpfe dehnen sich aus. Einst wohl im Frühjahr mit grünendem Gestrüpp und Grundwasserwald bedeckt, sind heutzutage trostlose, wüstenhafte Raublandschaften unter Entfernung der Bäume und Sträucher entstanden.

Bereits innerhalb der Zwergstrauchsteppen pflegen selbst nur einige hundert Meter aufragende Bergketten einen lichten Hartlaubwald zu tragen. Eichen namentlich spielen in diesem eine Rolle. Auf den hohen Randgebirgen im Norden dehnen sich weithin immergrüne und sommergrüne Wäl-

der aus, wenn sie der Mensch nicht bereits vernichtet hat. Nach oben hin gehen sie in Nadelwälder über, während darüber noch Gestrüpp-, Matten- und Felsstufe folgen mögen. Solche Waldketten zeichnen auch das persische Grenzgebirge aus, meist aber sind sie dort bereits gänzlich entwaldet, höchstens mit Gestrüpp bestanden. Seine tief eingesenkten Täler tragen Zwergsträucher, und nach dem Innern zu überwiegen im Iran die Wüsten, mit nur spärlichen Zwergsträuchern. Selbst die Frühlingstrift bildet dort keinen geschlossenen Teppich mehr.

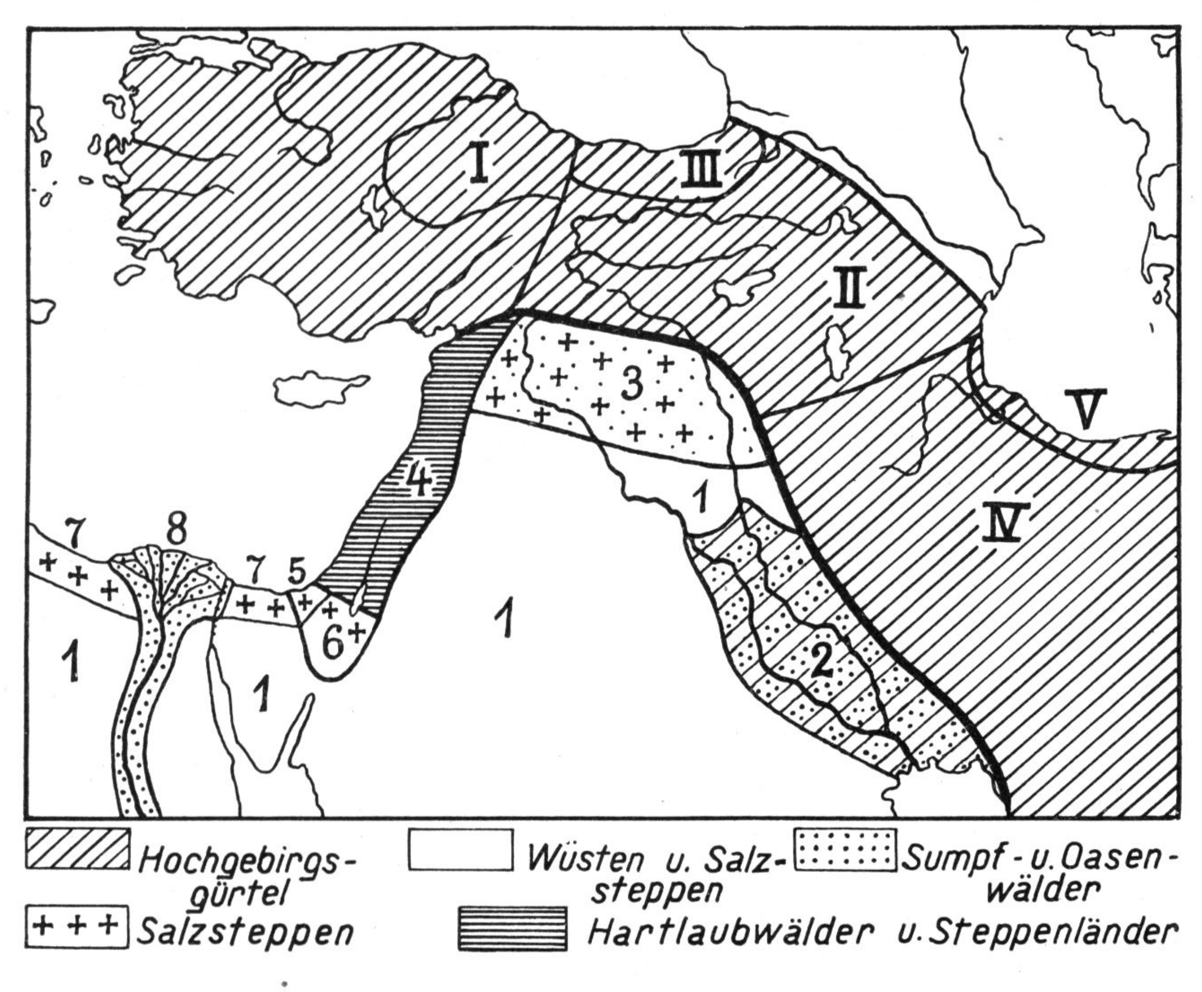


Abb. 80

Ägyptens Wüste besitzt in dem Nil einen Fluß, der ähnlich dem Euphrat und Tigris das Tal periodisch überschwemmt und deshalb eine üppige Grundwasservegetation auf fruchtbarem Schwemmboden entstehen läßt. Einst war es wohl von Schilf- und Waldsümpfen, Baum- und Grassteppen bedeckt, jetzt ist es aber zum größten Teil in Kulturland umgewandelt worden.

4. Landschaften

Wie sieht nun das Land eigentlich aus? Welche Landschaften kann man unterscheiden? Es ist klar, daß man bei der Landschaftsschilderung die Landschaft in ihrer Gesamtheit, also auch das Kulturland, mit allen Äuße-

rungen des schaffenden Menschen wird mitberücksichtigen müssen. Bei dieser Schilderung werden aber Palästina und die umliegenden Länder lediglich gestreift werden, geradeso wie bisher, da sie später im Anschluß an die Darstellung des jüdischen Problems besonders behandelt werden müssen. Ein allgemeiner Überblick also ist hier das Ziel.

Das uns hier interessierende Gebiet könnte man in folgende Landschaftsgebiete bezw. Landschaftsblöcke gliedern: a) der Hochlandgürtel im Norden, b) der syrisch-palästinensische Block, c) das syrisch-assyrische Steppen- und Salzsteppentafelland, d) das arabisch-syrische Wüsten- und Salzsteppentafelland, e) das Salzsteppen- und Sumpfflachland des Irak, f) das ägyptische Wüstentafelland.

a) Der Hochlandgürtel des Nordens

Landschaftskundlich charakteristisch ist neben Meereshöhe und Oberflächenformen im großen der erhebliche Reichtum an Niederschlägen. Allein innerhalb dieses Hochlandgürtels, der uns verhältnismäßig wenig interessiert, unterscheiden sich Kleinasien, Armenien und Iran nicht unwesentlich.

α) Der Kleinasiatische Block (Abb. 80, I) besteht aus einem mittelhohen Salzsteppentafelland mit Hartlaubgehölz-Randgebirgen, deren Reichtum an Flüssen, Wäldern, Baumsteppen und subtropischen Anpflanzungen zu den öden Salzsteppen des trockenen Innern auffallend absticht. Über beiden aber erheben sich Hochgebirge mit Nadelwäldern und noch höher hinauf mit einer Gestrüpp- und Mattenstufe. Beide sind für die Kultur des Menschen von großer Bedeutung. Dienen die Randländer hauptsächlich dem Anbau von Baum- und Getreidepflanzungen, so sind die Salzsteppen des Inneren und die Hochgebirgsstufen der Aufenthalt von Viehzüchtern.

β) Der armenische Block (Abb. 80, II) zeigt wesentlich andere Wesenszüge. Wohl sind die Waldgebirge mit ihren Höhenstufen dieselben wie in Kleinasien, wohl findet man in den tief eingeschnittenen Tälern und Becken des Südens den gleichen subtropischen Anbau wie in Kleinasiens Randgebirgen, aber die Tafelflächen des Innern sind höher, deshalb im Winter in eine tiefe Schneedecke gehüllt und ungangbar. Im Sommer wird auf ihnen in großem Umfange Weizenbau betrieben, während auf den noch höheren Hängen grüne, saftige, unter den Strahlen der Sonne nicht versengende Wiesen Hirten und Herden anlocken. Die zum Teil ausgedehnten Felsflächen, die noch höher liegen, sind für den Menschen wirtschaftlich belanglos. Die Nordhänge gegen das Schwarze Meer hin sind mit immergrünen subtropischen Regenwäldern bedeckt und demgemäß eine Landschaft von ganz besonderen Wesenszügen (Abb. 80, III).

γ) Das westliche Hochland von Iran (Abb. 80, IV) hat wiederum andere Eigenschaften. In ihm sind die Hochflächen ausgesprochene Salzsteppen, die Heimat von Nomaden mit Schafen und Kamelen. Die Wald- und Steppengebirge, die sie überragen, entsenden, namentlich zur Zeit der Schneeschmelze, zahlreiche Flüsse in die dürren, heißen Salzsteppen hinab. So sind denn am Fuß der Gebirgsketten, in den breiten Tälern, in den



Abb. 81. Berūt i. J. 1914
Aus der Sammlung des Bayer. Kriegsarchivs

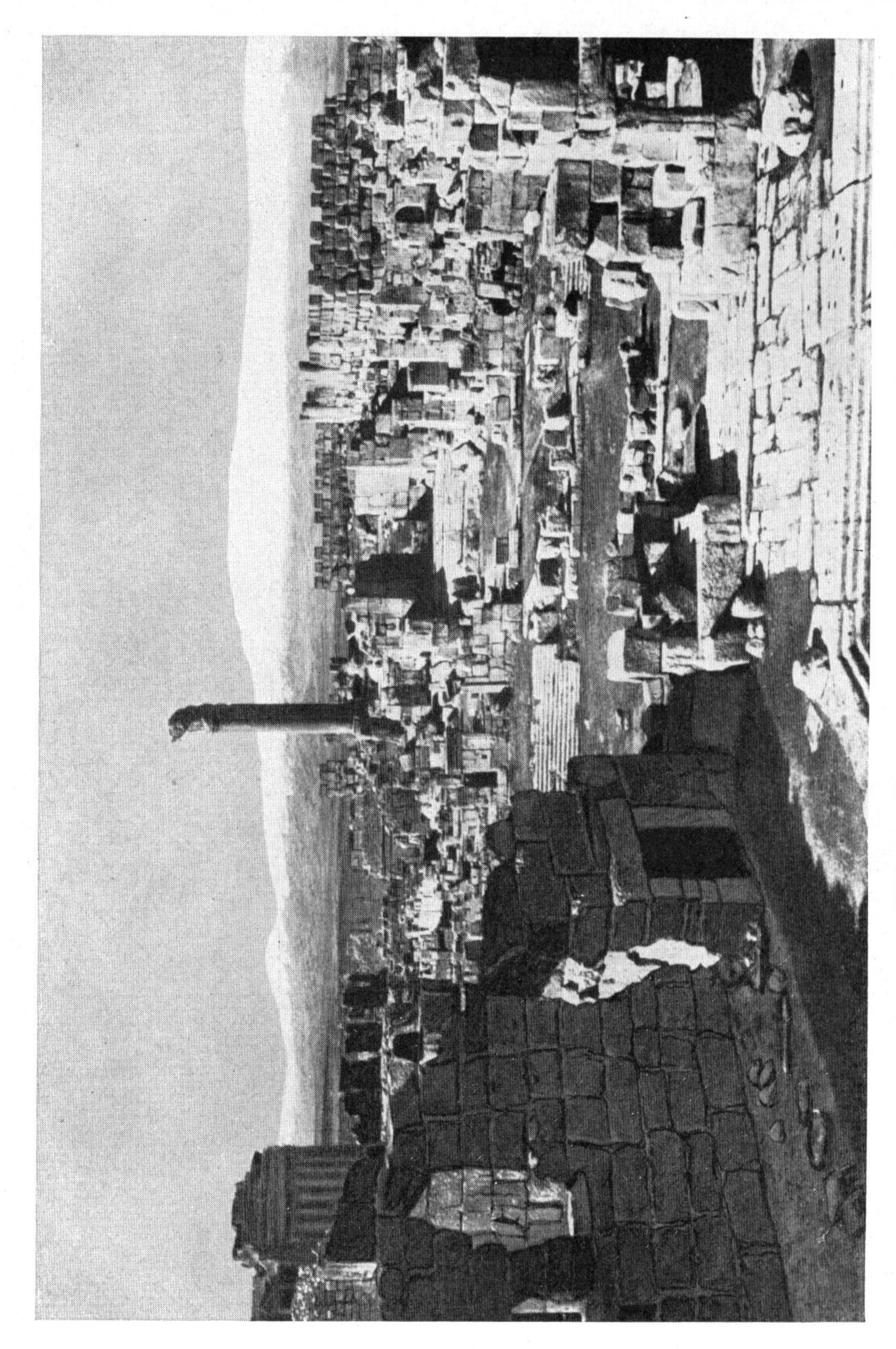


Abb. 82. Baalbeck mit dem Libanon
Aus der Sammlung des Bayer. Kriegsarchivs

breiten Ebenen Oasenkulturen mit künstlicher Bewässerung entstanden, und der ganze Gegensatz zwischen üppigem Kulturland und trostloser Wüste liegt auf engem Raume nebeneinander. In die Waldgebirge sind aber ebenfalls reich bewässerte Täler eingesenkt; sie beherbergen den Oberlauf der die

Salzsteppen befruchtenden Flüsse. So liegt denn dort oben eine Kulturstufe mit den Kulturgewächsen gemäßigterer Breiten. Über dem Wald aber — soweit er noch vorhanden — folgen wieder Gestrüpp und Matten. Sie sind Almenweiden der Hirten.

b) Der syrisch-palästinensische Block (Abb. 80, 4)

Der Hauptsache nach ist das Küstengebirgsland von Syrien und Palästina mit subtropischen Hartlaubwäldern und Hartlaubsteppen bedeckt. Wald findet sich — oder befand sich einst — namentlich auf den Südhängen.

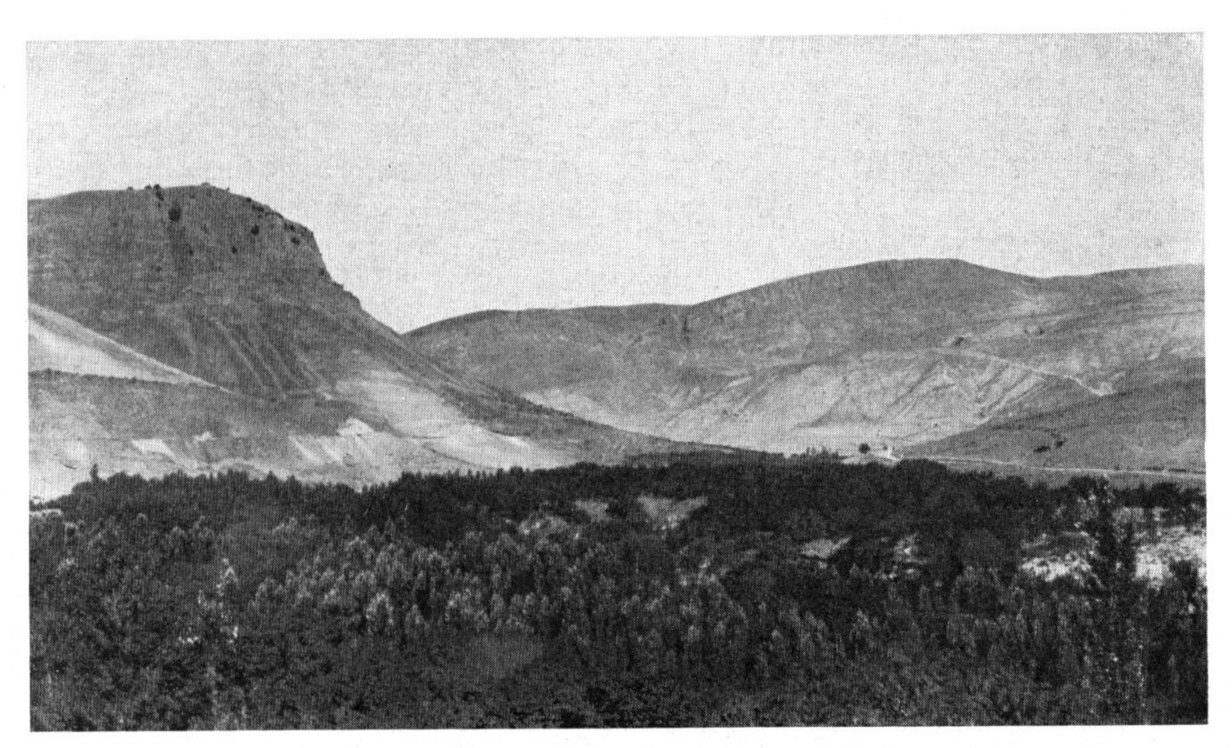


Abb. 83. Das Jarmuktal
Aus der Sammlung des Bayer. Kriegsarchivs

Fruchtbare Täler gestatten lohnenden Anbau, und wo Hochgebirge ansteigen, ist über der Waldstufe die Weidestufe ähnlich der der nördlichen Hochgebirge zu finden. So sind die Bergländer auf beiden Seiten der in der Mitte gelegenen Grabensenken beschaffen. Diese Gräben selbst sind aber ausgesprochene Steppen- bis Salzsteppensenken, weit regenärmer als die Gebirge, die sie umrahmen. Das gilt namentlich für den Jordangraben.

Ohne Zweifel ist Syrien sowohl wegen der höheren Niederschläge im Küstengebiet als auch wegen der weit höheren Gebirge, die im Winter reichlich Schnee erhalten, erheblich fruchtbarer und leistungsfähiger als Palästina, dem sogar das Ostjordanland in mancher Hinsicht überlegen ist.

Abb. 81 zeigt die Stadt Berút inmitten ihrer üppigen Wein- und Orangengärten, während auf Abb. 82 der Blick über die Ruinen Baalbecks, und die dürren Steppen Zölesyriens bis zu dem in winterlicher Schneedecke leuchtenden Libanon schweift. Abb. 83 läßt die üppige Pflanzendecke in dem von dem dauernd fließenden Jarmuk bewässerten Tal erkennen, dessen steile Talhänge wüstenhaft kahl sind. Auf der Tafelfläche aber finden sich Nadel-

waldungen und streckenweise schönstes Kulturland, so in der Umgebung des Ortes Djerasch, dem alten Gerasa, dessen ausgedehnte Ruinen den blühenden Zustand des Landes zur Zeit der römischen Kaiser erkennen lassen. (Abb. 84).

c) Das syrisch-assyrische Steppen- und Salzsteppen-Tafelland

Nördlich des 36. Breitengrades, also ungefähr nördlich der Städte Aleppo-Mossul, liegt ein Gebiet, das sich von dem südlicher gelegenen Gebiet in mancher Hinsicht unterscheidet (Abb. 80, 3). Einmal spielen die aus den Ebenen aufragenden Gebirgsketten und -massive eine weit größere Rolle als im Süden, und ferner erhält jenes Land noch so viel Regen, daß auf Feinerdeboden ein flächenhafter Anbau von Weizen möglich ist. Auch wird jener Teil der syrisch-arabischen Tafel von einer ganzen Anzahl von Flüssen durchquert, die von den Gebirgen kommen und mindestens zur Zeit der Schneeschmelze Wasser führen. Der Euphrat und Tigris sind die größten unter ihnen. Dieses Steppenland, aus dem sich nach Süden hin die Salzsteppen und Wüsten entwickeln, war das Kernland des assyrischen Reiches.

d) Das arabische Wüsten- und Salzsteppen-Tafelland (Abb. 80, 1)

Das ganze große Arabien ist ein Wüsten- und Salzsteppentafelland, das wohl mancherlei besondere Landschaften aufweist, so das tropische Sommerregengebiet von Jemen, das Salzsteppensandfeld des Nefud u. a. m. Hier soll aber nur kurz auf die Wesenszüge des nördlichen Teiles dieser Tafel hingewiesen sein, der uns allein interessiert.

Ausgedehnte Frühlingstriftwüsten sind bezeichnend. Im Sommer heiß, kahl, staubig, arm an Wasserplätzen und Zwergstrauchbüschen, im Winter kalt, zuweilen mit Schnee bedeckt, überzieht sich das Land im Frühling mit blumenreicher Trift, und ist dann nicht nur reich an Futter, sondern auch an Wasser — an Regenteichen und an von der Schneeschmelze der Gebirge gefüllten Flüssen. Die Salzsteppentafel schiebt sich in einem Streifen zwischen Assyrien und Babylonien ein, beide trennend, aber von dem Euphrat und Tigris durchströmt, so daß diese Flüsse eine bequeme Verbindung zwischen jenen beiden wichtigen Kulturländern herstellen.

e) Das Salzsteppen-, Kultur- und Sumpf-Flachland des Irak

Die weiten Schwemmlandebenen (Abb. 80, 2), die die Flüsse, namentlich der Euphrat und Tigris, durch Zuschütten des Persischen Golfs geschaffen haben, sind im wesentlichen die gleichen trostlosen Salzsteppen, wie sie die niedrigen Platten der benachbarten arabisch-syrischen Tafel einnehmen. Freilich ist der Boden anders, nämlich ein feiner, stark staubender Schlamm. Die ursprünglich vorhanden gewesene humose Schicht hat der Wind in den seit langer Zeit trockengelegten Randgegenden längst fortgeblasen, aber die einst in diesem Schlamm enthalten gewesenen Sande haben sich zu Dünen angehäuft und überschütten jetzt in wachsendem Umfang das Kulturland. Dieses besaß im Altertum eine weit größere Ausdehnung, aber seit den Verwüstungen der Mongolen und infolge der darauffolgenden jahr-

hundertelangen Mißwirtschaft der Türken liegen weite Gebiete ehemaligen Kulturlandes seit 500 Jahren brach da und haben infolge der geschilderten Vorgänge ihre günstige Bodenbeschaffenheit verloren.

Im Unterlauf der Flüsse sind Schilfsümpfe entwickelt, durch die sich Flußarme winden. Kulturländereien, die sich sonst an jenen entlangziehen, finden sich nur an den Rändern.

So hat man denn innerhalb des Irak drei Typen von Landschaften zu unterscheiden:

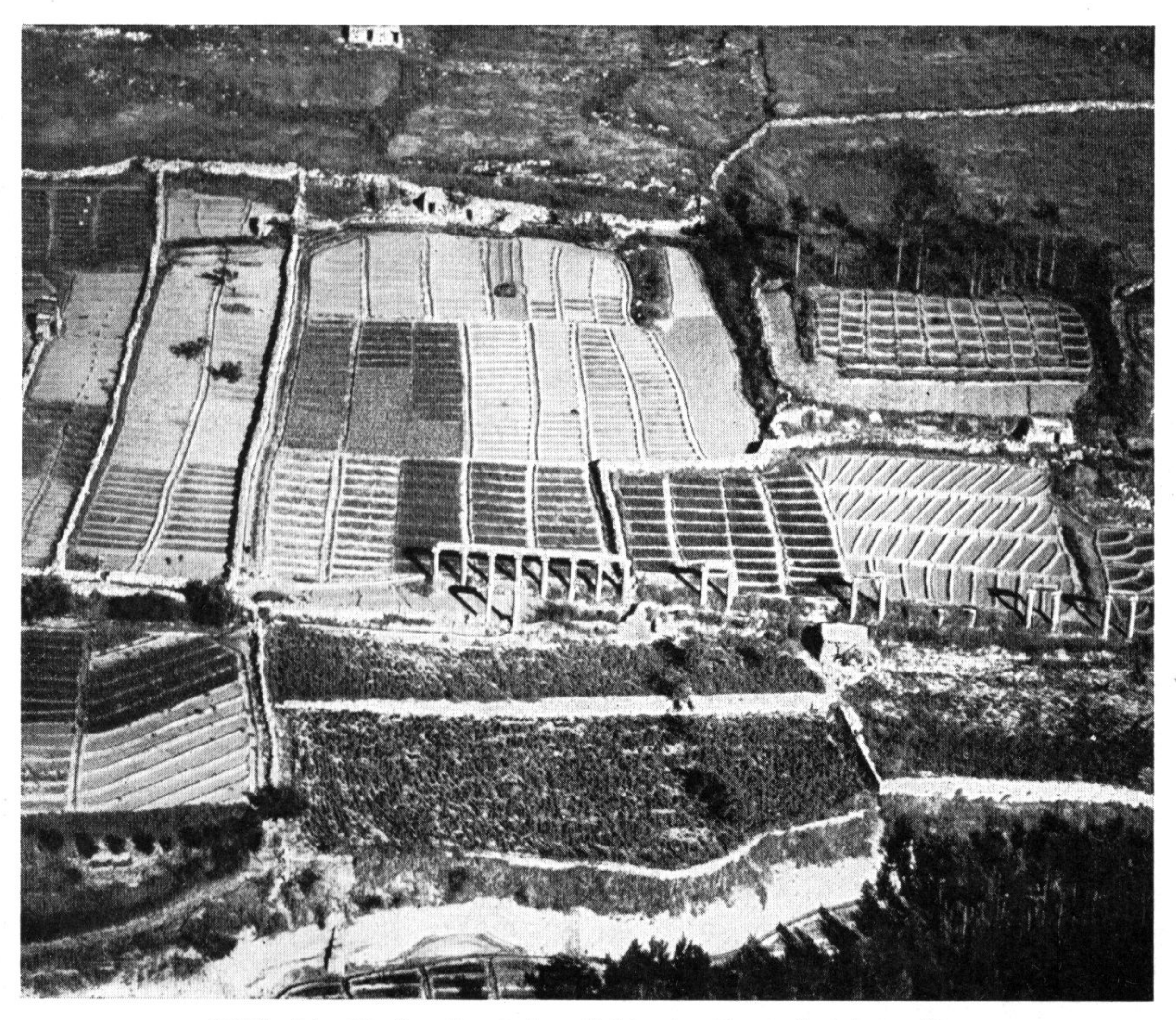


Abb. 84. Kulturland im Ostjordanland bei Djerásch
Aus der Sammlung des Bayer. Kriegsarchivs

α) in den Randgebieten und im Bereich breiter flußloser Flächen zwischen den großen Strömen wüstenhafte Ebenen, dürr, kahl, wasserlos, örtlich von Dünen überweht;

β) Kulturland im Verlauf der Flußläufe und künstlichen Kanäle in Streifen und breiten Flächen;

γ) Schilfsümpfe mit Flußarmen und niedrigen Schlamminseln.

Alle drei Landschaftstypen sind entstehungsgeschichtlich miteinander verbunden. Sumpfland — Kulturland — Salzsteppe, das ist die zeitliche Aufeinanderfolge des Entwicklungsganges.

f) Die ägyptische Wüstentafel mit der Kulturebene des Niltales

Die Wüsten, die Unterägypten einschließen, bilden ein Schichttafelland, in das wohl zahlreiche Wadis eingesenkt sind, die aber nur wenig Weide enthalten. Nur an der Küste zieht sich ein mit Zwergsträuchern bestandener Salzsteppenstreifen hin, der ein wichtiges Wandergebiet der Nomaden ist und Ägypten einerseits mit Palästina, andererseits mit der Zyrenaïka verbindet (Abb. 80, 7).

Das Kulturland (Abb. 80, 8) aber zeigt eine ganz ähnliche Beschaffenheit wie das des Irak. Einst war es wohl ein Wald- und Schilfsumpfland, bzw. die höher gelegenen Platten waren Wüste mit schwärzlichem, staubendem Boden. Das bei Hochwasser überflutete Land wurde allmählich in Kulturland verwandelt. Durch den Bau von schützenden Deichen, von künstlichen Gräben und Kanälen, durch Entwässerung und geregelte Bewässerung entstand das heutige Kulturland, das nicht so gründlich wie im Irak verwüstet und auf weite Strecken hin in Wüste verwandelt wurde. Immerhin gibt es gerade in den Randgebieten des Kulturlandes noch unkultivierte Schilfsümpfe, Brachland und kahle Wüstenflächen, die noch entwässert bzw. bewässert werden könnten — so besonders im Delta.

g) Das Südland und das südwestliche Edom (Abb. 80, 5 u. 6)

Das südliche Palästina — das Südland der Bibel —, ferner das südwestliche Edomiterland mit der Oase Kadesch sind auf Abb. 80 noch besonders hervorgehoben. Es sind Salzsteppen — im Westen Ebenen (5), im Osten Bergland (6). Da diese Gebiete für das jüdische Problem so überaus wichtig sind, sei hier bereits auf sie aufmerksam gemacht.

II. Abschnitt

Die kulturellen Lebensformen in Westasien und Ägypten auf dem Lande

Seit 5000 Jahren kann man die Geschichte des Orients überblicken. Große Kultureinflüsse hat er ausgestrahlt, aber auch erhalten. Zweimal ist Europa dort als Eroberer und Kulturbringer aufgetreten, das erstemal, als Griechen und Römer ihn jahrhundertelang beherrschten und in der Jetztzeit, in der die Maschinenkultur siegreich ihren Einzug hält. Dagegen waren Mongolen und Kreuzfahrer nur vorübergehende Meteore.

Trotz mancher fremder Beeinflussungen ist der Orient der Hauptsache nach der gleiche geblieben, d. h. im großen ganzen findet man in dem alten türkischen Reich dieselben Zustände, wie sie im Mittelalter, wie sie im Altertum unter Mazedoniern und Persern bestanden haben. Kennt man die Verhältnisse, die vor dem Einbruch der Maschinenkultur existierten, so kennt man der Hauptsache nach auch die des Mittelalters und Altertums. Im nachfolgenden sollen demnach die Lebensformen der Türkenzeit, die man nach älteren Darstellungen recht gut erkennen kann, der Darstellung

von den menschlichen Lebensformen in den uns interessierenden Gebieten zugrunde gelegt werden.

Westasien ist vielleicht das geeignetste Land, um die Lebensformen nach Wirtschafts- und Charakterentwicklung zu studieren. Vielleicht nirgends auf der Erde ist die Entstehung des Sartcharakters mit solcher Deutlichkeit zu verfolgen. Maßgebend für die Betrachtung der menschlichen Lebensformen sind Kulturstufe — ausgedrückt am besten durch die Wirtschaftsstufe — und Landschaftscharakter. Es bleibt hier unberücksichtigt der Volks- und Rassencharakter, von denen man kaum etwas Sicheres weiß.

Für Westasien — soweit es für das Studium des Judentums wichtig ist — seien folgende Lebensformen — und zwar auf landschaftlicher Grundlage — aufgestellt.

A. Lebensformen der Trockengebiete

In den Salzsteppen und Wüsten, die sich über die weite Tafel Arabiens und Syriens, Assyriens und des Zwischenstromlandes ausdehnen, kommen in mannigfachem Wechsel, neben- und durcheinander, folgende Wirtschaftsformen vor.

1. Die Sleb-Jägernomaden

In dem ganzen Salzsteppen-Wüstengebiet leben zerstreut in kleinen Gruppen, die hauptsächlich wohl Familien entsprechen, Jäger, die fast von allen Reisenden ihrem Äußeren nach mit den Zigeunern verglichen werden. Jagend streifen sie im Lande umher und haben als Pack- und Reittier den Esel. Es ist wenig über sie bekannt, ihr Vorhandensein aber kulturgeschichtlich überaus wichtig. Denn es ist wahrscheinlich, daß sie den uralten Kulturzustand noch darstellen, der vor der Einführung von Pferd und Kamel in jenen Trockengebieten bestand. Auch in anthropologischer Hinsicht sind sie wichtig. Über ihre Lebensweise, Charaktereigenschaften, Religion, ist wenig bekannt.

2. Die Viehzuchtnomaden

Entsprechend dem Wechsel der Jahreszeiten bieten manche Landschaften den Tieren und Menschen nur zeitweilig gute Daseinsbedingungen. Wenn im Winter alles verschneit ist, wenn in der Trockenzeit das Wasser geschwunden, die Weide verdorrt ist, müssen die Tiere andere Gebiete aufsuchen. So ist denn der Hirt zu einem Nomadenleben gezwungen.

Gehen wir von den Salzsteppen und Wüsten Zentralarabiens aus! Das Land setzt sich aus Tafelflächen und Stufenländern mit aufragenden Gebirgen und eingesenkten Wadis zusammen. Quellen in Gebirgen und in Einsenkungen gewähren den Beduinen feste Stützpunkte, und diese bestehen zum Teil sogar in ummauerten Städten mit Oasenkulturen und städtischen Handwerken. Die Beduinen aber sind die Herren dieser festen Stützpunkte.

Ein ganz besonderes Gebiet ist das Sandfeld des Nefud mit dichter Buschvegetation und genügender Grasweide, die Heimat der arabischen Pferdezucht. Während des Winters, wenn manchmal Regen fallen und zeitweilig sogar eine Schneedecke das Land überzieht, läßt man die Kamele in den an Quellen und Dauerbrunnen armen Salzsteppen weiden. Nament-

lich der Nefud beherbergt dann große Herden von Kamelen und Pferden. Im Sommer jedoch muß man sich in die Wadis mit spärlicher Zwergstrauchsteppe, aber sicheren Wasserplätzen zurückziehen.

Ruhelos ist das Leben dieser Nomadenhirten. Die Natur des Landes, der Wechsel von Jahreszeiten, der Wechsel von Weide und Wasser in diesen oder jenen Gebieten zwingt zur Wanderung. Weitaus die wichtigsten Tiere sind ihnen Kamel und Pferd. Das Kamel dient als Last- und Reittier, als Milch-, Fleisch- und Wolltier, das Pferd aber zum Reiten, namentlich im Kriege.

Die Beduinen Arabiens[1] haben feste Stützpunkte in den Oasen und ihren Städten. Dort herrschen sie als Eroberer, dort wachsen ihnen Datteln und Getreide, dort wohnen die Ansässigen als ihre Sklaven und Hörigen. Fest ummauert sind die Oasenstädte, und der Sitz eines Herrschers, der sich unter Umständen, d. h. wenn er der Mann dazu ist, durch Unterwerfung anderer Oasen und Beduinenstämme ein größeres Reich schaffen kann. Solche Staaten, die so manches Mal große Ausdehnung und Macht gewonnen haben, zerfallen aber gewöhnlich nach dem Tode des Begründers, weil nur starke, kriegerische und gleichzeitig staatsmännisch begabte Herrscher imstande sind, die unruhigen Nomaden zu zügeln.

Gewöhnlich leben die Beduinen in leicht aufzuschlagenden und abzubrechenden Zeltlagern. Abb. 85 zeigt aufs beste die Zelte der arabischen Beduinen, die mächtigen aus Ziegenhaar gewebten Decken, die stützenden Stangen und die Stricke, die jene Decken an den Pflöcken befestigen. Die sitzenden Frauen rechts spinnen mit der Spindel Woll- und Baumwollfäden. Links das Melken einer Ziege, zwischen dieser und dem Zelt aber hängt ein Ledersack, der zur Butterbereitung dient. Der an drei Stricken hängende Sack vertritt das Butterfaß, in dem er längere Zeit kräftig geschüttelt wird.

Recht lose ist der Sippen- und Stammesverband, gering ist ihre Disziplin, jeder tut, was er will, es sei denn, daß ein begabter Herrscher Gehorsam erzwingt oder die Not alle zusammenschweißt.

Die körperliche Ausbildung ist bei dem harten, entbehrungsreichen Leben vorzüglich. Schwächliche Kinder sterben fort, die Überlebenden sind überaus abgehärtet. Neben der Winterkälte stellt die glühende Sonne an das Ertragen von Durst und Hitze, an Körperkraft und Gesundheit die größten Anforderungen. Obendrein sind Regen und Schneefälle unsicher. Bleiben sie aus — und das geschieht in so manchem Jahr —, dann bleibt auch die Weide aus, dann sterben die Tiere wie die Fliegen, dann muß man entfernte Gegenden, die genügend Regen erhalten haben, aufsuchen, dann tritt oft Hungersnot ein.

Diese schweren Verluste an Kamelen usw. sind aber für die Stämme nicht tragbar. Deshalb sind die Beduinen gezwungen, sich durch Raubzüge — ghasu — von Nachbarstämmen für den Verlust gewaltsam Ersatz zu schaffen. Raubzüge sind also eine wirtschaftliche Notwendigkeit, eben-

[1] Die Beduinen Nord- und Zentralarabiens hat kürzlich Dr. Käselau landschaftskundlich bearbeitet: „Die freien Beduinen Nord- und Zentral-Arabiens.“ Vgl. Literaturverzeichnis.

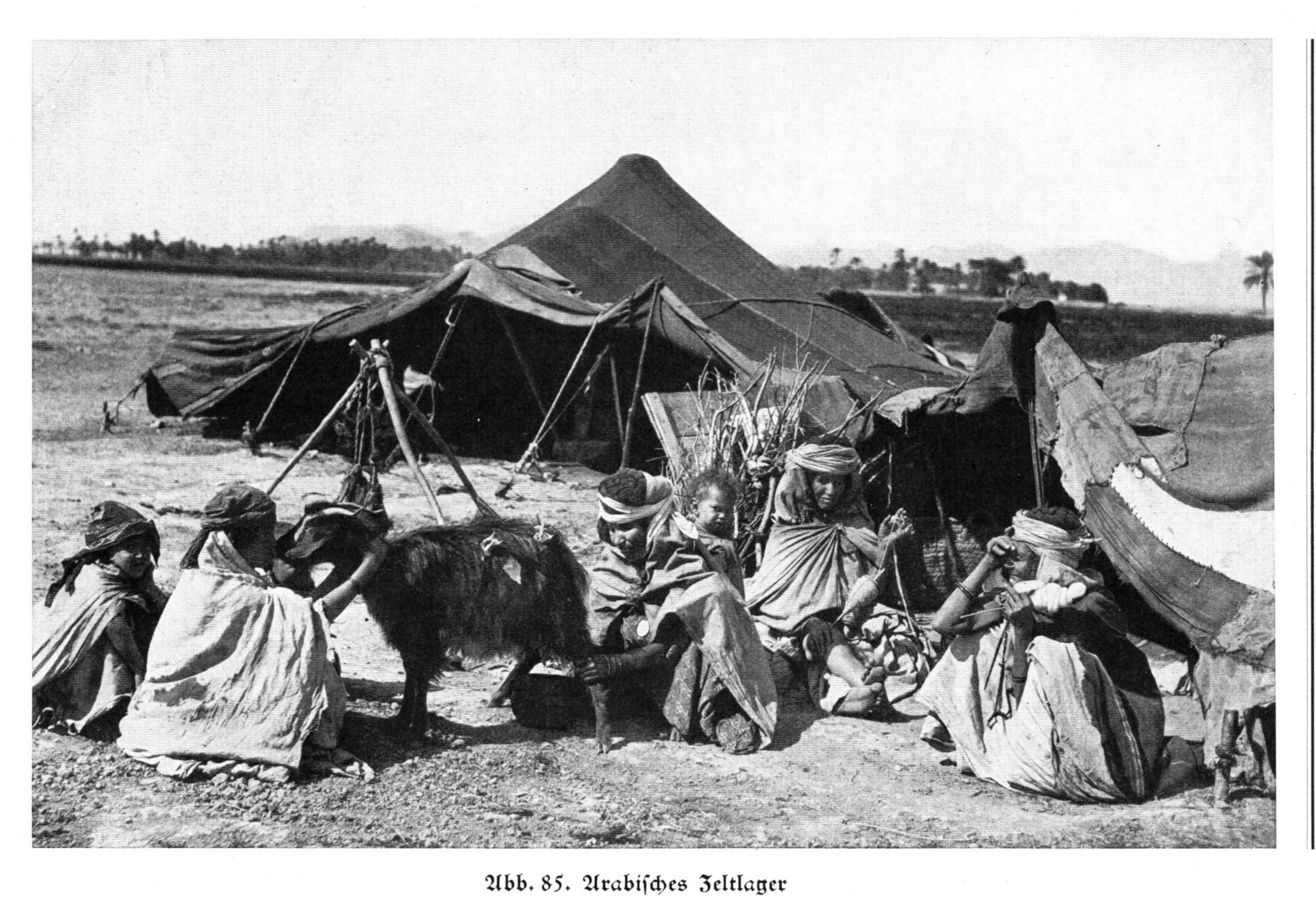


Abb. 85. Arabisches Zeltlager

Zelte aus Ziegenhaardecken, Frauen, die eine Ziege melken, dahinter an drei Stangen hängender Fellsack, der zum Buttern dient. Rechts spinnende Frauen

so wie die Diebstähle von Pferden und Kamelen, die in aller Stille von kleinen Trupps wandernder, verarmter Beduinen ausgeführt werden. Obwohl an sich dünn besiedelt, tritt in Zentralarabien wegen der Dürren und des Weidemangels manchmal eine akute Übervölkerung ein. Infolgedessen ist dieses zentrale Salzsteppentafelland ein Ausstrahlungsgebiet für Beduinenstämme. Aus periodischen Auswanderungen werden aber oft dauernde. Unter Kämpfen erobert man sich Randgebiete, so z. B. die uns hier am meisten interessierende nordsyrisch-mesopotamische Frühlingstriftwüste. Dort liegen die Winterquartiere von — einst aus Zentralarabien gekommenen — Beduinenstämmen in Wadis, im Innern der Wüste. Im Sommer aber müssen sie sich in die Randgebiete mit ausdauernden Wasserplätzen, z. B. zu den aus den nördlichen Gebirgen kommenden Flüssen zurückziehen. Dort treten sie in unmittelbare Beziehungen zu der Bauernbevölkerung, die daselbst Regenfeldbau und Oasenkulturen betreibt, und ferner zu den Handelsstädten — damit aber auch zu den eigentlichen westasiatischen Kulturgebieten. Mit den ansässigen Bauern und Städtern liegen die Beduinenstämme häufig in Fehde. Wirtschaftlich sind beide Parteien aufeinander angewiesen, aber Raublust und Gewalttätigkeiten der einen, geschäftliche Betrügereien der anderen stören immer wieder den Frieden. Ist der Staat der Ansässigen machtvoll, so gelingt es, die unruhigen Gesellen zu bändigen. Ist er schwach, so erzwingen die Beduinen in ganzen Distrikten Tribute, die recht drückend sein können.

So geht es, bis ein neuer Stoß aus Zentralarabien neue stärkere Beduinenstämme in das Land bringt. Dann haben die Bedrängten nur die Wahl, entweder ansässig zu werden oder mit ihren Herden in die Bauernländer sich zu flüchten. Dort ist von einem ungebundenen Leben nicht mehr die Rede. Die zwischen Bauerndörfern und Städten wohnenden Hirtenstämme erhalten ein Gebiet zugewiesen und müssen sich dort aufhalten. Zwar kommen Räubereien nicht selten vor, allein überwiegend sind die Seßhaften die stärkeren, und die Hirten müssen sich fügen.

Die in die Ackerbauländer gedrängten Beduinen nutzen mit ihren Herden Stoppelfelder und Ödland aus, sowie die Felsentriften und Gebüsche, die auf steilen Hängen und steinigen Ebenen zu finden sind. Viele sind aber nur noch Halbnomaden, weil sie neben der Viehzucht ganz wesentlich von Feldbau leben. Sie haben dann auch feste Dörfer und führen damit ein halbes Fellachenleben. Da beginnt eine völlige Umwandlung aller Verhältnisse, und — *einmal wirklich seßhaft gewordene Beduinenstämme kehren zu einem freien Leben in der Wüste wohl niemals mehr zurück.*

Seßhaftwerdende verlieren schnell alle jene Eigenschaften, die der Beduine braucht, um in der Wüste leben zu können. Der Leser wird gebeten, sich diese Tatsache recht fest in das Gedächtnis einzuhämmern. Namentlich an Theologen und andere Forscher, die sich zwar mit dem alten Orient im allgemeinen und der jüdischen Geschichte im besonderen befassen, denen die Gesetze der Landschaftskunde und Kulturgeographie aber nicht geläufig sind, richtet sich diese Bitte.

Damals, als mit Hilfe des neu eingeführten Kameles und Pferdes die Beduinen entstanden, waren die Bauern, aus denen sie hervorgingen, den Jägern der Trockengebiete so überlegen, daß eine allmähliche Umwandlung in Beduinen möglich war. Später aber stieß jeder ansässige Stamm auf einen ihm an Mut, Tatkraft und Anpassung an das Wüstenleben unendlich überlegenen Beduinenfeind, so daß jeder Versuch, Wüstenbeduine zu werden, von vornherein zum Scheitern verurteilt war.

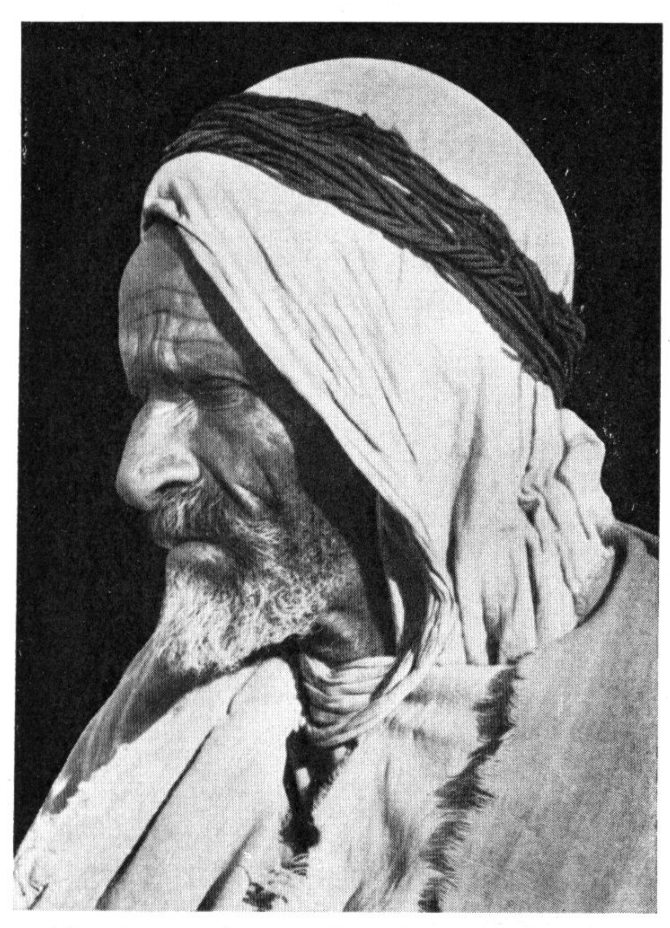


Abb. 86. Arabischer Beduine aus Tunesien
Mit typischer Kopfbekleidung. (Photo Lehnert & Landrock, Kairo)

Das Beduinenleben erzeugt ausgezeichnete Primäre Fundamentalcharaktere vom Typus der Hirten und Krieger. Überaus scharf ist der Kampf mit den Naturkräften, namentlich mit klimatischen Schäden. Dürren und heiße Glutwinde, die die Weide verderben, eisige Kälte und Schneefälle — alles muß ertragen werden, und solcher Kampf läßt körperlich und geistig abgehärtete Menschen entstehen. Der beständige Kampf mit Feinden hat obendrein zur Folge, daß die adlige Charaktertrias — Stolz, Vornehmheit und ritterliches Ehrgefühl — nicht verkümmert.

So ist es verständlich, daß man gerade unter den Beduinen prachtvolle Gestalten und Charakterköpfe findet, die in ihrer malerischen Tracht und stolzen aufrechten Haltung oft genug einen imponierenden Eindruck machen. Der südarabische Typus bei hohem Wuchs ist bei ihnen häufig zu finden (Abb. 86 u. 87).

Den Beduinencharakter kann nur der richtig verstehen, der als Mohammedaner unter Beduinen gelebt hat. Burckhardts Darstellungen sind deshalb maßgebend. Der christliche Reisende dagegen, der womöglich die Sprache kaum spricht, ist in ihren Augen ein willkommenes Ausbeutungsobjekt. Ihm gegenüber kommen leicht die Reserveeigenschaften zum Durchbruch. Daher das ungünstige Urteil der meisten Reisenden, die dem Beduinen als Europäer gegenüberstanden und von ihm ausgebeutet wurden.

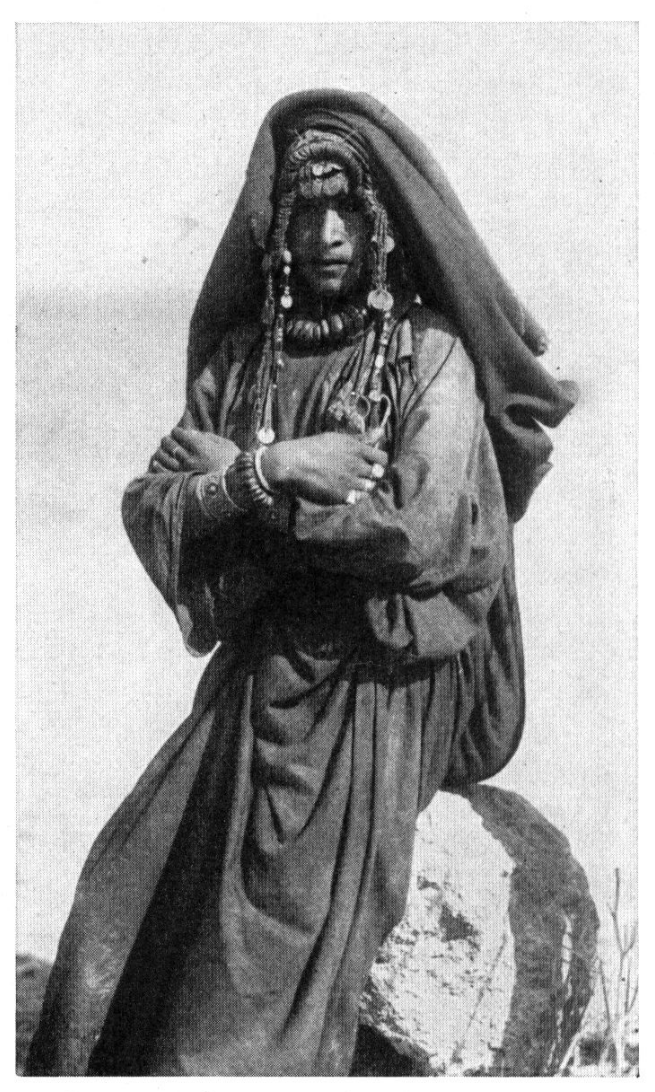


Abb. 87. Beduinenfrau aus Palästina in der üblichen Tracht
Aus der Sammlung des Bayer. Kriegsarchivs

Steht der Beduine als Charakter, als Krieger, als der zum Herrschen Geborene hoch, so ist sein religiöses Leben überaus primitiv. Er ist der reine Animist, den Gespenster und Dämonen — Djinnen — umgeben. Der Mond, die Sonne, die Glutwinde und die täglichen Staubwirbel, die über ihn hinwegfliegen, und zahllose andere Naturerscheinungen sind Gegenstand seiner mystischen Betrachtungen. Er ist alles andere als Monotheist und demgemäß der denkbar schlechteste Mohammedaner. Die wenigsten kennen die Vorschriften des Korans genau, und noch weniger werden die täglichen Gebete, die Fasten und Waschungen befolgt.

Die Kultvorschriften des Korans passen gar nicht in die Wüste, passen nicht für Wüstenbewohner, und es gibt keinen größeren Irrtum, als die so oft gehörte Behauptung, der Monotheismus, der Islam, sei ein Kind der Wüste, der Steppe, sei die Beduinenreligion. Der Monotheismus entstand anderswo — das werden wir noch sehen.

In Ägypten sind die Verhältnisse wegen der Beschaffenheit der Wüste wesentlich andere als in Arabien. Dort gibt es keine regelmäßige Frühlingstrift — d. h. nicht in jedem Frühling, nur gelegentlich tritt sie einmal auf —, vielmehr enthalten nur die Wadis und manche Senken eine spärliche Weide aus Zwergsträuchern. Infolgedessen ist die Zahl der Beduinen nur gering, und wenn sie auch gelegentlich Überfälle machen mögen, so sind sie doch im allgemeinen keine Gefahr für die Kulturlandbewohner. Sie haben am Rande des Kulturlandes feste Siedlungen aus Zelten und Strauchhütten und werden mehr geduldet, als daß sie herrschen. Man darf wohl annehmen, daß das Fehlen der Bedrückung durch räuberische Nomaden — damals gab es ja obendrein keine Pferde und Kamele in Ägypten — wesentlich dazu beigetragen hat, daß sich die altägyptische Kultur ungestört entwickeln konnte.

3. Die Oasenbauern und -städter

Innerhalb der Salzsteppen und Wüsten liegen als Stützpunkte der Beduinenstämme — von ihnen beherrscht und geschützt — Oasen mit Dattelpalmen, Obstgärten und Getreidefeldern. Die Bauern leben aber nicht in Dörfern oder gar Gehöften auf dem Lande, sondern in festen Plätzen, die man wohl am besten als Städte bezeichnet. Denn außer den Bauern wohnen dort Händler und Handwerker, die oft genug an Zahl stark überwiegen und den städtischen Charakter der Siedlung bestimmen.

a) Wirtschaftscharakter

Die Arbeit steht nie still, es gibt in den Oasen immer etwas zu tun. Dank der künstlichen Bewässerung kann unaufhörlich gehackt, gesät, gepflanzt, gejätet, geerntet werden. Selbst in den Wintermonaten, die infolge der zu geringen Temperaturen keine Kultur von Bodenpflanzen zulassen, ruht die Arbeit nicht. Denn ein erheblicher Teil der Pflanzungen besteht aus Fruchtbäumen, die während aller Monate bewässert und gepflegt werden müssen. Obendrein wird der Boden im Winter vor der Aussaat gründlich bearbeitet, gedünkt, gehackt, gepflügt.

Wenn aber auch die Oasen so gut wie dauernd den Bauern beschäftigen, so gibt es doch im Betrieb ganz bestimmte Zeiteinteilungen. Die Baumfrüchte werden zu bestimmten Zeiten reif, und die Bodenpflanzen folgen in bestimmter Reihenfolge aufeinander; es gibt kein beliebiges Durcheinander.

Das Gebiet, das der Oasenbauer im Laufe seines Lebens kennenlernt, ist im allgemeinen eng begrenzt. Er wohnt in einem Dorf oder in einer Landstadt, und der Gang auf das Feld, der Ritt zum Wochenmarkt bringen ihn über die nächste Umgebung nicht hinaus. Trotzdem ist sein Gesichtskreis nicht so eng, als es scheinen könnte. Denn jedes Dorf, jedes Gehöft ist nicht eine selbständig abgeschlossene Einheit wie etwa ein deutscher Bauern-

hof oder ein deutsches Dorf, sondern ein Glied innerhalb einer großen Organisation, nämlich in der Organisation der künstlichen Bewässerung. Um diese durchzuführen, bedarf es einmal fester regionaler Verbände, die sich an einen Fluß, einen Flußarm, einen Kanal anschließen. Von dem kleinsten Feld bis zu der ganzen großen Oaseneinheit gibt es eine ununterbrochene Aufeinanderfolge von immer größer werdenden Einheiten, die alle einander lückenlos stützen, sich auseinander entwickeln, wie sich die kleinste kommunale Gemeinde in einen größeren Verband einfügt, und so fort, bis schließlich ein großer Staat entsteht.

Jeder Oasenbauer fühlt sich als Mitglied eines großen staatlich-kommunalen Organismus, dessen Herz das Bewässerungssystem ist. Alle, alle müssen mitarbeiten, mitwirken an dem Ausbau und der Aufrechterhaltung der Deiche, Kanäle, Gräben, Schleusen. Jeder hat auf den anderen Rücksicht zu nehmen. Jeder hat Anrecht auf einen bestimmten Anteil an Wasser, aber nicht auf mehr. Niemand darf versagen, niemand sich auflehnen, niemand mehr fordern, als ihm zukommt. Heilig sind die Einrichtungen, die Wassergesetze, sie sind ursprünglich von Gottheiten selbst erlassen. Solchem religiösen Zwang hat sich jeder zu fügen, und der Bauer tut es.

Wie die Räder eines Präzisionswerkes arbeiten in dem Oasenbetrieb die verschiedenen Organe zusammen, aber leicht kommt es auch zu Störungen, z. B. durch Kriege und Aufstände, und dann macht die Zeit behaglicher Sicherheit einer Zeit der Entbehrungen, des Mangels an allem Notwendigen, ja einer Hungersnot Platz.

Die Oasenbewohner leiden unter solchen Störungen um so mehr, als fast alle kleineren Oasen übervölkert sind, und der Mangel an Lebensmitteln und Gebrauchsgegenständen sich daher sofort fühlbar macht, sobald der regelmäßige Gang der Versorgung gestört wird. Die Übervölkerung ist leicht verständlich. Entsprechend dem vorhandenen Wasservorrat kann nur ein bestimmter, oft nur recht beschränkter Raum bewässert werden. Die Ernährungsgrenze liegt also tief. Es kommt demnach frühzeitig zu der Entwicklung von Städten, d. h. zu einer Ansammlung von Menschen, zu deren Ernährung Zufuhr von außen erforderlich ist. Die Verhältnisse sind übrigens in den verschiedenen Oasengebieten verschieden.

b) Oasenarten

Man kann die Oasen in drei Gruppen einteilen die mancherlei Eigenarten besitzen und das Leben des Bauern nach mancher Richtung hin verschieden beeinflussen.

Grundwasseroasen beziehen ihr Wasser aus dem Grundwasser des Bodens. In Niederungen, in Wadis und Becken z. B. mit hohem Grundwasserstand, kann man das Grundwasser mit Hilfe von Brunnen und Schöpfapparaten verschiedener Art heben und einem Sammelbecken zuführen. Von dort aus leiten kleine Gräben es in die Gärten. Liegt aber in der Tiefe ein Druckwasserflöz, so steigt das Wasser artesisch in dem Bohrloch hoch empor, sprudelt vielleicht sogar heraus, braucht also nicht gehoben zu werden.

Wadioasen mit Ssel oder Flut-Wadioasen sind eine Abart der Grundwasseroasen. Sie sind an Wadis geknüpft, die zeitweilig „abkommen", d. h.

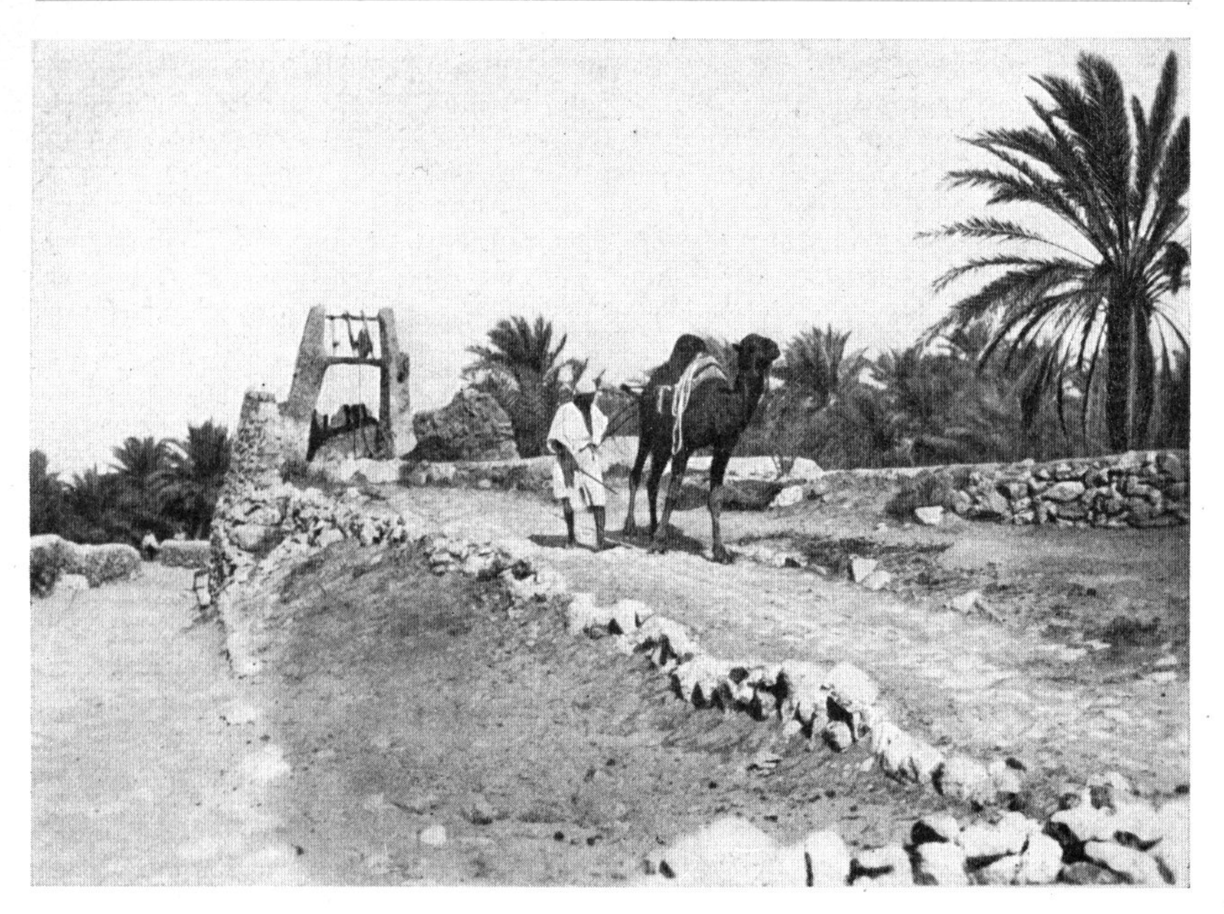


Abb. 88. Tier-Ziehbrunnen im Msab. Algerische Sahara

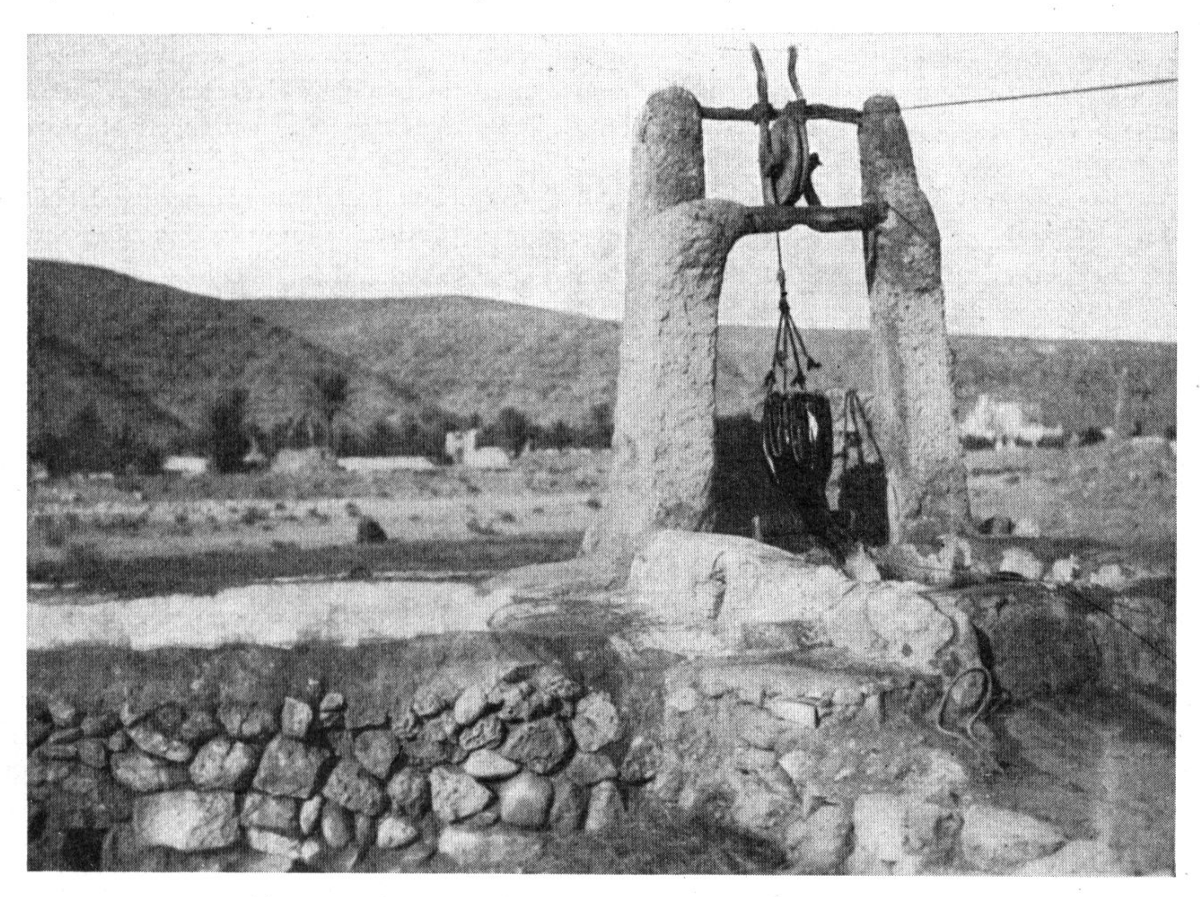


Abb. 89. Tier-Ziehbrunnen im Msab. Algerische Sahara

nach Wolkenbrüchen wälzt sich eine Wassermasse — der Ssel (arabisch) — das Bett herab, alles verwüstend. In solchen Wadis kann man die Oasengärten nicht auf der Sohle des Wadis, sondern muß sie seitlich, auf erhöhten, mit Mauern geschützten Längsstufen anlegen. Die Arbeitsleistungen, die hier zu vollbringen sind, sind weit bedeutender als in einfachen Grundwasseroasen. Das Wasser wird oberhalb der Oase abgefangen und mit Kanälen in die Gärten geleitet, oder die das Grundwasser schöpfenden Hebeapparate stehen im Wadibett oder auch in den Gärten selbst. Diese Flutwadioasen sind in Arabien weit verbreitet.

Einige Abbildungen, die nicht aus Vorderasien, sondern aus der algerischen Sahara — Msab — stammen, in gleicher Form aber bis Indien vorkommen, mögen die Verhältnisse veranschaulichen. In dem Msabwadi fehlt es nicht an Grundwasser. Dieses wird durch Brunnenschächte erschlossen, und durch einen Tier-Ziehbrunnen gehoben. Die Anlage dieser Vorrichtungen zeigt Abb. 88 und 89. Das Erdpfeilergerüst steht über dem Brunnenloch. An einem über ein Rad laufenden Seil wird der an diesem hängende Lederschlauch in den Brunnen herabgelassen, sobald der Mann mit dem Kamel auf der geneigten Ebene sich auf den Brunnen zu bewegt, und heraufgezogen, sobald er sich von dem Brunnen fortbewegt. Beim Herabsinken ist der Lederbeutel geöffnet, beim Heraufziehen geschlossen, öffnet sich aber, sobald er oben angelangt ist und durch den Zug des Seiles ausgereckt wird. Das Wasser fließt in ein Becken ab, von dem aus die kleinen Felder — Weizen auf Abb. 90 — und Oasengärten bewässert werden.

Eine Sseloase im kleinen zeigt Abb. 91. In dem Msabtal hat man parallel der Felswand des Talhanges eine Mauer gezogen — auf der rechten Bildseite — den Raum zwischen Mauer und Felsenhang mit Erde ausgefüllt und dort Palmen und andere Fruchtbäume gepflanzt. Das Wasser aber gewinnt man aus einem in dem Flußbett dicht an der Oasenmauer befindlichen Tier-Ziehbrunnen. Rechts von dem Lehmgestell befindet sich das Sammelbecken, von dem nach rechts hinten die Steinmauer ausgeht.

Eine andere Art von Hebewerk sind die Ssákien, d. h. Göpelwerke mit horizontal liegenden Rädern, und der Schadúf, ein Ziehbrunnen von der Art der Ziehbrunnen unserer Dörfer.

S t a u d a m m o a s e n entwickeln sich aus Flutwadioasen. Um das Wasser besser nutzbar zu machen, wird ein Staudamm gebaut, und von dem entstandenen Stauteich aus eine Oase bewässert. Auch diese Oasenart kennt Arabien. Berühmt war z. B. der Staudamm von Mareb.

Für Iran ist eine andere Bewässerungsart bezeichnend, nämlich die Bewässerung mit Hilfe unterirdischer Zuleitungskanäle. Man könnte also von „Z u l e i t u n g s o a s e n" sprechen. Sie sind bis Spanien verbreitet, aber in Persien am großartigsten entwickelt. Ihre Entstehung ist folgende:

Wenn ein Gebiet mit gutem Boden nur ungenügend Wasser zur Bewässerung hat, oder wenn das Wasser dort überhaupt fehlt, so hat man es aus der Ferne zugeleitet und zwar, entsprechend der starken Verdunstung in unterirdischen Kanälen. Diese haben oft eine bedeutende Länge von 10 und mehr Kilometern. Luftlöcher, die im Abstand von einigen hundert Metern angelegt sind, sorgen für Durchlüftung und dienen zugleich als Zugänge, wenn die Kanäle gereinigt oder ausgebessert werden müssen. So umfassen denn die Zuleitungsoasen einen nicht unerheblichen Teil der Wüsten und Salzsteppen außerhalb der Oasen.

Q u e l l w a s s e r o a s e n gleichen den artesischen Grundwasseroasen. Aus Felsen,



Abb. 90. Bewässertes Weizenfeld. Msab-Oase, Algerien



Abb. 91. Sseloase in Msab. Algerien

an Hängen bricht eine starke Quelle heraus, die in Gräben über ein der Wassermenge und dem bewässerbaren Boden entsprechendes Areal geleitet wird. Es handelt sich immer nur um verhältnismäßig kleine Oasen. Palmyra ist z. B. eine Quellwasseroase.

Weitaus am großartigsten sind die Flußwasseroasen. Fremdflüsse, die aus regenreichen Ländern kommen — Nil, Euphrat, Tigris —, oder Gebirgsflüsse, die von dem Schnee oder gar Gletschern eines aus der Salzsteppe oder Wüste sich erhebenden Gebirges gespeist werden — Turkestan, Iran — werden zur Bewässerung ausgedehnter Ländereien benutzt. Ägypten, Mesopotamien, Amu-Darja und Syr-Darja, also die Hauptoasenkulturen des Orients, sind an solche Bewässerungsanlagen geknüpft, die von Flüssen ausgehen. Wichtig für die Flußwasseroasen ist die dauernde Wasserführung, die niemals versagt; dazu kommen die zeitweiligen Hochwasser. Diese setzen nicht nur das Oasenland — mindestens teilweise — unter Wasser, sondern ergänzen auch das so wichtige Grundwasser. Mit Hilfe von Deichbauten werden die Hochwässer gebändigt, das Wasser in Kanälen über das Land hin verteilt, die Überflutung des Oasenlandes von ihnen aus geregelt. Zahllose Schöpf- und Hebeapparate sind obendrein rastlos tätig, das Grundwasser zu heben, namentlich zur Zeit des Tiefstandes des Flusses.

c) Lebensweise, Handel

Die Lebensweise der Oasenbauern in den verschiedenen Arten der Oasen ist keineswegs die gleiche, wenn man die Beziehungen zwischen Oase und Umgebung ins Auge faßt.

Liegt eine Oase in einer Wüste, die dem Menschen so gut wie nichts bietet, wie das für Ägypten zutrifft, so ist es ganz gleichgültig, ob das Kulturland klein oder ausgedehnt ist, ob Grundwasser, Wadis oder Flüsse das Wasser für die Berieselung liefern. Dann kapselt sich der Oasenbauer ein, dann kennt er von der Wüste so gut wie nichts. Er steht ihr ganz fremd gegenüber. Sie ist ihm gleichgültig, oder sie schreckt ihn ab, sie ist ihm eine Stätte der Leblosigkeit, des Todes, der Furcht.

Liegt dagegen die Oase in einer Salzsteppe mit guter Weide, erheben sich gar in der Nähe Gebirge mit Höhenstufen, die, weil an Pflanzen und Niederschlägen reicher, ihm wertvolle Ergänzungsformen darbieten, so z. B. Weideland im Sommer, so liegt der Gedanke nahe, diese Gelegenheiten mit Jagd und Viehzucht auszunutzen. Ob das geschehen kann, wird wesentlich von den politischen Zuständen abhängen. In jedem Fall werden die Oasenbauern der Salzsteppen einen weiteren Gesichtskreis besitzen.

In den Zuleitungsoasen liegen die Verhältnisse noch wesentlich anders. Dort müssen die Oasenleute hinaus in die Wüste, sie müssen sie kennenlernen, und zwar genau kennenlernen, sie müssen in die wasserspendenden Berge eindringen und die Wasseradern suchen, die sie ihren Gärten und Feldern zuleiten könnten. Unter keinen Umständen stehen sie der Wüste und ihren Schrecken passiv gegenüber. Sie müssen mit ihnen ringen, und das war vermutlich für die Entwicklung der Religion Zarathustras maßgebend.

Die Ernte deckt oft genug in keiner Weise den Bedarf. So müssen denn Handel und Handwerk eingreifen, d. h. man handelt Rohstoffe ein und verarbeitet sie zu Handelswaren. Das ist freilich leichter gesagt als getan.

Wolle kann man wohl von den Beduinen erhalten, aber Metalle, Farbstoffe und vieles andere, namentlich Getreide und sonstige Lebensmittel hat man aber aus der Ferne zu beziehen. Weite Wüsten trennen indes die Oasen von den Ländern mit seßhafter, Feldbau und Seehandel betreibender Bevölkerung. So sind denn die Karawanen eine Lebensnotwendigkeit. Kaufleute ziehen aus den Oasen nach jenen Randgebieten mit seßhafter Kultur, oder bringen aus diesen Waren zu den Oasen. Immer aber müssen sie die unwirtlichen Wüsten queren, und das können sie nur mit Hilfe der Beduinenstämme. So erheben denn letztere erhebliche Abgaben von allen ihr Land passierenden Karawanen, denn sie lassen sich den Schutz bezahlen und stellen obendrein oft auch noch für den Transport die Kamele.

Ein Handelsbedürfnis besteht auf beiden Seiten. Einmal müssen die von Städtern und Bauern bewohnten, regenreicheren Randländer von den Hirten Wolle, Fleisch, Teppiche u. a. m. kaufen, diese aber Rohstoffe, Getreide, Datteln, Öl, Wein, Handwerksartikel u. a. m. aus jenen beziehen. Außerdem liegen zuweilen sowohl in der Wüste als in den Kulturländern heilige Orte, zu denen jährlich Tausende von Wallfahrern pilgern. So gibt es neben Handelskarawanen auch Pilgerkarawanen, die übrigens stets gleichzeitig Handelsgeschäften dienen. Alle religiösen Städte sind gleichzeitig Handels- und Börsenstädte.

d) Religion und Charakterbildung

Die seßhaften Oasenbewohner sind — abgesehen von den Ghettobewohnern — diejenigen, bei denen der Sartcharakter vielleicht in reinster Form ausgeprägt ist. Wohl beschäftigen sie sich mit Landbau, allein dieser ist schädigenden Naturgewalten kaum ausgesetzt. Das stets im Boden befindliche Grundwasser macht sie von jenen so gut wie unabhängig. Nur eine Gewalt gibt es, der sich der Mensch beugen muß — der alles Getreide verbrennende, die Blüten und Früchte der Bäume tötende, heiße Glutwind, der Samum. Allerdings ist er nicht immer feindlich. Er weht zuweilen im Herbst und Frühling, und zwar im Frühjahr, nach dem Volksbewußtsein zwischen Ostern und Pfingsten in einer Zeit von 50 Tagen. Es kommt nun ganz darauf an, in welchem Zustand er Getreide und Fruchtbäume antrifft. Er kann einerseits in der Blütezeit alles vernichten, andererseits aber auch ein schnelles Reifen — namentlich des Getreides — bewirken und Schädlinge vernichten, also überaus nützlich sein.

Abgesehen von dem Glutwind ist der Oasenbewohner aber wesentlich von menschlichen Ereignissen bedroht, von Kriegen mit Belagerung, mit Eroberung, mit gewaltsamen Erpressungen. Immer aber ist er abhängig, oft schwer bedrückt, immer muß er sich bücken, dienen, gehorchen. So entsteht dann in ihm der früher geschilderte Sartcharakter. Die Wüste aber mit ihren abgehärteten Beduinen und ihren als Eroberer neu eindringenden, noch stärkeren Beduinenstämmen, die die bisherigen Herren ablösen und diese einerseits zum Seßhaftwerden zwingen, andererseits den Oasenstädtern frisches Blut zuführen, spielt die Rolle einer überaus wichtigen Epiphysenlandschaft.

Der Sarte ist stets fanatisch-religiös. Das hängt mit dem Druck zusammen, der auf ihm lastet. Dieser Druck rührt ganz überwiegend von Menschen her. Menschen sind es obendrein, die ihnen mit Karawanen oder Beduinen Seuchen und andere Krankheiten bringen. Von Menschen, von Kriegen u. a. m. hängt die so notwendige Handelsverbindung mit dem Auslande ab. Demgemäß wird der Oasenbewohner am ehesten zu monotheistischen Vorstellungen gelangen. Denn wenn der Hauptsache nach alles Unheil von menschlichen Eingriffen, von zufälligen Unglücksfällen, von Krankheiten, die durch Menschen übertragen werden, abhängt, dann wird man leicht zu dem Gedanken einer einheitlichen Gottheit gelangen. Die Vorstellung von einem gütigen Allvater, der Himmel, Erde, Menschen, Tiere usw. geschaffen hat, findet man ja obendrein bereits auf der untersten Kulturstufe — der der Jäger. Die neue monotheistische Vorstellung konnte also an Altbekanntes anknüpfen.

Dazu kommt, daß von der Landschaft ausgehende, zum Polytheismus führende Beeinflussungen gering sind. Für den Oasenbewohner gibt es eigentlich nur seine Oase und seine Stadt. Die Wüste kennt der richtige Oasenbauer und -städter so gut wie gar nicht; er kommt fast nie in sie hinein. Und wenn, dann nicht allein, sondern nur unter dem Schutz von Beduinen und Handelskarawanen. Niemals also hat er mit den Naturgewalten der Wüste wirklich zu ringen. Demgemäß gibt es für ihn, nach animistischer Anschauung, kaum etwas anderes als die Ortsgottheit der Oase, neben der die Gespenster, d. h. die Totengeister, wirken. Letztere haben mit dem Götterkreis, der sich aus dem Animismus entwickelt, wenig zu tun. Sie werden von den höheren Religionen beiseitegeschoben, bleiben aber im primitiven Zauberglauben der Masse noch lange Zeit die Hauptvertreter der übersinnlichen Welt.

Man sieht, in Oasen ist der Boden für die Entwicklung einer monotheistischen — zunächst henotheistischen — Religion geebnet. So macht es denn keine Schwierigkeit, den Islam, der ja bereits im Juden- und Christentum ein Vorbild fand, als eine Oasenreligion zu erklären. Der Oasenstädter Mohammed hat sie in den Oasenstädten Mekka und Medina geschaffen.

Der Islam war von Anfang an eine Stadtreligion, nicht eine Religion der Wüsten und Steppen. In ihnen hat er sich sogar durchweg wieder in einen verkappten Polytheismus verwandelt. Denn die mohammedanischen Heiligen sind lediglich wieder aufgelebte Naturgötter der Heidenzeit in islamischem Gewand, die an den uralten Kultstätten verehrt werden. Der alte Animismus bildet dort, geradeso wie bei den echten Wüstensöhnen, den Beduinen, das Knochengerüst der eigentlichen Volksreligion, der monotheistische Islam aber ist die Umkleidung mit Haut- und Weichteilen. Ohne jenes Knochengerüst würde es zusammenfallen.

Der Monotheismus ist die Religion der Oasensarten, d. h. der einseitig durch Feinde unterdrückten, charakterschwachen, dem Kampf mit Naturgewalten und Feinden entzogenen, sekundär fundamentalen Oasenstädter. Der Polytheismus dagegen ist die Religion der mit Naturgewalten und Feinden ringenden, von vielen Gefahren bedrohten Primären Fundamental-

charaktere. Der modifizierte Monotheismus — d. h. der Islam mit seinen Marabutheiligen, die Christliche Kirche mit Dreifaltigkeit, Marien- und Heiligenkult — ist eine für die gebändigten Primären Fundamentalcharaktere charakteristische Kompromißreligion.

Ebenso wie der Sartcharakter das Ergebnis einer einseitigen, d. h. einseitig das Verstandesleben und die Intelligenz betonenden Entwicklung ist und darum nach dem Gesetz vom Gleichgewicht der Kräfte wegen der Einseitigkeit für die Kulturentwicklung und Geistesbildung ungünstig wirken muß, geradeso ist der reine Monotheismus keineswegs die für die Kulturentwicklung günstigste Religionsform. Da sie sich einseitig auf dem Verstandesleben aufbaut und dem Gefühlsleben nur ungenügend Rechnung trägt, führt keine andere Religionsform so schnell und gründlich zu der kulturfeindlichsten aller Weltanschauungen — dem Atheismus — wie gerade der extreme Monotheismus.

Die monotheistischen Religionen sind das Ergebnis von Verstandesoperationen, im Gegensatz zu den Gefühlseingebungen des Polytheismus. Die Mystik spielt in ihnen nur insofern eine Rolle, als sie zuweilen geradezu abenteuerliche Hoffnungen für die Zukunft entstehen läßt. Um den Menschen dauernd zu fesseln, legen die Verstandesreligionen auf äußere Kulthandlungen, auf Gebete, Opfer, Feste u. a. m. das Schwergewicht. Und diese Vorschriften arten leicht in öde Spitzfindigkeiten und leeren Formelkram aus. Dagegen verkümmern Gemüt und innerliches Gefühlsleben. Wird dann bei steigender Bildung das Nichtige der äußerlichen Kultvorschriften erkannt, so fehlt jeder sittliche Halt am Gefühlsleben und an der Scheu vor dem großen, erhabenen Unbekannten; der Umschlag zu zynischem Atheismus erfolgt im Handumdrehen.

Bezeichnend für die Oasenkultur Irans ist der Umstand, daß der persische Bauer, im Gegensatz zu dem Oasenbauern der arabischen Wüsten und Salzsteppen, notgedrungen die Wüste kennen, ja beherrschen muß. Denn er legt jene langen, unterirdischen Wasserleitungen an, die im Gebirge beginnen und aus einem System in der Form eines Quelltrichters gebauter Stollen bestehen. Außerdem werden die Flüsse beim Austritt aus dem Gebirge zwischen Dämmen gefaßt und durch Seitenkanäle angezapft, die das Wasser den Feldern zuführen. Sehr zahlreich sind ferner Stauteiche, die man abgedämmt hat, ferner Brunnen in Ebenen und auf Flachhängen; Hebewerke ermöglichen die Bewässerung.

Der Oasenbauer ringt also in hartem Kampf mit der Wüste, und der Gegensatz zwischen Wüste und Kulturland ist ihm vertraut. So erklärt es sich, daß gerade im Iran Zoraster seine dualistische Religion ausbaute. Daß in der Götterdyas Ahriman und Ormuz — Wüste und Kulturland — einander gegenüberstehen, daß die Ausbreitung des letzteren im Kampf mit der Wüste unter zäher, zielbewußter Arbeit ihr Spiegelbild in dem Kampf des Guten gegen das böse Prinzip hat, ist längst schon erkannt worden. Deshalb stellt Zoroaster auch so energisch die Arbeit in der Form der Ausbreitung des Kulturlandes als religiös-sittliche Forderung in den Vordergrund.

4. Die Karawane als Lebensform

Wüsten und Salzsteppen sind die Länder der Karawanen. Kaufleute, Pilger, Soldaten, Regierungsbeamte — sie alle müssen sich zusammenschließen, müssen in geschlossenen Gruppen reisen. Dazu zwingen verschiedene Umstände.

Einmal sind die Wege nicht ohne weiteres für jeden zu erkennen; zuverlässige Führung ist daher notwendig. Es genügt aber nicht, einen landeskundlichen Führer zu mieten, der die Wege, deren Beschaffenheit und die Entfernungen der Wasserplätze kennt. Nein! So manches Mal haben die Reisenden die Brunnenlöcher erst zu reinigen und frisch auszugraben, und da sie oft genug ermattet an den Wasserstellen ankommen, müssen zahlreiche Hände zum Helfen bereit sein. Deshalb sind auf manchen Straßen, z. B. in der Sahara, Einzelreisende und selbst kleine Trupps stark gefährdet. Zu groß darf die Karawane aber auch nicht sein, da der Wassergehalt der Brunnen oder die Weide beschränkt sind. Das eherne Gesetz von dem Gleichgewicht macht sich eben immer geltend.

Zu diesen von der Beschaffenheit des Landes abhängigen Gefahren kommen die von den Bewohnern herrührenden. Das Land ist im Besitz der Beduinen. Von ihnen muß man das Recht erkaufen, es zu durchziehen, Weide, Wasser, Brennholz zu benutzen. So zahlt man denn seinen Durchgangszoll, muß zuweilen auch die Kamele des Stammes mieten. Allein trotzdem gibt es Räuber, fremde Abenteurer, verwegene Kameldiebe, Raubzüge benachbarter Stämme. So bleibt denn nichts anderes übrig, als sich zu gegenseitigem Schutz zusammenzuschließen.

Die Karawane, die vielleicht wochenlang, monatelang zusammenhalten muß, ist ein sozial-politischer Organismus für sich. Ihre innere Organisation könnte man mit der einer Horde oder Sippe der Jägerzeit vergleichen. Die Verfassung ist „gemäßigt republikanisch", d. h. es wird wohl ein „Häuptling" an die Spitze gestellt, aber die Mitglieder stellen gleichsam ein einflußreiches Parlament vor. Es herrscht eine stramme, weniger durch Gesetze als durch Überlieferung und öffentliche Meinung bestimmte Disziplin. Wie innerhalb einer Sippe werden aufs strengste verlangt gegenseitige Höflichkeit, rückhaltlose Unterstützung, Friedfertigkeit und festes Zusammenhalten. Passiert einem Kamel etwas, z. B. an dem Gepäck, so hält die ganze Karawane still; unter keinen Umständen läßt man jemanden hilflos zurück. Ferner müssen alle bei der Arbeit mithelfen — alle! Jeder hat seine bestimmte Aufgabe, Drückebergerei wird streng geahndet. Alle leben obendrein gleich einfach. Schon um nicht den Neid der Ärmeren zu wecken, lebt selbst der reichste Kaufmann von dem, was an Essen allen geboten wird.

Während so innerhalb der Karawane ein überaus erfreulicher Geist der Zucht, Freundschaft und Verträglichkeit herrscht, kommen die entgegengesetzten Eigenschaften im Verkehr mit der Umwelt zu ihrem Recht. Nicht etwa, daß man den Beduinen gegenüber irgendwie mutvoll und entschlossen entgegenzutreten wagt — im Gegenteil, die Angst vor ihnen ist enorm, das Verhalten ihnen gegenüber kriechend, schmeichelnd. Da aber fast jeder Reisende irgendwie Kaufmann ist und mit irgend welchen Waren handelt, so sucht er — der dauernd Gedrückte — beim Handel mit Beduinen und Oasenleuten möglichst zu betrügen. Wird der Betrug bemerkt, ist man ja doch bereits weit fort.

Trotz aller äußerlichen Freundschaft, Höflichkeit, Unterstützung traut im Grunde seines Herzens doch niemand so recht dem anderen. Jeder hat seine Geheimnisse, jeder steht dem anderen gegenüber wie ein Staat zu anderen Staaten. Sein Geld, seine Schätze sucht er möglichst zu verstecken, und es ist

— Nolde schildert das einmal, Burckhardt hat es selbst gemacht — ganz erstaunlich, welche Summen an Gold und Silber selbst ganz zerlumpte Treiber bei sich versteckt haben. Immer bedroht und immer sich windend, diplomatisch lavierend, gleichzeitig aber betrügend und bestechend, werden dem Karawanenreisenden geradeso wie dem Oasenbewohner die sartischen Eigenschaften notwendige Schutz- und Trutzwaffen. Intelligenz, Schlauheit, Gewandtheit, Zähigkeit und ein sich von der sonstigen Feigheit scharf abhebender, geschäftlicher Wagemut werden hervorstechende Tugenden, während der persönliche Mut und die adlige Charaktertrias verkümmern.

So stellt denn die Karawane eine Lebensform vor, die recht gut geeignet erscheint, den Sartcharakter entstehen zu lassen, und diese Entwicklung wird um so leichter sein, als ja gerade Oasenbewohner und Bewohner der Handelsstädte in den Karawanen die Hauptmasse der Teilnehmer zu stellen pflegen.

Geradeso wie das Leben in den Oasenstädten erzieht auch das in der Karawane zu religiösem Fanatismus. Die Unterdrückung, Bedrohung, Unsicherheit, die häufigen Verluste, die abergläubische Furcht vor den Gefahren der Wüste peitschen das religiöse Gefühl auf. So sind denn auch nicht nur die religiösen Teilnehmer der Mekka- und anderer Pilgerkarawanen, sondern auch die Teilnehmer reiner Handelskarawanen überaus fromm, d. h. sie nehmen es mit Gebeten und allen sonstigen Kultvorschriften ernst. Geht es nicht anders, dann muß eben der Sattel oder der Korb auf dem Rücken des Kamels, das man reitet, den Gebetsteppich vertreten, und auch ohne die rechte Richtung nach Mekka, auch ohne die vorgeschriebenen Waschungen entströmen mit einer sonst kaum empfundenen Inbrunst die Gebete den zitternden Lippen.

Karawane und Oasenstadt arbeiten sich also hinsichtlich der Entstehung des Sartcharakters gegenseitig in die Hände.

So schildert Burnes aus Turkestan, Hornemann aus der libyschen Wüste die Karawane und ihre Wirkung auf den Menschen. Diese Schilderung gilt aber nur für Karawanen, die unter hartem äußeren Druck stehen. Herrscht mehr Sicherheit, wie in großen Mekkakarawanen, so treten sofort den Charakter der Reisenden höchst ungünstig beeinflussende Verfallserscheinungen ein. Burckhardt, der selbst als Mohammedaner nach Mekka gereist ist, schildert anschaulich, wie die Pilger von dem „Karawanenpascha" und den Oberhäuptern — Mekuan —, die gewinnsüchtige Unternehmer sind, ausgesogen und ausgepreßt werden, indem sie ihnen zu schon an sich hohen Preisen Transporttiere vermieten und obendrein wortbrüchig plötzlich Erhöhung des Mietgeldes verlangen, wie zurückbleibende Pilger von den Begleitmannschaften ermordet werden, und wie solche Reisende, die eigene Last- und Reittiere besitzen, von den Mekuan schikaniert und mit Haß verfolgt werden.

Da wäre also nichts mehr von den guten, erzieherischen Wirkungen einer nicht demoralisierten Karawane zu merken; die Charakterbildung muß aber auch hier sartisch werden — und auf diesen Nachweis kommt es ja gerade an. Auch hier übrigens wird religiöser Fanatismus bei den Bedrückten und Verfolgten erzeugt.

5. Fellachen mit Regenfeldbau

Hinsichtlich der Bodenkultur hat man den Regenfeldbau von der Oasenkultur, die sich der künstlichen Bewässerung bedient, zu unterscheiden. Beide wirken auf den Menschen zum Teil ganz verschieden ein, namentlich auf seinen Charakter und seine religiösen Anschauungen.

Der Regenfeldbau ist durch eine nicht unerhebliche Unsicherheit ausgezeichnet, mehr noch als bei uns. Keineswegs selten versagt der Regen, und dann geht die Ernte verloren.

Es handelt sich hauptsächlich um die Salzsteppen Nordsyrien-Assyriens; die in Palästina gelegenen Gebiete sollen noch besonders behandelt werden.

Unsicher sind die Regenfälle im Winter. Nach den Herbstregen oder auch um die Jahreswende werden die Felder gepflügt und die Saat ausgestreut. Es handelt sich fast nur um Getreide — Weizen und Gerste.

Neben dem Pflanzenbau wird aber zum Teil von den Fellachen, zum Teil von Beduinen und Halbnomaden eine nicht unwichtige Schaf-, Rinder- und Ziegenzucht betrieben, die bereits wichtige Rohstoffe für Wollgewebe und Lederarbeiten liefert. Alles in allem sind diese Hartlaub-, Berg- und Küstenländer, verglichen mit den Salzsteppen und deren Ackerbau, für Kulturvölker erstrebenswerte Länder.

Sodann sind die Frühjahrsregen neben dem Schneefall entscheidend. Sie bringen die Saat zur vollen Entfaltung und ermöglichen die Reife. Bleibt der Niederschlag ungenügend, so tritt völlige Mißernte ein. Im anderen Fall kann das Ergebnis hervorragend sein. Eine gute Ernte ist imstande, über mehrere schlechte Jahre hinwegzuhelfen. In dem Überschwemmungsgebiet der Flüsse — Euphrat, Tigris z. B. — werden nach dem Ablaufen der Frühjahrshochwasser in dem nassen Boden Felder angelegt, die wesentlich zur Ernährung des Volkes beitragen — Überschwemmungsfeldbau.

6. Ägypten und Irak

Die beiden großen Oasenländer mit Flußbewässerung — Ägypten und Babylonien — müssen ganz besonders behandelt werden, da sie einmal von den bisher besprochenen Oasen zum Teil verschiedene Bedingungen aufweisen und ferner das Ausgangsgebiet von zwei Weltkulturen waren, die beide auf Palästina stark eingewirkt haben.

Ägypten und Babylonien waren beide einstmals von zahllosen Flußarmen durchströmte Sumpfländer. An den Flußarmen zogen sich Uferwälle hin. Bei Hochwasser war alles Land überschwemmt, bei Niedrigwasser lagen weite Flächen trocken da. Babylonien aber erhält im Winter obendrein einen beachtenswerten Niederschlag. Die Zeit des Hochwassers ist verschieden. In Ägypten fällt es in den Herbst; im Spätsommer bereits steht ein großer Teil des Landes unter Wasser. Babylonien dagegen hat während der Schneeschmelze im Gebirge Frühsommerhochwasser. Also gerade in der Zeit, in der die bewässerten Pflanzen am besten wachsen, wird das Land überflutet. Babylonien hat ferner kältere Winter als Ägypten, und demnach ist dort der Winter die beste Zeit für Aussaat und Winterruhe.

Unter solchen Umständen hat der babylonische Bauer ein anderes Bewässerungssystem als der ägyptische. Der letztere gestattet dem Hochwasser das ganze Land zu überfluten. Dabei achtet er darauf, daß dasjenige Land, das tief unter Wasser steht, eine deutliche Abböschung erhält, dagegen schwach bewässertes Land eben ist. Damit erreicht er, daß von ersterem das sinkende Wasser schnell, von letzterem langsam abläuft. Zu starkes Hochwasser muß schädlich wirken, nicht nur durch Dammbrüche, sondern auch durch zu lange und damit zu starke Durchwässerung, die den Boden in Schlamm verwandelt.

Ganz anders in Babylonien. Da dort das Hochwasser gerade in die warme Zeit mit bestem Wachstum fällt, so muß es schädlich wirken; denn es würde wachsende Kulturen vernichten. Obendrein mag das Wasser, da es ja von der Schneeschmelze im Gebirge stammt, noch zu kalt sein. Jedenfalls hat der Babylonier die Dämme so hoch gebaut, daß er das Hochwasser von den Feldern ganz fernhält. Die Flut erneuert lediglich das Kanal- und Grundwasser, und dieses wird mit Hilfe von Schöpfrädern gehoben oder unmittelbar dem Kanalnetz mit seinem angewärmten Wasser entnommen. Obwohl also eine Flußwasseroasenlandschaft vorliegt, ist die Wasserwirtschaft doch zum großen Teil die einer Grundwasseroase. Solange also der Mensch die Dämme bewacht, ist die Kultur in Babylonien sicherer als in Ägypten. Weder ein Zuviel noch ein Zuwenig kann dort so schaden wie hier.

Ein anderer wesentlicher Unterschied zwischen beiden Ländern beruht auf der landwirtschaftlichen Verschiedenheit der umgebenden Trockengebiete. In Ägypten hat man eine ausgesprochene Wüste, die an Weideland überaus arm ist und einer nur geringen Anzahl von Beduinen Unterhalt gewährt. Nur das Küstengebiet zu beiden Seiten des Deltas ist eine Zwergstrauchsalzsteppe und daher finden sich dort mehr Beduinen. Auch der Sinai und die Gebirge der Arabischen Schwelle beherbergen nur wenige räuberische Hirtenstämme. Indes können alle diese unruhigen Geister wohl die Ränder der Kulturgebiete gelegentlich überfallen, niemals aber diese beherrschen. Obendrein sind die dortigen Beduinen wirtschaftlich wegen Wasser, Weide, Mangel an Lebensmitteln und anderen Sachen, die sie einkaufen müssen, von den Bewohnern des Kulturlandes abhängig. Demgemäß siedeln sich wohl Beduinen in zahlreichen Zeltlagern und kleinen Hütten am Rand des Kulturlandes an — aber nur geduldet, manchmal als Räuber, niemals als Herren. Ganz allgemein gesprochen — gefährlich sind die Beduinen überhaupt nur dann, wenn schnelle Pferde und Reitkamele sie beweglich machen. Da die ägyptische Kultur sich zu einer Zeit zu entwickeln begann, in der es noch keine berittenen Beduinen gab, so haben diese auch nicht in die Kulturentwicklung störend eingreifen können.

Ganz anders liegen die Verhältnisse in Babylonien. Salzsteppen mit ausdauernden Zwergsträuchern und Frühlingstriftwüsten ernähren starke und zahlreiche Beduinenstämme. Es kann kaum zweifelhaft sein, daß die Kulturentwicklung in Babylonien, wenn sie gelingen wollte, eine überragende Höhe erreicht haben mußte, bevor die Lebensform der heutigen berittenen Beduinen und Gebirgsnomaden entstand. Denn wären diese bereits vorhanden gewesen, so hätte sich in den Randgebieten der ehemaligen Sumpfländer unmöglich eine solche Kultur entfalten können. Selbst jetzt noch haben Oasenbauern und Städter gegen die unruhigen Geister einen schweren Stand. Von der einen Seite drängen die arabischen Beduinen, von der andern die Kurden. Steht die Babylonien beherrschende Kulturmacht auf der Höhe, so werden jene in Schach gehalten; liegt sie darnieder, so befinden sich die unglücklichen Bauern unter doppeltem Druck. Einmal werden sie von den Nomaden gebrandschatzt und müssen hohe Abgaben — Chuwwe „Brüderschaft", nennt man diese reichlich euphemistisch — zahlen, andererseits werden sie von den Städtern und der Regierung ausgewuchert und ausgepreßt. So kommt es denn zu der Entwicklung des beschriebenen Fellachencharakters. In den Städten aber gibt es alteingesessene Sarten und eine sartoid verfallende Herrenschicht. Doch davon später mehr. Heutzutage haben manche starke Beduinenschechs ganze Städte und Randgebiete der Kulturländer besetzt und üben dort die tatsächliche Herrschaft aus — selbst jetzt noch unter englischem Protektorat!

Die religiöse Entwicklung in diesen Flußoasenländern ist etwas anderes als in einfachen Grundwasseroasen. Unter dem Druck, der von verschiedenen Seiten auf sie ausgeübt wird, sind die Fellachen wohl fanatisch, allein es kommt nicht zu der klaren, eindeutigen Entwicklung des Monotheismus. Der Mensch hängt hier in erheblich höherem Maße als in Grundwasseroasen von mehreren Einflüssen ab, denen er ohnmächtig gegenübersteht. Da ist vor allem das Hochwasser zu nennen. Die Flüsse — und zwar sind es in Babylonien viele Flüsse, in Ägypten nur der eine heilige Nil — erreichen in den verschiedenen Jahren verschiedene Fluthöhe. Damit wird die Phantasie auf verschiedene Einflüsse, die als Götter in dem Götterkreise erscheinen, gerichtet. Diese Hochfluten aber stehen im engsten Zusammenhang mit dem Gang der Sonne am Himmel. Damit wird eine neue Macht in den Gesichtskreis gezogen. Auch Mond und Sterne in den warmen Sommernächten, in denen man auf dem Dach des Hauses schläft, müssen den Menschengeist auf sich lenken. So kommt es nicht zu einem so ausgesprochenen Monotheismus, wie in Grundwasseroasen, aber es finden sich doch starke Ansätze dazu, und gelegentlich herrschte ein bestimmter Kult — z. B. der Sonnenkult unter Amenophis IV — so vor, daß man fast von Monotheismus sprechen könnte.

B. Die Lebensformen in den Gebirgsländern des Nordens

Wesentlich anders als in den Salzsteppen und Wüsten Arabiens liegen die Verhältnisse in der Gebirgszone des Nordens. Auch dort gibt es Bauern und Viehzuchtnomaden; deren Lebensweise ist aber folgende:

1. Die Viehzuchtnomaden

Im Winter sind die Gebirge verschneit, und selbst dort, wo noch eine dauernde Bauernbevölkerung wohnt, d. h. in 1500—2000 m Meereshöhe, liegt der Schnee von Oktober bis Mai. Abgeschlossen von aller Welt sind in dieser Zeit die Dörfer und Städte, und letztere müssen sich in jedem Herbst mit allem Notwendigen für acht Monate versehen. Die Gebirgshirten sind gezwungen, während dieser Jahreszeit die Salzsteppen am Fuß der Gebirge oder die tief eingeschnittenen schneefreien Täler aufzusuchen. Dort kommen die Gebirgshirten — hauptsächlich Kurden — oft genug mit den arabischen Beduinen und den Bewohnern des Kulturlandes in Konflikt.

Wenn im Frühling der Schnee schmilzt, wandert man mit den Herden auf das Gebirge, immer dem schwindenden Schnee nach. Denn rund um die abschmelzenden Schneeflecken sprießen auf dem nassen Boden, von den heißen Strahlen der Sonne erwärmt, die Blumen auf. Die unteren Hochgebirgsweiden sind im Hochsommer verdorrt, von der Sonne verbrannt, dagegen hält sich der Rasen weiter oben, weil er von dem Schmelzwasser überrieselt wird, frisch. Auf diesen frischgrünen Weiden bleibt also der Hirt, bis Stürme und Schneefälle des Herbstes den Abzug der Herden erzwingen.

Das Haupttier des Tieflandes ist das Kamel, das der Hochweiden aber Schaf und Ziege.

2. Die Bauern der Hochsteppen

Wiederum anders ist das Leben der Bauern im Bereich der Hochsteppen der Gebirge. Auf ihnen lastet der Winter mit seiner ganzen Schwere, so namentlich in Armenien. Vom Oktober bis Mai liegt alles unter Schnee begraben, Felder und Weiden, Dörfer und Einzelhöfe. In Armenien verschwin-

den im Winter die Erdhütten ganz unter dem Schnee; nicht durch die Tür, sondern durch das Rauchloch des Daches gelangt man zur Außenwelt. Im Mai aber, wenn die Schneeschmelze beendet ist, werden die Felder gepflügt und bestellt. Und so wirksam sind in diesen subtropischen Breiten bei 2000 m Meereshöhe die wärmenden und chemischen Sonnenstrahlen im Verein mit der Bewässerung des Bodens, daß der Weizen bereits nach 6—8 Wochen geerntet wird. In den tief eingeschnittenen Tälern, die auf 1000 m und weniger herabgehen, gedeihen aber die Kulturen der wärmeren Subtropen: Mais, Fruchtbäume und örtlich sogar Reis, Baumwolle und Zuckerrohr. Daß die Bauern auch möglichst die Gebirgssteppen mit Kleinviehzucht ausnutzen, wenn die politische Sicherheit es zuläßt, ist selstverständlich.

C. Die Lebensformen in den syrischen Gebirgsländern

Nunmehr kommen wir zu denjenigen Gebieten, die für das Verständnis des Judentums die größte Bedeutung besitzen. Die Verhältnisse liegen hier am verwickeltsten; nicht weniger als fünf Lebensformen sind neben- und durcheinander zu finden. Alle wirken aufeinander ein, und es ist nicht möglich, eine Lebensform ohne die anderen zu verstehen. Es handelt sich um die Bauern, die Nomaden, die Halbnomaden, die freien Gebirgsbewohner, die Städter und die Gastkolonisten. Es wird wohl das beste sein, zuerst jede einzelne Abteilung und dann ihr gegenseitiges Aufeinanderwirken zu schildern. Da aber die Städte in allen Landschaften des Orients dieselben Lebensformen erzeugen, sollen sie in einem besonderen Abschnitt besprochen werden.

1. Die Bauern

Auf dem Lande gibt es zahlreiche Dörfer, die meist aus eng aneinandergeschlossenen Häusern und Höfen bestehen und oft genug terrassenförmig an den Berghängen ansteigen, die Bergkuppen krönen oder auch nahe dem Wasser im Tal liegen. In den Bergländern sind die Hänge gewöhnlich terrassiert, so daß die Felder zwar lange, aber nur wenige Schritte breite Leisten bilden. Auf Flachhängen und Tafelflächen erstrecken sie sich dagegen flächenhaft, und das gilt namentlich von den nordsyrisch-assyrischen Ebenen.

Eine geringe Rolle spielt die Oasenkultur auf Talsohlen, die sich an eine starke Quelle oder an einen Bach anschließt oder auch Grundwasser benutzt. Den Kulturen nach kann man zwei Hauptgruppen unterscheiden.

Einmal kann der Getreidebau ganz im Vordergrunde stehen, und zwar werden Weizen, Gerste und Durrha gesät. Dieser Anbau erfolgt namentlich in den Salzsteppenebenen Nordsyriens, Assyriens und des Haurans.

Die zweite Hauptgruppe ist überwiegend Baumkulturen gewidmet, wenn auch Getreide, Sesam, Grünfutter und Gemüsebau nicht fehlen. Auf den Terrassenhängen sind Ölbaum, Mandelbaum, Feige, Weinstock, Pfirsich, Johannesbrotbaum am wichtigsten. In Oasen aber hat man auch Maulbeerbäume, Orangen, Apfelsinen, Zitronen, Granatapfelbäume, Walnußbäume u. a. m. Auch kommen Baumwollkulturen vor.

Baumwollstrauch und Maulbeerbaum weisen bereits auf Handwerksindustrie hin. In der Tat sind zahlreiche Dörfer hauptsächlich der Sitz sol-

cher Handwerksindustrien, und zwar für Baumwollweberei, Seidenspinnerei, Indigofärberei und ferner für Seifenindustrie; aus dem Öl der Oliven und aus Pflanzenasche, die von Beduinen in der Wüste hergestellt wird, bereitet man eine gute Seife.

Die Bauern zerfallen in zwei Gruppen, nämlich in seßhafte Bauern und in Wanderbauern. Erstere finden sich in Gebieten mit Baum- und Oasenkulturen, letztere in den Getreideländern. Den Grund für das Wandern werden wir noch kennenlernen.

Nur ein Teil der Bauern ist Besitzer des Landes. Überwiegend ist das Land in der Hand einzelner Personen, die zum Teil in den Dörfern, zum Teil in den Städten leben und ihren Besitz verpachten. Damit sind mancherlei Mißstände verbunden. Die echten Bauern haben wenig Vieh, höchstens kleine Schaf- und Ziegenherden, auch einige Rinder, aber wohl selten Pferde und kaum je Kamele.

2. Die Nomaden

Nur flecken- und strichförmig tritt das Kulturland auf. Diese Behauptung gilt über den größten Teil unseres Gebietes. Das Ödland, das meist aus Hartlaubgehölz-, Gestrüpp-, Zwergstrauch- und Grassteppen besteht, sowie die Brachfelder werden von Nomaden eingenommen. Diese sind zum Teil Beduinen, die aus der Wüste in das Kulturland gedrängt worden sind, zum Teil Gebirgshirten — Kurden und Turkmenen in Nordsyrien-Assyrien —, die dort im Winter ihre Herden weiden. Kamele treten bei allen diesen Hirten zurück, Ziegen und Schafe sind am wichtigsten.

Es kommt nun ganz auf die politischen Zustände an, die gerade herrschen. Ist das Herrenvolk stark, gut regiert und noch nicht sartoid verfallen, so müssen sich die Nomaden, die ja wirtschaftlich von dem Bauern und Städter abhängen, Abgaben zahlen und Frieden halten. In Verfallszeiten dagegen treten sie als Herren auf, erheben von den Bauern Tribut, von den Karawanen Durchgangszölle, bedrohen die Städte und rauben das Vieh sogar unmittelbar vor deren Toren. Dann sind sie eine ganz schlimme Landplage.

3. Die Halbnomaden

Verarmte und bedrängte Nomaden werden oft gezwungen, seßhaft zu werden. Schon normalerweise legen manche Hirtenstämme Felder an, die sie zur Zeit der Aussaat und Ernte aufsuchen. Verlust der Herden, Niederlage in Kämpfen zwingen aber auch zum Verzicht auf das Nomadenleben. Dann wird ein Dorf bezogen, Felder und Baumkulturen angelegt und daneben die Schaf- und Ziegenherden ausgetrieben. Namentlich dem Charakter nach sind diese Halbnomaden wesentlich anders als die Fellachen. Die Sartoidisierung beginnt erst bei ihnen; sie ist noch nicht vollendet.

4. Die freien Gebirgsbewohner

Im Libanon und Hauran wohnen Völker, die wohl dem Namen nach den Herren des Landes unterworfen, der Hauptsache nach aber frei — see-

lisch frei — sind.[1] Mögen sie auch Tribut zahlen, sie fühlen sich doch unabhängig, verwalten sich selbst und führen untereinander Krieg. Sie sind in wirtschaftlicher Hinsicht Bauern und Hirten. Im Sommer weiden sie ihre Herden hoch oben nahe dem Schnee, im Winter in den warmen Tälern. Ihre Hauptstütze bildet aber der Feldbau, und zwar sind es Baumkulturen und daneben Getreidebau, auch ist die Handwerkskultur in den Dörfern wichtig — Seide, Baumwolle, Färberei, Metallarbeiten.

Zu diesen freien Gebirgsbauern muß man auch die Jesiden des Sindjargebirges rechnen. Diese freien Gebirgsbauern gleichen hinsichtlich der Charakterentwicklung den Kurden. So sei denn auf die Darstellung jener verwiesen.

III. Abschnitt

Die Lebensformen in den Stadtlandschaften

Die Stadtlandschaften des Orients sind alle einander ähnlich. Die nachfolgende Darstellung bezieht sich also auf alle Städte von Ägypten bis Persien.

1. Arten von Städten

Was ist eine „Stadt"? Keineswegs eine Siedlung mit einer bestimmten Bevölkerungszahl. Denn es gibt Städte, die im Verhältnis zu Dörfern menschenarm sind. Von einer Stadt darf man erst sprechen, wenn die Bevölkerung sich ganz überwiegend von der Landwirtschaft freigemacht hat und von Handwerk und Handel lebt. Voraussetzung für die Entwicklung einer Stadt ist im allgemeinen eine gewisse Fruchtbarkeit des Landes und eine erhebliche Landbevölkerung. Denn die Städte müssen von auswärts die Lebensmittel beziehen. Während der Handwerkskultur lagen die Verhältnisse folgendermaßen.

Bei den beschränkten Transportmitteln, die zur Verfügung standen, war die Entfernung, aus der die Vorräte herbeigeschafft werden mußten, ziemlich eng begrenzt. Die Stadt konnte aus diesem Grunde nur ein verhältnismäßig kleines Gebiet selbst beherrschen. Daher war eine gewisse Fruchtbarkeit des Landes erforderlich, damit eine Stadt überhaupt entstehen konnte.

Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, ist das Emporblühen von Städten in großen fruchtbaren Oasenländern wie Ägypten und Mesopotamien ohne weiteres verständlich. Aber auch für das recht fruchtbare Syrien gilt dasselbe. Am leichtesten aber mußte die Entstehung von Städten in kleinen Oasen vor sich gehen, wie sie im Iran z. B. so verbreitet sind. In diesen tritt wegen des beschränkten Raumes, den das Kulturland einnimmt, schnell Übervölkerung und damit das Bedürfnis nach einer Vermehrung der Lebensmittel ein. Da greift man denn zu dem Handwerk, zu der Verarbeitung von Rohstoffen und zum Handel mit Industriewaren. Vielleicht sind die ersten Städte, die es überhaupt gab, in Oasen entstanden.

[1] Die früheren Verhältnisse werden hier geschildert.

Die Städte des Orients haben verschiedenen Charakter. So ist es heute, so war es früher.

Da gibt es einmal die genannten Oasenstädte als Mittelpunkte einer Oasenlandschaft, mit dem Sitz der Regierung, des Handwerks und Handels. Als Hauptstädte eines größeren Reiches haben sie zuweilen ganz ungewöhnliche Größe und Bedeutung erlangt, wie Palmyra und die persischen Hauptstädte.

Städte in Feldbaugebieten sind überaus zahlreich, und zwar dort, wo weniger Getreide als vielmehr wertvolle Baumfrüchte, Oliven, Trauben, Feigen, von den Bauern geliefert wurden. Denn damit wuchsen gewaltig Bedürfnis und Möglichkeit, Handel zu treiben. Öl, Wein usw. wurden ausgeführt, Getreide eingeführt und obendrein mit Hilfe von Wolle und anderen Rohstoffen Industriewaren hergestellt. So findet man denn in den fruchtbaren Hartlaubbergländern Syriens und zum Teil auch in Palästina

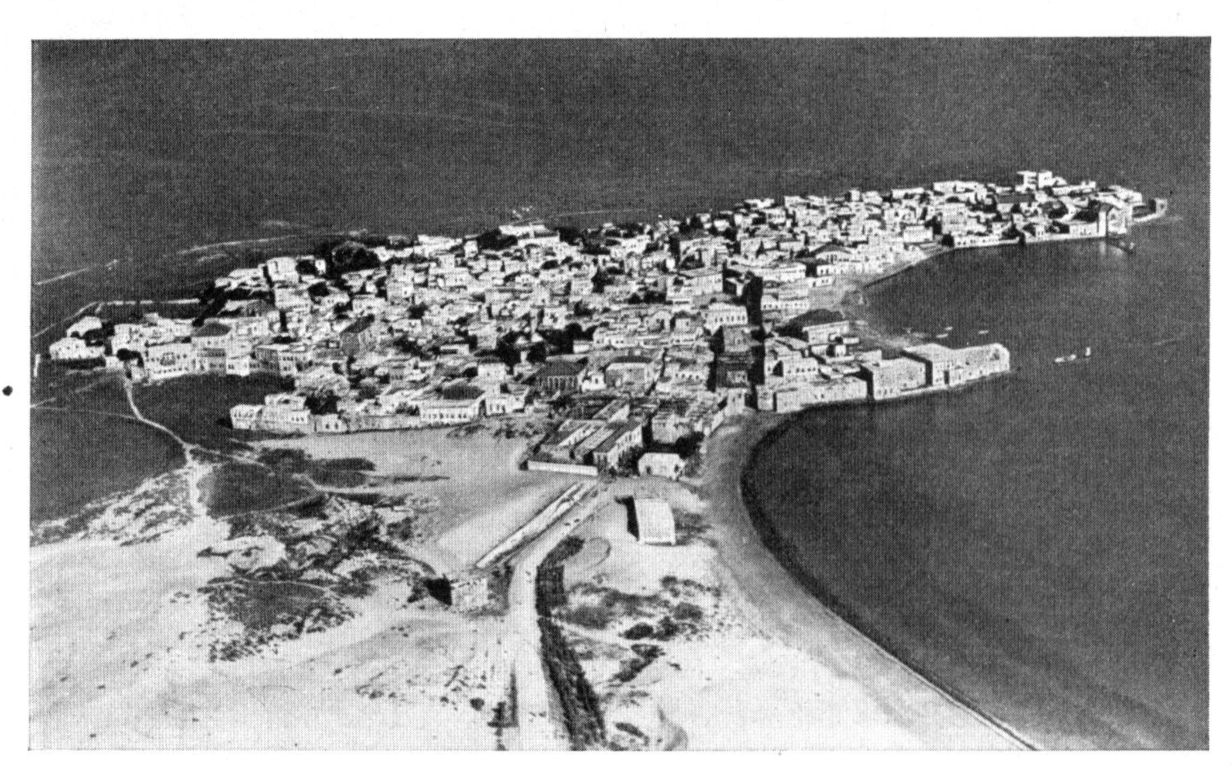


Abb. 92. Die landfest gewordene Insel von Tyrus mit der Stadt Es Sur
Aus der Sammlung des Bayer. Kriegsarchivs

zahlreiche Städte; kommt man aber in die weiten Salzsteppen mit Getreidebau, so nimmt deren Zahl schnell ab — Assyrien, NO-Syrien.

Einen besonderen Wesenszug erhalten die Seestädte, die den Handel mit dem Ausland vermitteln und den Charakter einer Handwerks- und Handelsstadt ganz besonders stark betonen — die Inselstadt Tyrus, die Weltstädte Antiochia und Alexandrien, Basra im Mittelalter. Solche Städte waren gleichzeitig die Hauptstädte eines Reiches, der Sitz eines Fürsten und des ganzen Beamtenstaates, des Adels und der Verwaltungsbehörden. Damit war eine neue Grundlage für eine glänzende Entwicklung gegeben.

Ein Beispiel einer berühmten Seestadt an der verkehrsfeindlichen syrischen Küste zeigt Abb. 92. Tyrus lag einst auf einer kleinen Insel, die aber Alexander der Große durch einen Damm landfest gemacht hat. Es ist erstaunlich, welch kleinen Raum diese Stadt, die doch einst von größter handelspolitischer Bedeutung war, einnahm!

Zum Schluß bleibt noch der Hinweis auf die religiösen Städte übrig, die die Mittelpunkte des religiösen Kultes waren. Zum Teil waren es reine Priesterstädte wie Heliopolis bei Memphis, ferner Mekka und Kerbela — auch an Delphi sei erinnert —, zum Teil aber waren die Hauptstädte gleichzeitig die religiösen Zentra mit den Haupttempeln und einer für die Geschicke des Landes, ja für das Geistesleben der alten Welt maßgebenden Priesterschaft. Politische Zentra waren übrigens die heiligen Stätten immer, auch wenn sie keine Hauptstädte waren. Daß diese Gesichtspunkte mit Rücksicht auf Jerusalem nicht ohne Interesse sein können, leuchtet ohne weiteres ein.

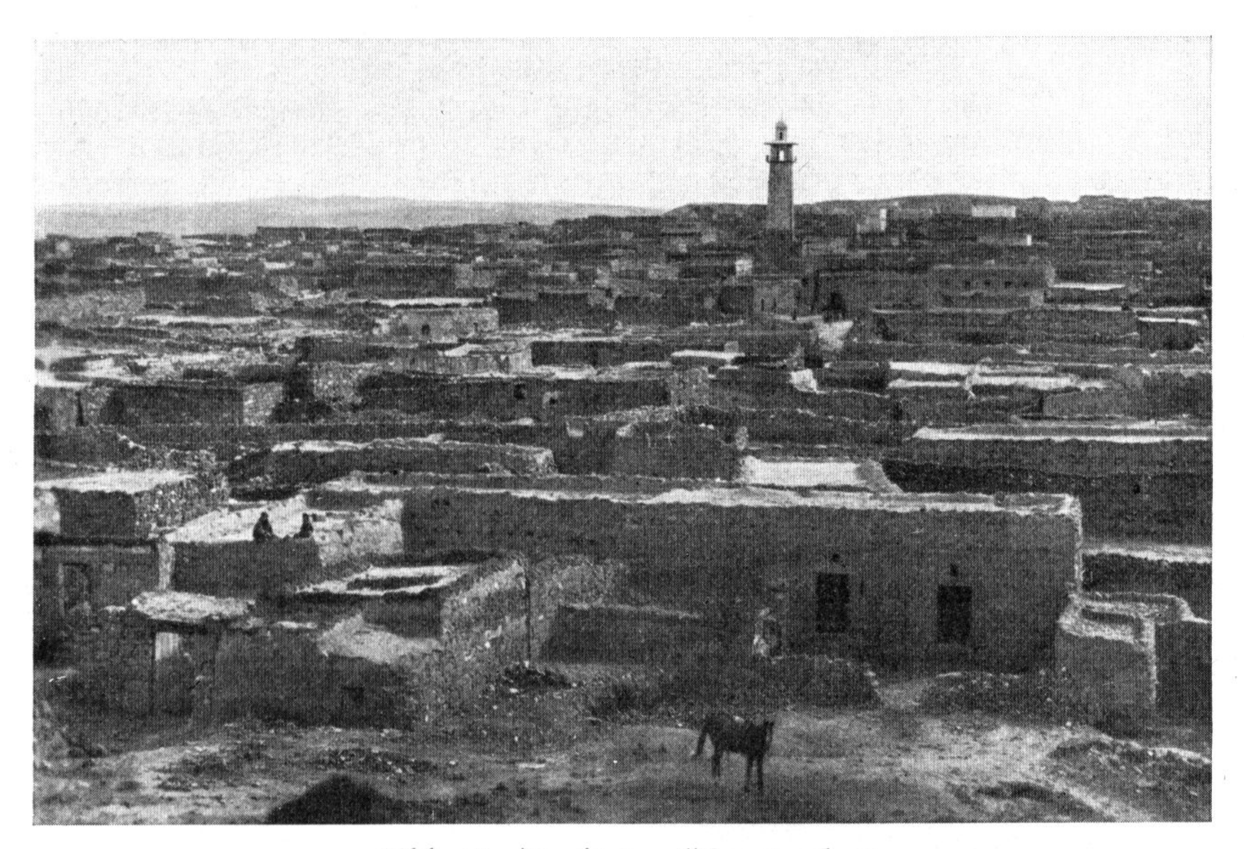


Abb. 93. Derät im Ostjordanland
mit Lehmkastenhäusern

2. Die Bauart der Städte und ihrer Häuser

Die Orientstädte unterscheiden sich hinsichtlich der Bauart ganz wesentlich von den unsrigen. Hitze und Sonnenlicht, Winterwärme und Niederschläge, Baumaterialien und Bedürfnisse sind dort eben anders als bei uns. Sehen wir von dem Unterschied in der Bauart ab, die darin liegt, daß man in den regenreicheren Ländern des Orients schräg gestellte Ziegeldächer, dagegen in den trockeneren Gegenden Lehmbienenkorb- oder Lehmkastenhäuser mit flachem Dach besitzt, so besteht der Gegensatz zu unseren Städten vor allem darin, daß sie so gut wie ganz aus Häusern bestehen, daß also Bäume, Gartenanlagen, die im Stadtbild in Erscheinung treten, fehlen. Ein weißer Steinhaufen, der eine Kuppe bedeckt, ein Tal ausfüllt — das ist, aus der Ferne gesehen, der Eindruck einer orientalischen Stadt. Betritt

man sie aber, so überrascht das Gewirr enger, dunkler, schmutziger Gassen. Viele, sehr viele sind nur kurze Sackgassen, wenige sind etwas länger und gerade. Man unterscheidet die Wohnstraßen, in denen lediglich Wohnhäuser stehen, von den Basarstraßen, wo tagsüber ein lebhaftes Gewühl herrscht, wo sich in überwältigender Mannigfaltigkeit Laden an Laden reiht. Jeder Laden ist nur klein, oft nur ein Raum von wenigen Kubikmetern Inhalt. Dort bietet man seine Waren feil, dort arbeitet der Handwerker unter den Augen des Publikums, der Kauflustigen und der Gaffer, dort laufen mit lautem Geschrei und Geräteklappern alle möglichen Hausierer herum mit Getränken, Eiswaren, Gebäck und mancherlei Trödelkram.

In manchen Gegenden, so in Syrien, wohnen an den Rändern der Städte oft genug Beduinen, die sich vorübergehend oder dauernd niedergelassen haben. Sie bauen infolge von Holzmangel, wie Dr. Bartsch ausgeführt hat, lediglich aus Lehm ihre Hütten und sind wegen dieses Materials gezwungen, gleich dem mit Schneeklötzen bauenden Eskimo, Bienenkorbhütten zu errichten. Solche aus Lehm-Bienenkörben bestehende Vorstädte umgeben so manche syrische Stadt.

Anders gestaltet sind die flachdachigen Kastenhäuser, die Würfel oder auch ganz lange „Bauklötze" bilden — beide auf Abb. 94 gut erkennbar.

Bezeichnend für die orientalischen Städte ist häufig — in den größeren wohl stets — das Zusammenwohnen der verschiedenen Völker, Stämme und Religionsgemeinschaften in besonderen Straßen oder Quartieren. Mindestens die Masse der weniger Begüterten lebt dort als einheitlicher Block, eine Kolonie — oft eine nur geduldete G a s t k o l o n i e — bildend. Reiche Angehörige solcher Gastkolonien können sich freilich unabhängig machen und in den Stadtteilen der Reichen eigene Häuser bewohnen.

Jedes Haus ist eine für sich abgeschlossene Einheit. Außer der Familie im engeren Sinne wohnen mit ihr oft genug die nächsten Verwandten, die Sippe, zusammen. Es herrschen patriarchalische Verhältnisse. Man wird dabei natürlich nach mancher Richtung hin eingeengt, indem man hier oder dort Rücksicht nehmen muß. Kollektivistisches Denken ist bezeichnend für solche soziale Organisation.

Außer den freien Mitgliedern der Familien sind Bediente, Hörige, Sklaven die Bewohner solcher städtischen Häuser oder besser Gehöfte. Denn der Hof spielt eine große Rolle. Er bildet den Mittelpunkt des Anwesens, um ihn herum liegen die Wohnhäuser, deren Türen und Fenster in ihm münden. Das Innere der Räume ist dunkel und auch abends nur ungenügend erhellt. Auch der Hausrat ist spärlich. Am einladendsten sind die mit Kissen und Decken belegten Diwane an den Wänden der Gesellschaftsräume. Deshalb hält man sich viel, ja überwiegend, tagsüber im Hof auf.

Reiche Leute haben Häuser, die nach außen hin ebenso schmucklos, dagegen im Innern luxuriös ausgestattet sind. Dort kommen im Hof wohl auch kleine Gärtchen und Springbrunnen vor.

Über dem Erdgeschoß erhebt sich gewöhnlich ein oberes Stockwerk, in dem in manchen Ländern, so in Ägypten, die Gesellschaftsräume liegen. Zu dem Obergeschoß gehören aber auch die Flachdächer, auf denen man, um-

schlossen von den Wänden des oberen Stockwerkes, sich aufhalten und schlafen kann, ohne von neugierigen Augen erspäht zu werden. Da nun die Flachdächer der benachbarten Gehöfte zusammenstoßen und letztere meist von Verwandten oder nahen Bekannten bzw. Volks- und Religionsgenossen bewohnt sind, und da obendrein die Straßen oft genug überdacht sind, so daß man von den Dächern aus durch Luftschächte auf die Straßen herabblicken kann, so ist unter Vermeidung der Straßen ein Verkehr von Haus zu Haus über die Dächer, obwohl verpönt, doch heimlich im Gange. Die trotzige Abgeschiedenheit der Familien einer orientalischen Stadt ist also nicht ganz so schlimm, als es ursprünglich erscheint. Namentlich das weibliche Geschlecht findet nicht nur durch Besuche über die Straßen hin, sondern auch durch schnelles und oft genug heimliches Hinüber- und Herüberschlüpfen Gelegenheit genug, die angeborene Neugier, Schwatzhaftigkeit und das Intriguenbedürfnis zu befriedigen.

5. Die Lebensweise der Städter

Die Bauart der Häuser bringt es, trotz des heimlichen Dachverkehrs, mit sich, daß die Familie ein für sich abgeschlossenes Ganzes bildet, und daß vor allem die Straßenbesucher von dem Leben und Treiben im Hause nichts sehen. Hinter unscheinbaren, nicht selten verfallenen Mauern und Toren mögen ansehnliche Reichtümer an Gold, Schmuck, Luxuswaren angehäuft sein. Man wünscht seinen Reichtum zu verbergen, um nicht die Habsucht der Machthaber zu erregen.

In dem Harem eingeschlossen oder doch dem öffentlichen Leben fern, lebt die Frau mit Kindern und Dienerschaft. Meist ist ihre Bildung gering und ihre geistigen Bedürfnisse noch geringer, und Vielweiberei ist auch nicht gerade ein Mittel, die Stellung der Frau zu verbessern.

Der Mann befindet sich am Tage wenig im Hause. Er sucht vielmehr den Basar auf, wo er als Handwerker oder Verkäufer tätig ist, oder er besucht den Hafen, wo die Schiffe, oder die Karawanserei, wo die Karawanen eintreffen, wo die Ballen abgeladen, die neuen Sendungen von Waren besprochen werden. Auch die religiösen Mittelpunkte ziehen ihn an — Tempel und Kirchen, Orakelstätten und Opferplätze —, letztere in früheren Zeiten.

Zwischen den Krämer- und Handwerksläden der Basare, auf allen Straßen drängt sich ein Schwarm von Hausierern, von Verkäufern mit Lebensmitteln, Süßigkeiten, Gebäck, Getränken, von kauflustigen Städtern, von Bauern und Beduinen. In stillen Ecken aber feiert der Zauberglaube mit Sandschlagen, Hühnerorakeln u. a. m. Triumphe, oder man drängt sich dort an die Schreiber, die an Tischen sitzend Briefe und sonstige Schriftstücke aufsetzen. So herrscht denn in den Straßen der Stadt tagaus tagein ein buntes Leben.

Das Treiben auf den Basaren ist ganz anders als in unseren Läden. Höchstens das „shopping" der Amerikanerinnen hat eine gewisse Ähnlichkeit mit jenem insofern, als man sehr viel Zeit und Worte vergeudet. Auch in den Basaren, in den Läden, in den Buden der Handwerker ist die Unterhaltung die Hauptsache. Gäste erhalten zunächst eine Tasse Kaffee, füh-

ren lange Gespräche, ohne an Kauf zu denken. Dann nähert man sich allmählich dem Ziel, und schließlich setzt ein unendlich langes diplomatisches Feilschen ein. Dabei sind die Summen, um die es geht, oft lächerlich gering. Vielleicht wird man erst nach Tagen handelseinig. Jeder Handel ist für den Orientalen, falls die Waren nicht einen festen Preis haben, eine Art geistiges Duell. Der Sieg in solchem Duell ist ihm zuweilen mehr als der klingende Gewinn. Ferner eignet sich solch ein Basar zur schnellen Verbreitung öffentlicher und geheimer Nachrichten. Man verständigt sich schnell, und Briefe usw. sind leicht auszutauschen. Aber man würde fehlgehen, wenn man nur an Befriedigung der Neugier, nur an den Wunsch, die Zeit totzuschlagen, nur an gesellige Unterhaltung oberflächlicher Art denken würde. So mancher der Kaufleute und Handwerker ist ein echter rechter Philosoph, der sich über die schwierigsten Probleme der Menschheit und der Religion den Kopf zerbricht, und der im Basar arbeitend seine Lehren zusammenzufassen und zu verbreiten sucht. So lernte ich in Kairo einen syrischen Silberschmied kennen, der mitten im regsten Markt- und Arbeitstrubel sitzend sich am liebsten in tiefgehende Erörterungen über das, was „Wahrheit" sei, vertiefte und sogar ein Buch darüber schreiben wollte.

Ist man dann aber abends zu Hause und sucht man nach des Tages Last und Hitze auf dem Dach seines Hauses Erholung, so regt der Himmel, dessen Sterne herniederflimmern, mit einem Glanz, der bei uns höchstens in frostkalten Winternächten auftritt, aufs neue zum Nachdenken an, und die philosophischen Betrachtungen mit Gästen und Nachbarn werden erst recht gepflegt.

So sind die Städte, die Sicherheit und Bequemlichkeit bieten, mit ihren Basaren und religiösen Versammlungsorten die Mittelpunkte des geistigen Lebens im Orient, aber in ganz anderer Art als bei uns. Die unserem Klima angepaßte Wohnart und Lebensweise hat das Studierzimmer, das Laboratorium, mit behaglichen geheizten Öfen geschaffen. Die Sehnsucht aber, die der lange Winter in uns Stubenmenschen erweckt, das Erwachen der Natur im Frühling aus dem Todesschlaf, die Geeignetheit der warmen Jahreszeit, Ausflüge zu machen — das alles hat dazu geführt, daß statt des Gesellschaftsphilosophierens die stille Einzelarbeit des Forschers, statt der Beschäftigung mit dem Menschlichen die Beobachtung der Natur in den Mittelpunkt des geistigen Lebens getreten ist. Damit hat aber bei uns die Kulturentwicklung eine ganz andere Richtung eingeschlagen — eine Richtung, die zu unserer Maschinenkultur geführt hat.

4. Zusammensetzung der städtischen Bevölkerung

Sehen wir uns zunächst einmal die Bevölkerung nach Nationalitäten und Religionen an!

a) Religionsvölker

Will man die Verhältnisse im Orient richtig verstehen, so muß man sich vor allem über gewisse Unterschiede gegenüber unserem Europa klar werden.

Mit dem Wort „Volk" verbinden wir den Begriff derselben Sprache

und Kultur; das Volk ist ein Sprachvolk. Dazu mag auch noch eine besondere Religion kommen. Der Orient kennt denselben Volksbegriff, allein dazu kommt noch, entsprechend der großen Bedeutung der Religion und der großen Zahl verschiedener Religionen, der Begriff des Religionsvolkes. Bei einem solchen kommt es in erster Linie auf die Religion an. Nun bringen die Anschauungen des Orients es mit sich, daß die Anhänger einer bestimmten Religion auch eigene Kleidertracht, eigene Sitten und Gebräuche besitzen. So entsteht auf der Grundlage der Religion eine selbständige Kultur, ein selbständiges Volkstum. Dagegen bleibt die Sprache die landesübliche; auch rassenmäßig mag gar kein Unterschied den andern gegenüber bestehen. Ja, es ist eine häufige Erscheinung, daß ein unterdrücktes Volk seine Sprache aufgibt und lediglich als Religionsvolk bestehen bleibt. Bilden sich neue Religionen oder doch wenigstens Sekten, so können diese zu der Entstehung eines neuen Religionsvolkes führen.

Andererseits sind immer wieder nach Rasse und Sprache fremde Völker eingewandert, und sie sind heute noch sprachenfremd geblieben, besitzen gewöhnlich auch ein eigenes Volkstum, während sie die Religion der Umgebung angenommen haben, z. B. die Türken.

Orientalische Religionsvölker fühlen sich durchaus als Volk, als „Nation", genau so gut, wie es europäische Nationen tun, während in Europa religiöse Unterschiede niemals die Grundlage für ein selbständiges Nationalgefühl geworden sind.

Die Erklärung dafür, daß gerade der Orient den Begriff „Religionsvolk" geschaffen hat, ist wohl kulturgeographisch zu erbringen. Die frühere Anschauung, daß der Umstand maßgebend sei, daß im Orient jede Stadt, jeder Staat schon im Altertum eine eigene Gottheit besessen habe, ist unhaltbar angesichts der Tatsache, daß für Südeuropa genau dasselbe gilt, und es dort doch niemals ein Religionsvolk, z. B. der die Göttin Athene als Stadtgöttin verehrenden Athener, gegeben hat. Abgesehen von der ausschlaggebenden Bedeutung der Religion im Orient überhaupt, dürfte die landschaftsbedingte Entstehung von Gastkolonien, die sich aus den in die Städte einwandernden Verdrängten und namentlich aus den religiös-fanatischen Gebirgsbewohnern zusammensetzen, den Ausgang gebildet haben. Letztere müssen wegen Übervölkerung, Hungersnöte, Kriegsbedrängnis das Land verlassen und in den Städten der Umgebung Zuflucht suchen. Dort schließen sie sich auf religiöser Grundlage zu der festen Organisation der Gastkolonie zusammen. Die zahllosen Eroberungen, die stets unter Knechtung der Einwohner verliefen, mußten infolge Isolierung ihrem Volkstum und ihrer Religion treubleibender Reste gleichfalls Religionsvölker entstehen lassen. Der Handelszwang aber ließ Kolonien in anderen Ländern entstehen; so erfolgte die Ausbreitung. Auch folgende Tatsache war von Bedeutung.

Jedes als siegreicher Eroberer eindringende Volk bildet eine Herrenschicht. Es kann die Unterworfenen so absorbieren, daß sie die Sprache der Eroberer annehmen — Türken in Kleinasien, Perser in Iran — oder sie bleiben eine dünne Herrenschicht über den Unterworfenen — Türken in der Arabischen Welt.

Innerhalb der Unterworfenen kann man, wie bekannt, Sprachvölker und Religionsvölker unterscheiden, die dieselbe Sprache sprechen — z. B. das Arabische. Dazu kommen aber auch fremdsprachliche Völker, die an Zahl gering sind, aber doch ein eigenes Volkstum besitzen.

So sind in Persien die Perser an Zahl ein allen anderen überlegenes Sprachvolk, gleichzeitig das Herrenvolk mit besonderer Religion — Schiiten —, während Kurden, Turkmenen, Armenier eigene Sprachen haben. Auch die christlichen Sekten und die Juden haben z. B. noch Reste der alten Sprachen bewahrt.

In der arabischen Türkei — wir versetzen uns in die Zeit vor dem Kriege zurück — sind die Türken das an Zahl weit unterlegene Herrenvolk, aber von gleicher Religion wie die Unterworfenen. Diese letzteren sind ein Sprachvolk mit übereinstimmender Religion und Kultur. Daneben aber treten als fremde Sprachvölker Kurden, Armenier und Turkmenen auf, während Griechen, christliche Syrer, Maroniten, Kopten, Juden, Samaritaner, Jesiden, Drusen sich durchaus als besondere Völker auf der Grundlage einer gemeinsamen Religion und eines gemeinsamen Volkstums fühlen, obwohl sie alle alle alle arabisch sprechen.

Es leuchtet ohne weiteres ein, daß ein Erfassen des Begriffes „Religionsvolk", das auf der Grundlage einer gemeinsamen Religion aus verschiedenen Rassen, Völkern und Kulturen heraus kristallisiert, gerade für das Verstehen des Judentums von entscheidender Bedeutung sein muß.

b) Gesellschaftsgliederung

Diese Gliederung nach Sprache, Religion, Volkstum wird nun in durchgreifender Weise durchflochten von der Gliederung nach Ständen und Vermögensschichten, also von der Gesellschaftsgliederung. Der nachstehenden Darstellung liegen hauptsächlich die Verhältnisse in den syrischen Ländern zugrunde; die in Persien und Kleinasien sind zum Teil weit einfacher, weil dort das Herrenvolk selbst die Hauptmasse der Bevölkerung bildet.

Da wäre einmal die ganze Regierungsschicht zu nennen, Beamte der Verwaltung, der Rechtsprechung, des Steuerwesens, die Militärverwaltung mit den Soldaten. Der größte Teil dieses Regierungsapparates besteht aus Türken, allein keineswegs selten nehmen Vertreter der Gastkolonien, d. h. reiche Armenier, Griechen, Syrer und selbst Juden, überaus einflußreiche Stellungen als Finanzminister, Bankiers, Steuerpächter und Steuerverwalter ein. Damit gewinnen die fremden Elemente einen großen und oft entscheidenden Einfluß auf die gesamte Regierung — vor allem auf das Finanzwesen.

Eine andere soziale Schicht von größter Wichtigkeit sind die Grundbesitzer. Sie bestehen in Syrien, wie auch sonst im Orient fast ausschließlich aus Mohammedanern — Türken und Arabern. Das Wort Agha kennzeichnet in Syrien die reichen Grundherren, die ihr Land an Bauern verpachten und selbst in der Stadt leben — das Latifundienwesen ist dort stark entwickelt. Aber auch in den Dörfern wohnen sie als Verpächter.

Sodann folgen die mohammedanischen Schriftkundigen, die Effen-

dis und Ulemâs. Erstere sind Laien, letztere Geistliche. Sie gehören zum Teil dem Verwaltungskörper an und sind Türken oder Araber. Die reichen Kaufleute ferner, die mit Persien und Indien, Ägypten und Kleinasien, Südasien und Europa in Handelsbeziehungen stehen, haben bedeutenden Einfluß. Sie setzen sich in großem Umfang aus Mitgliedern der Gastkolonien zusammen, also aus christlichen Syrern, Armeniern, Griechen, Juden, aber auch aus Persern und Arabern; seltener sind es Türken.

Dagegen nehmen die Türken unter den kleinen Handwerkern, Krämern, Arbeitern einen wichtigen Platz ein. Dazu kommen Armenier, Griechen, Juden und namentlich in die Stadt gedrängte Landbewohner, d. h. arabische



Abb. 94. Aleppo mit dem künstlich aufgeschütteten Burgberg
Aus der Sammlung des bayer. Kriegsarchivs

Bauern, sowie Turkmenen-, Kurden-, Beduinenfamilien, die nicht selten in bestimmten Vorstädten, in Aleppo auch in den „Kaisarien", wohnen. Die Kaisarien bestehen aus zahlreichen einstöckigen Häusern, die um einen rechteckigen Hof herumliegen und von einer bestimmten Volksgruppe bewohnt werden. Also „Gastkolonistenhof" könnte man das Wort übersetzen.

Die Bedienten, Handlungsangestellten, Schreiber, kurz Leute, die in untergeordneter Stellung eine gewisse Intelligenz und Gewandtheit besitzen müssen, sind meist christliche Gastkolonisten: Armenier, Syrer, Griechen, während die Maroniten als zuverlässiges Hauspersonal geschätzt sind.

Einen nicht unerheblichen Teil der Städter macht das Proletariat aus. Es setzt sich aus Mitgliedern aller Sprach- und Religionsvölker zusammen. Die Juden spielen in ihnen eine wichtige Rolle. Sie sind schmutziger als alle, fallen aber dem Fremden weniger lästig als die anderen. Das schlimmste Gesindel — Krawallhelden und Verbrecher — wohnt in den Vorstädten.

Die Aufzählung der in den Orientstädten — mindestens früherer Zei-

ten — vorhandenen kulturellen Lebensformen würde eine klaffende Lücke aufweisen, würde man die Söldner vergessen. Teils sind es die energischsten und mutigsten Elemente aus der heimischen Bevölkerung, zum Teil aber fremdvölkische Landsknechte — Mamluken, Janitscharen usw. Diese Söldner beginnen im mittleren Reiche Ägyptens und sind seitdem im Orient dauernd nachweisbar. In Verfallszeiten werden sie die eigentlichen Herren der Staaten, und tatkräftige, staatsmännisch begabte Landsknechtführer gründen große Staaten, die mit ihrem Tode gewöhnlich zerfallen. Der Kurde Saladin sei als Beispiel genannt. In Ägypten freilich haben die Mamluken es verstanden, unter dauernder Aufrechterhaltung ihrer Zahl von rund 8000 Mann durch Zufuhr kaukasischer Sklaven, 400 Jahre lang die Millionenbevölkerung Ägyptens zu beherrschen — trotz der türkischen Oberhoheit.

c) Gliederung der Städte

Innerhalb der Städte ist eine gewisse Gliederung nach Völkern und Ständen vorhanden. Die ganz Reichen können sich wohl von der gewohnheitsmäßigen Lokalisierung frei machen, allein nicht immer.

Eine Burg (Abb. 95), Paläste sind die Sammelpunkte für Militär und Verwaltung, Moscheen und Medressen die für die Geistlichkeit und Studenten. Die Mohammedaner haben die besten und ausgedehntesten Quartiere inne. Türken, Araber, Perser, Ägypter wohnen dort zum Teil durcheinander, zum Teil in eigenen Quartieren, während sich in Vorstädten die verdrängten Landleute — Bauern und Hirten — zusammenfinden. Diese Vorstädte bilden gleichsam eine sartoidisierende Durchgangsstation zwischen Stadt und Land. Die innere Gliederung der arabischen Städte wurde bis in die jüngste Zeit durch die Organisation der nach Mohammeds Zeit erobernden Beduinenheere bestimmt. Diese zerfielen in Stämme und Sippen. In den Militärlagern und Städten angesiedelte Truppen wohnten nun nach Stämmen und Sippen zusammen, bezogen also bestimmte Stadtteile, und diese wurden durch Tore, die die Straßen absperrten, voneinander getrennt. Nachts wurden die Tore geschlossen. Denn in späterer Zeit benutzten die Herren diese Stadteinteilung zur Bewachung und Isolierung aufrührerischer Stadtteile. Solche Aufstände verübt der stets unruhige Proletarier oft genug.

Auch die Religionsfremden — Christen, Maroniten, Juden, Drusen u. a. m. — wohnen in besonderen Quartieren zusammen. Auch für sie gab es zum Teil sogar mit Mauern und Toren versehene „Ghettos", die abends geschlossen wurden, so z. B. früher das Judenghetto im Tiberias, von dem Burckhardt eine Karte bringt. Innerhalb dieser Quartiere, der „Gastkolonien", gestatten die flachen Dächer einen geheimen Verkehr und engen Zusammenschluß der Mitglieder und Familien untereinander.

Während so nach Völkern eine räumliche Scheidung durchgeführt wird, finden sich die verschiedenen Berufe in den Basaren zusammen. Diese Basare sind entweder große überdachte Hallen, in denen auf beiden Seiten eines Ganges die Ladenbuden stehen, oder es sind Straßen, in denen bestimmte

Handwerker, Händler, Lebensmittelverkäufer, Wechsler nebeneinander sitzen. Dieses örtliche Zusammenwohnen begünstigt in hohem Grade den Zusammenschluß zu Brüderschaften oder Zünften. Damit wird das gesamte Wirtschaftsleben ganz wesentlich in feste Formen gebracht.

Wohl in keinem anderen Lande der Erde ist dieser Zusammenschluß so durchgeführt wie im Orient. Nicht nur Diebe und Spezialverbrecher bildeten Zünfte, sondern auch käufliche Falschschwörer vor Gericht und die an den Tischen der Reichen schmarotzenden Parasiten waren organisiert, hielten mindestens fest zusammen.

IV. Abschnitt

Das wirtschaftlich-politische Zusammenwirken der verschiedenen Landschaften und kulturellen Lebensformen

Mit der Kenntnis der Kulturstufen und ihrer Wirtschaft in den verschiedenen Landschaften ist wohl schon viel gewonnen, allein ein Bild des Wirtschaftslebens, das wiederum vielfach von den politischen Zuständen abhängt, gewinnt man erst, wenn man das Ineinandergreifen der verschiedenen Kräfte, den Austausch der Waren und die gegenseitige Beeinflussung der so verschiedenartigen Menschen näher ins Auge faßt.

Gehen wir von den Seestädten aus! In ihnen laufen die Schiffahrtswege zusammen. Drei Fronten nach Ländern mit verschiedenartigen Waren besitzt der Orient. Da liegt das Mittelmeer mit den an mannigfaltigen Handelsgegenständen reichen Hartlaubländern Südeuropas und den sich daran anschließenden Handelsstraßen nach West- und Nordeuropa. In Afrika war einst die Cyrenaika überaus wichtig, ferner die Atlasländer. Sodann liegen im Süden die Häfen für den Handel mit dem Indischen Ozean, die nach Südarabien, Indien und Südostasien blicken. Drittens bilden die Häfen am Schwarzen Meer eine Handelsfront, die zu Osteuropa und den Ostseeländern Beziehungen hat.

Diese Seestädte sind nicht nur Handelsplätze, sondern auch Mittelpunkte der Handwerksindustrie. Man denke an Tyrus, Antiochien, Alexandrien!

Dazu kommt das ganze große Heer der Landstädte. Als Zentra bestimmter Gebiete sammeln sie deren Rohstoffe auf, verarbeiten sie zum Teil zu Industriewaren, versenden mit Karawanen Lebensmittel, Rohstoffe und Fertigwaren.

In den Salzsteppen und Wüsten bilden die einsamen und abgelegenen Oasenstädte eine Gruppe für sich. Mehr als alle anderen sind sie auf den Handel, auf die Beschaffung von Rohstoffen, Lebensmitteln, Genußmitteln und auf den Vertrieb ihres Handwerksfleißes angewiesen.

Durch die Handwerkskultur und den Handelsaustausch werden die verschiedenen Kulturstufen des Orientes miteinander in Beziehung gebracht. Die Hirtenvölker liefern die Erzeugnisse ihrer Viehzucht, wie Tiere, Fleisch, Wolle, Häute, Talg, Käse, Butter, Eier, Wachs und Honig, aber in den

Zeltlagern erfolgt auch die Verarbeitung der Wolle zu Garn, zu Decken und Teppichen, die zum Teil in den Handel kommen. Der Gebirgsnomade verhandelt Rinder, Schafe und Ziegen, der Beduine Kamele, daneben Pferde und Kleinvieh.

Der Hirt kauft seinerseits Getreide, Genußmittel, Kleider und alle die verschiedenen Gebrauchs- und Luxusartikel der Handwerksindustrie. Auch das Bargeld bezieht er durch den Handel. Der Getreidebauer der Salzsteppen hat als Einnahmequelle sein Getreide, das er nach den Städten und Zeltlagern der Beduinen verkauft, während der Besitzer von Baumkulturen wohl ganz überwiegend die Städte und den Großhandel versorgt.

Die Aufgaben der Landstädte und namentlich der Seestädte sind überaus umfangreich. Die Waren aus dem Ausland — Seide, Gewürze aus Indien, Erze, z. B. Metalle wie Kupfer, Zinn, Silber, Gold, einst heilige Stoffe wie Weihrauch, Myrrhen, Bernstein, Sylphium, Balsam — müssen im Lande verteilt und quer durch Westasien von Küste zu Küste geschafft werden. Dazu kommt der Fernhandel auf den Landwegen über Ägypten nach Nordwestafrika, nach Südarabien, durch Iran nach Indien, nach Turkestan und von dort nach dem Norden und nach China. Die Karawanenstraßen sind nicht nur von einer erstaunlichen Länge, sondern führen auch durch die wenig bewohnten und unsicheren Gebiete der Nomaden. Demgemäß muß sich der Kaufmann deren Schutz durch Abgaben erkaufen. Trotzdem sind solche Handelsreisen gefährlich und waren es früher noch mehr als heutzutage. Eine feste Organisation in den Karawanen, eine rücksichtslose gegenseitige Unterstützung, Verträglichkeit und Höflichkeit im Verkehr waren die Grundlage für das Gelingen der Unternehmungen. Die ganze Karawane gleicht, wie wir sahen, einer Sippe aus der Zeit der primitiven Kulturstufen. Aber trotz solcher fester innerer Organisation ist das Wagnis nicht gering und gewisse Charaktereigenschaften bei den Unternehmern erforderlich.

Außer diesen weitschauenden und lebensnotwendigen Unternehmungen, ohne die namentlich die Oasenstädte der Wüsten nicht bestehen können, gehen die wirtschaftlichen Fäden zwischen den Kaufleuten der Städte und den Bauern bzw. Hirten der Umgebung hin und her. Besonders der Geldverkehr spielt eine große Rolle. Städtische Kaufleute sind Geldausleiher, sind Wucherer schlimmster Art. Ein großer Teil der Bauern befindet sich in ihren Krallen, und selbst die Hirten werden, wenn der Staat Macht über sie hat, von jenen Geschäftskundigen sogar ganz besonders gern ausgesogen. Grund und Boden gehen in großer Ausdehnung in den Besitz der Städter über. Latifundien mit Pächtern und dem ganzen Elend des Latifundienwesens entstehen. Die ungesundesten wirtschaftlichen und sozialen Zustände werden durch die städtischen Wucherer hervorgerufen.

Auf diese ungünstige Entwicklung hat das Vorhandensein fremdvölkischer Kolonien in den Städten einen nicht unerheblichen Einfluß. Solche G a s t k o l o n i e n, namentlich solche, die gleichzeitig einer anderen Religion angehören, wie heutzutage Syrer, Armenier, Griechen, Spaniolen halten unter sich fest zusammen, bilden, zum Teil mit äußerlichen Abzeichen, zum Teil im geheimen, fest geschlossene Gebilde, deren Anhänger wie Sip-

penmitglieder zueinander stehen, sich gegenseitig unterstützen, sich gegenseitig decken und sich allen „Fremden" feindlich — d. h. geschäftlich-, bürgerlich-feindlich — gegenüberstellen. Das Vorhandensein eines bestimmten Viertels in der Stadt, in dem die Gastkolonie geschlossen wohnt, unterstützt in hohem Grade ihren wirtschaftlichen Zusammenschluß.

Die wirtschaftlichen Zustände hängen nun aber in hohem Grade von den politischen Verhältnissen ab, und diesen müssen wir uns zuwenden.

Die großen Gegensätze zwischen Land und Stadt, Kulturland und Steppe, Bauern und Hirten, Oasen- und Wüstenbewohnern bedingen in dem Charakter und den Fähigkeiten der Bewohner Gegensätze, die sich notgedrungen politisch auswirken. Hier sollen lediglich die tatsächlichen politischen Bewegungen dargestellt werden.

Der Verlauf der Geschichte des Orients, die man ja seit ca. 5000 Jahren verfolgen kann, weist folgenden überaus wichtigen Wesenszug auf. Der Orient ist die Heimat großartiger Kulturen und Kulturreiche, die in bestimmten Gebieten — so z. B. in den Oasenländern Ägypten, Irak, Iran und in dem syrischen Hartlaubgebirgsland — lagen und für die Entwicklung der menschlichen Kultur von der allergrößten Bedeutung gewesen sind. Es läßt sich nun immer und immer feststellen, daß in diesen Kulturgebieten zeitweilig starke, große Reiche entstanden, die aber allmählich zerfielen und von anderen abgelöst wurden. Bei diesem Wechsel änderte sich nicht der Schauplatz, d. h. das Land. Wenn auch unter den verschiedenen Kulturländern abwechselnd bald dieses, bald jenes obenauf war, so kamen die Unterdrückten doch auch immer wieder an die Reihe.

Nun läßt es sich feststellen, daß der Aufschwung der Kulturzentren in engem Zusammenhang mit dem Eindringen fremder Eroberer steht, und zwar handelt es sich um Völker, die im Altertum bzw. im Mittelalter aus drei verschiedenen Regionen kamen — Regionen, die gleichsam die Bedeutung von völkergebärenden, kräfteerzeugenden Ländern hatten. Diese Völker entsendenden Gebiete waren einmal die Salzsteppen und Wüsten Westasiens selbst mit ihren kriegerischen Beduinen, sodann die Salzsteppen und Wüsten Zentralasiens mit den mongolischen Hirtenvölkern und schließlich die als Hirten und Pflugbauern aus ihrer nordischen Heimat — Mittel- und Nordeuropa — einwandernden Indogermanen.

Jedesmal wenn ein neuer Einwandererstrom ein Kulturland erobert hatte, sank vielleicht für eine kurze Zeit die Kulturhöhe, dann aber schnellte sie unter politischer Machtentfaltung und oft unter Ausbildung neuer Abarten der Kultur wieder in die Höhe.

Manche dieser Eroberungen brachten so einschneidende Veränderungen mit sich, daß sie die Geschicke Westasiens für Jahrhunderte bestimmten, so z. B. die Zerstörung des Sumererreiches durch die semitischen Akkader, so die Eroberung Ägyptens durch die Hyksos, so das Vordringen der Hethiter, Perser, Parthern, Saken und namentlich die islamische Araberinvasion und die Mongolenstürme. Vielleicht waren aber weit wirksamer als diese Stürme die zahllosen, für die großen geschichtlichen Vorgänge scheinbar unwesentlichen Schübe von Beduinenstämmen aus den Salzsteppen und Wüsten in

die Kulturgebiete, sowie das allmähliche Einfiltrieren von Familien und einzelnen Personen von Gebirgshirten in die Dörfer und Städte der Tiefländer.

Im Kleinen wie im Großen war der Vorgang immer folgender.

Die Städte sind und waren menschen-, ja völkerverschlingende Moloche und saugen wie Schwämme aus den Kreisen der kleinen Landstädte, der Bauern, der Hirten frisches, jugendliches, unverbrauchtes Menschenmaterial an sich. Unausgesetzt, wenn auch unmerklich, fließt ihnen dieser Strom zu, ohne den sie in absehbarer Zeit zugrunde gehen würden.

Ferner tritt deutlich die Tatsache in Erscheinung, daß die von dem Lande und namentlich aus den Salzsteppen und Wüsten oder aus den eisigen Gebirgsregionen oder gar aus dem europäischen Norden zuwandernden Völker zwar an Kulturhöhe und geistiger Bildung den Städtern weit unterlegen, an kriegerischer Tüchtigkeit, an Kraft, Mut, Charaktertugenden dagegen turmhoch überlegen sind. Demgemäß sind die Hirtenstämme der Hochgebirge und der Wüsten eine Geißel für die Städter und selbst für die Bauern. Als Herren, die Tribut einfordern, erscheinen sie, und obwohl an Zahl weit überlegen, ducken sich Bauern und Städter scheu und feig. Kraftvolle, staatliche Organisationen, die durch Hirtenvölker geschaffen werden, die als Herren von den Kulturreichen Besitz ergreifen und selbst seßhaft werden, bändigen während ihrer Blütezeit die unruhigen Nomadenvölker, allein verhältnismäßig schnell tritt ein Verfall des neuen Reiches ein, indem die siegreichen Herren die kriegerischen Tugenden verlieren und die ungünstigen Eigenschaften der Städter annehmen.

Dieser Vorgang der Charakterentwicklung und -umwandlung, der mit der Entfaltung kultureller Fähigkeiten und namentlich auch des religiösen Lebens Hand in Hand geht, ist für unser Problem von ausschlaggebender Bedeutung, sei daher noch besonders behandelt.

V. Abschnitt

Die Charakterentwicklung im Orient unter dem gegenseitigen Aufeinanderwirken von Stadt und Land, von Völkern und Ständen

Wie Bauer und Nomade, jeder für sich und untereinander sich beeinflussen, ist bereits wiederholt dargestellt worden. Hier kommt es vor allem auf das gegenseitige Verhältnis von Stadt und Land, sowie auf die Zustände in den Städten an und zwar hinsichtlich ihrer Wirkung auf Charakter und Religionsbildung.

Leicht zu verstehen ist der wirtschaftliche Einfluß des Landes auf die Städte. Das Land übernimmt die Ernährung der Städter. Davon später mehr.

Die Städte sind Menschenvertilger, weil in ihnen der Kampf mit Naturgewalten und Feinden so stark abnimmt und darum Verfallserscheinungen eintreten und obendrein Seuchen gerade dort wüten. Namentlich die Quar-

tiere der Armen werden von Epidemien heimgesucht. So läßt sich denn gerade im Orient der Zustrom von Landbewohnern in die Städte feststellen. Fellachen, Kurden, Turkmenen, Beduinen, freie Gebirgsbewohner — z. B. Drusen und Maroniten — siedeln sich in den Vorstädten und äußeren Stadtteilen an. Ihre Kinder sind bereits richtige Städter. Für die Charakterbeschaffenheit der Stadtbewohner ist dieser Vorgang naturgemäß von größter Bedeutung. Kommt doch so eine wohltätige Mischung von Primären Fundamentalcharakteren, Sartoiden und Sarten zustande. Nur diese dauernde Zuwanderung körperlich und geistig gesunder Menschen erklärt den verhältnismäßig langen Bestand erobernder, dabei dauernd der Sartoidisierung unterliegender Völker, wie z. B. der Türken.

Wenn wir uns nunmehr den Einflüssen, die auf die Landbewohner ausgeübt werden, zuwenden, so muß die despotische Gewaltherrschaft des Herrenvolkes den Ausgang der Betrachtung bilden. Wohl werden hier die Zustände in der alten Türkei geschildert, allein waren die Verhältnisse im Altertum und Mittelalter anders? Haben nicht Ägypter und Assyrer, Perser und Griechen, Römer und Parther genau so die Unterworfenen vergewaltigt und ausgesogen, wie später die islamischen Araber, die Kreuzfahrer, die Mongolen, die Türken und Mamluken es taten?

Die Herrenvölker haben gewechselt, die Zustände sind geblieben, weil die Beziehungen zwischen Herrenvolk, unterworfenen Städtern, Bauern und Nomaden unter dem Einfluß der Landschaften sich zwangsläufig gestaltet haben. Die Natur des Landes hat sich wohl gar nicht, die Kulturstufe (Handwerkskultur) nur wenig verändert, daher auch nicht die sozialpolitisch-charakteriologischen Zustände.

Die despotische Regierung des Herrenvolkes soll also den Ausgang der Betrachtung bilden. Die Könige, die Vasallenfürsten, die Stadthalter der Provinzen (Paschas, Satrapen), die Kraftmenschen — Landsknechtnaturen —, die sich gewaltsam ein Reich gegründet haben, sie alle haben meist den sehnlichen Wunsch, aus den Unterworfenen Werte aller Art herauszupressen. Eine stattliche Militärmacht bildet ihre Stütze, ein raffiniertes Steuersystem stellt die Saugpumpe vor, die an Geld herausholt, was nur herauszuholen ist. Da nun die Herrenschicht, entsprechend ihrer Charakterbeschaffenheit — als Primäre Fundamentalcharaktere, nämlich als Nomaden, haben sie das Land erobert — wirtschaftlich nicht begabt sind, so sind sie auf die Mitarbeit der ihnen an Kultur, Erfahrung, Organisationstalent und meist auch an Geld weit überlegenen Städter, die sie unterworfen haben, angewiesen. Solange die Herren moralisch gesund sind, solange sie mit Gerechtigkeit, Einsicht und Idealismus das Land verwalten und die schlimmen Einflüsse der Sarten zu neutralisieren suchen, blüht die Kultur, ist das Reich nach außen stark. Sobald aber die Sartoidisierung einsetzt, wenn Selbstsucht, Genußsucht, Habsucht das Steuer führen, beginnt die Saugpumpe der Besteuerung übermäßig zu arbeiten und zwar auf erpresserische Art und Weise. Sie richtet sich gegen Bauern und Städter gleichzeitig.

Die Bauern werden von drei Seiten gemartert. Einmal sind es die Beduinen, die ihnen den Tribut — Chuwwe — abnehmen. Sodann haben

sie — die meisten sind ja Pächter — an die Grundbesitzer zwei Drittel der Ernte abzugeben. Sie wären unendlich glücklich, wenn das alles wäre. Aber dazu kommt noch die Abgabe an die Regierung. Diese hat die Steuern und Zölle an reiche Städter, z. B. Aghas, verpachtet. Die Steuerpächter sind, neben reichen Arabern, ganz überwiegend Gastsarten — Armenier, christliche Syrer, Griechen und Juden. Nun ist der Zeitpunkt der Steuererhebung in ganz raffinierter Weise gerade auf die Zeit vor der Ernte gelegt worden, wenn der Bauer kein Geld hat. Infolgedessen muß der Bauer, um die Regierung zu befriedigen, bei Wucherern — das sind eben Armenier, Griechen, christliche Syrer, Juden — unter Verpfändung seiner Ernte Geld leihen. So gerät er in Schulden und in die Hände erbarmungsloser Krawattendreher, die ihn aussaugen und ihm unter immer schwereren Bedingungen Geld vorschießen.

Doch damit ist es noch immer nicht genug. Die Regierung hat ein teuflisches System, möglichst viele Sonderabgaben zu erheben. Wenn irgend welches Vergehen begangen worden ist, z. B. Verbrechen, Morde, Verstöße gegen das Sittengesetz, Steuerverweigerung u. a. m., so wird gleich dem ganzen Dorf, der Sippe eine Avenia — ein italienisches Wort — auferlegt und rücksichtslos eingetrieben.

Allein damit sind die Quälereien noch immer nicht zu Ende. Die Bauern, die Dörfer sind verpflichtet, den marschierenden Truppen Unterhalt, Verpflegung und Unterkunft kostenlos zu liefern. Gerade diese Verpflichtung lastet aufs schwerste auf diesen Unglücklichen. Gewalttaten, die die Soldaten verüben, sind dabei an der Tagesordnung und erscheinen als selbstverständliche Beigabe der Verwaltung des Staates.

Entsprechend solcher Verhältnisse entwickelt der geknechtete Bauer die früher beschriebenen Charaktereigenschaften des Fellachen. Er beantwortet die Erpressungsversuche mit Dickfälligkeit und Unehrlichkeit. Von der Ernte bringt er möglichst viel heimlich beiseite, und die Natur des Landes — Trokkenheit des Bodens — begünstigt ihn bei solchem Vorhaben. Auf dem Felde — sogar mitten auf der Landstraße! — versteckt er in unterirdischen Gruben das Getreide, und diese Gruben werden äußerlich so unkenntlich gemacht, daß niemand sie findet.

Demoralisation, Lüge und Haß gegen die Außenwelt, Entwicklung guter, aber stark sartischer Eigenschaften nach innen, das ist die Folge der dauernden Verachtung, gegen die sich der Fellach nicht wehren kann. Allerdings bleibt ihm noch ein letztes Mittel — Auswanderung. Wird die Qual unerträglich, so verläßt er bei Nacht und Nebel den Hof und zieht in einen anderen Bezirk, wo er, unbelastet durch Schulden, von vorne anfangen kann. Damit wird aber ein anderes Übel hervorgerufen: das religiöse Band, das den Bauern an die Scholle fesselt, wird zerrissen, ein richtiges Volkstum kann bei diesen „Wanderfellachen“ nicht entstehen!

Wanderbauern! Wir sind ihnen schon begegnet und erkennen nun auch den Grund ihrer Ruhelosigkeit! Es sind namentlich Getreidebauern, denen das Auswandern am leichtesten fällt. Sie lassen sich deshalb auch auf keinen Anbau von Fruchtbäumen mit oder ohne künstliche Bewässerung

oder Terrassenkultur ein. Weite weite Ländereien fruchtbarsten Bodens und sonstiger günstiger Bedingungen liegen wegen der Mißhandlung der Bauern und deren Landflucht wüst da. Daß so manche der Flüchtlingsfamilien auch in den Städten landen, ist verständlich. Dort vermehren sie das Proletariat.

Entsprechend der bedrückten Lage ist die Stimmung der Bauern chronisch hoffnungslos, und demgemäß sind religiöser Fanatismus und mystisches Bedürfnis groß; der Zauberglaube beherrscht die Gemüter.

Ganz anders der freie Gebirgsbauer, der sich rücksichtslos seiner Haut wehrt, und wenn auch manchmal bezwungen und zu Tribut genötigt, sich doch bald wieder losreißt. Diese Leute bleiben Primäre Fundamentalcharaktere, ausgestattet mit hohem Mut und allen den herrlichen Eigenschaften der adligen Charaktertrias, sogar im Übermaß. Diese freien Gebirgsbauern sollen uns übrigens noch im nächsten Abschnitt beschäftigen.

Ähnlich wechselvoll wie zu den freien Gebirgsbauern ist das Verhältnis zu den Beduinen und Gebirgsnomaden. Ist das Reich stark und einig, so muß sich der Nomade fügen, da er die Bauern und Städter wirtschaftlich braucht. In anderem Fall tritt er als Räuber auf und macht sogar die unmittelbare Umgebung der Städte unsicher, zwingt diese sogar zu der Anlage fester Türme und schützender Mauern.

Um so ungehemmter wird nun aber der Städter von der Herrenschicht bedrückt. Mit Stadtzöllen, jährlichen Abgaben und willkürlichen Avenias wird dem Bürger das Geld abgerungen. Den fremden Religionsvölkern wird sogar ein besonderes Kopfgeld auferlegt. In Persien mußten deren Mitglieder auf der Reise auch einen Stadtzoll am Tore zahlen, wie einst bei uns die Juden.

Die rücksichtslose Ausbeutung und Bedrückung der Untertanen hatte freilich ihre Grenzen. Der Statthalter hat mancherlei Konkurrenten neben sich: die Militärmacht, die Geistlichkeit, die „Grünköpfe", d. h. die mit grünem Turban versehenen Scherife = Nachkommen Mohammeds, ferner die Oberrichter und die Ratsversammlung, die sich aus den einflußreichsten und wohlhabendsten Kreisen zusammensetzt. Alle diese verschiedenen Mächte arbeiten sich entgegen. Beschwerden an den Sultan — im alten Persien an den Großkönig — sind immer gefürchtet. Der Sultan selbst paßt ja eifersüchtig auf, daß die Macht des Paschas nicht zu groß werde, benutzt daher einlaufende Beschwerden gar zu gern dazu, den Pascha abzuberufen und sein Vermögen einzuziehen. Obendrein spielt überall im Orient die öffentliche Meinung eine große Rolle. Sie zwingt alle in ihren Bann, niemand kann sich ihr entziehen — niemand, auch nicht der Pascha, selbst nicht der Sultan. Aber auch das gemeine Volk, so geknechtet es erscheinen mag, erträgt nicht restlos die Knutenhiebe. Zuweilen bricht ein Aufstand aus, und dann veranlaßt der Sultan eine Untersuchung und Bestrafung, d. h. es wird unter Absetzung eines unbequemen Machthabers Geld erpreßt. Bezeichnenderweise sind es gerade die Bewohner der Vorstädte — also der Aufenthaltsort der zu Städtern werdenden Bauern und Nomaden —, die bei Krawallen die Hauptakteure bilden. Zum Schutz gegen sie dienen nicht

nur die Außentore, sondern, wie bereits erwähnt, dienten auch in den Straßen der Stadt hier und dort errichtete, von Janitscharen bewachte und verschließbare Tore dazu, sofort gewisse Stadtviertel abzutrennen und das Zusammenströmen des Pöbels zu verhindern.

Es ist klar, daß auch in der Stadt die breiten Massen des Volkes nicht nur unter dem Einfluß des friedlichen Wettbewerbes, sondern auch der dauernden Unterdrückung und des Aussaugens überaus entsittlicht, sartoid, werden. Ohne das Einströmen frischen Blutes und kulturfähiger Fundamentalcharaktere, aus denen infolge der Charakterwandlung sartoide Menschen werden, würden die Bewohner der orientalischen Städte längst reine Sarten geworden sein.

Aber nicht nur die gegenseitige Eifersucht der leitenden Stellen, die öffentliche Meinung und die explosiven Ausbrüche der Volkswut bändigen die Gewaltherrschaft der Machthaber, sondern über ihnen schwingt auch der Gastsarte, während er sich bückt und demütig schmeichelt, die Peitsche der Verschuldung und schnürt ihnen die Kehle zu. Er demoralisiert seine Unterdrücker zielbewußt, und indem er ihnen Geld leiht oder Mitwisser ihrer geheimen Verbrechen wird, macht er sie sich untertan.

Wie kommt solche Abhängigkeit zustande? Einmal kann der Gastsarte in den Dienst eines Türken oder sonstigen Mitgliedes der Herrenschicht treten. Als solcher leistet er seinem Herren so große Dienste, nützt ihm so sehr, daß jener ihm einfach unentbehrlich wird. Namentlich die Armenier verstehen diese Kunst. Kein Beschluß wird gefaßt, kein Einkauf gemacht, kein Geschäft abgeschlossen ohne den treuen armenischen Diener. Dieser spielt also genau die Rolle des jüdischen Faktors in Osteuropa. Genau so wie dieser wird auch der armenische „Faktor“ von oben herab, sogar schlecht, behandelt. Er bückt sich, er schmeichelt, er lobhudelt, er hetzt, sät Haß, verleumdet, während er gleichzeitig bei allen Geldgeschäften, Besorgungen, Einkäufen betrügt und unterschlägt. So sammelt er sich Geld. Gleichzeitig peitscht er die Leidenschaften seines „Poritz“ auf, namentlich die Herrschsucht, die Habsucht, die Sinnlichkeit. Jüdinnen sind es namentlich, die Haremsdamen zu unerlaubten Liebesabenteuern verführen und in dem Laden von Juden mit dem Liebhaber zusammenführen. So wird wenigstens aus Konstantinopel berichtet. Bei solchen Kupplergeschäften ist das unmittelbare „Trinkgeld“ der geringste Vorteil, weit einträglicher sind die sich an die Verfehlung anschließenden, mehr oder weniger sanften Nötigungen, Schweigegelder zu zahlen. Immer tiefer verstrickt sich der Sünder, in immer neuen Fallstricken wird er gefangen, und mag auch in der Öffentlichkeit der stolze Herr noch so verächtlich auf Juden, Griechen, Armenier herabsehen, im Geheimen ist er deren Sklave.

Schon die Bewerbung um ein Amt bedingt gewöhnlich die Unterordnung unter einen Gastsarten. Wie Sindbad den häßlichen Meergreis, trägt jeder hohe Würdenträger seinen Gastsarten auf den Schultern. Denn geradeso wie einst im alten Rom ist die Erwerbung eines Amtes mit großen Ausgaben verknüpft. Das erforderliche Geld ist nicht da; ein reicher Gastsarte muß es vorschießen, und damit ist der Mächtige gefesselt. Die

neugewonnene Macht nutzt der Sarte aus. Er läßt sich zum Hofbankier, zum Steuerpächter, zum Finanzminister machen. Damit bekommt er die gesamte Leitung des Staates in seine Hand. Der Gastsarte ist es, der die Ämter vergibt — an seine Verwandten, an seine Religionsgenossen, gegen Bezahlung auch an sonstige Bewerber. Die Gastsarten sind die Steuerpächter und damit die Saugnäpfe an den Polypenarmen des Steuersystems. Sie saugen also die Bauern und Städter aus. Dabei schweben sie gewöhnlich nicht verantwortlich, unangreifbar, im Hintergrund. Einige Angehörige des Herrschervolkes dagegen dienen als vorgeschobene Kulissen, gegen die sich denn auch die Volkswut wendet.

So sind denn alle die Gastsarten — Armenier, Griechen, christliche Syrer, Juden —, so sehr sie sich auch untereinander hassen mögen, doch in dem einen Streben einig: die sie bedrückende Herrenschicht zu demoralisieren, geistig, körperlich, sittlich zu ruinieren und möglichst viel Geld zu ergattern.

Unter sich besteht bei den Gastsarten, wie gesagt, ein noch weit größerer Haß als gegen den Herren. Jede Abteilung, jede Sekte fühlt sich als ein Religionsvolk, als auserwählter Inhaber der allein richtigen Religion! Die Christen zerfallen in zwei armenische und in zwei griechische Sekten; dazu kommen die Maroniten und die syrischen Christen. Auch die Juden bilden keine Einheit, sondern zerfallen in Talmudjuden, Samaritaner und die Karäer, die freilich jetzt aus dem Orient wohl ganz verschwunden sind. Auch diese hassen sich untereinander, vielleicht mehr noch als sie Christen und Mohammedaner hassen. Aber selbst die Talmudjuden sind keine geschlossene Einheit. Die aus Spanien stammenden Westjuden oder Sepharden gelten in Syrien als „Pharisäer", die Aschkanasen aber als „Chassiden"; auch sie sind sich spinnefeind. Alle hetzen gegeneinander die Türken auf, und wenn es zu Verfolgungen — Pogromen — kommt, sind die Türken stets von anderen Gastsarten aufgestachelt worden.

So entwickelt sich denn in den Städten des Orients, innerhalb der herrschenden Völker, unter dem Einfluß der Stadt und der Gastsarten, eine tiefgehende Entsittlichung, eine Sartoidisierung. Unter den Gastkolonisten entstehen aber infolge der Bedrückung alle jene furchtbaren Eigenschaften, wie Haß, Herrschsucht, Hochmut, Prunksucht, Eitelkeit, die für den oben geschilderten Sartcharakter bezeichnend sind.

Es ist überaus vielsagend, daß der Orientale, der Araber, ein besonderes Wort für die bezeichnendste aller sartischen Charaktereigenschaften besitzt, nämlich für den „Ehrgefühlsersatz", für die Eitelkeit, mit der aber Hochmut und Prunksucht stets mehr oder weniger vereinigt sind. Dieses Wort — wir kennen es bereits — heißt teschrif und bedeutet das „Geehrtwerden". Jeder wünscht entsprechend seiner Stellung, seines Reichtums, seiner Macht in der Öffentlichkeit geehrt und ausgezeichnet zu werden und gleichzeitig seiner Würde entsprechend aufzutreten.

Aber noch ein anderer Gesichtspunkt ist interessant. Niemals ist ein Volk seinen Charaktereigenschaften nach einheitlich. Mögen ganz bestimmte Eigenschaften noch so sehr hervortreten, stets wird es Ausnahmen geben, und

zwar mit ganz besonders betonten gegensätzlichen Eigenschaften. So steht auch dem Teschrif des Orientalen das Muruwwe entgegen. Das Wort bedeutet Tapferkeit, Männlichkeit, Großmut, Edelmut. Ruft man in der Not um Hilfe mit den Worten: Muruwwe ahl Fen!, d. h. wo ist das Volk des Edelmuts?, so muß jeder Ehrenmann helfend einspringen. Petermann berichtet über einen solchen Fall aus Damaskus. Eine Frau, die von Soldaten fortgeschleppt wurde, rief die Worte aus. Ein Kleiderhändler, der sie hörte, sprang herbei, hieb mit dem Säbel einige der Bedränger nieder, rettete die Frau, mußte dann aber selbst flüchten und Räuber werden. Seine Ehre freilich war gerettet.

Angesichts der Tatsache, daß in den Städten des Orients keineswegs eine homogene sartische Bevölkerung lebt, vielmehr gleichzeitig dauernd eine Umwandlung von Primären Fundamentalcharakteren in Sartoide stattfindet, ist das Auftreten von „Leuten des Edelmutes“, zu denen Nomaden und freie Gebirgsbauern unbedingt gehören, nicht verwunderlich. Hiermit hängt ferner die Tatsache zusammen, daß die Herrenschicht gerade aus dem Stadtproletariat, das nicht die ungebändigte Wildheit von Beduinen und Gebirgsnomaden besitzt, seine Landsknechte, seine Söldner bezogen hat. Damit geriet sie aber oft genug selbst in die Abhängigkeit des Stadtproletariats. Unter den städtischen Gastsarten werden Muruwweleute wohl am seltensten sein, vor allem kaum unter Griechen, syrischen Christen und Juden, wohl aber bei Drusen, Maroniten und Armeniern, die dauernd frischen Zuzug vom Lande erhalten.

Bemerkenswert ist übrigens noch folgende Tatsache. Während die Gastkolonisten die eigene Sprache aufgeben, ganz so wie es früher als Charakteristikum der Gastsarten geschildert wurde, behalten sie die ehemalige Schrift als Geheimschrift bei. So sprechen in Syrien Griechen, Syrer, Juden nur arabisch, dagegen wird die griechische, syrische, jüdische Schrift benutzt, obwohl der Text arabisch ist. Genau so schreibt der polnische Jude mit hebräischen Buchstaben das „Jiddische“. Darin liegt deutlich ein Hinweis auf Geheimbündelei. Man wünscht nicht, daß jedermann das Niedergeschriebene lesen kann; man hat Geheimnisse, man sucht sie zu verbergen. Doch davon später mehr.

Die Türken sind ein in sartoider Umwandlung begriffenes Volk. Die Salzsteppen Kleinasiens sind ihr Epiphysengebiet. Die Salzsteppen liefern dauernd körperlich und geistig gesunde Primäre Fundamentalcharaktere. Demgemäß findet im türkischen Gebiet ein Ersatz für die sartoid verfallenden Städter statt.

Anders in Persien. Da werden die Nomaden von fremden Völkern — Kurden, Turkmenen — gebildet, die Sartoidisierung ist in den Oasenstädten und -dörfern weit fortgeschritten. Selbst die Bauern sind bereits fast reine Sarten.

In seiner Novelle „Der Turkmenenkrieg“ schildert Gobineau den Perser in ausgezeichneter Weise. Olivier, der vor 130 Jahren den Orient bereiste, gibt, ohne natürlich eine Ahnung von den Begriffen sartisch und primärfundamental zu haben, eine ausgezeichnete Darstellung der diesen Begriffen

entsprechenden Charaktereigenschaften, indem er Perser und Türken einander gegenübergestellt. Diese Festlegung der Charaktereigenschaften ist eine erfreuliche Bestätigung der hier entwickelten Ansichten über Charakterbildung im Orient.

Mit folgenden, dem Olivierschen Reisewerk (Band III S. 211 ff.) entnommenen Ausdrücken sei das Gesetz gekennzeichnet.

1. Türken — grausam, barbarisch, Verachtung gegen andere Nationen.
   Perser — sanft, gesittet, geschliffen, komplimentreich, herzlich.
2. Türken — rohes, kriegerisches Hirtenvolk.
   Perser — Geschmack für Künste, Liebe zu den Wissenschaften, Neigung zum Handel.
3. Türken — roh, träge, unwissend.
   Perser — menschlich, tätig, gewerbefleißig.
4. Türken — stoßen alles, was von Völkern anderer Religion kommt, zurück.
   Perser — schätzen fremde Völker, nehmen Belehrung an.
5. Türken — unversöhnlich gegen ehemalige Feinde.
   Perser — versöhnlich gegen ehemalige Feinde.
6. Türken — Schätzbarer Charakter, sittlich hochstehend.
   Perser — Charakter wenig schätzbar, unsittlich.
7. Türken — Stolz, Großmut, Selbstschätzung, Vertrauen auf Freundschaft, Dankbarkeitsgefühl.
   Perser — höflich, sanft, tückisch, betrügerisch, unaufrichtig, schlau, geschmeidig, einschmeichelnd, lügnerisch, zu Meineid geneigt, wortbrüchig, diebisch, frech; falsches Zeugnis, Intriguen, Ränke, Kabalen mit Eifer betrieben, zu dem der Türke unfähig ist.
8. Türken — jugendliches Volk, roh, ungeschliffen, unwissend, kriegerisch. Unter einer kraftvollen, tätigen und einsichtsvollen Regierung würden die Türken vielleicht noch einmal Europa erzittern machen.
   Perser — pazifistisch entartetes Volk, „dessen Tugenden vielleicht jetzt nur noch ein Schein von dem sind, was sie wirklich waren, als die Gesetze noch ihre Kraft hatten, als die Talente noch aufgemuntert, die Rechtschaffenheit geehrt, das Verdienst belohnt wurden, und jeder, seines Eigentumes sicher, dieses durch erlaubte Mittel vermehren konnte".
9. Türken — Kleidung der Türken verhindert jede Beweglichkeit, macht ihn faul und untätig.
   Perser — Kleidung bequem, gestattet Arbeit.
10. Türken — einfach in Kleidung, Schmuck, Häuslichkeit.
    Perser — Luxus und Protzentum in Kleidung, Schmuck, Wohnungen; mit Kleinodien bedeckte Gewänder.

Schwerlich kann man den Gegensatz zwischen einem Volk, daß sich noch die rauhen Tugenden der Primären Fundamentalcharaktere bewahrt hat, und einem glatten Stadt- und Oasenvolk mit Sarteigenschaften klarer darstellen!

Auch folgender Satz aus Oliviers Buch, der sich auf die Perser bezieht, sei hier wörtlich wiedergegeben (Band II S. 248): „Die Rhetorik oder Redekunst, die Kunst, sich richtig auszudrücken, die Sprache rein und schön zu schreiben, eine Rede mit Antithesen, Figuren, Hyperbolen, Epigrammen, Wortspielen, ironischen Witzeleien u. dgl. auszuschmücken, ist eine Wissenschaft, welcher der größte Teil der Perser einen Teil seines Lebens weiht."

Zum Schluß noch eine Darstellung, die Buckingham von einem jüdischen Finanzminister in Damaskus gibt.

B. fand ihn in einem kleinen niedrigen Zimmer im Hofe des Palastes, umgeben von einer Anzahl Schreiber, die wahrscheinlich alle seine Religionsgenossen waren. Dann fand die Audienz bei dem ersten Minister oder Kihjah Bey statt:

„Wir wurden mit Achtung und Aufmerksamkeit behandelt. Der reiche Jude, Mallim Jussuf, der uns vorgestellt hatte, setzte sich mit der allergrößten Demut auf den Boden vor uns zu den Füßen seiner Obern, welche das Sopha einnahmen. Erst knieete er, dann setzte er sich im Knieen zurück auf die Fersen und Sohlen der Füße, bedeckte diese sowie seine Hände ganz und gar und nahm die Stellung und Miene der allertiefsten Unbedeutenheit und Unwürdigkeit an. Herr Bankes war wie ein türkischer Effendi, d. h. wie eine nichtmilitärische Privatperson gekleidet, ich trug fortdauernd die weniger in die Augen fallende Kleidung des christlichen Kaufmanns, mit der ich meinen Beduinenanzug vertauscht hatte. Der reiche Jude war am kostbarsten gekleidet, in Caschmirschawls, russisches Pelzwerk, indische Seide und englisches feines Tuch, jedoch alles dieses von dunkler Farbe, weil es nur den rechtgläubigen Muhamedanern erlaubt ist, helle Farben zu tragen. Auch ein muhamedanischer Derwisch war in der Gesellschaft, mit einer aus Flicken zusammengesetzten, teilweise hellfarbigen, wie ein Zuckerhut gestalteten Mütze, am übrigen Körper mit zerlumpten alten Kleidungsstücken kaum halb bekleidet, mit so recht zur Schau gestellten nackten Lenden, so daß sein ganzes Ansehn ebenso unanständig wie geschmacklos war. Es konnte nicht ausbleiben, daß die so verschiedene Art der Aufnahme und der Behandlung, welche die Glieder der hier versammelten Gesellschaft erfuhren, einen recht starken Eindruck auf uns machte, um so mehr, da sie so stark mit unsern wirklichen und scheinbaren Verhältnissen kontrastierte. Der Jude, welcher bei weitem der reichste und mächtigste in der Gesellschaft war, er, der das glänzendste Haus von Damaskus sein Eigentum nannte, der mehr als hundert arme Familien tagtäglich von seinem Tische speisete, der im buchstäblichen Verstande des Worts die große Maschine der hiesigen Regierung lenkte und der Einfluß genug hatte, sowohl hier als in Konstantinopel, die Entfernung des jetzigen Bey's von seinem Posten zu bewirken, sobald er dies nur ernstlich wollte — dieser sah sich genöthiget, in Gegenwart derer zu knieen, die ohne seine Hülfe die öffentlichen Angelegenheiten nicht betreiben konnten, während der Derwisch, ein Mensch, gleich verächtlich durch seine Unwissenheit wie durch anspruchsvollste Miene des Übergewichts, die er sich zu geben wußte, auf den Ehrenplatz gesetzt und gleich uns, die wir einen Glauben bekannten, der von dem der Muhamedaner eben so fern stehet, wie der Jüdische, mit Kaffee, Sorbet und Räucherwerk bedient und von den Aufwärtern mit allen Zeichen ihrer Unterwürfigkeit behandelt wurde."

Nicht weniger eindrucksvoll ist die Darstellung des Besuches bei demselben Juden Mallim Jussuf (S. 274—276):

„Beim Eintritt in seine Wohnung, welche fast mitten im Judenquartier gelegen ist, wurden wir von dem Ansehn der Armut und Unbedeutenheit, die sie hatte, nicht wenig überrascht. Wir traten in die äußere Umschließung durch eine kleine Tür, welche zu einem kleinen, engen Durchgange führte, der zur Seite einer Mauer aus Backsteinen von getrockneter Erde hinlief und ohne eine einzige Öffnung für Licht und Luft war. Am Ende dieses Durch-

ganges befand sich ein niedriger Sitz mit einem schmutzigen Teppich und vier alten Kissen. Hier mußten wir warten, bis der schlecht gekleidete Türhüter, der hier saß, uns angemeldet hatte. Darauf kam ein Bedienter, uns hineinzuführen.

Sowie die innere Tür geöffnet wurde, so fanden wir uns auch augenblicklich in einen geräumigen Hof versetzt, der mit farbigen, in verschiedene Muster von mosaikischer Arbeit geordneten Marmorplättchen belegt, von Fontainen erfrischt und von Citronen- und Orangenbäumen überschattet war, und also zugleich ein höchst luxuriöses und anmutiges Plätzchen bildete.

Wir wurden von dem Hausherrn sehr artig empfangen und setzten uns neben ihn auf einem reichen Divan nieder, der sich unter einer großen gewölbten Nische auf diesem glänzenden Hofe befand. Sogleich umgaben uns etwa 12—15 Diener, welche uns darboten lange Pfeifen von Jasminholz, in Rosenwasser getaucht und mit Mundstücken von Bernstein versehen, kugelförmige Nargiles mit goldenen Buckeln, ausgesuchtes Zuckerwerk und eingemachte Früchte auf silbernen Tellern und Kaffee in schön gemalten Chinatassen mit emaillierten Unterschälchen.

Nachdem wir über den Zweck unsers Besuchs in's Reine gekommen waren, führte uns der Hausherr durch seine ganze Wohnung. Wir bemerkten dabei, daß, so oft er durch eine Tür ging, er mit einem Anschein von Ehrfurcht bald ein Stück Holz, bald ein Zinnbüchschen berührte, welche eins ums andere an dem Türpfosten aufgehangen war, in den der Türriegel einfaßte. Was diese Ceremonie bedeute, konnten wir nur vermuten. Bei diesem Gange, welcher wohl eine Stunde dauerte, erzählte er uns unter anderm, daß wenigstens 50 Arbeiter verschiedener Art 25 Jahre hindurch tagtäglich mit dem Bau und der Ausschmückung dieses Hauses beschäftiget gewesen waren. Die Menge kleinlicher Verzierungen, die man hier erblickte, machte diese Angabe wahrscheinlich. Der Estrich bestand allenthalben aus verschiedenfarbigen Marmorarten, die mit vielem Sinne und vieler Sorgfalt geordnet waren; die Unterlagen (der Fuß) der Seitenmauern bestanden aus mosaikischer Arbeit von gleichem Stoffe; die Friese, die 3—6 Fuß Tiefe hatten, wurden von einer wechselnden Reihe von spitzen Bögen und concaven Nischen gebildet, die an der Spitze Strahlen hatten, und so gemalt, vergoldet und geschmückt waren, daß sie von unten aus betrachtet die herrlichste Wirkung taten. Das Getäfel bestand aus eben so viel Lagen von Gold und glänzenden Farben, wozu noch reiche Bildhauerarbeit und Email in phantastischer Zeichnung kam. Von diesem hing hin und wieder der tropfsteinähnliche Zierrat herab, welcher den türkischen Bauwerken so ganz eigentümlich ist. In den Mauern waren tiefe Nischen, deren Rückseite mit Marmormosaik ausgelegt war, und in der Mitte jedes Zimmers befanden sich schöne, kleine Springbrunnen, auf die man verschiedene Mundstücke schrauben konnte, so daß das hervorspringende Wasser verschiedene Gestalten annehmen konnte. Das Ganze dieser fürstlichen Wohnung war zugleich auf den höchsten sinnlichen Genuß und auf die Darlegung von Reichtum und Pracht eingerichtet."

Bände spricht diese schlichte Darstellung! Wird hier nicht der Gastsarte in überzeugender Weise geschildert? Und dann nehme man dazu, daß jeder Jude, jeder Christ vor jeden Türken auf der Straße von seinem Esel steigen mußte — Pferde waren ihnen überhaupt verboten! Man überlege, daß auch der mächtige Finanzminister trotz seines fürstlichen Reichtums und der Pracht seiner Kleidung und Wohnung das tun mußte — wie es auch

Niebuhr in Kairo und Damaskus tat, der deshalb lieber zu Fuß ging und demütig grüßend an jedem Türken vorbeischlüpfte —, und man wird die Entwicklung des Sartcharakters begreifen.

Nicht zur Darstellung gelangt aber bei Buckingham die geheime Tätigkeit des hochgestellten Gastsarten, die Bestechungen, die er ausüben muß, sein geheimer Einfluß auf den an ihn verschuldeten Pascha und dessen Minister, die Demoralisation und namentlich die rücksichtslose Begünstigung der eigenen Glaubensgenossen.

In Kairo hatten zu Niebuhrs Zeit die Juden, deren Gemeinde sehr klein war, die Zölle in der Hand. „Überdies" — so sagt er — „können sie durch Geschenke und andere ähnliche Mittel bey der hiesigen republicanischen Regierung mehr Schutz erhalten als in den anderen Provinzen des türkischen Reiches, wo die Zollbedienten unter den Paschas oder dem obersten Zollbedienten zu Konstantinopel stehen. Ein Beweis, daß die Juden sehr vieles bey der Regierung zu Kahira ausrichten können, ist dieses, daß das Zollhaus am Sonnabend geschlossen ist, und daß daselbst an diesem Tage keine Waaren passiren, sie mögen Muhammedanern oder Christen gehören." (Bd. I S. 131 bis 132):

Daß die Juden, wie Niebuhr sagt, in der „Republik" Ägypten mehr Einfluß als in dem „Kaiserreich" Türkei hatten, ist für die Gegenwart nicht uninteressant, und die Mittel, die nach Niebuhr die Juden anwenden, um Einfluß zu erlangen, deutlich genug gezeichnet. Es sind die typischen Mittel und Wege des Gastsarten, der die Herrenschicht demoralisiert und beherrscht.

Interessant ist auch folgende Darstellung Niebuhrs aus Kairo, da sie einen Einblick in die Mittel und Wege gestattet, die die sartische Stadtbevölkerung anwendet, um ihre Herrschaft und ihre Teschrifnatur zu befriedigen. Reiche Kaufleute — es handelt sich nicht um Gastsarten, sondern um Ägypter — verschafften ihren Sklaven hohe Posten bei den herrschenden Mamluken, um durch diesen Einfluß auf die Regierenden zu gewinnen. (Niebuhr Bd. I S. 134): „So habe ich einen alten reichen Kaufmann gekannt, der selbst nur einen Bedienten bei sich hatte und auf einem Esel ritt, wenn er seiner Geschäfte wegen ausgehen mußte, der aber einigen seiner Sclaven zu vornehmen Officirs-Stellen bey den egyptischen Truppen verholfen hatte, die mit großer Pracht auf der Straße erschienen, jedoch jederzeit bereit waren, ihn als ihren Wohlthäter zu schützen. Ein gewisser Hassan Kichja hatte auch verschiedene von seinen Sclaven zu großen Bedienungen und Reichthümern erheben helfen. Unter diesen war ein Othman Kichja, der wiederum Herr eines Ibrahim Kichja war. Letzterer erhob so viele von seinen Sclaven und Bedienten zu den größten Ehrenstellen, daß er durch ihre Hülfe in den letzten Jahren fast ganz Ägypten regierte, obgleich er selbst nur die Bedienung eines Katchuda el wokt, welche alle Jahre abwechselt, bekleidete, d. i. nur Kichja oder die erste Person nach dem Aga bey dem Corps der Janitscharen gewesen war."

Durch solche Maßnahmen haben sich sicherlich auch reiche Gastsarten anderswo Macht und Einfluß verschafft. Jede Gelegenheit, dieses zu erreichen, wird ausgenutzt.

Faßt man die Ergebnisse der Untersuchungen zusammen, so darf man folgendes sagen: Die Tatsachen bestätigen die frühere Behauptung, daß für

die Städte des Orients die Entwicklung des Sartcharakters überaus bezeichnend ist. Für diesen ist namentlich der Mangel an Mut charakteristisch. Die Feigheit der Juden in Mesopotamien hat Niebuhr, der einmal mit einer jüdischen Karawane reiste, anschaulich geschildert, aber auch Oliviers Worte, mit denen er die Bewohner Kairos schildert und deren jämmerliches Verhalten gegen ihre Bedrücker ist so wertvoll, daß sie diesen Abschnitt schließen mögen.

(Bd. II S. 189): „Einen Beweis, wie tief die Ägypter in die Erniedrigung oder knechtische Verworfenheit versunken sind, giebt die Hungersnoth, welche sie in dem Jahre 1793 erduldeten, und von welcher sie wohl wußten, daß sie durch das Monopol der Oberhäupter bei der Regierung entstanden war. Getreide war in Menge vorhanden; die Vorrathshäuser Murad's und Ibrahim's steckten voll davon; die Kaufleute, welche mit Eßwaaren handelten, kramten die, zu der dringendesten Nothdurft gehörigen Lebensmittel wie gewöhnlich, aus; und dennoch würgte der Hunger auf allen Seiten die Unglücklichen dahin, weil sie den ungeheuern Preis derselben nicht erschwingen konnten. Auf den Straßen sahe man nur leichenähnliche Gestalten, die sich von den ekelhaftesten Gegenständen nähreten, und den Hunden die schmutzigsten Abgänge streitig machten. Man rechnete mehr als dreihundert Leichen, die man täglich an den Thüren der Reichen und der Bäcker fand. Und dennoch entstand nicht das leiseste Gemurre, nicht die geringste Äußerung dieses Volkes, etwa die Magazine Murad's und Ibrahim's zu bestürmen, um lieber auf einmal unter dem Schwerdte seiner Leibwache, als langsam durch den schrecklichen Hungerstod zu sterben."

VI. Abschnitt

Eigenarten des Orients

Aus den in orientalischen Städten und auf dem Lande herrschenden Verhältnissen erklären sich nun manche Erscheinungen, die für den Orient bezeichnend sind und bei uns fehlen oder doch nur angedeutet sind.[1] Vielleicht am allerauffallendsten ist das Nebeneinander schärfster Gegensätze. In dieser Hinsicht sind die menschlichen Verhältnisse ein getreues Spiegelbild der Natur des Landes. Wie die wasserlose sterile Wüste der frischgrünen fruchtbaren Oase gegenübersteht, so prallen hier die Charaktergegensätze aufeinander. Sie sind nicht nur zwischen den Nomaden und den Ansässigen, sondern ähnlich stark innerhalb der Städte zwischen dem feigen Teschrif-Sarten und dem Muruwwe-Landsknecht ausgeprägt. Damit hängt aber die scharfe Gegensätzlichkeit zwischen Faust und List, zwischen Charakter und Intellekt, zwischen brutaler Herrenschicht und schmiegsamer, demoralisierender Unterschicht zusammen. Solche Zustände haben aber weitere Folgen, so vor allem die Unsicherheit der Vermögensverhältnisse, des Machtbesitzes und des Lebens. Unheimlich schnell werden durch

[1] Je weiter aber bei uns unter dem Einfluß der Maschinenkultur und der Großstädte die Sartadisierung fortschreitet, um so ähnlicher werden die Zustände denen des Orients. An der „Orientalisierung" geht Europa zugrunde.

Gewalttaten, durch Krieg und Beute, durch gewaltsame Erpressungen und Räuberei von seiten der Gewaltmenschen, bzw. durch gerissene Handelsgeschäfte, durch Lug und Trug, durch Ämterkauf und Amtsmißbrauch, durch Bestechung und Faktorentum Reichtümer gewonnen und ebensoschnell wieder verloren. Diese Verhältnisse haben echt orientalische Maßnahmen zur Sicherung des Vermögens entstehen lassen, nämlich einmal die Thesaurierung, d. h. die Aufbewahrung von Gold und Schätzen in verborgenen Schlupfwinkeln, Gruben usw., und ferner die Einrichtung des Wakf, d. h. man übergibt das Vermögen der Kirche, hat aber bis zu seinem Lebensende den Nießbrauch.

Aber nicht nur der rasche Wechsel, das Hin- und Hergleiten des Goldes, der Schätze und damit der Macht und des Einflusses sind so auffallend, auch der Gegensatz zwischen maßlosem Reichtum und abstoßender proletarischer Armut. Reichtum mit üppigster Schwelgerei und Verschwendung inmitten von Hungertod und Proletarierschmutz, genau so wie eine lachende üppige Oase in durstendem glühendem Wüstensand liegt. Wie aber der Oasenbauer das Andringen des Sandes fürchtet und ihn durch alle möglichen Schutzmaßregeln fernzuhalten sucht, so sind aus Furcht vor dem Proletariat und seinen Gewaltnaturen mancherlei Eigentümlichkeiten des Orients zu erklären.

Zunächst die Frage: Wie ist das Proletariat beschaffen?

Das Bauern- und Stadtproletariat ist uns bereits bekannt, ist aber nicht das einzige. Auch die Nomaden sind zum großen Teil verarmt und proletarische, katilinarische Existenzen. Es ist die so häufig die Herden ruinierende und damit Verarmung bringende Natur des Landes, die einen so starken Prozentsatz von Beduinenproletariern bedingt.

Der übermäßig starke Einfluß proletarischer Elemente erklärt folgende Erscheinungen. Einmal beruht auf ihm die durchschlagende Bedeutung der öffentlichen Meinung, die selbst die mächtigsten Sultane nie ungestraft mißachtet haben. Dem Sultan, bzw. dem Statthalter nebst der Finanzmacht, steht die proletarische Macht mit Hilfe der öffentlichen Meinung fast als gleichberechtigt gegenüber. Es erklärt sich daraus ferner die sittlich so hochgepriesene orientalische Gastfreundschaft und Mildtätigkeit, die in Wirklichkeit sowohl auf der Furcht vor proletarischer Rachsucht[1] als auch auf der Teschrif-Eitelkeit des Sarten beruht. So erklären sich die täglichen Armenspeisungen in den Häusern der Reichen und die großen — einst ungeheuerlichen — Geldgeschenke der Sultane, Statthalter und anderer Großer an das Volk bei festlichen Gelegenheiten, beim Regierungsantritt u. a. m. Ferner erklärt sich aus der so starken Entwicklung des Proletariats der Städte der religiöse Fanatismus und der leidenschaftliche Hang zum Mystizismus, der in den Derwisch-

[1] Auch der Europäer wird orientalisch-gastfrei und mildtätig, wenn das Proletariat so einflußreich ist, daß dessen Rachsucht ihm schaden kann. So sind die australischen Farmer und Viehzüchter gegen die herumbummelnden Stromer, die zum Teil Nachkommen von Sträflingskolonisten entstammen, sehr gastfrei und mildtätig — aus Angst!

orden z. B. offen in Erscheinung tritt. Und schließlich ist es der Fatalismus, der einerseits ein Kind der Hoffnungslosigkeit, des proletarischen Zustandes, und andererseits des schnellen Verlustes von Vermögen, Einfluß, und selbst des Lebens ist, der die Hochstehendsten und Reichsten täglich treffen kann, wie auch andererseits der niedrigste Proletarier — hat er Glück und Geschick — über Nacht emporsteigen mag. Mit solchen Zuständen hängt nun aber auch eine andere ganz merkwürdige Erscheinung zusammen — nämlich der im Grunde ganz demokratisch eingestellte Verkehr der Orientalen untereinander im Privatleben —, trotz aller scharf innegehaltenen und dem Teschrif entsprechenden Vorschriften der Etikette und Rangordnung. Hat ein einfacher Mann, selbst ein Bettler, die der Respektsperson schuldigen Honneurs gemacht, so gesellt er sich ganz ungeniert den Höherstehenden zu, hockt sich vielleicht sogar neben ihn, redet ganz unaufgefordert mit und wird auch nicht irgendwie schlecht behandelt, wenn nicht bestimmte Gründe dazu vorliegen.

In erster Linie ist es die Entwicklung des Sartcharakters, dieser in der Natur des Orients begründeten Form der Charakterentwicklung, auf die alle spezifisch „orientalischen" Zustände, Auffassungen, Einrichtungen zurückzuführen sind. Das gilt auch besonders für die staatlichen Verhältnisse. Der Gegensatz zwischen den kühnen, räuberischen, kulturfähigen Gewaltmenschen der Wüsten und Hochgebirge, sowie den leicht beweglichen, aus der Ferne kommenden, erobernden Nomadenstämmen einerseits und den feigen, unkriegerischen, sich stets beugenden Fellachen und Stadtsarten andererseits hat zur Folge, daß keine freien demokratischen, auf Rechtlichkeit und Gleichheit aufgebaute Staaten, sondern monarchische Willkürherrschaften im Orient zu Hause sind. Mit dieser weltlichen Herrscherwürde ist nach orientalischer Auffassung die geistliche eng verbunden. Beide sind unzertrennlich. Der weltliche Herrscher ist also gleichzeitig geistliches Oberhaupt.

Es kommt indes vor, daß das Oberhaupt der Priesterschaft in einen Gegensatz zum Monarchen tritt und die weltliche Herrschaft an sich reißt; das pflegt aber nur in ausgesprochenen Verfallszeiten einzutreten, kann indes zu einer längere Zeit währenden Priesterherrschaft führen.

Innerhalb der die Kulturländer dauernd bedrohenden freien Beduinen und Gebirgsnomaden herrschen weit freiere, demokratische Anschauungen und Einrichtungen. Bei ihnen entscheiden — ähnlich wie einst in Europa bei den indogermanischen Stämmen — die Volksversammlungen, die Adelshäupter, der Rat der Ältesten, selbst dort, wo ein Herrscher existiert.

Wiederum etwas anders als bei den Sprachvölkern liegen die Verhältnisse bei Religionsvölkern. Weil die Religion das einigende Band ist, muß auch notgedrungen eine einheitliche religiöse Organisation vorhanden sein mit einem geistlichen Oberhaupt an der Spitze. Die weltliche Herrschaft liegt dagegen in der Hand von Adelsgeschlechtern, Gaufürsten oder sonstigen Herren, die mit der geistlichen Macht in Eintracht oder Rivalität leben. Diese in den Gebirgen vor allem vorkommenden Verhältnisse müssen wir nun noch näher ins Auge fassen.

VII. Abschnitt

Religionsvölker und Geheimbünde in gebirgigen Rückzugsgebieten des Orients

Die Natur des Landes, die Gegensätze zwischen Wüsten, Salzsteppen, Steppen, Oasen, Waldländern, zwischen Nomaden, Bauern und Städtern bringt es mit sich, daß ein Teil der Bewohner, unter dauerndem Druck stehend, entweder eine sartoide bis sartische Charakterumbildung erfährt, oder in gebirgigen Rückzugsgebieten Schutz und Sicherheit findet. Unterdrückte Menschen schließen sich aber immer zusammen. Das Geheimnis wird ihnen Schutz und Waffe, die Religion Trost und Zuflucht.

In den Städten mit unterdrückten Sarten und monotheistischer Religion erfolgt besonders leicht der Umschwung zum krassen materialistischen Atheismus, der gerade im Orient leicht eine ausgesprochen kommunistisch-nihilistische Prägung erhält. Es entstehen Sekten, deren Massen wohl religiös-fanatisch verhetzt sind, ihre Führer aber sind zuweilen von einem abstoßenden Zynismus, der sich hinter frommer Verstellung und Heuchelei verbirgt. In den Städten und Oasenländern halten sich solche Sekten auf die Dauer nicht, wohl aber gelangen sie in die gebirgigen Rückzugsgebiete und leben dort in abgeänderter Form weiter. Solche Rückzugsgebiete gleichen manchmal geradezu Museen, in denen anthropologische, sprachliche, kulturelle und religiöse Kuriositäten aus alter Zeit aufbewahrt sind. Indem aus einer Mischung mehrerer Religionen neue, scheinbar einheitliche Religionen entstehen, kann es in solchen gebirgigen Rückzugsgebieten zu der Entwicklung eines Religionsvolkes kommen, das sich durchaus als Nation fühlt.

In dem uns interessierenden Gebiete gibt es eine ganze Anzahl von solchen Religionsvölkern, die in gebirgigen Rückzugsgebieten entstanden sind und deren Geschichte zum Teil bekannt oder doch einigermaßen zu verfolgen ist. Es sind das die Jesiden, die Ismailier und die Drusen.

v. Luschan hat darauf aufmerksam gemacht, daß diese kleinen Religionsvölker uralt sind, und daß lediglich fremdes, indisch-buddhistisches sowie islamisches Lehnsgut ein jüngeres Alter vortäuscht. Auch anthropologisch erweisen sich die Sektierer als eine Eigenart, indem sie in verhältnismäßig reiner Form die Merkmale der Hethiterrasse aufweisen. Neben den kleinen asiatischen Tachtadschy, Bektasch und Kisylbasch sind für uns vor allem wichtig die Jesiden und die ismailischen Sekten.

Eine überaus auffallende Tatsache ist folgende. Sämtliche dieser in den gebirgigen Rückzugsgebieten sitzenden kleinen Religionsvölker — mit Einschluß der Samaritaner — werden von den Andersgläubigen beschuldigt, im geheimen sexuelle Orgien zu feiern und ein überaus unsittliches Geschlechtsleben zu führen. Und zwar sollen diese sexuellen Orgien ein Glied ihrer Religionslehre bilden. Wir werden später sehen, welche ethnologische Bedeutung diese — stets abgeleugneten und vermutlich auch nicht gerechtfertigten, mindestens stark übertriebenen — Vorwürfe haben.

1. Jesiden

Der Name der kurdisch sprechenden Jesiden, der „Teufelsanbeter", soll von dem Worte Jesd = Gott abstammen, also die „Göttlichen", d. h. „die von Gott Auserwählten" bedeuten. Sie selbst nennen sich Dawasin. Die Hauptmasse wohnt in den Kurdischen Gebirgen und wird auf 50—100000 geschätzt. Etwa 10000 wohnen im Sindjargebirge, das sich aus dem assyrischen Salzsteppentiefland erhebt. Eingeborene Jesidenkolonien sind auch in Armenien sowie in den großen Städten Mesopotamiens zu finden. Nach v. Luschan, der 189 Jesiden gemessen hat, zeigen sie ganz überwiegend den armenoiden Typus. Sie haben also entweder die Kurdensprache übernommen, oder es ist das ursprüngliche nordische blonde Element somatisch ganz oder so gut wie ganz verschwunden. Sie fühlen sich trotz der Zerstreuung durchaus als Volk, als Nation, und besitzen ein Zentralheiligtum, das jeder Jeside mindestens einmal besucht haben muß. Dieses Zentralheiligtum ist das 45 Kilometer nördlich von Mossul gelegene Grab des Schēchs Adi. Dieser Schēch, der in der Abassidenzeit gelebt haben soll, ist ihrer Meinung nach die Inkarnation Gottes.

Die Religion der Jesiden ist indes augenscheinlich älter als der Islam und wohl durch Einwirkung der Zoroasterreligion auf altheidnische Vorstellungen entstanden. Im Grunde ist es ein Monotheismus, da das böse Prinzip, das sie verehren sollen, nur die eine Seite in dem Wesen Gottes zu sein scheint. Dieses böse Prinzip, das die Araber Schētān = Satan nennen, wird allerdings in einem Pfauenidol — Melek-Tāus = König-Pfau — dargestellt.[1]

Die angebliche Verehrung des Satans besteht aber mehr in einer Furcht, seinen Namen auszusprechen, als in Verehrung. Selbst solche Worte, die ähnlich wie Schetàn klingen, werden nicht gebraucht. Wer das Wort Schetàn ausspricht, wird, wie es heißt, getötet.

Die andere Wesenheit Gottes gilt als der Herr des Himmels. Auf eine 10000jährige Regierung des Melek-Taus soll eine 10000jährige Regierung Gottes folgen. Im ganzen werden sechs solcher Perioden aufeinanderfolgen.

Die Jesiden haben ein weltliches Oberhaupt, das in Schēch Adi residiert, und ein geistliches. Sie halten sich für das auserwählte Volk Gottes und Kinder Adams, aber nicht der Eva, von der Mohammedaner, Christen und Juden stammten.

Neben altheidnischen Vorstellungen hat auch der Islam ihrem Glauben mancherlei geliefert. Alle ihre religiösen Gesetze und Überlieferungen sind in bestimmten geheimen Büchern niedergelegt. Die Jesiden zerfallen in zwei Kasten, in die Ruhan = Geistlichen und die Murid = Laien, die sich nur nach Besitz und Ansehen unterscheiden.

---

[1] Es handelt sich vermutlich um den weitverbreiteten „Seelenvogel", und zwar ist er in diesem Fall gewissermaßen die „Seele" des göttlichen Wesens, der „Schechina" der Juden, dem „Heiligen Geist" der Christen entsprechend. Daß ursprünglich der Heilige Geist nicht als Taube, sondern als Pfau aufgefaßt wurde, ist gewiß interessant und weist deutlich auf die uralten Beziehungen hin, die unter den Religionen der bedrängten Gebirgsvölker bestanden.

2. Ismailische Sekten

a) Allgemeine Gesichtspunkte

Wesentlich stärker als die Jesiden sind die Ismailier und die Drusen von dem Islam beeinflußt worden, und zwar von den nihilistisch-schiitischen Sekten.

Wie die Jesiden anscheinend die sie leitenden religiösen Gedanken der Hauptsache nach der vorislamischen Zeit entnahmen, ebenso liegen die Wurzeln des Glaubens der sogenannten ismaelitischen Sekten im wesentlichen in vorislamischer Zeit. Aber die ismaelitischen Sektierer des Mittelalters haben jene Religion stark beeinflußt. Ihre Bedeutung für die Geschichte des Orients und der orientalischen Gedanken- und Empfindungswelt, sowie für das Verständnis des Judentums ist so groß, daß eine nähere Betrachtung notwendig wird. Beginnen muß man mit der Begründung des Islams.

Diese Religion ist durchaus eine der in den Oasen heimischen sartischen Psyche entsprungene Verstandesreligion. Mohammed hat mit seinen religiösen Vorschriften das gesamte Leben seines Volkes regeln wollen und demgemäß, neben aller Mystik, vernunftgemäße Anordnungen gegeben. Die Hauptsache ist daher das Exerzierreglement des äußeren Kultes, das vor allem in Gebeten (Abb. 95), in der Einhaltung von Feiertagen und von Fastenmonaten, Speiseverboten und in der Beschneidung besteht. Als Kultreligion hat der Islam praktische Werkheiligkeit weiter entwickelt.

Es ist klar, daß eine solche praktische Kultreligion tiefer veranlagte Gefühlsmenschen — Mystiker — nicht befriedigt. Das Gezänk über kleine Abweichungen in Kultvorschriften muß auf sie abstoßend wirken und ein Gefühl der Leere, des Unbefriedigtseins erzeugen. Mystische Schwärmerei wird als Reaktionsempfindung entstehen. Damit wird einerseits für große Geister, andererseits für gewissenlose „Schamanen" ein willkommenes Operationsfeld geschaffen.

Mußte der Islam als praktische Verstandesreligion a priori einen gewissen ethisch-geistigen Zündstoff entstehen lassen, so war die Nichtregelung der Nachfolge — des Chalifates des Propheten — durch Mohammed die Quelle für ganz schlimme Spaltungen. Sehr bald nach dem Tode des Propheten begannen die Zwistigkeiten unter den Führern, geradeso wie nach dem Tode Alexanders des Großen. Anfangs hielt wohl der starke Feldherr und rücksichtslose Fanatiker Omar die gesamte Macht der Araber zusammen, nach seinem Tode aber zerfiel das Reich. An die Spitze traten die Omaijaden in Damaskus, religiös aber erfolgte die große Spaltung in Sunniten und Schiiten.

Sunna heißt Tradition. Gemeint sind Traditionen, die auf einen Ausspruch oder eine Tat Mohammeds und der ersten vier Chalifen Bezug haben und stets als Gesetz dort gelten, wo der Koran versagt.

Die Schiiten (Schia = Partei) verwerfen dagegen die Sunna. Für sie ist Ali, Mohammeds Schwiegersohn, der Gemahl Fatimas, allein zum Chalifat berechtigt und die Tradition wird auf Mohammed beschränkt.



Abb. 95. Gemeinsames Gebet der Mohammedaner
Ein Mittel zur Erzeugung von Disziplin und Fanatismus

Der Zerfall in Sunniten und Schiiten nahm deshalb so scharfe Formen an, weil nationale Gegensätze die religiösen Zwistigkeiten unterstützten. Die von den Arabern unterdrückten Perser traten mehr oder weniger bewußt auf die Seite der Schiiten, eben weil die Araber Sunniten waren, und betrieben mit Fanatismus die Spaltung. Es war eine nationale Opposition. Die rein religiösen Fragen wurden nun einmal von nationalen und von Charaktergegensätzen durchwebt. Da stand nicht nur der arabische Beduine dem unterjochten Griechen, Aramäer, Babylonier, Perser gegenüber, sondern alle die Unterjochten waren den Beduinenkriegern, die ja die Hauptmacht im religiös-fanatischen islamischen Heer vorstellten, wenn auch weniger religiöse Empfindung als Raub- und Kriegslust sie begeisterten, an Kultur und Intellekt unendlich überlegen, dagegen an Mut, Willenskraft und Charakter weit unterlegen. Der ganze Gegensatz zwischen Primären Fundamentalcharakteren und ihrem Übermaß an staats- und kulturerhaltenden Kardinaltugenden einerseits und dem an Intellekt weit überlegenen Fellachen und Sarten andererseits kam nun noch dazu. Sofort setzte die früher geschilderte demoralisierende, Zwietracht säende Einwirkung der Sarten auf die Eroberer ein. Mit mehr oder weniger Zielstrebigkeit wurde der Zwiespalt zwischen Sunniten und Schiiten auf religiösem, zwischen Omaiaden und Abassiden auf politischem Gebiet gefördert.

Namentlich die Perser traten auf die Seite der Schiiten und unterstützten obendrein die Abbasiden in ihrem Kampf mit den Omaiaden, die Damaskus verloren, aber in Spanien ein neues Reich schufen. Die Abbassiden, die nunmehr als Chalifen in Bagdad regierten, schoben bald die schiitischen Perser beiseite; deren Haß flammte also doppelt empor.

Sunniten und Schiiten teilten sich in je vier Hauptgruppen, die sich im allgemeinen lediglich durch uns lächerlich erscheinende Meinungsverschiedenheiten unterscheiden. Äußerer Kult spielte dabei die Hauptrolle. So übertrugen die verschiedenen Abteilungen der Schiiten das Chalifat (= Nachfolge) auf verschiedene Nachkommen Alis — eine Übertragung auf längst Verstorbene, die keine praktische Bedeutung hatte. Am fanatischsten waren die sog. Ghullat (= die Übertreibenden), die Ali als Gott verehrten und deshalb als Ketzer verfolgt wurden.

Die Charidjiten waren republikanisch und streng orthodox. Ihre Lehre hatte die Entstehung mancher Sekten — bis nach den Atlasländern hin — zur Folge, und für Westasien wurden sie deshalb so bedeutsam, weil die Sekte der Karmathen, die zu jahrhundertelangen Kriegen Veranlassung gab, aus den Charidjiten hervorging.

Weit wichtiger für unser Problem waren aber die Imamîje und Ismaeliten. Beide knüpfen an Ali an und lehren, daß es Nachfolger Mohammeds — Imâme — gebe, die die gesetzlichen Nachfolger des Propheten und allein für das Chalifat berechtigt seien. Die Imamîje nahmen 12, die Ismaeliten 7 sichtbare Imâme an. Letztere Sekte lehrte nun aber, daß seit dem Tode von Ismael, einem Nachkommen Alis, unsichtbare Imâme vorhanden seien. Mit dieser Lehre von den unsichtbaren Imâmen wurde eine große Gefahr hinaufbeschworen. Denn gewissenlose Hetzer und Politiker hatten es nun in der Hand, sich selbst als Vertreter des nur ihnen bekannten Imâms auszugeben und schufen sich damit Waffen, um gegen das bestehende Chalifat zu wühlen und Aufstände zu veranlassen.

Entsprechend dem glühenden Haß und der brennenden Herrschsucht der

unterdrückten, aber geistig hochstehenden und religiös fanatischen Sarten griffen in der Tat hochbegabte, aber gewissenlose Abenteurer die Vorstellung von unsichtbaren Imâmen auf, um gewisse unbedeutende Männer als die unsichtbaren Imâme, als die eigentlichen Chalifen, auszurufen, selbst aber als die eigentlichen Machthaber gegen das Herrscherhaus zu wühlen. Alte Vorstellungen aus dem indisch-persischen Religionskreise, wie Seelenwanderungen und Inkarnation Gottes, wurden mitbenutzt, den Volksmassen die Imâmlehre verständlich zu machen und Haß und Unzufriedenheit gegen die herrschende Schicht zu erzeugen.

Je mehr die Arabische Herrenschicht sartoid verfiel, je mehr sie der Selbstsucht und den ungezügelten Leidenschaften erlag, je höher Bildung und philosophische Erziehung stiegen, um so eher mußte in den Reihen der revolutionären Sarten der religiös-politische Fanatismus den materialistisch-atheistischen Gedankengängen Platz machen. Als Monotheismus und als Verstandeskult wird ja obendrein der Islam von Freigeistern ganz besonders bedroht. Erkennt erst einmal der Gebildete die Hohlheit der Äußerlichkeiten im Kult, so verliert er jeden Halt, und beim Orientalen schlägt dann fanatische Befolgung der Vorschriften gar zu leicht in zynischen Spott und Lästerung um.

Dieser Umschwung war bei den Persern um so leichter, als bereits zur Zeit der Magier und Zoroasters dualistischer Lehre atheistische Sekten im Sassanidenreich während seiner Verfallszeit — also bereits v o r der Ausbreitung des Islams — entstanden waren, die den Umsturz predigten. Am gefährlichsten war damals die Sekte der Masdekije, d. h. die der Anhänger von Masdek. Dieser Prophet peitschte in der frivolsten Weise die Leidenschaften des Pöbels, der Proletarier, Arbeiter, Sklaven auf, und da die herrschende Klasse degeneriert war, so strömten ihm auch aus den gebildeten und wohlhabenden Kreisen zahlreiche Psychopathen als begeisterte Anhänger zu. Die Lehren dieser Masdekije wirkten auch noch in der islamischen Zeit zersetzend fort, namentlich in Ostiran, wo der Islam nicht so durchschlagend siegte. „Sindik" nannte man diese kommunistisch-atheistisch eingestellten, Freiheit, Gleichheit und Gemeinsamkeit des Besitzes predigenden Freidenker. In Sindik aber steckt das Wort Zend.

Es ist überaus interessant, daß diejenige Idee, die jahrhundertelang den Orient in ein Schlachtfeld verwandelte, die viele Millionen Menschen vernichtete, die zu der Entstehung der gefährlichsten und kulturfeindlichsten Geheimbünde Veranlassung gab — die M e s s i a s i d e e mit Inkarnation Gottes und Seelenwanderung — eine die heutige Chassidensekte mit dem Zaddikult beherrschende Idee — von dem südarabischen Juden Abdallah Ibn Sabah stammte. Er war an der Ermordung des dritten Chalifen Osman beteiligt, er war es, der die Gottesnatur Alis verkündete. Er selbst hatte keinen Erfolg, aber seine Messiasidee mit Inkarnation und Seelenwanderung wirkte fort wie ein Ferment.

Schon frühzeitig entstanden also in der islamischen Welt revolutionäre, auf der Messiasidee aufgebaute, gleichzeitig aber kommunistisch eingestellte Sekten, die aber immer wieder unterdrückt wurden. Einer der bekanntesten

Führer war der verschleierte Prophet von Chorassan, der sich in der Öffentlichkeit nur mit einem goldenen Gesichtsschleier zeigte. Er wurde schließlich nach Entsendung eines Heeres beseitigt. An seinen Tod, der im Kreise seiner Frauen in seiner Burg während der Belagerung erfolgte, knüpften sich phantastische Sagen. Er sollte verschwunden sein, da man seinen Körper nirgends habe entdecken können.

Seit dem Abassidenchalifen Maimun verbreiteten sich unter den Arabern Wissenschaften und Philosophie, und damit begannen auch sie für die revolutionären messianisch-persischen Gedanken Verständnis zu gewinnen. Mit dem Steigen philosophischer Bildung verbreiteten sich auch kommunistisch-atheistische Ideen immer mehr. Unter einem Führer, namens Babek, der als ausgesprochener Nihilist alle Sitten, Gebräuche und religiöse Vorstellungen für nichtig, alles für erlaubt erklärte und Gemeinschaft aller Güter predigte, haben kommunistische, von dem Proletariat und von gebildeten Verfallsmenschen unterstützte Kriege 20 Jahre lang das Chalifenreich erschüttert. Babek wurde schließlich gefangen und hingerichtet — um 840 n. Chr. Angeblich soll eine Million Menschen in diesen Kriegen unter wahllosem Hinschlachten und brutalem Terror umgebracht worden sein. „So schrecklich war der Kampf der neuen Freiheits- und Gleichheitslehre wider die Verteidiger des Chalifenstuhles und der Kanzel des Islams", schreibt v. Hammer.

b) Abdallah ben Maimun

In jener Zeit reiften in einem Mann Ideen, die, zur Tat werdend, über 300 Jahre lang den Orient erschütterten — in Abdallah ben Maimun. Belehrt durch die Mißerfolge des Babek-Aufstandes kam dieser historisch-philosophisch gebildete Gelehrte zu der Überzeugung, daß erst durch eine gründliche zersetzende Propaganda die Disziplin der Heere untergraben werden müsse, wenn ein Aufstand glücken solle. Demgemäß entwarf er einen tief durchdachten, geradezu genialen Plan, um dieses Ziel zu erreichen. Es war der Plan eines schlauen, rachsüchtigen, haßerfüllten Sarten, der dem unterdrückten Volk der Perser angehörte. Nur der, der weiß, daß gerade unterdrückte Sarten gern irgendeinem Geheimbund angehören, kann Abdallahs Plan verstehen. Nur auf orientalischem Boden, nur in dem Gehirn eines Sarten, konnte solch ein Plan reifen.

Folgende Grundsätze wurden maßgebend:

a) Es wurde ein Geheimbund begründet, dessen Großmeister Abdallah ben Maimum wurde. Um seine Lehre aber wurde ein dichter Schleier gezogen. Niemand ahnte, daß er den Sturz des Chalifates und aller anderen Reiche bezweckte. Für die Geheimbundleiter war die politische Herrschsucht maßgebend; sie selbst wollten regieren.

b) Salamjah in Nordsyrien wurde der geographische Stützpunkt des Ordens.

c) Der Geheimorden wurde in mehrere Stufen gegliedert, und zwar kam es der Hauptsache nach auf die Gründung einer Missionsschule an. Stufenweise, unter scharfem Aussieben, erfolgte die Einweihung in die Geheimlehre, in die schließlich nur ganz Vertrauenswürdige eingeführt wurden.

Schuster schildert in seinem Werk über die Geheimgesellschaften diesen Vorgang der Einweihung mit folgenden Worten:

„Die Verbreitung des ismaelitischen Religionssystems wurde hauptsächlich durch die unter Ismaels Sohn, Mohammed, von dessen unternehmendem Missionar Abdallah gegründete Missionsschule gefördert. Aus ihr gingen Glaubensboten hervor, die, theologisch und politisch gleich tüchtig geschult, ihrer Aufgabe eifrig nachlebten.

Diese bestand darin, daß sie den Menschen, mit denen sie umgingen, durch erheuchelte Frömmigkeit Vertrauen einflößten, ihre Liebe durch geschmeidige Nachgiebigkeit erwarben und ihnen durch Gespräche über die schwierigsten Glaubenspunkte und die dunkelsten Koranstellen eine hohe Meinung von ihrer Gelehrsamkeit beibrachten. Die Gespräche hatten natürlich die Entwicklung der Lehre vom Imamat zum Gegenstande. Um den zu Bekehrenden dauernd zu fesseln, mußte der Missionar sich als einen in die geheime Wissenschaft des Imams Eingeweihten zu erkennen geben, indem er über die von ihm aus dem weiten Gebiete der Theologie, Philosophie und Naturwissenschaft aufgeworfenen Fragen nur dunkle Andeutungen in allegorischen Redensarten machte, darauf berechnet, die Neugier zu reizen. Drang dann der wißbegierige Jünger auf weitere Enthüllungen, so wurden ihm furchtbare Schwüre über seine Verschwiegenheit und Treue abgenommen, und als Pfand derselben eine nach dem Stande seines Vermögens zu bestimmende Geldsumme abgefordert.

Hierauf wurde das Dogma vom Imamat näher erörtert und der Proselyt besonders auf die heilige Sieben aufmerksam gemacht. War er nun so weit gefördert, daß er nach Mohammed einen Propheten anerkannte, der eine andere heilige Religionsurkunde an die Stelle des Korans gesetzt, so war es nicht mehr schwer, durch allegorische Deutungen dieses Buches den Proselyten dahin zu bringen, daß er von dessen Vorschriften und Lehren sich vollständig abwendete. Schließlich wurde ihm noch klar gemacht, daß alle Propheten Männer gewesen seien, welche lediglich politische Zwecke verfolgt haben; ihre vorgegebene Offenbarung habe nur dazu gedient, die Gemüter der leichtgläubigen Menge an sich zu fesseln. Diese Fesseln könne aber derjenige abwerfen, welcher zur Erkenntnis der Wahrheit gelangt sei; die ewige Wahrheit aber sei nur bei dem Mahdi und bei den von ihm unterrichteten Religionshäuptern zu finden.

Bei diesem Bekehrungssystem ging man natürlich nur stufenweise zu Werke, je nach der Geistesrichtung oder dem Grade der Bildung und Hingebung der Proselyten. Beschränkte Köpfe, leicht geneigt, an Wunder zu glauben, ließ man das Wiedererscheinen Ismaels erwarten, Friedenkern suchte man klar zu machen, daß er durch die von seinen Jüngern gepredigte Lehre sich täglich offenbare und geistig mit ihnen sich vereine.

Die Missionare durften übrigens ihr Wirken nicht auf Bekenner des Islams beschränken. Ihr Hauptzweck war, die Zahl der Anhänger auch unter Juden, Christen und Persern zu vermehren, damit zu geeigneter Zeit der als Mahdi auftretende Parteiführer um so sicherer sein eigentliches Ziel, Umsturz der bestehenden Regierung und Gesetze, erreiche. So waren die Missionare, gleich den Jesuiten, Zeloten und Freigeister, Sittenprediger und falsche Propheten, wie die Umstände es verlangten. Bei den Schiiten verfluchten sie Abu Bekr und Omar, bei den Sunniten Ali. Bei den Anhängern des Parsismus verbreiteten sie sich über die mystische Siebenzahl, priesen Feuer, Licht und Sonne und schilderten den Islam als eine noch der Vervollkommnung bedürftige

Religion, deren Grundzüge mit der zoroastrischen Lehre in Übereinstimmung gebracht werden sollte. Den Juden stellten sie den erwarteten Mahdi als den wahren Messias und den Christen als den verheißenen Paraklet dar."

Die Erfolge dieser Methode waren bedeutend; überall fanden die Missionare zahlreiche Gläubige und die Verkündigung der ismaelitischen Geheimlehre erwies sich als das geeignetste Mittel zur Gründung einer geistlichen und weltlichen Herrschaft. Es traten daher verschiedene Abenteurer auf, die, wie Abdallah, scheinbar für das Haus Ali wirkten, in Wahrheit aber eigene Zwecke verfolgten. Und in der Tat gelang es manchem von ihnen, eine selbständige Herrschaft zu begründen. So ist z. B. der Ursprung der mächtigen Reiche der Edrisiden und der Fatimiden in Nordafrika auf jene Abenteurer zurückzuführen.

Die Geheimlehre Abdallahs blieb zwar verborgen, aber einer der eifrigsten Missionare, Hossèn Karmath, machte geradeso wie Babek einen offenen Aufstand gegen Bagdad. Karmath wurde zwar aus Syrien vertrieben, aber in El Hasa (Ostarabien) gründete er ein Reich, das von einer sechs- und mehrköpfigen Behörde regiert wurde. Es war dieses gewissermaßen die erste kommunistische Räterepublik. Das Proletariat, auf das sich diese ersten Bolschewiken stützten, waren die armen, stets raublustigen und über alles habgierigen Beduinen. Die atheistische Lehre wurde vor ihnen verheimlicht, dagegen der Islam fanatisch gepredigt. Große Heere fanatischer Gläubiger wurden gegen das Chalifenreich in Bewegung gesetzt und entsetzliche Verwüstungen und Greuel verübt. Im geheimen wurden die atheistisch-kommunistischen Lehren weithin über den ganzen Orient verbreitet. Die Lehre aber war: Alle Religionen sind eitel, nichts ist verboten, alles ist erlaubt, Gewissensbedenken sind Unsinn. Nichts ist verdienstlich, nichts strafbar. Alle Gebote des Islams sind allegorisch aufzufassen; es sind Einkleidungen politischer Vorschriften.

An die Spitze der Bewegung wurde ein idealer Imam — ein Imam Massum, d. h. ein gedachter, vollkommener Imam — gestellt. Religion und Politik wurden aufs engste verknüpft und z. B. folgende Deutungen vorgenommen:

Gebete — bedeuten Gehorsam gegen den Imam Massum,
Almosen — bedeuten Zehnte (Abgaben) an den Imam Massum,
Fasten — bedeuten, man solle das politische Geheimnis bewahren.

Die Religion, so heißt es weiter, bestehe aus einem äußeren Kultus — Sahir — und einem inneren Empfinden — Bathin.

Ganz offensichtlich spekulierte der Orden der Karmathen auf die Habsucht, Rachsucht, Herrschsucht der Menschen und gewann damit die Beduinen und die Landsknechtnaturen, sowie die willensstarken, mutigen und rücksichtslosen Moralkrüppel des städtisch-ländlichen Proletariats, also Menschen von höchst realem Wirklichkeitssinn. Außerdem aber wurden tiefer angelegte Naturen, die sich von den äußeren Kulthandlungen nicht befriedigt fühlten, durch den Mystizismus angezogen und durch die oben geschilderte Methode der Missionierung benebelt. So erklärt es sich, daß die Karmathen einen großen Anhang fanden und daß selbst tatkräftige Chalifen nicht imstande waren, das „Otterngezücht" auszurotten. Katilinarische Existenzen mit entschiedener Feldherrnbegabung bedrohten Bagdad.

Um 920 n. Chr. wurde sogar Mekka erobert und der heilige Stein der Kaaba nach El Hasa gebracht. Erst 22 Jahre später wurde er gegen Zahlung von 50000 Dukaten wieder ausgelöst. Hundert Jahre lang zerfleischte der Karmathenkrieg den Orient!

Inzwischen hatten die höchst realen politischen Herrschaftsbestrebungen des Ordens einen sichtbaren Erfolg gehabt. Dem Geheimorden in Salamja gelang es, einen der Ihrigen, einen gewissen Missionar Said, der nach der einen Angabe ein jüdischer Schmied, nach der anderen der Sohn einer Jüdin gewesen sein soll, der in der Öffentlichkeit aber als ein Nachkomme der Tochter Mohammeds, Fatima, ausgegeben wurde, nach mancherlei Schicksalen ein politisches Reich in Kairuan (Tunesien) zu begründen. So wurde Said der Ahnherr der Dynastie der Fatimiden, die später Ägypten eroberten, und dessen Nachkommen auf der Grundlage ismaelitischer Lehren jahrhundertelang gegen Bagdad wühlten. Die Häupter des ismaelitischen Geheimordens waren dabei die treibende Kraft. Sie wurden die einflußreichsten Minister in Kairo und die eigentlichen Herren des Fatimiden-Chalifats. Es entstand sogar als Mittelpunkt des Geheimbundes in Kairo eine Loge — Dar al Hikmet = Haus der Weisheit. Äußerlich war diese „Weisheitschule" eine wissenschaftlich gelehrte Akademie. „Die Mehrzahl der Mitglieder — so schreibt von Hammer — war ganz gewiß durch diese schöne Außenseite einer wohltätigen, menschenfreundlichen, lichtverbreitenden Anstalt in gutem Glauben getäuscht." In Wirklichkeit war diese Loge eine politische Geheimorganisation mit dem Ziel der „Weltrevolution", d. h. der atheistisch-kommunistischen Revolution innerhalb der islamischen Welt.

Es ist wirklich interessant und überaus wichtig zu sehen, daß es in Kairo augenscheinlich unschwer gelang, unter der Maske einer wissenschaftlichen Akademie einen Geheimbund, dessen Ziele nur einer kleinen Anzahl von Eingeweihten bekannt waren und dessen Lehre in höchstem Maße staaten- und kulturzerstörend war, jahrhundertelang wirken zu lassen.

Diese Geheimlehre baute sich in folgenden Graden auf:

Grad I. Der Glaube an die Wissenschaft wurde befestigt, ein feierlicher Eid des Gehorsams und der Verschwiegenheit abgelegt, die Widersprüche zwischen den Lehren des Korans und der Vernunft aufgedeckt, Zweifel erweckt und alle Vorschriften des Korans als allegorisch erklärt.

Grad II. Anerkennung der von Gott bestelleten Imâme, von denen alle Wissenschaften kämen.

Grad III. Die Zahl der Imâme sei 7. Damit erfolgte eine scharfe Trennung von den Zwölfern.

Grad IV. Es hat 7 sprechende Imâme gegeben: Adam, Noah, Abraham, Moses, Jesus, Mohammed, Ismael, ein Sohn Alis. Danach kommen stumme, geheime Imâme, die man sich aus den Lebenden der Gegenwart — aussuchen konnte (!).

Grad V. Jeder der 7 stummen Imâme hat 12 Apostel; damit konnten die Ordensführer sich selbst einführen.

Grad VI. Die ganze positive religiöse Gesetzgebung müsse den allgemeinen philosophischen Gesetzen untergeordnet werden. Plato, Aristoteles, Pythagoras sind die Grundlage. (Dieser Grad verlangte ein langes Studium.)

Grad VII. Enthüllung der Mystik, vor allem einer pantheistischen Lehre, die in einem Streben nach Vereinigung mit Gott unter Vernichtung des Ichs ausklang.

Grad VIII. Alle positiven Religionslehren sind Unsinn. Alle Gottesgesandten, Propheten usw. sind überflüssig, alles auf der Erde ist nichtig, eitel.

Grad IX. Endergebnis ist: Nichts glauben, alles tun dürfen.

So erzeugte die atheistische Geheimlehre willenlose Werkzeuge, die alles wagten, nichts ahnend, daß sie dem Ehrgeiz und der Herrschsucht einiger weniger Ordensführer dienten.

Der Orden wurde von einem Ordensmeister und einer kleinen Anzahl Eingeweihter des neunten Grades geleitet. Er entsandte in alle Staaten des Islams seine Missionare, nämlich die Dais, d. h. die tiefer Eingeweihten, und die Refiks = Gesellen, die auf niederer Stufe standen. Sie bearbeiteten das Volk, das Proletariat, die Beduinen, die dekadenten Reichen und Gebildeten.

Mit den Karmathen gerieten die Fatimiden, weil sie die in Syrien erhobenen Abgaben, die früher zu den Karmathen gingen, an sich zogen, in langjährigen Krieg, bis schließlich die Fatimiden sich zu einer jährlichen Geldzahlung an die Karmathen verstanden (977 n. Chr.). Schließlich brach das Karmathenreich, das längst ganz weltlich geworden war, infolge innerer Fäulnis unter den Hieben der zu Bagdad übergegangenen Beduinen zusammen — um 1050 n. Chr. Diese Pestbeule war damit beseitigt, allein bald sollte ein neuer, noch weit furchtbarerer Bund in dem Assassinenorden entstehen. Doch bevor wir zu diesem übergehen, sei nochmals an folgendes erinnert.

Das Entstehen der ismaelitischen, kommunistisch-proletarischen Geheimorden fällt in die Zeit, in der die arabische Herrenschicht in sartoidem Verfall begriffen war. Dieser sartoide Verfall ermöglichte es den unterdrückten Sarten einen solchen Einfluß zu gewinnen. Denn nicht nur die proletarischen Landsknechtnaturen und die mystischen, psychopathischen Schwärmer standen ihnen zur Verfügung, sondern sie konnten auch — sei es mit Hilfe von Bestechung, sei es durch Terror, sei es infolge der geistigen Dekadenz der Reichen und Gebildeten, die leicht zu Mystizismus führt — erhebliche Teile jener Kreise gewinnen. Obendrein lag es in der Natur der Sache, daß sartische ehrgeizige, herrschsüchtige Minister und Geldleute, die zielbewußt das Herrscherhaus ruinieren wollten, aus Eigennutz zielbewußt mit dem Geheimorden zusammenarbeiteten. Wer dieses Zusammenarbeiten sartischer Minister mit dem Feinde für unwahrscheinlich hält, der denke an den Minister Alkami, der bei dem Herannahen der Mongolen seinen Herrn, den Chalifen von Bagdad, zielbewußt falsch beriet, z. B. veranlaßte, daß er aus Sparsamkeitsrücksichten das Heer verkleinerte u. a. m., und obendrein zielbewußt den Chalifen demoralisierte.

So ist denn die Ausbreitung der Geheimorden und ihre Machtfülle zu erklären.

c) Der Assassinen-Orden

Als der furchtbarste aller Geheimorden, der der Assassinen, entstand, war — man darf wohl sagen glücklicherweise — im Iran eine grundlegende

politische Umwandlung eingetreten. Die Seldschuken, als Nomaden Primäre Fundamentalcharaktere, hatten dort ein Reich gegründet, das unter dem starken Sultan Sandschar blühte. Ohne diesen Wall hätte der Assassinenorden wohl noch weit mehr Reiche zerstört. Schlimm genug hat er auch so schon gewirkt!

Eine richtige Einstellung zu dem Orden kann man nur gewinnen, wenn man ihn als das Symptom einer kranken Verfallszeit ansieht. Geradeso wie Furunkulose oder Gangrän das Symptom von Zuckerkrankheit sein kann, sind solche Geheimbünde ein Symptom der Sartoidisierung, also eines moralisch-sittlichen Verfalls, der gleichzeitig unter Entwicklung von Willensschwäche und Psychopathie bei den höheren Klassen einhergeht, während in den unteren eine Ansammlung von Gewaltmenschen — von Landsknechten, Gewaltverbrechern, psychopathischen Fanatikern — erfolgt. Nur so kann man verstehen, daß solch ein Orden entstehen und sich so lange halten konnte.

In Iran, das dank der Eroberung durch das frische Nomadenvolk der Seldschuken im Gesunden begriffen war, trat der Perser Hassan ben Sabah seine Laufbahn an. Er war ein hochgebildeter, in Philosophie, Mathematik, Naturwissenschaften erfahrener Mann. Zusammen mit dem sehr bedeutenden, jahrzehntelang das Seldschukenreich regierenden Großwesir Nisam el mulk hatte er bei dem berühmten Gelehrten Mowafek in Nischabur als Sunnit studiert, wurde später aber Bekenner der ismaelitischen Mysterien. Als sein Freund Nisam el mulk bei Sultan Melekschah Großwesir war, kam Hassan an dessen Hof, wurde auf das freundschaftlichste empfangen, versuchte aber sofort, seinen Freund herauszuintriguieren. Dabei stürzte er jedoch selbst, floh nach Isfahan zu Abulfasl, der später seine rechte Hand im Orden wurde, und dort scheint er den Plan zu seinem Orden gefaßt zu haben, nämlich vor allem sich treue, willenlose Kreaturen als Schergen zu schaffen.

Von Isfahan floh er nach Kairo (ca. 1078 n. Chr.), wurde dort von dem Fatimiden-Sultan Mostanssa glänzend empfangen, spielte in der Weisheitsschule eine große Rolle, mußte aber, von Nebenbuhlern gestürzt, fliehen. Er erreichte zu Schiffe Syrien und gelangte von dort nach Persien. Dort hat er nun zuerst seine Lehre ausgearbeitet, die ersten Anhänger gewonnen, Missionare entsandt. Im Jahre 1090 bemächtigte er sich der Festung Alamut, die in dem Gebirge westlich von Kaswin in Nordpersien liegt, mit nur 60 Mann. Trotzdem behauptete er sich nicht nur, sondern schuf sich — man darf wohl sagen — ein Reich, das der politisch-religiöse Orden beherrschte. Dieses Reich hatte folgenden inneren Bau.

Der Orden besaß von den Grenzen Chorassans bis zur syrischen Küste und nach Süden bis Isfahan und im Irak feste Schlösser als Stützpunkte. In jeder größeren Stadt gab es zu Hunderten und Tausenden fest zusammengeschlossene Ordensmitglieder, die einen Staat im Staate bildeten und oft genug die Burg der Stadt besetzt hielten. Sie rekrutierten sich aus den Gewaltmenschen — Landsknecht-, Verbrecher- und Derwischnaturen — so-

wie aus Psychopathen der gebildeten Kreise, während reiche Leute wenigstens ihre „Versicherungsprämien" in Gold an den Orden zahlten. Einsam in seinem Bergschloß saß der Großmeister Hassan ben Sabah 35 Jahre lang, ohne das Schloß, ja man sagt, ohne seine beiden Gemächer verlassen zu haben. Von hier aus leitete er Dolch und Gift der von ihm entsandten Meuchelmörder. Als erste fielen der Großwesir Nisam el mulk und der Sultan Melekschah. Nun begann ein fürchterliches Morden unter den Sultanen, Emiren, hohen Würdenträgern und solchen Gelehrten und Geistlichen, die gegen den Orden wetterten. Andererseits wurden aber auch die Ordensleute hingeschlachtet — manchmal zu Tausenden —, sobald man ihrer habhaft wurde. Dabei hüllte ein dichter Schleier das Geheimnis des Ordens ein. Man sah wohl die Häupter fallen, man wußte, daß sie Opfer eines Ordens waren, aber man wußte nichts über dessen Lehre, niemand kannte die Zusammenhänge. Es war eben ein absoluter Geheimorden!

Wie hat nun Hassan ben Sabah eine solche Macht erringen können? Welches waren Lehre und Ziel des Geheimordens?

Hassan war mit den kommunistisch-atheistischen Lehren der Ismaeliten genau bekannt. Er selbst war als ihr Dai aufgetreten, allein er hatte keine Lust, für andere Throne zu erobern, er selbst wollte den Thron besteigen. Herrschsucht, Haß, Verlangen nach Reichtum beherrschten sein Sartenherz. Er hatte eingesehen, daß ohne eine reale militärische Macht, ohne eine Schutz- und Trutzwehr, ohne einen Angriffskrieg nichts zu erreichen sei. Von Abdallah ben Maimun übernahm er den Grundsatz der Geheimhaltung und auch eine ganze Anzahl von anderen Grundsätzen. Er erweiterte aber seine Machtmittel durch die Einrichtung der mit Dolch und Gift arbeitenden Fedawi, der Handlanger, die sich der Hauptsache nach aus fanatischen Derwischnaturen zusammensetzten. Da er sich auf religiöse Fanatiker stützen mußte, so war die unausbleibliche Folge die, daß seine Lehre für die breite Masse seiner Anhänger streng religiös war; für die eigentlichen Führer aber waren die atheistisch-nihilistischen Grundsätze reserviert.

Der Orden besaß zwei sich durchkreuzende Gliederungen, eine weltliche und eine geistliche. Am schnellsten unterrichtet vielleicht folgende Gegenüberstellung:

Weltliche Gliederung	Geistliche Gliederung
1. Der Großmeister-Schēch el Djebel (der Alte vom Berge).	1. Der Imâm = Inkarnation Gottes
2. Die Dai el Kebir — Großwesire, Großprioren.	2. Der Hudschet — der vom Imâm bestellte Beweis.
3. Die Dais — Thronwerber, Missionare.	3. Die Sumassa, die die Wissenschaft vom Imâm erhalten haben = Großpriore.
4. Die Refik = Gesellen, die z. T. eingeweiht waren.	4. Die Dais.
5. Die Fedawi = Handlanger, die Mördertruppe.	5. Die Mesuni, die zum Eid Zugelassenen.
6. Die Lassik = Laien.	6. Die Mukelleli, die Hündischen, die die zu Bekehrenden aufspüren.
7. Die Profanen.	7. Mumini, die Gläubigen, das Volk.

Die weltlichen Gruppen (4—7) wurden auf das strengste als Mohammedaner erzogen. Weintrinken z. B. wurde mit dem Tode bestraft. Die Dais waren bereits kommunistisch-atheistisch eingestellt, den Gipfel zynischer Verstellung und Gottlosigkeit erreichten aber erst die beiden obersten weltlichen Grade.

Schuster gibt von dem Gange des Unterrichts, den die Dais durchmachen mußten, folgende Darstellung:

„Die eigentliche Geheimlehre des Ordens war in einem besonderen Gesetzbuch niedergelegt, das, von Hassan selbst verfaßt, aus sieben Kapiteln bestand und lediglich für die Missionare und die nächst höheren Grade bestimmt war.

Das erste Kapitel enthielt die Grundzüge notwendiger Menschenkenntnis, welche den Missionaren bei ihren Bestrebungen, dem Orden geeignete Kandidaten zu gewinnen, unentbehrlich waren. Hierauf bezogen sich geheime Sprüche, deren wahrer Sinn nur den Mitgliedern desselben Grades bekannt war. Der Satz z. B.: „Säet nicht auf unfruchtbaren Boden, sprechet nicht in einem Hause, in welchem eine Lampe angezündet ist!" hieß soviel als: Verschwendet eure Worte nicht an Unfähige und waget euch nicht mit denselben vor Gesetzeskundige heraus; denn es ist gefährlich, Dummköpfe oder Männer von erprobten Kenntnissen und Grundsätzen anzuwerben; jene, weil sie die ihnen vorgetragenen Lehren gar nicht verstehen oder falsch auffassen, diese aber, weil sie den wahren Inhalt derselben leicht erkennen und ihren Verkündern gefährlich werden könnten.

Das zweite Kapitel gab Belehrungen über die Propaganda und Verhaltungsmaßregeln gegenüber den Suchenden, welche dadurch am besten dem Orden geneigt gemacht würden, daß man ihren Neigungen und Leidenschaften schmeichle.

Die dritte Vorschrift erstreckte sich auf die Unterweisung der gewonnenen Proselyten und bestand hauptsächlich in der dämonischen Aufgabe, durch tausenderlei Fragen, die positive Religionsgebote des Korans betrafen, den Glauben der Jünger zu erschüttern, ihren Sinn zu verwirren, ihr Herz mit nagendem Zweifel zu erfüllen.

Die vierte Regel umfaßte die Schwurformel und die Art ihrer Anwendung. In die Hand eines Dais leisteten die Novizen, welche der Ordensgemeinschaft würdig befunden wurden, den Eid treuesten Gehorsams und unverbrüchlichen Schweigens.

Die fünfte schrieb vor, die etwa von religiösen Skrupeln erfaßten Kandidaten zu belehren, daß die Lehrsätze und Meinungen des Ordens tatsächlich mit denjenigen der bekanntesten Theologen und Staatsmänner übereinstimmen. Man durfte hoffen, sie so, nachdem man ihr Gewissen beschwichtigt, in noch höherem Grade für die Interessen des Ordens zu begeistern.

Das sechste Kapitel beschränkte sich darauf, die bisher erlassenen Vorschriften und Weisungen kurz zu wiederholen und nochmals den Missionaren einzuschärfen, damit sie zu allen Zeiten und bei allen Gelegenheiten imstande wären, entsprechend zu verfahren.

Hierauf machte im siebenten Kapitel der allegorische Unterricht den Beschluß des Instruktionsbuches. Den erwählten Meistern wurde hier in dürren Worten klar gemacht, daß alle Glaubensartikel und Religionsvorschriften nichts als bloße Allegorien seien, deren Befolgung oder Nichtbefolgung vollkommen gleichgültig sei.

Das Geheimbuch atmet etwas von dem finsteren Geiste des Jesuitismus dessen Vorläufer Hassan und seine Hassassinen mit Recht genannt werden könnten. Wohl niemals ist eine Ordenslehre zur Erreichung eines verbreche-

rischen Zieles so folgerichtig durchdacht und so beharrlich angewendet worden wie in diesem religions-politischen Bunde. Und es ist geradezu ein meisterhafter Zug von Staatsraison, der einem Macchiavelli zur höchsten Ehre gereicht hätte, daß Hassan in souveräner Verachtung der Regungen des menschlichen Herzens und Sinnes die Lehre des Unglaubens und der Sittenlosigkeit nicht für die Regierten, sondern nur für die Regierenden bestimmte, daß er den bedingungslosen Gehorsam jener dem blinden Machtgebot dieser unterstellte, daß er jene durch die harten Opfer der Entsagung, diese durch vollkommene Befriedigung ihrer Leidenschaften erfolgreich für die Zwecke seiner Herrschsucht zu gewinnen wußte."

Äußerlich erschienen die Ordensleute alle als überfromme fanatische Mohammedaner. Alles taten sie nur für den Islam, für den Imam, den sie als den rechten anerkannten, also für den wahren Glauben.

Innerhalb der Gruppen 4—7 war diese Überzeugung wohl aufrichtig. Die Fedawi, diese eigentliche Schöpfung von Hassan ben Sabah, waren fanatische Psychopathen, richtige Fakire, die ohne jede Rücksicht auf ihr Leben die Morde ausführten und dazu unter Umständen monate- und jahrelang verkleidet in der Umgebung des Opfers lebten, bis sie Gelegenheit hatten, den Dolchstoß zu führen. Sie sehnten sich geradezu nach dem „Märtyrertod", starben gern für ihren Glauben bei Ausübung der gottgewollten Bestrafung, d. h. der Ermordung. Marco Polo erzählt — und arabische Schriftsteller tun dasselbe —, daß diese Fedawi durch Haschischrauchen zu Fanatikern gemacht und durch Gaukeleien mit Paradiesjungfrauen usw. begeistert worden seien. Nun, der echte psychopathische Fakir ist wohl auch ohne solche Scherze ein brauchbares Werkzeug in Hassans Hand gewesen. Von dem Hanfrauchen (= Haschisch) kommt der Name Haschischîm, aus dem der Name Assassinen und das französische assassin entstanden.

Von Hassans Charakter erhält man aber erst ein rechtes Bild, wenn man erfährt, daß er, während er den Orient durch Meuchelmorde erschütterte, gleichzeitig in seinem Schloß philosophischen und naturwissenschaftlichen Studien oblag, Sammlungen von Instrumenten, von arabischen und persischen, wissenschaftlichen und politischen Schriften anlegte und bedeutende Gelehrte um sich versammelte. Reale und geistige Schätze waren damals in Alamut im Überfluß angehäuft, von denen letztere später alle vernichtet wurden. Das Gesetz von der Harmonie der Gegensätze findet in Hassan ben Sabah eine glänzende Bestätigung.

So geheim blieb die Ordenslehre, so furchtbar wußte man den Eid des Gehorsams und der Verschwiegenheit zu gestalten, daß noch nach etwa sechzigjähriger Schreckensherrschaft dem Sultan Sandschar, der durch Gesandte Erkundigungen über die Lehre einzog, folgende Antwort gegeben werden konnte:

„Folgendes ist unsere Lehre: Wir glauben an die Einheit Gottes und erkennen als wahre Weisheit und gerade Ansicht nur das, was mit dem Worte Gottes und den Geboten des Propheten übereinstimmt, wir halten dieselbe wie sie in der heiligen Schrift, dem Koran, gegeben sind, und glauben an alles, was der Prophet gelehrt von der Schöpfung und den letzten Dingen, von Belohnungen und Strafen, vom jüngsten Gerichte und der Auferstehung. Dies

zu glauben ist notwendig, und keinem steht es zu, die Gebote Gottes selbst zu beurteilen oder nur einen Buchstaben daran zu ändern. Dies sind die Grundlehren unserer Sekte, und wenn sie der Sultan nicht genehmigt, so möge er einen seiner Gottesgelehrten schicken, um uns hierüber mit ihm in polemische Erörterung einzulassen."

Es ist überaus wichtig, sich klar zu werden darüber, daß es einem Geheimbund keineswegs unmöglich ist, jahrzehnte- und vielleicht selbst jahrhundertelang in der Öffentlichkeit als etwas ganz anderes zu erscheinen als er wirklich ist, d. h. daß das Vorhandensein einer Geheimlehre, eines Geheimordens, einer Staaten und Kulturen zerstörenden Macht verborgen bleibt!

Die Geschichte des Ordens sei hier nur kurz berührt. 35 Jahre nach der Besetzung Alamuts hat Hassan ben Sabah seine Schreckensherrschaft ausgeübt. Dieser zweifellos stark psychopathisch veranlagte, aber in seiner Art geniale Mann hat nicht einmal seine beiden Söhne geschont; er ließ sie wegen geringfügiger Vergehen gegen die Ordensvorschriften töten. Zum Nachfolger bestimmte er einen seiner Großpriore Keal Bazer Umeid, der 14 Jahre lang die gleiche Schreckensherrschaft fortsetzte. Dieser schuf eine erbliche Dynastie. Sein Enkel Hassan II. hat sich insofern ein großes Verdienst erworben, als er 1163 n. Chr. mit der zynischsten Offenheit den Schleier von der Geheimlehre zog und ganz öffentlich die nihilistischen Lehren aufdeckte. Allein die Schädigung, die der Orden dadurch erlitt, war so groß, daß sein Enkel Dschellalledin Hassan ganz offiziell zum Islam zurücktrat und seine Mutter und Gemahlin nach Mekka schickte (ca. 1214 n. Chr.). Dafür wurde er als weltlicher Fürst offiziell anerkannt.

Der „diabetische" Orient war nicht imstande, die Heilung von der assassinischen „Furunkulose" zu erzwingen. Heilung brachte erst der Mongoleneinfall. Unter Hulagu wurden die starken Schlösser des Ordens in Persien und im Irak im Jahre 1257 zerstört, in Syrien erlagen aber die Burgen erst im Jahre 1270 dem tatkräftigen Mamlukensultan Beibars. Es ist interessant zu sehen, daß es die Einwanderung gesunder Primärer Fundamentalcharaktere war, die die Heilung des Staats- und Volkskörpers von dem „Diabetes" brachte. Freilich hielt sich der Orden im geheimen noch weiter, trat sogar im Jahre 1394 (!) noch einmal mit Meuchelmordversuchen an die Öffentlichkeit; niemand anders als der große Timur sollte von einigen Fedawi ermordet werden. Darauf setzte eine vernichtende Verfolgung unter fast völligem Abschlachten der Geheimbündler ein. Aber ganz verschwand der Orden nicht. Die letzten Reste sind die Ismailier und Nosairier, die im Djebel Nussairiye, nördlich des Libanons, wohnen, und zwar als unbedeutende, arabisch sprechende Religionsvölker.

Zum Schluß noch eine Überlegung!

Man versuche einmal sich in die Eigenart der orientalischen Psyche hineinzudenken. So groß wie die Gegensätze zwischen Oase und Wüste, sind die Gegensätze in der Psyche des Orientalen. Nur aus dem Sartcharakter heraus ist die dem Assassinenorden zugrunde liegende Geisteseinstellung verständlich. Die Reaktion auf den Druck, den herrschende Völker ausüben,

erzeugt das unstillbare Verlangen nach Befriedigung der Herrschergelüste und den Haß gegen jeden, der diesem Verlangen sich entgegenstellt. Das alles bildet die Grundlage jener merkwürdigen, uns Europäern einfach unverständlichen, unfaßbaren Organisation des Assassinenordens. Besonders bezeichnend, weil echt sartisch, ist die gänzliche — aber auch gänzliche — Ausschaltung jedes Mitgefühls gegenüber der Menschheit außerhalb des eigenen Bundes und die jedem Gefühlsmenschen entsetzliche, unerbittliche Folgerichtigkeit, mit der auf der Grundlage genauester Kenntnis der menschlichen Psyche die eigenen Anhänger getäuscht und zu willenlosen Werkzeugen einer kleinen Gruppe von Menschen gemacht werden, die unter dem Deckmantel religiöser Ideale lediglich ihr glühendes Verlangen nach Herrschaft — nach Weltherrschaft! — zu befriedigen wünschen. Nur auf landschaftskundlicher Grundlage, nur auf der Grundlage der Kenntnis von dem Sartcharakter wird das Assassinenproblem verständlich — und der Orient!

3. Die Drusen

Die Drusenreligion ist angeblich ismaelitischen Ursprungs. Allein wenn sie auch von ismaelitischer Vorstellung beeinflußt ist, dürfte sie doch weit älter sein. Denn sie ist ein Kind der Gebirge mit freien, nicht zu Fellachen und Sarten gewordenen Gebirgsbewohner. Sie bietet uns den Schlüssel zum Verständnis des alten Judentums.

Die Drusen sind ein ausgesprochenes Religionsvolk. Aus verschiedenen Rassen und Völkern bestehend, die in dem Libanon und Hauran, sowie in Galiläa (Safed) eine Heimat fanden, hat eine besondere, auf die ismaelitischen Sekten zurückzuführende Religion sie zu einem Volk zusammengeschweißt. Alle Mitglieder des Drusenvolkes hängen eng untereinander zusammen, fühlen sich als Einheit, als ein auserwähltes Volk, das mit Gott einen Bund geschlossen hat, das sich unter keinen Umständen mit anderen Völkern vermischen will, und das überzeugt ist, ihm würde einmal ein Messias die Herrschaft über alle Völker der Erde bringen.

Die Drusen sprechen arabisch und sollen nach v. Oppenheim aus Südarabien in islamischer Zeit eingewandert sein. Luschan aber hält sie für seit alters dort ansässige Armenoide. Ihre Zahl schätzt man auf etwa 132000.

Die Drusen gehören zu den freien Gebirgsvölkern. Sie zahlten zwar bis vor kurzem den Türken Tribut, allein sie ließen keine türkischen Truppen in ihr Land und führten mit ihnen und untereinander Kriege. So sind sie denn ein prachtvolles Beispiel für Primäre Fundamentalcharaktere — tapfer, stolz, vornehm, voller Ehrgefühl, gastfrei. Aber alle diese staats- und kulturerhaltenden Kardinaltugenden sind in solchem Übermaß vorhanden, daß sie den Kulturfortschritt hemmen.

Die Religion übt auf ihr ganzes Leben, ihre Verwaltung und Charakterbildung den größten Einfluß aus. Auch sie ist von ismaelitischer Sektenbildung beeinflußt.

Unter dem Fatimidenherrscher Hakim von Ägypten lehrte der Perser Ed Darazi, ismaelitischen Ideen folgend, daß man Hakim als Inkarnation Got-

tes anbeten sollte; er wurde aber vertrieben oder ermordet. Jedoch trat bald darauf der Prophet Hamsa auf, der sich zwar in Ägypten auch nicht halten konnte, dessen Lehre aber in Syrien heimisch wurde, und zwar im Hauran und im Libanon. Es ist sicher kein Zufall, daß gerade die Gebirgsbewohner für seine Gedanken empfänglich waren. Für die ganze staatliche und soziale Organisation sowie für die Charakterbildung der Drusen ist ihre Religion maßgebend geworden. Hier soll weniger auf die etwas verworrenen Gedankengänge der Religion als vielmehr hauptsächlich auf diejenigen Gesichtspunkte eingegangen werden, die für das Verständnis des Judentums wichtig sind.

Wie bei allen ismaelitischen Sekten spielen Messiasidee und Inkarnationen Gottes eine wichtige Rolle. Wenn auch ein strenger Monotheismus theoretisch gepredigt wird, so steht doch nicht nur Iblîs, der Satan, als böses Prinzip Gott gegenüber, sondern es findet auch versteckt eine Auflösung in einem Polytheismus statt. Hamsa spielt etwa die Rolle von Christus, die Heiligen werden durch vier Wesire des Hamsa ersetzt. Obendrein gibt es Engel und Dämonen. Der Zauberglaube aber blüht in den breiten Volksschichten.

Die Seelenwanderung spielt in der Religion der Drusen eine sehr wichtige Rolle. Die Drusen sind das auserwählte Volk. Nur diejenigen, die an Hamsa als den Propheten Gottes geglaubt haben und von Anfang an seine Anhänger waren, werden einmal an der Weltherrschaft teilnehmen. Die Seelen dieser echten rechten Gläubigen wandern immer wieder in Kinder gläubiger Drusen ein, und da die Zahl der Seelen der echten Drusen beschränkt ist, hat es keinen Sinn, Proselyten zu machen. Sie wären ja doch Verdammte. Deshalb ist es auch den Drusen aufs strengste verboten, mit Nichtdrusen eine Ehe einzugehen. Der Glaube an die Seelenwanderung wird also dazu benutzt, zusammen mit obigen Heiratsverboten die Einheit und Reinheit des drusischen Religionsvolkes aufrechtzuerhalten.

Die drusische Religionslehre ist in bestimmten heiligen Büchern niedergelegt worden. Sie ist eine ausgesprochene Geheimlehre. Nur die Akkâl, die Wissenden, sind über sie unterrichtet. Die Djohâl oder Djumkâl, die Unwissenden, haben nur ganz unbestimmte Vorstellungen. Die Zahl der Akkâl ist nach Oppenheim winzig im Vergleich zum ganzen Volk. Von den Frauen gehören viele zu den Wissenden.

Zwar werden die Drusen nach alter Feudalorganisation von einem Gouverneur — Hakim — und Emiren oder Fürsten regiert, allein neben ihnen gibt es eine religiöse, über das Volk hin verbreitete Organisation, eben die der Akkâl. Diese besitzen Versammlungshäuser — Medjlis oder Chalera. In jeder Nacht vom Donnerstag zum Freitag findet dort ein Gottesdienst mit Vorlesungen aus den sechs heiligen Büchern und mit Singen von Liedern — Heldengesänge — statt. Ein einfaches Mahl schließt die Feier ab, an der, hinter einem Vorhang sitzend, auch die Frauen teilnehmen.

Jeder Ort hat ein Medjlis. Mehrere dieser Medjlis bilden ein Bezirksmedjlis. Die Beschlüsse der Bezirksmedjlis werden an die Ortsmedjlis weitergeleitet. Über den Bezirksmedjlis aber befindet sich in dem Hauptort des

Libanons die oberste Versammlung. In diese werden von den Bezirksmedjlis Vertreter, sog. „Ausgezeichnete", entsandt.

Die Organisation hat hauptsächlich einen politischen Hintergrund. In den Versammlungen wird über alles gesprochen — über die Richter, Beamten, Gouverneure u.a.m. — und Kriegslieder werden gesungen. Nachdem sich die Masse entfernt hat, setzen die „Ausgezeichneten" die Sitzung fort und fassen geheime Beschlüsse, z. B. über Bestrafung, Rache, Absetzung von Richtern, Beschlüsse über Aufstände, über Bündnisse, über Ermordung eines Feindes, über Straßenraub, Plünderung einer Ortschaft u.a.m. Kurz es sind hochpolitische Angelegenheiten, die dort zur Verhandlung kommen. Religion und Politik sind eben eins. Man hat fast den Eindruck, als läge ein Fehmgericht vor.

Die Drusen sind ein Religionsvolk. Die Religion ist das Mittel, das Volk als besondere Nation mit heißem Nationalgefühl, glühendem Patriotismus zusammenzuhalten. Demgemäß sind denn auch die Gesetze aufgestellt worden. Es sind heilige Gesetze, von Hamsa selbst gegeben. Das Religionsvolk der Drusen trägt die Charaktermerkmale eines religiösen Geheimordens. Das geht aus folgenden Tatsachen hervor, die in erster Linie Petermann ermittelt hat.

1. Die Lehren sind als heilige Lehren einfach hinzunehmen; jedes Nachdenken, jede Kritik, jeder Verbesserungsversuch ist strengstens verboten.

2. Die Lehren sind unter allen Umständen geheim zu halten. Niemand darf über sie sprechen. Nicht einmal die „Nichtwissenden" werden über sie unterrichtet und in aufsteigenden Stufen wird man immer tiefer eingeweiht.

3. An Geheimzeichen und Geheimsprüchen erkennen sich die „Wissenden" genau so wie die Freimaurer.

4. Um das Geheimnis zu wahren, ist jedes Mittel gerechtfertigt: Lüge, Betrug, Verrat, Meineid, Verleugnung der eigenen Religion. Deshalb ist es dem Drusen gestattet, unter Mohammedanern als Mohammedaner, unter Christen als Christ, unter Juden als Jude aufzutreten. Zur Rechtfertigung solcher Verstellung, solcher Mimikry, heißt es: „Warum verbarg er (Hamsa) seine Gottheit hinter dem Islam? Weil seine Macht noch nicht sicher auf Erden befestigt war und seiner treuen Diener nur wenige waren."

5. In der Lehre wird die Notwendigkeit der Geheimhaltung in folgender Weise begründet:

„Man muß einen kostbaren Edelstein vor den Augen der anderen verbergen."

„Die Lehre ist geheim, weil sie die Verheißungen enthält, die unser Herr Hakim uns zu unserem besonderen Glück gegeben hat, und weil sie die Geheimnisse der Weisheit enthält, die zum Heil der Seele und zum Leben der Geister führt."

Ohne Zweifel ist das drusische Religionsvolk ein religiös-politisch-nationaler Geheimorden, dem von den Drusen nur ein geringer Bruchteil des Volkes — die Wissenden — angehören, in dessen Lehren die große Masse des Volkes aber nicht eingeweiht ist!

Durch welche Mittel hält man nun dieses Volk als Nation auf religiöser Grundlage zusammen?

Die Gefahr, daß eine Auflösung eintritt, ist bei einem Geheimbund besonders groß. Die Nichteingeweihten müssen durch einen ganz besonderen

Leim an den Geheimbund und seine Akteure angeklebt werden. Um dieses zu erreichen, sind besondere Maßnahmen notwendig.

1. Die Lehre von der Auserwähltheit des Volkes. Die Drusen sind etwas ganz besonderes. Sie allein von den Völkern sind würdig befunden worden. Da heißt es: „Worin besteht denn nun der Glaube, den die Drusen bekamen?"

Darin, daß wir alle Völker der Erde als Ungläubige ansehen, weil wir würdig geworden sind, zu glauben alles, was sie verworfen haben, und zu verwerfen alles, was sie glauben.

Bei ihnen ist alles genau umgekehrt wie bei den anderen Völkern.

2. Durch die Lehre von der Seelenwanderung. Nur in Drusen fahren wieder die Seelen der toten Drusen.

3. Durch die Heiratsverbote. Sich mit Nichtdrusen zu verheiraten, ist Todsünde, wird mit dem Tode bestraft.

4. Durch die Lehre vom Glaubenswechsel. Auch wenn ein Druse vom Glauben abfällt, so bleibt er doch Druse; der Abfall ist nur scheinbar.

5. Durch das Verbot, Proselyten zu machen. Die nachträgliche Annahme des Drusenglaubens hilft nichts. Nur die Nachkommen derjenigen, die Hamsas Lehre sofort annahmen und festhielten, gehören zu dem auserwählten Volk. Die Seelen der Proselyten fahren doch wieder in Ungläubige. Also ist es zwecklos, Proselyten zu machen.

6. Durch die Durchführung einer strengen Sippenmoral. Genau so wie bei den primitiven Naturvölkern hat das Religionsvolk der Drusen eine doppelte Moral eingeführt. Innerhalb des Volkes wird rücksichtslos auf höfliche, liebevolle gegenseitige Behandlung gesehen. Lüge ist strengstens verpönt. Einer für alle und alle für einen — also fester Zusammenschluß zwecks gegenseitiger Unterstützung. Treue im ehelichen Leben und in der Freundschaft. Gastfreundschaft, Selbstlosigkeit bis zur Selbstaufopferung — das sind Drusentugenden, die selbst von den Feinden anerkannt werden. Auch Fremde, die zu ihnen flüchten, die nach der Zeremonie des „Salz- und Brotessens" ihre Freunde und Schützlinge geworden sind, werden so wie Landsleute behandelt.

Allen anderen Völkern gegenüber ist der Druse dagegen das Gegenteil. Da kommen seine Reserveeigenschaften zum Durchbruch, sein Haß, seine Herrschsucht, seine Selbstsucht, sein Geiz, seine Habsucht und alle die vielen anderen unerfreulichen Eigenschaften. Daß im Interesse der Geheimlehre, des Geheimbundes, Lüge, Meineid, Verrat einfach Pflicht sind, wurde bereits erwähnt.

Tatsächlich hat die Geheimlehre der Drusen den Erfolg gehabt, daß ihre Anhänger durch eine Fülle bürgerlicher Tugenden ausgezeichnet sind — aber nur im Verkehr untereinander —, daß sie stolz sind auf ihre sittlichen Qualitäten, dagegen mit Abscheu auf die anderen blicken.

7. Durch ein starkes Hinzuziehen der Frauen zu der Geheimlehre. Viele Frauen gehören zu den Wissenden und nehmen dann auch an der Wochenfeier in der Chalera teil. Nun nimmt die Frau bei den Drusen eine hervorragende Stellung ein. Sie steht dem Mann als gleichberechtigt

gegenüber und ist die Wirbelsäule des Haushaltes und der Kindererziehung. Demgemäß besitzt sie einen durchgreifenden Einfluß auf das ganze häusliche, gesellschaftliche, politische Leben. Geradeso wie es die katholische Kirche verstanden hat, durch die Frau den Mann und die Kinder zu beherrschen, hat die drusische Geistlichkeit, d. h. die „Wissenden", durch die Frau auch die Nichtwissenden in der Hand. Die Frauen gehören vermutlich nur den unteren Graden des Geheimbundes an, aber sie sind stark genug interessiert, um Männer und Kinder möglichst zu bestimmen, im Sinne der Geheimlehre zu wirken und selbst „Wissende" zu werden.

8. Durch die Aussicht auf die Weltherrschaft. Hakim — die Inkarnation Gottes — wird wiederkehren und mit ihm als seine rechte Hand Hamsa. Er wird mit einem Heer von 2,5 Mill. Reitern kommen, und zwar aus China. Wenn die Franken die Meeresküste Syriens erobern, dann wird er kommen, der Tag des jüngsten Gerichts, der Tag der Auferstehung![1] Hakim kommt auf einem weißen Esel reitend. Er wird alle Feinde vernichten, und seinem auserwählten Volk, den Drusen, die Herrschaft über die Welt bringen. Alle Völker werden unter dem Joch des auserwählten Volkes stöhnen, sie werden wie Ochsen und Esel für die Herren arbeiten müssen.

Nach dem jüngsten Gericht werden die Drusen als Herren über den geknechteten Völkern leben, werden ein glückseliges Leben führen. Jeder wird 120 Jahre alt und nach seinem seligen Tode in einem Kinde neu geboren werden.

Nun kommt aber noch eine Merkwürdigkeit. Die Nichtdrusen, die Verfluchten, werden am Tage des jüngsten Gerichts bestraft, aber in einer bestimmten Abstufung.

Verhältnismäßig am besten wird es gehen den „Völkern des innerlichen Gesetzes", d. h. den Völkern mit innerlich wahrhaft religiösem Empfinden — Christen, Schiiten, Nosairiern. Viel schlimmer schon wird es den „Völkern äußerlichen Gesetzes" ergehen, d. h. den Völkern mit praktischer Religion, gewissermaßen mit seelenlos-äußerlichem Kultus — Juden und Sunniten.

Am schwersten werden aber bestraft die — Nichtwissenden unter den Drusen!!

Es ist nicht bekannt, ob diese Lehre, die die eigenen Volksgenossen am ungünstigsten bedenkt, den Zweck hat, möglichst viele zu veranlassen, „Wissende" zu werden, oder ob die Geistlichkeit — das sind ja die Wissenden — sich ein Vorrecht reserviert, ein Vorrecht, das sie von den eigenen Religionsgenossen weiter als von den Ungläubigen entfernt. Es würde dem Charakter orientalischer Psyche und orientalischer Geheimbündelei durchaus entsprechen, daß sich eine kleine Gruppe innerhalb des „auserwählten Volkes" für die eigentlichen Auserwählten hält — die Drusen haben ja bereits innerhalb der „Wissenden" die Stufe der Ausgezeichneten —, während die

[1] Der Drusenaufstand nach der Besetzung Syriens durch die Franzosen wird so verständlich.

große Masse des Volkes lediglich als Werkzeug, in der Hand der eigentlichen Herrscherklasse betrachtet und gerade darüber in Unwissenheit gehalten wird, daß sie einmal noch schwerer als die Heiden bestraft werden sollen. Wenn es sich herausstellen sollte, daß man den Nichtwissenden solche Ausblicke verheimlicht, vielleicht sogar den „wissenden" Frauen diese Aussicht vorenthält, so wäre der Beweis für die Richtigkeit der letzteren Auffassung erbracht.

4. Zusammenfassung

Allen ismaelitischen Geheimreligionen der Chalifenzeit ist eigentümlich, daß sie wohl auf rein sartischer Grundlage in Städten und Oasenkulturen entstanden sind, aber nur in gebirgigen Rückzugs- und Festungsgebieten dauernd festen Fuß gefaßt haben. Wohl ist es den ismaelitischen Missionaren gelungen, auch die Beduinenstämme zu begeistern, und zwar unter Anreizung ihrer übelsten Leidenschaften, der Habsucht und der Raubgier, aber die Lehre ist nicht haften geblieben. Künstlich nur war das Feuer entfacht; zu seiner Unterhaltung fehlte es an Brennstoff.

Ganz anders bei den freien Gebirgsbewohnern. Immer bedrängt, immer mit übermächtigen Feinden um ihre Freiheit ringend, oft unterjocht oder doch tributpflichtig gemacht, sehen sie sich einem ewigen Kampf mit einer Übermacht gegenüber — ohne Rast, ohne Ruh. Dabei empfinden sie sehr wohl mit Stolz und Selbstbewußtsein ihre gewaltige Überlegenheit über ihre Feinde. Kein Wunder, daß schließlich Träume von Auserwähltheit des Volkes und von „Belohnung im Jenseits", oder von dem Kommen eines „nach Recht und Billigkeit arbeitenden Richters" = Messias und von „Weltherrschaft als Lohn für erlittene Leiden" sie für die rauhe Wirklichkeit blind machen.

Der schroffe Gegensatz zwischen dem Gefühl der eigenen Tüchtigkeit und Kraft einerseits und dem durch die Landschaft — von den Kulturländern der Fußstufe wird das Gebirgsland beherrscht — bedingten unabänderlichen Geschick, andererseits das Bewußtsein, dauernd unterdrückt, mindestens gehemmt zu sein, bedingt m. E. die landschaftsbedingte Entstehung der Vorstellung von der Auserwähltheit des kraftvoll und doch wie Simson gefesselten Volkes, und von der zukünftigen Weltherrschaft. Daß solche Vorstellungen als Geheimreligion sorgfältig versteckt wurden, ist verständlich. Später verschmolzen die ismaelitischen Lehren mit solchen uralten religiösen Ideen der Gebirgsvölker.

Ganz anders die Einstellung der Sarten und Fellachen, die wirklich unterjocht und geknechtet sind, zu den ismaelitischen Lehren! Der Geheimbund nahm bei ihnen einen anderen Charakter an. Schlau hat auch unter ihnen der sartische Religionsstifter Hassan ben Sabah seine Lehre in eine Geheimlehre zu verwandeln gewußt. Aber entsprechend der so überaus gründlichen und schnellen Umwandlung des Monotheismus in zynischen Atheismus und entsprechend dem unbesiegbaren Verlangen des Sarten zu herrschen, Rache zu üben, jede fremde Organisation zu zertrümmern, wird mit Hilfe einer Abstufung der Einweihung in die Geheimnisse von einer

kleinen Gruppe oder selbst von einem einzigen Großmeister eine Schreckensherrschaft ausgeübt, die nur dadurch möglich wird, daß den breiten Schichten der Anhänger in zynischer Verlogenheit genau das Gegenteil von dem gelehrt wird, was die kleine Gruppe der Regierenden denkt und wünscht. Am deutlichsten erscheint dieses System, dem man Genialität nicht absprechen kann, im Haschischim-Orden. Bei den Drusen ist alles primitiv und plump, bei den Sarten raffiniert und verbrecherisch.

So fürchterlich, so raffiniert, so verbrecherisch ist das System jenes Geheimordens, dabei so verborgen und verschleiert durch ein System von Vorhängen, d. h. Scheinlehren, daß wohl derjenige, der zur Zeit der Gründung des Ordens dessen geheime Organisation und Ziele enthüllt hätte, ausgelacht worden wäre. Die Wirklichkeit war aber entsetzlicher, als es sich die abenteuerlichste Phantasie ausmalen konnte. Alles das — und das ist das wissenschaftlich Interessante — konnte nur in Abhängigkeit von der Landschaft auf orientalischem Boden so entstehen. Die Lehre von der gesetzmäßigen Charakterentwicklung der Völker aber liefert den Schlüssel zu dem Verständnis der uns Europäern so ganz fremden, ja unmöglich erscheinenden Geistes- und Gedankenwelt des Orients.

Fünfter Teil
Palästina

I. Abschnitt
Die Landschaft im heutigen Palästina

Indem wir uns nun dem eigentlichen Problem, d. h. der Frage nach dem Judentum, seiner Entstehung und Entwicklung in der Abhängigkeit von der Landschaft zuwenden, werden wir zunächst einmal einen Überblick über das Land und seine kulturellen Lebensformen gewinnen müssen. Dabei wird man auch etwaige Gegensätze zwischen dem alten und dem heutigen Palästina berücksichtigen.

Unter Palästina wollen wir das gesamte Jordanland verstehen, also auch Transjordanien, und ferner dürfen wir nicht das Edomiter- und Moabiterland im Süden vergessen. Dieses so umrissene Gebiet kann man in großen Zügen in fünf Nordsüd streichende Streifen zerlegen. Diese sind das Küstenflachland nebst dem Lößflachland von Beerseba, die westjordanische Berglandzone, der Jordangraben, die ostjordanische Berglandzone, das Salzsteppen- und Wüstentafelland des Haurangebietes.

Beginnen wir mit diesem letzten Hochland!

1. Das Salzsteppen- und Wüstentafelland im Haurangebiet

Es ist ein 8—900 Meter hohes steiniges, bald mehr ebenes, bald hügeliges Tafelland mit eingeschnittenen Wadis, mit Trockenbetten und streckenweise entsetzlichen, schwarzen, glühend heißen Lavafeldern, den bekannten Harras. Ein solches trostloses Lavafeld, ein Rückzugsgebiet für Räuber und Verbrecher, ist die Ledja, die Tracheotis der Alten. Südlich dieser Harra aber erstreckte sich am Ende des Römerreiches die Getreidekammer des Nabatäerlandes, dessen Ruinenstädte und zum Teil unterirdische Behausungen noch heutzutage unser Staunen erregen. Bostra — das heutige Bosra — war der Hauptort, am Fuß des vulkanischen Tafelstockes des Haurans gelegen. Während dort und in den Haurantälern die Drusen noch als Viehzüchter und Ackerbauern siedeln, ist das ganze übrige Tafelland trostlose Wüste und Salzsteppe, arm an Wasser und Weide, mit Ausnahme des Frühjahrs, wenn die Trift grünt; sie ist die Heimat unruhiger Beduinenstämme, so z. B. der Beni Ssachr.

2. Das Ostjordanland

Nach Westen ansteigend und von Flußbetten immer stärker zerschnitten, entwickelt sich ein Bergland, das über 1000 Meter Meereshöhe erreicht und steil zum Jordangraben abstürzt. Von Westjordanien aus gesehen, erscheint es als ein recht einförmiger Wall, ähnlich dem des Schwarzwaldes und Wasgen-

waldes, von der oberrheinischen Tiefebene aus gesehen. Nur ist die Profillinie weniger gegliedert, mehr geradlinig. Nur im Djolan sind zahlreiche Berge — Vulkankegel — aufgesetzt und damit das Profil etwas unruhiger. Tiefe Schluchten zerschneiden das Tafelland. Es sind enge Canons mit Dauerflüssen, z. B. dem Jabok und Jarmuk. Die Bewässerung ist auffallend gut, an Quellen und Bächen ist kein Mangel, und auch Wälder und tiefgründiger Verwitterungsboden sind vorhanden. Auf Tafelflächen und in eingesenkten Becken dehnen sich Felder aus und dazwischen gibt es Wald, Steppen mit Hartlaubbüschen und Frühlingstrift. An größeren Quellen finden sich Oasen, und auch das Flußwasser wird durch Gräben in die Gärten geleitet. Feige, Maulbeerbaum, Granatapfelbaum, Rebe werden angebaut. Auf den Feldern aber werden Weizen, Gerste, Durrha, Bohnen usw. gezogen.

Der Taufall im Frühjahr und Sommer ist stark, im Winter aber fällt wiederholt Schnee, drei- bis sechsmal, und zwar nicht selten 1—2 Meter hoch. Bis zu 14 Tagen bleibt er liegen. Diese hohe Schneedecke ist die Ursache dafür, daß das Ostjordanland auffallend reich an Quellen und fließendem Wasser ist, daß es einst wohl mit hohem Nadelwald bestanden war und immer noch auf weite Strecken einen geschlossenen Verwitterungsboden besitzt.

3. Der Jordangraben

Der Jordangraben ist durch seine scharf ausgesprochene Oberflächenform ausgezeichnet; er ist tatsächlich ein Graben mit steilen Randgebirgen. Von diesen Grabenwänden senkt sich von beiden Seiten eine aus Lehmen (unten) und Schottern (oben) aufgebaute Abdachung herab, die mit einem stark zerschnittenen, aus Kalkmergeln bestehenden Rand gegen die eigentliche Schwemmlandsohle des Jordantales abfällt. Diese Sohle wird bei Hochwasser überschwemmt.

Während die Berghänge des Westjordanlandes eine zerschnittene trostlose Wüste und auch die Ränder des Ostjordanlandes arm an Pflanzen sind, stellt die Platte der Grabensohle eine Gebüsch- und Zwergstrauchsalzsteppe vor, auf deren Boden Salzausblühungen häufig sind. Im Frühjahr überzieht sich die Salzsteppe mit einer üppigen Trift. Das Überschwemmungsgebiet des Jordans ist mit Gestrüpp bestanden, dicht am Ufer aber zieht sich ein Streifen von Weiden, Pappeln und anderen Büschen und Bäumen hin.

So schlängelt sich denn der Jordan durch diese Salzsteppenlandschaft, zweimal zu Seen sich erweiternd. Im Meromsee +2 Meter hoch, fällt er im Genezarethsee (Abb. 96) auf — 208 Meter ab und mündet schließlich in das fast 400 Meter unter dem Meeresspiegel liegende Tote Meer.

Dieser in erster Linie als Weideland ausgenutzte Jordangraben enthält nun aber an manchen Stellen Quellen, so bei Jericho, Besan, Tiberias, Tabgha, und dort sind Oasen mit künstlicher Bewässerung entstanden. Im Altertum waren sie erheblich zahlreicher.

Das landschaftliche Bild wäre unvollkommen, ohne einen kurzen Hin-

weis auf das Klima. Infolge der geschützten Lage und der Depression unter dem Meeresspiegel zeigt der Jordangraben hinsichtlich der Temperatur geradezu tropische Verhältnisse. Die Winter sind, während das Gebirgsland unter einer Schneedecke liegt und eisige Winde oben blasen, warm, im Sommer sogar unerträglich heiß. Der Gegensatz zu dem Berglandklima ist überaus bemerkenswert.

4. Das Westjordanland

Das eigentliche Palästina — Westjordanland — unterscheidet sich in manchen wichtigen Punkten von dem Ostjordanland. Beide Gebiete be-



Abb. 96. Südende des Tiberiassees
Aus der Sammlung des Bayer. Kriegsarchivs

stehen aus Kalken der Kreideformation, aber hinsichtlich der Oberflächengestaltung ist im Westen die weit stärkere Entwicklung von mehr oder weniger geschlossenen Becken kennzeichnend, die man wohl allgemein für Karstpoljen hält — neben einigen tektonischen Senken. Allein die geologischen Aufnahmen dürften noch nicht genügen, die Frage nach der Entstehung dieser Becken einwandfrei zu beantworten.

Sodann sind die Bergformen ganz eigenartig. Obwohl aus flach gelagerten Kalksteinbänken zusammengesetzt, sind in beiden Gebirgsländern die Berge und Kämme auffallend gerundet. Während aber im Ostjordanland eine dicke Lehm- und Tonschicht als Verwitterungsboden alles überzieht, ist das Westjordanland zum größten Teil von Erde entblößt; die weißen Kalksteinfelsen treten zutage, entweder in der Form dicker Bänke oder heller Kalkkrusten, die meist eingekalkter alter Gehängeschutt sind und mit der Rundung der Berge und Rücken augenscheinlich in engem Zusammenhang stehen. Gleichzeitig mit dem Auftreten der Kalksteinbänke auf den Berghängen entwickeln sich Systeme von Kulturterrassen, die manchmal die ganzen Berghänge überziehen, und auf denen Getreide, Ölbäume u. a. m.

angebaut werden. Die natürlichen Kalksteinbankterrassen sind durch Mauern künstlich verbessert und ergänzt worden. Die Natur hat jedenfalls den Menschen auf den Terrassenbau geradezu hingewiesen. Vulkanische Gesteine, die im nördlichen Ostjordanland den Charakter der Landschaft bestimmen, treten im Westen nur am Tiberiassee auf, wo sie auch einen tiefgründigen rotbraunen Verwitterungston haben entstehen lassen. Auch die Bergformen sind dort andere, nämlich Tafelberge.

Das Klima gleicht dem des Ostjordanlandes hinsichtlich der Verteilung der Niederschläge — Herbst- und Frühlingsregen — und des Taufalls im Sommer. Auch nimmt die Regenmenge in beiden Gebieten von Norden nach Süden ab. Der große Unterschied zwischen ihnen wird aber durch den Schneefall bedingt. Regelmäßig und in erheblicher Menge erhält nur Nordgaliläa im Gebiet von Safed, wo über 1000 Meter Meereshöhe erreicht werden, Schnee, sonst fällt er nur alle zwei bis drei Jahre, bleibt nur kurze Zeit liegen und dient daher auch nicht in dem Maße wie im Ostjordanlande zur Speisung von Grundwasser, Quellen und Bächen. Daher die Armut an Quellen und das vollständige Fehlen von Dauerflüssen. Selbst den Kison kann man nicht gut zu ihnen rechnen.

Schließlich ist Westjordanland in weit höherem Grade als Ostjordanien von Bäumen und Büschen entblößt. Dürre Felsensteppe mit Zwergsträuchern und Hartlaubbüschen herrscht vor. Nur im Frühjahr überzieht sich das ganze Land mit einem bunten Teppich von Frühlingsblumen — eine farbenreiche Frühlingstrift von unbeschreiblicher Pracht, die die ganze Landschaft gleichsam in einen Freudenrausch zu versetzen scheint. Allein nach wenigen Wochen ist alle Pracht dahin, alles gelb, dürr, aber das Heu ist doch eine nahrhafte Weide für das Vieh. Ausnahmsweise nur kommt ein Buschwald vor, so in der Nähe der deutschen Dörfer Bethlehem und Waldheim in Galiläa. Während des letzten Krieges ist viel abgeholzt worden. Die Erfahrungen hier sowie in Emmaus in den Gärten des deutschen Hospizes haben aber gezeigt, daß einerseits bei künstlicher Bewässerung in den ersten Jahren nach der Pflanzung sich ein selbständiger Baumwuchs entwickelt, und daß andererseits in dem Boden, zwischen Felsen und Geröll, noch lebende Wurzeln sitzen, aus denen sich ein Aufschlag bildet. Schützt man die jungen Triebe gegen Viehfraß, so entstehen Gebüsch und Buschwald ohne weiteres Zutun des Menschen. Selbst jetzt noch würde sich also Palästina — mindestens zum großen Teil — wieder bewalden.

Hat man Gelegenheit, in einem der Steinbrüche — so z. B. bei Jerusalem, die in Cenoman-Turon-Kalkstein angelegt sind — einen Querschnitt zu beobachten, so erkennt man sofort, daß der oberflächlich aus anstehendem Fels und grobem Geröll bestehende Boden in Wirklichkeit aus einem tief gespaltenen, von Roterde durchsetzten Kalkstein besteht, in den die Baumwurzeln tief eindringen können. Die Wiederbewaldung ist in solchen Gegenden, wo der Kalkstein von Roterdegängen durchsetzt ist, leicht erklärlich. Wo die geschlossene Decke einer Kalkkruste über dem Kalk liegt — so besonders über weichem Senonkalk —, sind die natürlichen Bedingungen hierfür weniger günstig.

Wird auf der Oberfläche des in Roterde umgewandelten Kalksteins die Erde nach Entwaldung fortgewaschen, so bleiben die Kalkblöcke, die in der Roterde steckten, und die in sie hineinragenden Kalksteinleisten zurück. So entstehen die öden, mit Zwergsträuchern, niedrigen Hartlaubbüschen und verdorrter Frühlingstrift bestandenen Karrenhänge, die namentlich in Judäa zu finden sind.

Indem die kräftigen Westwinde über das Bergland von Westpalästina hinwegwehen und zunächst die Neigung haben, die wagerechte Richtung beizubehalten, also über den Jordangraben hinwegzuwehen, entsteht in letz-

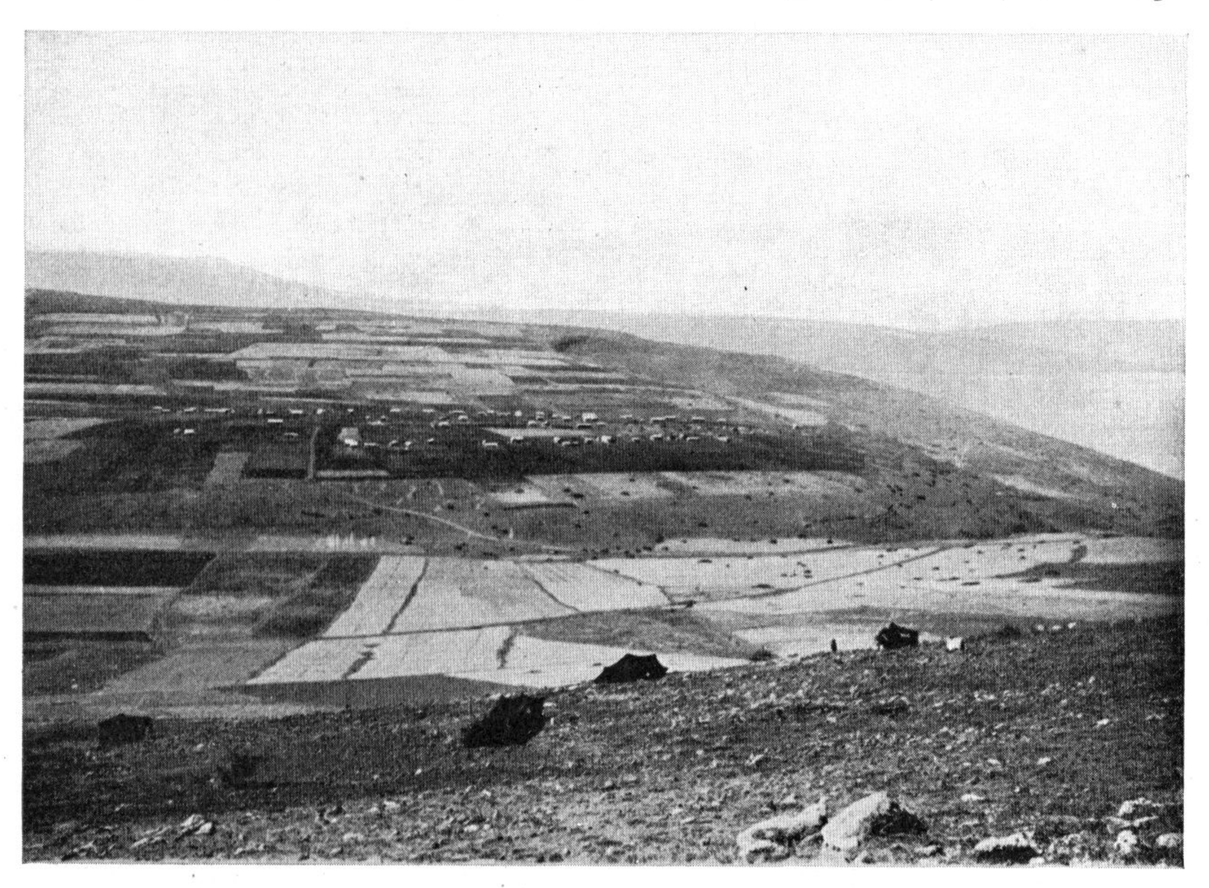


Abb. 97. Die Basalttafel westlich von Tiberias
Vorne Steppe mit Nomadenzelten, dahinter die Felder einer zionistischen, als Rundling angelegten Kolonie. Auf dem Rücken am Horizont links oben liegt Safed, rechts wird der Spiegel des Sees von Genezareth sichtbar.

terem ein Wirbel, der am Boden von Osten nach Wesen gerichtet ist, also am judäischen Hang hinaufsteigt. Infolgedessen ist dieser Hang überaus regenarm und bildet eine spärlich mit Zwergsträuchern überstreute Wüste. Diese ist in Judäa ganz besonders breit entwickelt, weil der Jordangraben dort besonders tief ist, der Wirbel sich also besonders gut ausbilden kann. Diese Wüste verschmälert sich nach Norden hin, so daß sie im Ephraimgebirge, also südwestlich von Besan, wohl nur schmal ist oder bereits ganz fehlt. Im Frühling genügen die Regen, um eine Frühlingstrift zu kurzem Leben zu erwecken. Bald ist sie verdorrt und bildet einen gelblich-bräunlichen Schorf, der der Wüste eine recht bezeichnende Färbung verleiht und der die Weidewege der Schafe in den bekannten sich kreuzenden Stufenlinien hervortreten läßt. Während der Zeit der Frühlingstrift ist diese westpalästinensische

Frühlingstriftwüste (= Wüste Juda) von zahlreichen Herden der Beduinen belebt.

Westpalästina zerfällt seit alters in drei Gebiete: Galiläa, Samaria und Judäa. Dazu kommt ein Flachlandbecken zwischen Galiläa und Samaria — die Ebene Jesreel, auch Kisonebene genannt. Vermittelst der breiten Djaludsenke geht sie in den Jordangraben über. Jede dieser drei, bereits während des Altertums unterschiedenen Landschaften hat ihre besonderen Eigenarten.

Galiläa ist durch die starke Entwicklung tiefer Einsenkungen ausgezeichnet, von denen die Battôfebene die größte und berühmteste ist. Es ist die alte Ebene von Sebulon. Diese Becken, von denen viele — vor allem

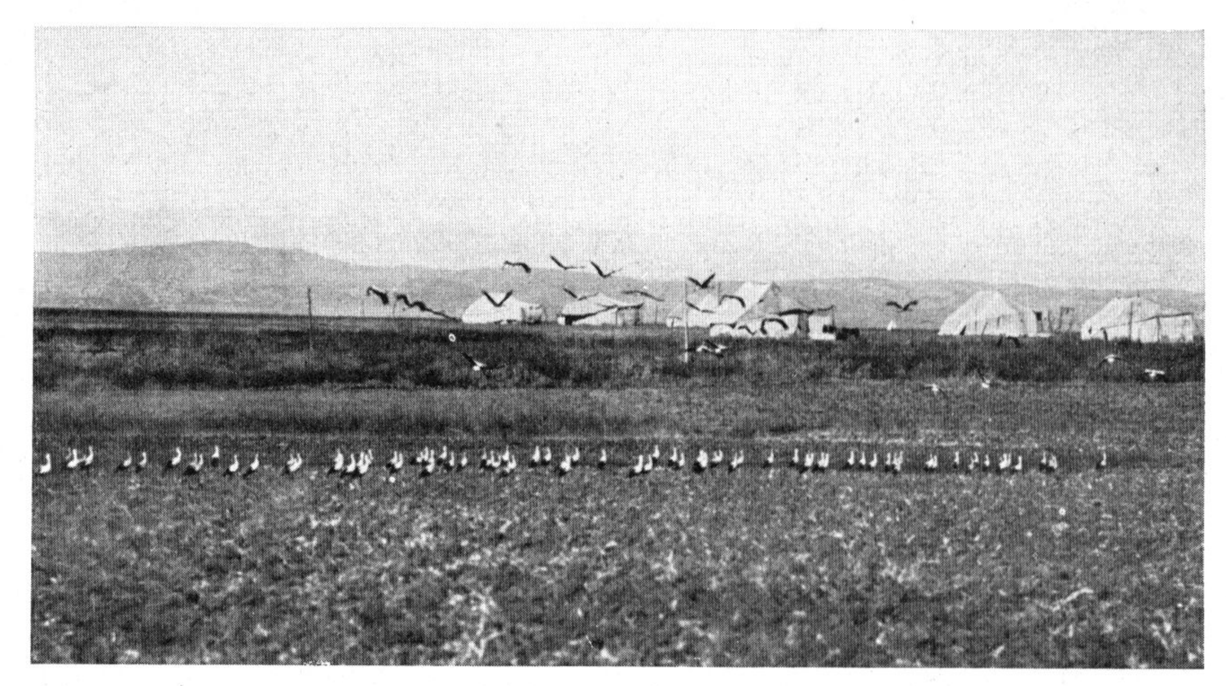


Abb. 98. Ebene Jesreel bei Afûle mit Störchen und deutschem Zeltlager
Aus der Sammlung des Bayer. Kriegsarchivs

die kleineren — für Karstpoljen gehalten werden, sind für den Menschen deswegen von so großer Wichtigkeit, weil in ihnen der von den Hängen herabgewachsene Verwitterungsboden liegt und daher dort ausgedehnte zusammenhängende Felder angelegt werden können. Auch ist ihr Boden, weil Regen und Schmelzwasser sich in ihnen ansammeln, besonders feucht und daher für Feldbau geeignet.

In Ostgaliläa spielt der rotbraune Basaltboden eine Rolle, der gleichfalls in ovalen Becken angehäuft ist (Abb. 97). Neben den Feldflächen der Beckenflachhänge ist der Terrassenbau der Steilhänge zu nennen, ferner im Anschluß an starke Quellen die Oasenkulturen mit künstlicher Bewässerung. Als Beispiel sei die Oase von Saffûrië genannt, ferner die von Tabgha und Tiberias. Nördlich von Safed gibt es sogar eine bewässerte Gehängeoase, d. h. die Kulturterrassen werden mit Hilfe von Gräben, die an dem Steilhang entlang gezogen sind, bewässert.

Die Ebene Jesreel (Abb. 98) ist ein Beckenflachland, das zwischen dem Bergland von Galiläa und dem von Samaria eingesenkt ist, und vermit-

telst der breiten Djaludsenke in den Jordangraben übergeht. Es ist ein welliges Flachland, das zu beiden Seiten des Kisonflusses wirklich eben ist, in den Randgebieten aber springen flache felsige Kalkschwellen und -buckel vor, auf denen Dörfer liegen. An den Bergrändern entspringen auch Quellen, von denen manche so stark sind, daß sie zur Bewässerung von Oasen benutzt werden. Infolgedessen liegen gerade am Rande des Flachlandes zahlreiche Dörfer und ferner die dunklen Schutthügel alter Städte — Tells —, die im Altertum die Kulturmittelpunkte waren. Abb. 99 zeigt uns den



Abb. 99. Der Tell von Megiddo von Süden gesehen
Vorn Ziegenherde und auf dem Abhang ein reifes Gerstenfeld

Tell der berühmten Stadt Megiddo — oben die dunkle Platte —, während der Abhang mit reifen Gerstenfeldern bedeckt ist. Die Ziegenherde wird zu der wenige Meter links vom Bildrand gelegenen Quelle getrieben. Heutzutage ist das Flachland zum Teil ein Kulturland mit Feldern, zum Teil eine Strauch- und Staudensteppe, in der die Herden der Nomaden und Dorfbewohner grasen.

Gegen Westen wird dieses Flachland durch einen etwa 100 Meter hohen Kalksteinhöhenzug, der das Bergland von Galiläa mit dem Karmel verbindet, abgeschlossen. Der Kisonbach durchbricht diesen Riegel in einer felsigen Schlucht.

Das Bergland von Samaria ähnelt dem von Galiläa hinsichtlich der Entwicklung von Becken mit fruchtbarer Roterde, während die Kulturterrassen zurücktreten. Flußbetten sind in größerer Zahl und zum Teil recht

tief eingeschnitten. An ihren Hängen gibt es viele Terrassen mit Getreide und Fruchtbäumen. Die Becken entwässern zuweilen nach verschiedenen Seiten, so daß in ihnen eine Beckenwasserscheide zwischen Meer und Jordan liegt.

Judäa ist durch folgende Eigenarten ausgezeichnet. Einmal ist die Frühlingstriftwiese — hier Wüste Juda genannt — ganz besonders breit entwickelt, sodann schneiden sich die Flußbetten mit steilen engen Felswänden ein, und drittens treten Becken mit breiten Flachhängen ganz auffallend zu-

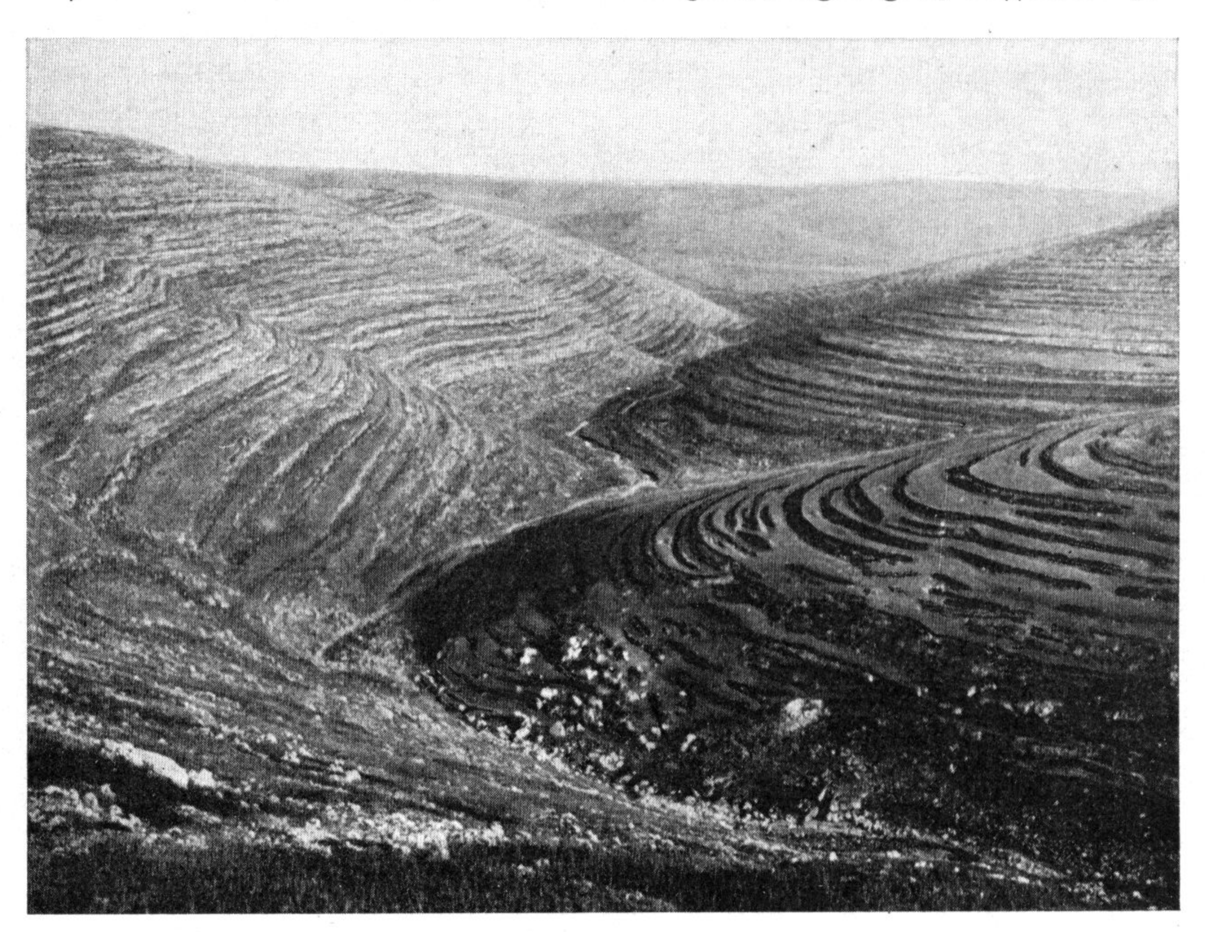


Abb. 100. Tal zwischen Karzet el Inab und Bêt Ikſa
Auf dem Weg von Jerusalem nach Emmaus

rück. Der daraus sich ergebende Mangel an anbaufähigem Land wird noch besonders deshalb fühlbar, weil die Flußbetten nur schmale Sohlen haben, bzw. überhaupt Kerbschluchten sind, deren weißes Geröllband auch gleichzeitig die Talsohle vorstellt. Schließlich nimmt der Niederschlag gerade in Judäa südwärts schnell ab. Südlich von Hebron — eigentlich schon halbwegs zwischen Bethlehem und Hebron beginnend — wird die kniehohe Zwergstrauchsteppe der herrschende Pflanzenverein, und obendrein leidet Judäa mehr als Samaria und Galiläa unter Dürren. Jeder Regenmangel, jedes Herabsinken unter das Mittel macht sich in Judäa ganz besonders fühlbar.

So ist denn Judäa, verglichen mit den beiden anderen Landschaften, ganz besonders ungünstig gestellt. Statt der breiten Felderebenen und -flach-

hänge zieht der Fellach auf den schmalen Terrassenleisten sein Getreide und geht, wenn er nur irgend kann, zum Anbau von Fruchtbäumen — Oliven, Feigen, Johannesbrotbaum, Reben — über. Der Boden ist nirgends so steinig, so steril wie in Judäa, und in der Not benutzt man selbst die trostlosen Karrenfelder, um in die Rinnen zwischen den Kalkleisten Getreide zu säen. Trostlos ist auch die Weide auf den Felshängen und -flächen, wenigstens in Nord- und Mitteljudäa, während die Zwergstrauchsteppen Südjudäas Schafen wohl gute Weide bieten.

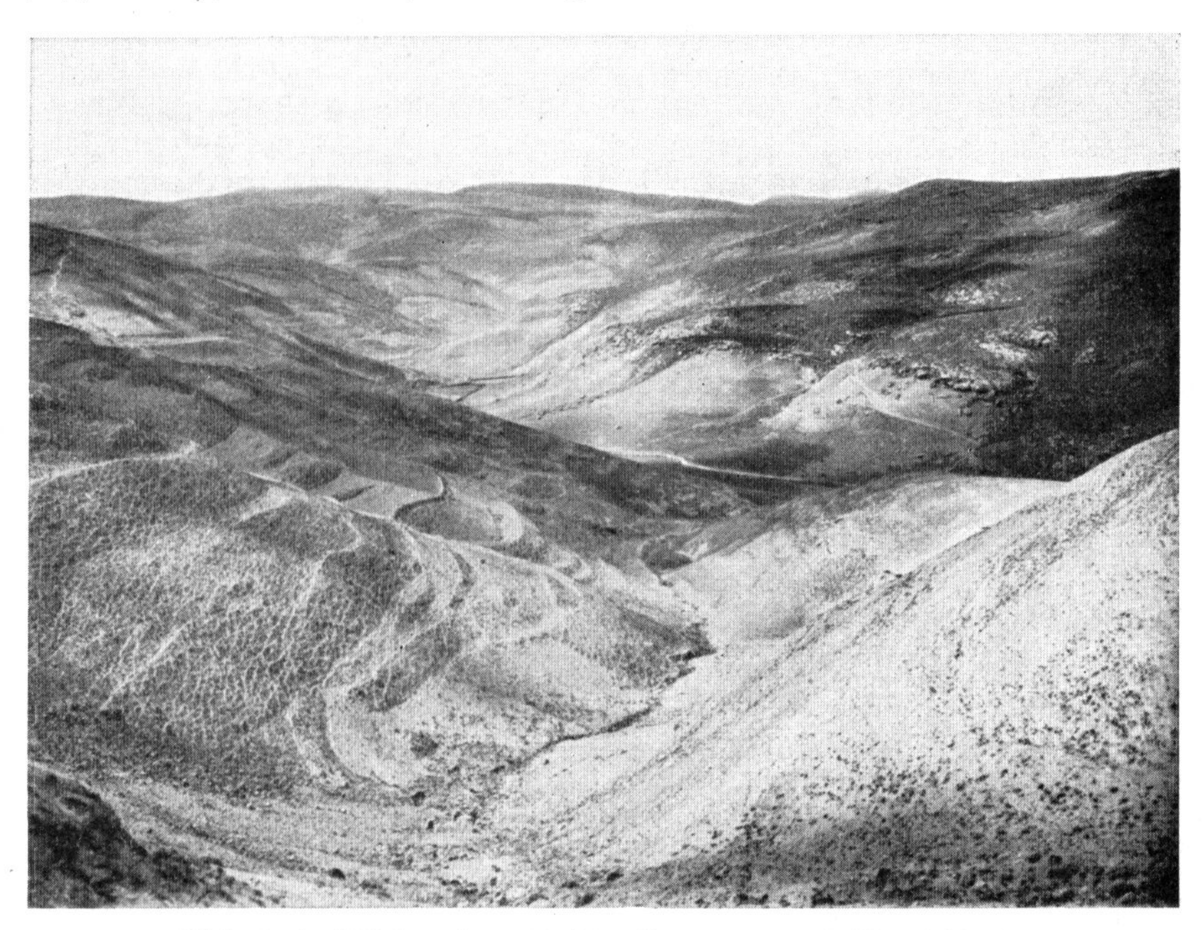


Abb. 101. Blick auf die Wüste Juda mit dem Wadi Nahr
Weg von Jerusalem nach Marsaba

Alles in allem ist Judäa gegenüber Samaria, Galiläa und dem Jesreelflachland höchst stiefmütterlich bedacht.

In Anbetracht der entscheidenden Bedeutung Judäas für das jüdische Problem möge eine kurze Schilderung die Natur des Landes zur Anschauung bringen.

Naht man sich von Nablus her der Stadt Jerusalem, so besitzt die Landschaft zunächst noch Ähnlichkeit mit Samaria, indem Täler mit fruchtbaren Talsohlen und Baumkultur-Terrassenhänge vorwalten — so z. B. in dem Tal von Djifna. Aber auch kleine Becken mit Getreidefeldern auf den Flachhängen, Terrassen und Dörfer auf den Steilhängen fehlen nicht. In der Nähe von Jerusalem aber sieht es ganz anders aus. Kerbtäler mit Terrassenhängen, auf deren schmalen Leisten Getreide gebaut wird und die eine

Vorstellung von der Beschwerlichkeit des Feldbaues geben (Abb. 100), sind noch ein Paradies, verglichen mit den völlig sterilen Felswüsten, die z. B. zwischen Jerusalem und Nebi Samwil auftreten. Selbst auf den Hochflächen ist der Anblick des Kulturlandes nicht selten seltsam. Karrenfelder sind Weizenfelder!! In den Rinnen zwischen den Kalkleisten wächst dürftiger Weizen. Es ging ein Säemann um zu säen — — —!

In Südjudäa bedeckt die Zwergstrauchsteppen, gemischt mit Hartlaubfelsentrift, den größten Teil des Landes, während in den schmalsohligen Tälern die Bänder der Felder liegen.

Von der Wüste Juda gibt Abb. 101 einen Begriff: Baumlos, arm sogar an Zwerggesträuch, nur mit dem Schorf der verdorrten Frühlingstrift bedeckt, in die die Schafherden der Beduinen die auch auf unseren Weiden bekannten Gänge eingetreten haben, aber mit gerundeten Formen der Bergrücken. Und doch, auf flachen Hängen, auf der Sohle der Täler versucht der Beduine noch zu pflügen und zu säen. Gegen den Jordangraben hin sind die Täler mit steilwandigen Schluchten eingeschnitten. Gerade dort, wo diese am wildesten sind, wo eine Quelle Wasser spendet, liegen einzelne Griechenklöster, deren Insassen ein beschauliches, frommes, aber nicht immer freiwilliges Leben führen.

Das Küstenflachland wird durch den Karmel in einen nördlichen und in einen südlichen Teil geteilt. Bei beiden liegt an der Küste zunächst ein Dünenstreif, unbewachsen und gegen das Kulturland binnenwärts wandernd. Dann folgt ein Flachland aus diluvialen, sandigen und lehmigen Meeresablagerungen, in dem der Grundwasserspiegel vielfach so hoch liegt, daß man das Wasser mit Schöpfrädern heben und zur Bewässerung der Felder benutzen kann. Nach Osten hin, also mit der Annäherung an das Bergland, erheben sich flache Kalksteinrücken, die zum Teil parallel zum Gebirgsrand verlaufen, so daß parallel zum Gebirge streichende Schwemmlandmulden entstehen. Zum Teil springen jene wie flache Rundhöcker in die Ebene vor. Diese Übergangsgebiete, in denen Ebenen mit fruchtbarem Boden und Felsrücken wechseln, werden von zahlreichen Trockenbetten durchzogen, deren Geröllbetten von Gebüschstreifen und steinigen, an Stauden und Büschen reichen Überschwemmungsflächen eingefaßt werden.

Der Süden des Küstenflachlandes, so besonders im Gebiet von Gasa-Beerseba, ist mit einem gelbbraunen Lehm bedeckt, der nach der Auffassung von Range Löß ist. Dieses Lößflachland ist in ganzer Ausdehnung mit Weizenfeldern bedeckt, deren Ernte indes höchst unsicher ist. Nur nach regenreichen Frühjahren kommt es zu einer guten Ernte. Dürren dagegen ruinieren restlos die Saat. Nach Norden hin nehmen Zwergstrauch- und Staudensteppen neben Feldern und bewässerten Gärten weite Räume ein. Die Baumkulturen beginnen auffallenderweise zuerst in dem Dünensand, wo er am Ostrande der Dünenkette eine dünne Decke über Lehm bildet. Dort ist der Sand in geringer Tiefe dauernd naß, und dort gedeihen Orangen und andere Fruchtbäume ohne künstliche Bewässerung.

Nach Norden hin werden die Baumkulturen immer zahlreicher und ausgedehnter. Ohne Zweifel ist das Küstenflachland an Fruchtbarkeit und Kul-

turfähigkeit dem Bergland weit überlegen, zumal an dem Rande des Bergzuges Quellen entspringen, die zu künstlicher Bewässerung benutzt werden können. Kein Wunder, daß gerade das Küstenflachland an Tells, d. h. Schutthügeln alter Städte, reich ist und daß hier im Altertum die Hauptkulturen zu finden waren.

Die Küste schließlich ist in hohem Grade verkehrsfeindlich, wenigstens für moderne Schiffe. Jaffa besitzt eine offene Reede, und nur Haifa hat eine einigermaßen geschützte Bucht hinter dem Karmelvorsprung. Für kleine Schiffe, die auf den Sand gezogen werden können, ist dagegen die Flachstrandküste überall leicht zugänglich. Also im frühen Altertum war die Küste zum Landen günstig.

Es wird nun auch noch notwendig sein, über das eigentliche Palästina hinaus das Land kennenzulernen, einmal das Verbindungsstück zwischen Palästina und Ägypten, sodann das alte Südland.

Die Sinaihalbinsel ist in ihrem ganzen südlichen Teil und bis nahe an das Mittelmeer hin eine überaus kulturfeindliche Wüste, ohne nennenswerte Pflanzendecke, arm an Weide, Quellen und Brunnen. Neben der ausdauernden Wadivegetation lassen die spärlichen Winterregen eine Trift entstehen, im Sommer aber entwickelt sich hoch oben im Gebirge als Folge gelegentlicher Niederschläge und des Winterschnees eine Weidetrift, so daß die Beduinen im Winter unten in den Tälern, im Sommer oben im Gebirge zelten. Dagegen ist der Küstenstreif am Mittelmeer eine ausgesprochene Zwergstrauchsalzsteppe. Der Boden besteht aus grauem Salzlehm, den Flugsande in mehr oder weniger dünner Decke bedecken. Die kahlen Salzlehmflächen, die wie flache Pfannen im hellen Sand liegen, sind meist kahl, nur selten enthalten sie einen Salzteich und eine Salzpflanzenflora. Die Sande aber sind mit zahllosen Zwergsträuchern übersät, die eine gute Weide für Schafe und Kamele abgeben, und im östlichsten Teil bildet sich auch eine Frühlingstrift. Dort werden auch auf den Salzlehmflächen bis nach der Palmenoase El Arisch hin Getreide, Durrha, Wassermelonen angebaut — auf gut Glück; meist genügt der Regen nicht zur Entwicklung des Getreides. Durrha und Melonen aber leben von Tau und Bodenfeuchtigkeit. Bedenklich sind nur die hellen Wanderdünen mit zackigen Kämmen und steilen Sturzhängen, die vorwärts wandernd Anpflanzungen, Wege, Eisenbahn überschütten.

Alles in allem ist der Küstenstrich zwischen Ägypten und Palästina eine Salzsteppe, die genügend Weide und Wasser enthält, um als Wanderstraße für Völker und Herden zu dienen.

5. Das Südland

Dieses Gebiet ist für unser Problem ganz besonders wichtig. Es ist ein felsiges Zwergstrauchsteppengebirgsland mit zahlreichen Tälern und Quellen. Wo das Gebirge hoch emporsteigt (1200—1500 Meter) und namentlich dort, wo Kalkstein über Sandstein liegt, wie in der Gegend von Petra, findet sich oben Wald, während in den Sandsteinen Quellen heraustreten. Das Land ist für Viehzucht — Schafe — geeignet, ferner für Oasenkul-

turen in der Umgebung starker Quellen, dagegen ungeeignet für Getreidebau, wenn man ihn auch wohl an günstigen Stellen versuchen mag.

Südlich dieses Zwergstrauchsteppengebirges, dessen Waldhöhenstufe meist längst verschwunden ist, folgt richtige Wüste, pflanzenarm, ohne jeden Feldbau, bewohnt von räuberischen Kamelbeduinen, die zu Wanderungen gezwungen sind, und denen nur die Frühlingstrift für kurze Zeit reichliche Weide bietet.

6. Der Samum

Zuletzt muß auf eine, wie wir sehen werden, überaus wichtige klimatische Erscheinung hingewiesen werden, nämlich auf den Samum. Er weht über das ganze Gebiet von Palästina hin, und zwar im Frühjahr und Herbst. Die Veranlassung zur Entstehung des heißen Windes, der in Ägypten aus Süden bis Südsüdosten, in Palästina aus Südosten bis Osten kommt, geben die über das Mittelmeer von Westen nach Osten wandernden Tiefdruckwirbel. Wenn diese über dem östlichsten Mittelmeer — südlich von Kleinasien — stehen, bilden sich die heißen Winde. Sie beginnen im Februar-März und enden im Mai-Juni; nach der Auffassung der Eingeborenen weht der Chamsin = Samum in einer Zeit von 50 Tagen (Chamsin = 50). Abgesehen von der Hitze und Trockenheit, die den Menschen sehr ungünstig beeinflussen, kann der heiße Glutwind — Scherkī = Ostwind der Araber — die Weide, die Felder ruinieren, die Baumfrüchte verderben, wenn er zur Unzeit kommt. Im richtigen Zeitpunkt eintreffend, kann er aber über Nacht das Getreide zur Reife bringen und die Frühlingstrift zu Heu verwandeln, das auf dem Halme steht, sich lange hält und ein ausgezeichnetes Futter darbietet. Tritt er nach starken Regen ein, so trocknet der Boden oberflächlich so schnell aus, daß eine pulverige Schicht entsteht, die die Verdunstung der Grundfeuchtigkeit verhindert, also sehr nützlich wirkt. Der Samum kann also schaden oder nützen, je nachdem. Mit ihm werden wir uns noch zu beschäftigen haben.

II. Abschnitt

Die kulturellen Lebensformen der Gegenwart

Die kulturellen Lebensformen Palästinas sind natürlich im wesentlichen dieselben wie in dem übrigen Orient, allein in mancher Hinsicht doch eigenartig und für unser Problem wichtig. Die augenblicklichen Zustände unter englischer Oberaufsicht sind für die Vergangenheit nicht maßgebend, wir müssen die der Türkenzeit zugrunde legen, also einer Zeit, in der die Orientalen unter sich allein waren.

1. Kamelbeduinen

Die räuberischen, herrschsüchtigen, leicht beweglichen Kamelbeduinen haben innerhalb des eigentlichen Palästinas nur einen einzigen Landstreifen,

den sie dauernd bewohnen und beherrschen, nämlich die Salzsteppentafeln des Haurans — diesen Gebirgsstock dort, wo die Drusendörfer liegen, ausgenommen. In diesen Salzsteppen wandern sie umher, müssen sich mit den Beduinen Arabiens herumschlagen, werden von diesen oft bedrängt, und wiederholt ist es im Laufe der Geschichte vorgekommen, daß einzelne Stämme endgültig nach Syrien-Palästina hineingedrängt wurden.

Diese ostpalästinensischen Beduinen stoßen an die „Sinaibeduinen“, wie sie hier kurz genannt sein mögen. Diese beherrschen die Sinaihalbinsel und das Wüstengebiet nördlich der Halbinsel und des Meerbusens von Akaba bis herauf zu den Salzsteppengebirgen von Edom und Nordmoab, also zu beiden Seiten der Ghorsenke. Die Sinaibeduinen leben in ähnlicher Weise wie die ostpalästinensischen mit den arabischen Beduinen in Fehde und geraten nicht selten in ähnliche Bedrängnis wie jene.

Die Rolle, die die in Palästina selbst befindlichen Kamelbeduinen spielen, hängt ganz davon ab, ob die Landesregierung Kraft genug besitzt, Ordnung zu halten oder nicht. Im ersten Fall ziehen die Kamelbeduinen wohl in die Kulturgebiete mit Städten und Fellachendörfern, während des Sommers vor allem, wo sie auf den Stoppelfeldern ihre Herden — Kamele, Kleinvieh, Pferde — weiden lassen, und zwar gegen Abgaben; auch treiben sie Handel, d. h. sie verkaufen ihre Viehzucht- und Sammelwaren der Salzsteppen, wie Traganth, Gummiarabicum, Pflanzenasche für Seifenbereitung, sowie Teppiche, die die Beduinenfrauen knüpfen und weben.

Im letzteren Fall aber, wenn die Regierung schwach ist, treten sie als Herren auf, erheben von den Fellachen „Chuwwe“, rauben selbst vor den Toren großer Städte Vieh, bemächtigen sich wohl auch einzelner Orte und ganzer Landstriche.

Es ist klar, daß solchen ungebetenen, ruhelosen Gästen innerhalb des Kulturlandes nicht Oasen und Kulturterrassenhänge, auch nicht Getreidefelder, wenn diese auch eine gute Stoppelweide darbieten, am begehrenswertesten sind, sondern Felsensteppen, Gebüschsteppen, Frühlingstrift. Die Entwicklung dieser Pflanzendecke werden sie begünstigen und die Bebauung fruchtbarer Ländereien und Terrassenhänge geradezu verhindern. Diesen freien Beduinen werden daher die westpalästinensischen Frühlingstriftwüsten, die Salzsteppenebenen des Jordangrabens, die Ebenen des Küstenflachlandes und die Jesreelebene am willkommensten sein, vorausgesetzt, daß sie Weidesteppe und nicht Kulturland sind.

Allein gleichzeitig werden starke, als Eroberer auftretende Beduinenstämme die Städte besetzen, die Verkehrswege beherrschen, die Städter und Bauern zu Abgaben zwingen, mit einem Wort, sie werden zum Teil seßhaft werden, genau so wie die arabischen Kamelbeduinen in Oasen und deren Festungen einen starken Stützpunkt besitzen. Daß Eroberer sich mit der Besiedlung der Ödländer und Gebirge begnügen, ist ausgeschlossen. Wir werden auf diesen Punkt später noch einmal zurückkommen.

So können denn die Kamelbeduinen im Wirtschafts- und Staatsleben Palästinas eine entscheidende Rolle spielen. Sie sind die treibende Kraft, vergleichbar der Brandung des Meeres, die von dem Deich des Kultur-

staates zurückgehalten wird, die aber eine Wattenwüste (= Felsensteppe) schafft, wenn der Deich bricht.

2. Die Schafbeduinen des Südlandes[1] (Abb. 80, 6)

Die Salzsteppen mit ihrem freien Leben, mit ihrem Umherstreifen und Räuberwesen sind die Vorzugsgebiete der Beduinen. An ihnen halten sie fest, solange sie können. Allein unerbittlich schlägt einmal die Stunde, wo sie, von stärkeren Feinden gedrängt, ein Rückzugsgebiet aufsuchen müssen, die Kulturgebiete mit Städten, Fellachen, Oasenbauern oder die Wald- und Steppengebirge, in denen sie wohl noch Viehzucht treiben können, aber doch eingeengt sind und wie in einer belagerten Festung sitzen.

Ein solches gebirgiges Rückzugsgebiet für verdrängte Beduinen bildet das Zwergstrauchsteppengebirgsland des alten Südlandes. Die tief eingeschnittenen Schluchten machen das Tafelland unzugänglich. Quellen in Tälern und Becken bieten Menschen und Herden Wasser, und selbst Oasenkulturen sind möglich. Die Zwergstrauchweide aber eignet sich hauptsächlich für Schaf- und Ziegenzucht, weniger für Rinder und Kamele.

So sitzen denn in diesen Rückzugsgebieten verdrängte Stämme, die von den Kamelbeduinen der Salzsteppen und Wüsten vertrieben sind, die von diesen dauernd bedrängt, aber doch nicht unterjocht werden. Denn die Natur des Landes bietet den Flüchtlingen genügenden Schutz, so daß sich diese energisch ihrer Haut wehren können, freilich in dauerndem aufreibendem Kampf. So kommt es denn dazu, daß Männer, die als Krieger sich ihrer Kraft bewußt sind und in siegreichem Kampf ihre Freiheit bewahren, trotzdem im Grunde genommen von dem Schicksal schlecht behandelt werden. Sie ernten nie den Lohn ihrer Tüchtigkeit und ihres inneren Wertes. Dieser Gegensatz zwischen dem Bewußtsein des eigenen Könnens und der Ungunst des Schicksals muß in diesen Menschen notwendigerweise Erbitterung hervorrufen und einen Haß gegen alle Glücklicheren erzeugen, und noch etwas anderes entsteht: religiöser Fanatismus und der Glaube an eine Belohnung der einzelnen im Jenseits und des ganzen Volkes in der Zukunft — das alte Lied!

Wir sind meines Wissens über die Bewohner unseres Gebietes nicht näher unterrichtet, wissen nicht, ob sie ähnlich den Drusen, Jesiden, Ismailiern, Nosairiern, Tachtadsch von der zukünftigen Weltherrschaft überzeugt sind, bestimmt existiert aber ein maßloser religiöser Fanatismus, eine ungewöhnliche Unduldsamkeit und ein leidenschaftlicher Haß gegen alles Fremde. Das hat Musil zur Genüge erfahren.

Das Südland ist, weil es in die Salzsteppen und Wüsten hineinragt, dem aus Süden und Südosten kommenden Chamsin = Samum besonders stark ausgesetzt. Es erhält diesen heißen, vom Sinai und dem Roten Meer herkommenden Wüstenwind sozusagen aus erster Hand, leidet unter ihm besonders schwer. Kommt er zur unrechten Zeit — zu früh —, so kann

[1] Im Altertum werden Schafe an erster Stelle genannt, heute ist die Ziege das Haupttier, also wird das Gebiet jetzt von Ziegenhirten bewohnt.

er die Entwicklung der Frühlingstrift schwer schädigen und ein großes Viehsterben infolge von Weidemangel bedingen. Demgemäß muß er auf die Gebirgshirten gerade dieser Gegend einen ganz besonderen Eindruck machen und ihre abergläubische Phantasie reizen. Doch davon später mehr.

Auf einen überaus wichtigen Punkt sei noch aufmerksam gemacht. In gebirgigen Rückzugsgebieten hausende Hirtenvölker besitzen im allgemeinen keine militärische Stoßkraft. Sie sind selbst bedrängt und nicht in der Lage, als Eroberer starker Länder aufzutreten. Besonders Schaf- und Ziegenhirten besitzen ohne schnelle Reittiere — Pferde und Kamele — nicht die Beweglichkeit, die erobernde Nomadenvölker besitzen müssen, wenn sie Kulturvölkern gegenüber Erfolg haben wollen. Trotz des Nomadenlebens sind sie Fußtruppen, also verhältnismäßig unbeweglich. Man wird also von vornherein nicht annehmen dürfen, daß im Südlande wohnende Völker in die Kulturgebiete Palästinas mit alles niederwerfender Gewalt eindringen können — es sei denn, daß eine in letzterem bestehende politische Schwäche ein Eindringen verhältnismäßig schwacher Stämme ermöglicht. Bei solch politischer Lage sind aber die leichtfüßigen Kamelbeduinen weit schneller zur Hand, und es ist viel wahrscheinlicher, daß sie es waren, die sich der leichten Beute bemächtigten, d. h. die verfallenden Kulturländer eroberten, nicht aber die Schafnomaden.

Dagegen wird aus abgeschlossenen Rückzugsgebieten, in denen wie in belagerten Festungen sehr leicht Übervölkerung eintritt, ein langsames Abströmen einzelner Individuen und ganzer Familien im Gange sein. Reisläufer, Arbeiter, Hausierer, wandernde Handwerker — Slowaken und Savoyarden!! — entströmen dauernd solch gebirgigem Rückzugsgebiet, und oft in nicht geringer Zahl. Demgemäß wird solch ein abgeschlossenes Land in Wirklichkeit mit nahen und selbst entfernten Kulturländern in weit näheren Beziehungen stehen, als man von vornherein denken sollte. Es können also z. B. Gedanken und Vorstellungen, die in solchen Rückzugsgebieten — gerade wegen der dauernd bedrängten, hoffnungslosen Lage der Bewohner — entstehen, von dort aus über weite Räume verbreitet werden. Solche gebirgige Rückzugsgebiete werden also leicht das Ausgangsgebiet neuer Religionen — Albigenser und Waldenser! Mögen diese Andeutungen zunächst genügen!

Wenn wir uns nun den eigentlichen Kulturgebieten Palästinas zuwenden, so wird man zweckmäßiger Weise erst die Ansässigen — Fellachen und Städter —, dann erst die Halbnomaden und die gezähmten Beduinen besprechen.

3. Die Fellachen

Wichtig für die Fellachen Palästinas ist einmal die Wohnweise. Zerstreute Gehöfte fehlen entweder ganz oder treten nur in der Nähe größerer Ortschaften auf; zerstreute Höfe sind aber nur in gut befriedeten Staaten möglich; sobald das Land unsicher ist, drängt sich alles in geschlossenen Ortschaften zusammen. Die Bauart der Dörfer ist so, daß man die engen Straßenzugänge leicht schützen kann und oft wird eine Stadtmauer ge-

baut. Lage auf dem Gipfel einer Kuppe, am Ende eines schmalen Bergrückens, auf steilem Hang ist bevorzugt. Bei Flachdachhäusern kann man obendrein das Dorf treppenförmig ansteigend bauen und damit die Verteidigung erleichtern. Die Mauern und Türme sind heutzutage verschwunden, aber die oben beschriebene Lage auf Kuppen usw. geblieben.

Solche Wohnart in geschlossenen Siedlungen begünstigt auf der einen Seite die Entwicklung eines starken Volkstums, auf der anderen Seite aber läßt der friedliche Wettbewerb sehr leicht sartische Eigenschaften unter Steigerung des Intellekts nebst Schlauheit, Gerissenheit, Gewissenlosigkeit unter Schwund der festen Wirbelsäule, des Charakters, entstehen. Wenn nun gar infolge der dauernden Bedrückung durch Beduinen oder durch Regierungsbeamte, Steuereinnehmer, Soldaten, Wucherer und Latifundienbesitzer oder gar durch alle zusammen der Bauer geschröpft und zur Verzweiflung gebracht wird, so ist die Ausbildung des Fellachencharakters die unausbleibliche Folge. Diese Entwicklung ist in der Tat eingetreten.

Die Fellachen Palästinas darf man hinsichtlich ihrer Beschäftigung und Lebensweise nicht als Einheit auffassen. Schematisierend, aber doch der Hauptsache nach die entscheidenden Unterschiede hinaushebend, darf man wohl folgende Einteilung vornehmen: Getreidebauern, Baumkulturbauern, Oasenbauern. Alle diese Formen treten für sich allein auf, aber keineswegs selten sind zwei oder gar drei Formen vereinigt, nur herrscht gewöhnlich eine vor.

Die Getreidebauern bestellen die Äcker flächenhaft, auf den Tafelflächen, auf den Flachhängen und Ebenen der Becken und Täler, auf den schmalen Leisten der Terrassenhänge, die sich steil erheben. Die Kulturen zerfallen in zwei im allgemeinen gut gesonderte Abteilungen, in die des winterlichen Regenfeldbaus und die des sommerlichen Taufeldbaus. Während des Winters werden Weizen und Gerste gesät und um den Mai herum geerntet. Dann folgt die Sommerfrucht, vor allem Durrha und Sesam, daneben Tomaten und Wassermelonen. Manche Futterkräuter, wie die Wickenart Kersenne, werden in Winter- und Sommerkultur gebaut. So gibt es denn während des ganzen Jahres Arbeit in Hülle und Fülle. Denn sobald die Sommerernte geborgen ist, beginnen die Herbstregen und damit das Umpflügen des Ackers bzw. der Brachfelder, die in großem Umfang vorhanden sind. Während des Winters und namentlich im Frühling muß man nach jedem Regen die Oberfläche der Felder durch Pflügen und Hacken auflockern; denn eine lockere pulverige trockene Oberflächenschicht verhindert das kapillare Aufsteigen der Bodenfeuchtigkeit bis zur Oberfläche und damit die Verdunstung, der Boden in der Tiefe bleibt also feucht und die Wurzeln der Pflanzen trocknen nicht aus.

Die Arbeit ist überaus schwer, vor allem auf den Terrassenhängen, und man würde dem Fellachen schweres Unrecht antun, wenn man ihn für faul halten würde. Tagtäglich muß er auf den Steilhängen herumklettern, oft Lasten tragend, bei so ungünstigem Klima mit seinen glühend heißen Tagen und recht kühlen Nächten im Sommer, sowie dem starken Taufall, mit seinen oft empfindlich kalten Wintertagen, die Frost und Schnee bringen — und das alles in ungeheizten Steinhäusern mit Steinboden! Hier

greift die Auslese der körperlich Geeigneten rücksichtslos durch; alle Schwachen sterben fort.

Die verschiedenen Regionen Palästinas sind nicht gleichmäßig für Getreidebau geeignet. So sind die Salzsteppen des Haurans und die Lößflachländer des Südens ausschließlich für Weizen und Gerste als Winterfrucht, für Durrha und Wassermelonen — zum Teil wenigstens — als Sommerfrucht geeignet, und wegen Dürren sind Mißernten häufig. Flächenhafter Getreidebau kann und wird auf den Ebenen und Flachhängen des Ostjordanlandes betrieben, aber dort sind auch Baumkulturen möglich. Dagegen beginnt bereits im südlichen Samaria ein grundlegender Wandel sich zu vollziehen. Die Flachhänge und Beckenflächen treten zurück, die Steilhänge der Kerbtäler und schmalen Sohlentäler gestatten nur Terrassenbau. So sind denn für Süd-Samaria, Nord- und Mittel-Judäa die schmalen langen Felderleisten charakteristisch, auf denen nicht selten gleichzeitig Ölbäume gepflanzt sind. Da nun aber diese Terrassen zur Ernährung der Dörfer nicht ausreichen, so sät der Fellach selbst auf den steinigen Karrenhängen und -ebenen sein Korn, und dann entstehen Felder, die einen trostlosen Anblick gewähren. Man darf annehmen, daß in Zeiten von staatlicher Mißwirtschaft, von Kriegen und sonstigen Nöten in den eigentlichen Getreidegebieten die Lebensform der früher beschriebenen Wanderbauern ausgebildet gewesen ist.

Die Baumkulturbauern leben unter ganz anderen Bedingungen. Sie sind fester an die Scholle gebunden und namentlich gewinnen sie in Oliven, Trauben, Mandeln, Feigen — diese sind am wichtigsten —, Produkte, die wohl ausgezeichnete Handelsgüter sind und Wohlhabenheit bringen, von denen allein man aber nicht leben kann. Je mehr der Bauer auf Baumkulturen angewiesen ist, je weniger Getreide er erzeugt, um so mehr ist er hinsichtlich seiner Ernährung bedroht. Namentlich Kriege, aber auch alle anderen Ereignisse, die den Handel stören, können katastrophal wirken und die Bevölkerung in größte Not versetzen. Nun ist gerade Judäa ein ausgesprochenes Land der Baumkulturen auf den schmalen Leisten der Terrassenhänge, während in Samaria und Galiläa das Getreide als mindestens ebenbürtiger Konkurrent dasteht. Judäa wird also in weit höherem Maße als jene unter Kriegen und Handelsstörungen leiden.

Die Oasenbauern sind noch weit mehr bedroht als die Baumkulturbauern. Denn auch sie ziehen in erster Linie Fruchtbäume. Sie kann man aber nicht nur durch Anschlagen der Bäume, sondern auch durch Zerstörung der Bewässerungsanlagen schädigen. Bei ihnen genügt es sogar, die Bewässerung für einige Wochen zu verhindern, um jenen Zweck zu erreichen. Heutzutage sind die Oasen in dem Bergland spärlich und nicht von entscheidender Bedeutung; nur in dem Küstenflachland, wo die Orangenpflanzungen von der Bewässerung abhängen, sind sie ausschlaggebend.

4. Die Nomaden

Die Fellachen haben alle etwas Vieh, meist Schafe und Ziegen, daneben auch Rinder und selbst einige Kamele. Als Weide dienen die Brach- und

Stoppelfelder, sowie die Steppenberge. In Südjudäa und gegen das Edomiterland hin tritt die Viehzucht stellenweise vielleicht in den Vordergrund. Der Fellach hat neben der Weide auch Fütterung mit angebauten Futterkräutern, z. B. mit Kersenne und Luzerne.

Neben dieser verhältnismäßig seßhaften Bauernviehzucht gibt es eine nomadisierende Viehzucht und eine solche von Halbnomaden. Letztere betreiben etwas Regenfeldbau, haben wohl auch Baumkulturen, allein ihr wichtigster Besitz sind die Herden, mit denen sie ein Wanderleben führen. Dazu kommen reine Beduinen, die nur Herden haben. Wie bekannt, kommt es ganz auf die staatlichen Zustände an, ob der Nomade als Herr oder als geduldeter, bittender und zahlender Fremdling auftritt.

Sogar aus weiter Ferne, z. B. aus den armenisch-kleinasiatischen Gebirgen kommen die mit Schafen und Ziegen wandernden Familien der Turkmenen und Kurden, um Märkte aufzusuchen. Es ist klar, daß gerade diese Wanderhirten die Todfeinde der Wälder sind und die Beseitigung des Waldes anstreben, während der Bauer — wie das Beispiel von Waldheim-Bethlehem zeigt — recht gut eine Gemeindewaldweide gebrauchen kann. Der Wanderhirt will ein übersichtliches Gelände haben, Wald und Gebüsch sind ihm nicht lieb, und so ist denn an eine Wiederbewaldung nicht zu denken, solange die Wanderviehzucht besteht. In den Salzsteppen des Jordangrabens, in der westpalästinensischen Wüste, in den Zwergstrauchsteppen Südjudäas und Edoms ist die nomadisierende Viehzucht nicht zu entbehren, wenn man alle Gelegenheit ausnützen will, dagegen in großen Teilen der Jesreelebene und des Küstenflachlandes nicht nur entbehrlich, sondern sogar ein Hindernis für die Ausnutzung des Landes durch Landwirtschaft. Man darf wohl annehmen, daß die Steppenweide sich erst im Laufe der geschichtlichen Zeiten entwickelt hat, und daß im Anschluß an ihre Ausdehnung und an die Ausdehnung der Nomadenkultur die Kulturbedingungen des Landes sich wesentlich geändert haben. Doch davon später mehr.

5. Die Stadtbewohner

Palästinas Städter unterscheiden sich von den Städtern des übrigen Orients in der Gegenwart nicht wesentlich. Auch sie sind dem sartoidisierenden Einfluß der Stadt stark ausgesetzt, und neben Charakteren, die man unbedenklich als Sarten kennzeichnen kann, gibt es frisch eingewanderte Fellachen und Beduinen als Naturkinder, zum Teil mit Landsknechteigenschaften.

Schwierig ist die Wasserversorgung. Quellen und Brunnen genügen im allgemeinen wohl nur für Dörfer, und selbst diese kommen gewöhnlich nicht ohne Zisterne aus. Kleine Städte sind überwiegend auf Zisternen angewiesen, und waren die Regen ungenügend, so muß man sie im Beginn des Sommers sogar künstlich, d. h. durch Wassertragen, füllen. Wo die Maschinenkultur Eingang gefunden hat, werden die Zisternen von tiefer gelegenen Quellen aus durch Druckpumpen mit Röhrenleitung versorgt, oder auch eine gewöhnliche Röhrenwasserleitung angelegt. Der ursprüngliche Zustand aber war der zuerst geschilderte, d. h. man war auf den Regen angewiesen.

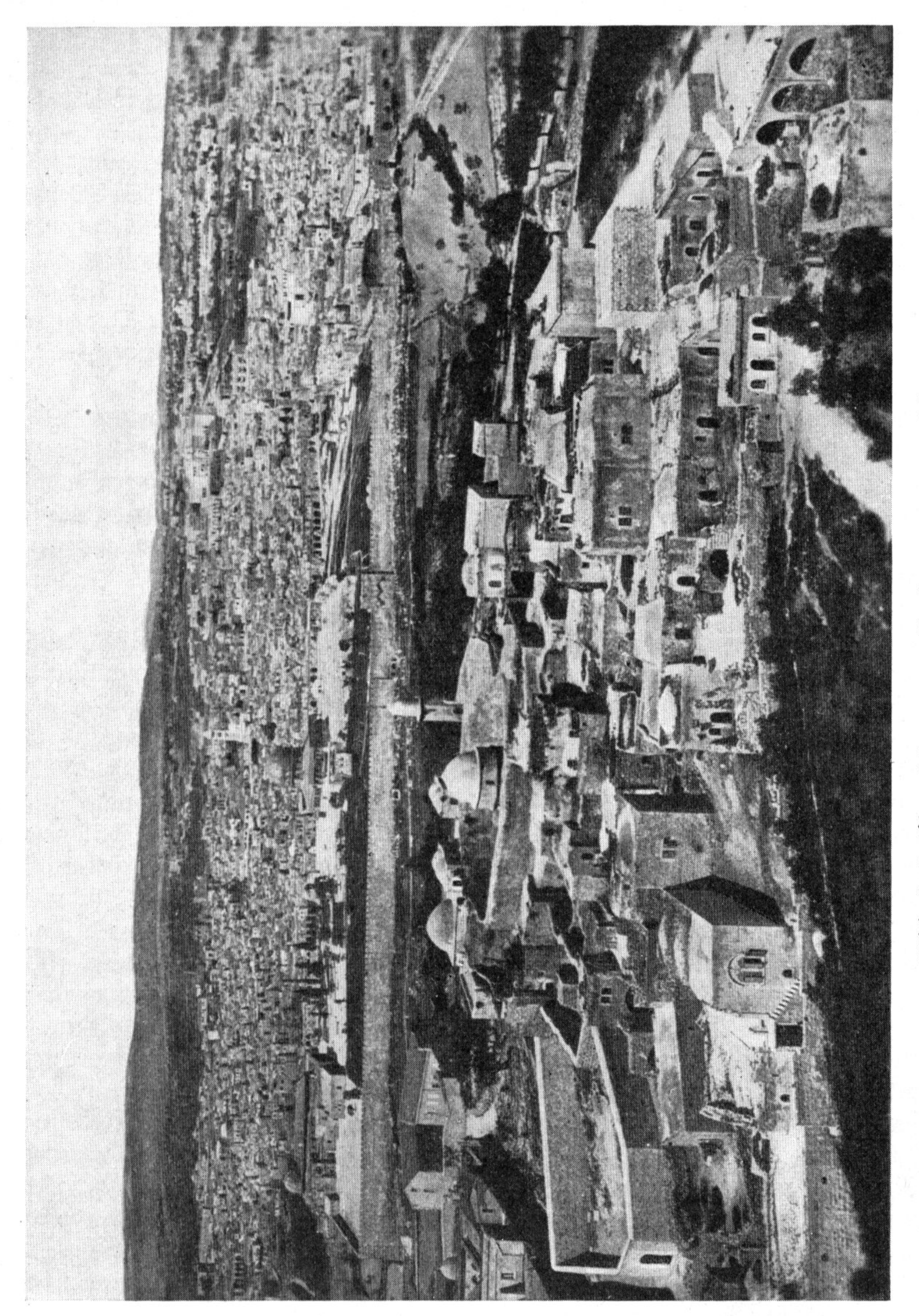


Abb. 102. Jerusalem von Getsemane aus gesehen
Der Platz mit der Omarmoschee und ihrer Kuppel tritt deutlich hervor; desgleichen die Umfassungsmauer. Zwischen der Ortschaft Getsemane (vorne) und der Stadtmauer liegt das Kidrontal

Palästina hat nur wenige wirkliche Städte, die auf Handel und Gewerbe in erster Linie eingestellt sind. Ostjordanland hat nur Dörfer, Westjordanland einige kleine Städte, die neben Landwirtschaft auch wesentlich von Handel und Gewerbe leben. Jaffa und Haifa sind Seehandelsstädte — das

moderne Tell Aviv kommt hier nicht in Frage. Es gibt aber nur eine einzige wirkliche Stadt, und das ist Jerusalem.

Jerusalem nimmt innerhalb Palästina eine ganz besondere Stellung ein. Es ist eine wirkliche Stadt, eine von der Landwirtschaft durchaus losgelöste Großstadt. Denn die kleinen Oasenbeete im Kidrontal, die zum Teil mit Hilfe des Kloakenwassers bewirtschaftet werden, spielen wirklich keine Rolle. Jerusalem liegt auf einer felsigen Tafelfläche, in die enge Täler mit spärlichen Dörfern und Kulturterrassenhängen eingeschnitten sind. Der einzige größere, in der Nähe gelegene Ort mit ausgedehnteren Gärten ist Bethlehem, und dieser Ort braucht sicherlich einen großen Teil der Produkte für sich selbst. Die Lebensmittel müssen also aus der Ferne herangeschafft werden.

Abb. 102 gibt einen Überblick über Jerusalem. Man blickt von dem Ölberghang nach Westen über die östliche Vorstadt und das Kidrontal auf das helle Häusermeer der Stadt. Der helle große Platz dicht an der Stadtmauer ist der Platz des alten Tempels, auf dem jetzt die berühmte Omarmoschee steht. Nach der andern Seite endet dieser Platz mit einer aus gewaltigen Quadern erbauten Mauer. Das ist die Klagemauer der Juden, an der namentlich an Festtagen Scharen schluchzender, betender, schreiender, die Steine mit ihren Nägeln kratzender Juden stehen oder still und verzweifelt kauern, dicht an die Steine gedrückt — kaum weniger fanatisch als jene. Zu dieser Klagemauer führen enge schmutzige Gassen des Judenviertels, wimmelnd von zudringlichen Bettlern und entsetzlich armen, zerlumpten Gestalten.

Jerusalem hat eine ausgezeichnete Militär-, Verwaltungs- und Handelslage, da es einmal auf dem Tafelrücken liegt, der eine ausgezeichnete Nordsüdverbindung zwischen Südjudäa und Samaria-Galiläa gestattet, und weil hier eine Ostweststraße durchführt, die den Hafen von Jaffa mit dem Jordangraben (Jericho) verbindet, von wo aus es weiterhin nach Damaskus und ins Ostjordanland geht. Von Jerusalem aus kann man also Westpalästina und die Jordansenke beherrschen. Aber als selbständig produzierende Stadt ist Jerusalem schlecht gestellt, denn es fehlt an Lebensmitteln und Rohstoffen, die unmittelbar in der Nähe gewonnen werden könnten.

Jerusalem ohne seine Heiligtümer, die alle drei monotheistischen Religionen umfassen, ohne die Wallfahrten, ohne die Zehntausende von Pilgern, die jährlich dorthin kommen, wäre undenkbar. So aber können die Geschäfte neben den für die Behörden notwendigen Waren von den Klöstern und sonstigen Einrichtungen leben, die Wallfahrten und Feste mit sich bringen.

Mehr wie jede andere Stadt leidet Jerusalem unter Hungersnot und Seuchen, sobald Kriegsunruhen den Handelsverkehr stören und die Zufuhr von Lebensmitteln verhindern. Schwer ist auch die Wasserversorgung. Fast jedes Haus hat seine Zisterne, dazu kommen öffentliche große Zisternen und einige Quellen außerhalb der Stadt. Aber während der Regen die Wasservorräte in natürlicher Weise ergänzt, müssen in Friedenszeiten Magazine mit Getreide, Öl und sonstigen Lebensmitteln angelegt werden — öffent-

liche staatliche Magazine. Allein diese ergänzen sich nicht von selbst, und so wüten dort Hunger und Seuchen regelmäßig in Kriegszeiten. Im Weltkrieg sind Tausende von Menschen — namentlich auch unter dem jüdischen Proletariat — verhungert.

Es taucht nun die Frage auf: Wie sah Palästina im Altertum aus? War nicht vielleicht manches anders?

III. Abschnitt

Palästina im Altertum

1. Die Landschaft

Eine Frage von grundlegender Wichtigkeit ist die nach der Beschaffenheit Palästinas in frühgeschichtlichen Zeiten. Die Umwandlung des diluvialen Eiszeitklimas in das Klima der Gegenwart verlief unter Schwankungen, die sich in die Alluvialzeit fortsetzten und wohl heute noch — in welchem Umfang ist unbekannt — im Gange sind. Diese Schwankungen lassen sich in Europa an dem Wandel der Floren in den Torfmooren erkennen. Es zeigt sich, daß es in Mitteleuropa Perioden gegeben hat, die wärmer und trockener als die Jetztzeit waren, in denen sich z. B. Steppen von Osten her bis Frankreich ausdehnten. In solcher Steppenzeit wanderten — wohl von Osten her — die Neolithiker ein. Das mag im 4. Jahrtausend v. Chr. gewesen sein. Man wird annehmen müssen, daß solche Schwankungen auch im Orient in Erscheinung getreten sind. Ein Steppenklima in Mittel- und Westeuropa müßte wohl unter Abnahme der Niederschläge im Orient Hand in Hand gegangen sein. Allein wir wissen darüber nichts; Nachrichten liegen nicht vor, und ob eine genaue geologische Durchforschung des Orients Aufschlüsse bringen würde, ist ungewiß. Jedenfalls darf man sagen, daß Wüsten und Salzsteppen, Wald- und Steppengebirge geradeso wie heute dagewesen sind, und daß jedenfalls von einer Verwandlung der Trockengebiete in Steppen mit reichlichen Regenzeitflüssen, Quellen usw. nicht die Rede sein kann. Daß eine Zunahme der Trockenheit eine Völkerwanderung zur Folge hat haben müssen, d. h. daß ein Herausdrängen der Nomaden aus den Salzsteppen in die Kulturländer stattfand, ist wahrscheinlich, allein bestimmte Angaben lassen sich nicht machen. Man kann z. B. das Andrängen der Hyksos gegen Ägypten, die sog. aramäische Völkerwanderung um 1600, die sog. libysche Völkerwanderung zur Zeit Ramses III. nicht mit Klimaschwankungen in Verbindung bringen. Möglich, aber nicht beweisbar.

Wie dem auch sei, man wird wohl unbedenklich annehmen dürfen, daß in der Diluvialzeit die Gebirge bewaldet, die heutigen Trockengebiete aber Steppen und Salzsteppen mit periodischen — vielleicht auch dauernden — Flüssen waren. Ist diese Annahme richtig, dann war Palästina, als die Kultur sich auszubreiten begann, ein mit Quellen und Bächen versehenes Buschwaldland, das nach Süden hin in lichte Baum- und Buschsteppen überging. Nun schützt sich der Wald gegen die Folgen eines Trockenwerdens

des Klimas selbst, weil er den Boden feucht erhält. Solch ein aus feuchteren Zeiten stammender Wald wird sich also noch lange halten, wenn das Klima bereits kein Waldklima mehr ist. Sobald er aber abgeholzt oder abgebrannt wird, tritt eine solche Austrocknung und Abschwemmung des Bodens ein, daß die natürlichen Bedingungen für Walderneuerung verloren gehen; Wald bildet sich nicht wieder, damit aber auch nicht Quellen und Dauerbäche.

Man wird annehmen dürfen, daß in Palästina ein solcher Umwandlungsvorgang im Laufe der geschichtlichen Zeit eingetreten ist. Allmählich entstanden die heutigen Felsensteppen. Ursprünglich stand wohl der Ackerbau ganz im Vordergrund, und die weit zahlreicheren Quellen und Bäche gestatteten Oasenkulturen in einem Umfang, der heutzutage undenkbar ist. Aber auch für die Viehzucht lagen die Bedingungen anders als heutzutage. Wie es einstmals gewesen sein dürfte, zeigt der Buschwald, der unter dem Einfluß der deutschen Bauern bei Waldheim-Bethlehem entstanden ist. Dieser sommergrüne bis immergrüne Buschwald ist das Weideland der deutschen Bauern, die Gemeindeweide. Die Frühlingstrift, die sich in getrocknetem Zustand noch lange in den Sommer hinein hält, bietet eine gute Weide, und später hungert sich das Vieh mit Laubfutter und Zweigen durch, bzw. es erhält als Zusatz auch noch Stallfutter.

Geradeso wird man im Altertum Waldweidewirtschaft in einem Umfang getrieben haben, wie sie heutzutage unmöglich wäre. Solche Waldweide ist ganz besonders für Rinder und Schafe geeignet, nicht aber für Kamele. Ziegen ruinieren schnell den Wald.

Allmählich entwickelte sich das heutige Landschaftsbild mit kahler Felsensteppe, mit den Kulturterrassenhängen, mit den Feldern der Becken und Flachhänge, mit den nur spärlichen Oasen. Man wird annehmen können, daß das Eindringen der islamischen Beduinen und ihrer Kamele die Entstehung der Felsensteppe sehr begünstigt hat. Aber auch Rinder und Kleinvieh sorgen dafür, daß die aufschießenden Gehölze niedrig gehalten bzw. unterdrückt werden. Namentlich die Ziegen verhindern die Entwicklung von Bäumen; der Tierfraß hält die Gehölze kurz, läßt nur niedriges Gebüsch entstehen — Macchien-Gestrüpp.

Mit völliger Sicherheit beweisen nicht nur die geschichtlichen Überlieferungen, sondern auch die Ruinen und Tells, aus dem Gestein herausgehauenen Zisternen, Öl- und Weinpressen die ehemals dichtere Besiedlung. Wenn man auch mit Hilfe von Zisternen einen Mangel an Quellen, Brunnen, Bächen bis zu einem gewissen Grade ausgleichen kann, so weisen manche Tatsachen doch darauf hin, daß die damalige Besiedlung andere Verhältnisse vorfand. So kommen Ruinen von Wohnhäusern und ganzen Siedlungsanlagen, Öl- und Weinpressen in reinen Felswüsten vor, in denen man heutzutage keine Ölbäume und Rebstöcke kultivieren könnte aus Mangel an einer Erdschicht. Der Verwitterungsboden, also auch eine natürliche Pflanzendecke, vielleicht Gehölze, müssen damals noch vorhanden gewesen sein. Dann haben aber auch Quellen und selbst Bäche eine dichtere Besiedlung ermöglichen können.

Eine feststehende Tatsache ist die starke Entwicklung von Städten im frühen Altertum. Sie spielen in der Geschichte eine Rolle und sind zum Teil durch Ausgrabungen freigelegt worden. Sie waren mit Mauern stark befestigt und liegen auf Hügeln, an deren Fuß sich zumeist eine Quelle findet. In manchen Fällen schließen sich an diese Quellen heute noch Oasen an, so bei Jericho, Besan, Megiddo — etwas östlich des Tells. Bei Sephoris — heute Saffuriё — ist der Abstand der Oase von dem Berghügel noch größer als bei Megiddo. Auch Jerusalem hat im Kidrontal eine kleine Oasenanlage.

Die Städte sind wohl alle nicht groß, aber stark befestigt gewesen. Es taucht bei ihrer Untersuchung die Frage auf, ob nicht alle frühgeschichtlichen Städte eine Oase als Grundlage der Entwicklung gehabt haben. Daß die Zahl der Quellen in dem damals noch mit Wald und Busch bedeckten Lande reichlicher als heute waren, ist wahrscheinlich. Kann man mit Hilfe einer Quelle ein bestimmtes Gebiet bewässern, so macht man sich von den so überaus gefährlichen Dürren frei. Eine Oase sichert aber nicht nur die Versorgung der Stadt mit Lebensmitteln und gegebenenfalls Handels- und Rohstoffen für das Gewerbe, sondern sie erzeugt auch auf einem bestimmten Flächenraum, z. B. pro Hektar, weit mehr als unbewässertes Land. Eine kleine Oase, die dicht an der Stadt gelegen ist, kann man besser schützen als ein ausgedehntes, unbewässertes Kulturland. Wenn man in der Oase in erster Linie Getreide und Ölfrüchte wie Weizen, Gerste, Sesam, Raps, ferner Futterkräuter anbaut, so ist sie nicht so leicht zerstörbar wie eine Baumoase; denn verwüstete Felder und kleinere Bewässerungsgräben sind bald wieder hergestellt. Die Vorteile der Oasenkultur sind also groß. Man wird kaum bezweifeln können, daß im frühen geschichtlichen Altertum diese Kulturform eine weit größere Rolle gespielt hat als heutzutage. Die jetzigen Oasen dürften klägliche Reste der früheren Pracht sein.

Die alten Stadtanlagen, die noch heute als Tells in Erscheinung treten, haben eine recht bezeichnende Lage. Sie finden sich nämlich ganz überwiegend in dem Küstenflachland, namentlich in dem Übergangsgebiet zum Gebirge, wo Kalksteinrücken und -buckel aufragen und Quellen heute noch an manchen Stellen Oasenkultur gestatten. Sodann waren die Ränder der Jesreelebene und die Ränder des Jordangrabens mit Städten besetzt, von denen sich einige — Jericho, Besan — bis heute mit Oasen gehalten haben.

Innerhalb des Berglandes gibt es ebenfalls alte Stadtanlagen, und auch bei ihnen sind zum Teil Oasen vorhanden, so bei Jerusalem, Sichem (jetzt Nablus, etwas westlicher als das alte Sichem gelegen), Dothan ohne Oase, aber mit Brunnen. Das Vorkommen von Gehängeoasen bei Safed läßt vermuten, daß solche im Altertum ebenfalls verbreitet waren. Ist solche Annahme richtig, dann könnten manche heutige Kulturterrassenhänge einst bewässert gewesen sein.

2. Die kulturellen Lebensformen

Als uralte kulturelle Lebensform darf man also wohl die der Oasenbauern und Oasenstädter annehmen. In den Oasenstädten kamen Han-

del und Gewerbe zur Entwicklung. Öl, Wein, Feigen, Balsam, wohl auch Wollstoffe wurden verhandelt und mit Tyrus, Babylonien, Ägypten stand man in regem Austausch. Auch Weizen und Getreide mögen ursprünglich zur Versorgung anderer Gebiete gedient haben.

Man wird annehmen dürfen, daß die kulturelle Lebensform der Fellachen, die auf dem Lande in Dörfern wohnten, eine bedeutsame Rolle gespielt hat. Die Dörfer mögen ursprünglich im Wald- und Buschbergland zerstreut gelegen haben, allmählich aber wird ein mehr zusammenhängendes Kulturland entstanden sein. Das Bedürfnis nach Weide könnte zunächst — ähnlich wie heutzutage bei Waldheim-Bethlehem — durch Waldweide befriedigt worden sein. Der Wald bot in Kriegszeiten obendrein weit besseren Schutz als die Felsensteppe, auch war ein in Macchien und Wald wohnendes Bauernvolk gegen die Nomaden weit geschützter.

Für die unruhigen Hirtenvölker waren von Anfang an ohne Zweifel die trockenen Salzsteppen das gegebene Feld — also der ganze Süden und Osten, außerhalb des eigentlichen Palästinas, und der Jordangraben. Nun wird man sich diese Salzsteppen wohl kaum in dem gegenwärtigen Zustand denken dürfen. Gewiß, die Wüste mit ihrer Frühlingstrift umgriff wie mit eisernen Klammern das ganze Palästina — in weitestem Sinne —, und dann muß ein Gürtel von Zwergstrauchsalzsteppen gefolgt sein. Dann aber kam — heute so gut wie ganz verschwunden — ein Gürtel, der mit Gestrüpp und Gebüsch bestanden war und in dem an günstigen Stellen die Gräser und Stauden sich breit machten. Schließlich folgten Macchien und Wälder. Der Mensch hat vermutlich mit Hilfe von Bränden die Gestrüppzone genau so wie den Wald vernichtet. Die Zwergstrauchsteppe breitete sich aus, die seinen Herden eine weit bessere Weide bot und obendrein weit gangbarer war. Umgekehrt sucht der Bauer — zahlreiche Beispiele gibt es hierfür in Afrika — das Gestrüpp als einen ihn schützenden Pflanzenverein zu erhalten. In dem dürren Sommer fressen die Brände aber schließlich alles weg, und ein gangbares, Weide darbietendes Zwergstrauch- und Felsensteppenland entsteht.

So wird man sich die Umwandlung des Jordangrabens in ein Zwergstrauch-, Gras- und Buschsteppenland, sowie die Umwandlung eines ursprünglichen Gestrüpp- und Zwergstrauchlandes in die westpalästinensische Frühlingstriftwüste (Wüste Juda) vorstellen müssen. Auch in Südpalästina — in dem Lößgebiet und auf Sandboden des Küstenflachlandes, vermutlich auch in der im Sommer ausdörrenden Jesreelebene — hat sich wahrscheinlich der Nomade frühzeitig festgesetzt. Man darf vielleicht vermuten, daß in frühgeschichtlichen Zeiten — in einer bestimmten Periode, vorübergehend — das Land folgendermaßen ausgesehen hat.

a) Wald- und Macchiengebirge, schwer zugänglich, außer im Bereich der dem ebenen Gelände folgenden Straßenzüge, mit Dörfern und Kulturland in den Becken und auf Flachhängen, mit Waldweidewirtschaft und Holznutzung auf den Bergen, vielleicht auch mit Eichelgewinnung, die heutzutage noch in manchen Gebirgen des Orients in Zeiten der Not eine wichtige Rolle spielt. An reichlich fließenden Quellen auch Oasen und

Oasenstädte, die vermutlich die Hauptkulturzentra waren. Diese waldigen, von einer Landwirtschaft treibenden Bevölkerung besiedelten Bergländer waren wohl der Hauptsache nach Rückzugsgebiete verdrängter Völker.

b) In dem Küstenflachland und an den Rändern der Jesreelebene und des Jordangrabens Oasenstädte als Hauptkulturzentra mit Handwerkskultur neben der Oasenkultur. Hier dürften die großen Straßen entlang gezogen sein, die Syrien und die Euphratländer mit Ägypten verbanden.

Von diesem Oasenstadtgürtel zogen ferner die Handelsstraßen in die Bergländer hinein, in denen an günstigen Stellen — so im Bereich von Sichem-Nablus — Handels- und Kulturmittelpunkte entstanden.

c) In dem Jordangraben, vermutlich auch in der Djalud-Jesreelsenke und im südlichen Küstenland, ferner auf der Tafel des Ostjordanlandes bis zum Hauran und in den Salzsteppen und Wüsten des Südens nomadisierende Beduinen mit Kamelen, Schafen, Ziegen. Da das Ostjordanland nach Osten nicht steil abfällt, können die Beduinen aus der Wüste leicht dorthin eindringen, und erst in dem von Schluchten und Tälern zerschnittenen Westen Tranjordaniens können die Bauern Schutz finden. Andererseits bieten die breiten Flächen und Becken der Ostjordantafel für Getreidebau so günstige Verhältnisse, daß man annehmen muß, daß gerade dort auf Landwirtschaft sich gründende, starke Siedlungen das Gegebene gewesen sind.

Eins muß man im Auge behalten: die Salzsteppen und Wüsten waren ursprünglich von Jägern besiedelt, nach ihnen kamen Schafhirten, vielleicht auch Rinderhirten, letztere wenigstens in den Gebieten mit besserer Weide. Der unheilvolle Einfluß der berittenen Kamelbeduinen fehlte noch. Demgemäß wäre es wohl zu verstehen, wenn im Ostjordanland ursprünglich eine starke Bauernbevölkerung mit zahlreichen Dörfern und festen Städten entstanden sein sollte. In jener Zeit waren es auch Schaf- und Rinderhirten, die den Jordangraben, die Jesreelebene, das Küstenflachland durchzogen, zwischen den Oasenstädten und Dörfern weidend und wandernd. Auch in die Bergländer werden sie eingedrungen sein, bemüht, das Busch- und Waldland in Weideland zu verwandeln.

Wohl zwischen 1100 und 1000 v. Chr. entstand die kulturelle Lebensform der Kamelbeduinen, dieser pfeilschnellen Reitervölker, deren Überlegenheit wohl niederschmetternd war, die schnell die ebenen Salzsteppen und Frühlingstriftwiesen besetzten und von dort aus in die Kulturländer eindrangen. Daß ihnen der Weg nach Ägypten offen stand, daß sie leicht das Ostjordanland überwältigen und in den Jordangraben eindringen konnten, wäre verständlich. Seit der Zeit werden also statt der Schaf- und Rinderhirten die weit gefährlicheren Kamelbeduinen in dem ebeneren Palästina, später wohl auch allmählich in den Bergländern, festen Fuß gefaßt haben. Wie heutzutage werden auch damals manche Sippen und Stämme der Kamelbeduinen unter Verlust ihrer Kamele verarmt und gezwungen gewesen sein, Bauern oder Schafhirten zu werden.

Die Schafnomaden, die ursprünglich die eigentlichen Nomaden und zeitweilig vielleicht die Herren des Landes waren, später aber durch die

Kamelbeduinen entthront wurden, werden wohl ursprünglich in den Bergländern, in denen sie ihre Rinder und Schafe mit Hilfe der Waldweide ernähren konnten, eine Zuflucht gefunden haben. Später — als die Entwaldung weit stärker fortgeschritten und die Bergländer in Steppenweide umgewandelt waren, mußte sich der Gegensatz zwischen Schaf- und Rinderhirten einerseits und Kamelbeduinen andererseits verwischen, weil letztere auch in die bergigen Rückzugsgebiete eindrangen. Beide ursprünglich getrennte kulturelle Lebensformen verschmolzen. Allein in einem Gebiet ist das nicht eingetreten.

Die Schaf- und Ziegenbeduinen des südwestlichen Edom sind augenscheinlich die letzten Reste der ursprünglich in ganz Palästina heimischen kulturellen Lebensform der Schaf- und Ziegenbeduinen. In dem schwer zugänglichen Gebirgsland, wo sie von Bauern und Städtern nicht beeinflußt wurden, wo es ihnen gelang, sich der räuberischen Kamelbeduinen zu erwehren, da hat sich jene uralte Lebensform bis auf den heutigen Tag gehalten. Natürlich ist das nicht so zu verstehen, daß seit dem Auftreten der Kamelbeduinen dieselben Stämme in ihrem gebirgigen Rückzugsgebiet sitzen, sondern es sind immer neue Stämme in jene Rückzugsgebiete gelangt, z. B. verarmte Kamelbeduinen. Diese mußten dort aber in dem für Kamele ungeeigneten Berglande zu der kulturellen Lebensform der Schafbeduinen übergehen.

Es bleibt noch die kulturelle Lebensform der Jägernomaden übrig, der Sleb. Auch sie werden im Altertum vorhanden gewesen sein und zwar vermutlich weit zahlreicher und verbreiteter als in der Gegenwart. Jägernomaden und Wild — sie beide wurden mit dem Ansteigen der Kultur in die unzugänglichsten Rückzugsgebiete gedrängt, und in Altpalästina waren solche außer den Gebirgen das Gestrüpp und Buschwalddickicht. So werden denn jene dort so lange ein kümmerliches Dasein geführt haben, bis Bauern und Hirten durch Brennen und Roden freies offenes Land schufen.

Nachschrift zu diesem Abschnitt

Obige theoretische Betrachtungen waren niedergeschrieben, bevor ich die Bibel hinsichtlich der kulturellen Lebensformen untersuchte. Lediglich die vorliegenden allgemeinen Kenntnisse und Beziehungen bildeten die Grundlage. Meine Bibelkenntnisse waren keineswegs tiefgehend, haben also das theoretisch skizzierte Bild nicht wesentlich beeinflussen können. Um so überraschender war für mich nach einem kulturgeographisch orientierten Studium der biblischen Geschichte die Erkenntnis, manche der geäußerten Vermutungen und Schlüsse in geradezu verblüffender Weise bestätigt zu finden.

Sechster Teil

Das Judentum in Altpalästina

I. Abschnitt

Die kulturellen Lebensformen in Altpalästina nach der biblischen Darstellung

Unter dem Zwang der harten Naturgewalten, die Lebensweise und Beschäftigung des Menschen auf niederer Kulturstufe unerbittlich bestimmen, konnte der Mensch im alten Orient nicht anders leben, als in den entsprechenden Landschaften der Gegenwart. Aus den kulturellen Lebensformen der Gegenwart darf man daher auf die der frühgeschichtlichen Zeiten, also auch auf Beschäftigung und Lebensweise und auf die von jenen abhängige Charakterentwicklung Rückschlüsse ziehen. Wenn wir also in der Bibel kulturellen Lebensformen begegnen, die den heutigen entsprechen, werden wir auch auf den Charakter der betreffenden Menschen und auch auf das Land — wenigstens bis zu einem gewissen Grade — schließen können. Auch wird man, wenn man auf starke Widersprüche der biblischen Darstellung bezüglich kultureller Lebensform und Landschaft oder zwischen ersterer und geschilderten Charaktereigenschaften stößt, berechtigt sein anzunehmen, daß die biblische Darstellung nicht richtig sein kann.

Die Niederschrift der Bibel soll erst etwa um 500 v. Chr. begonnen haben und aus mehreren Stücken zusammengeschweißt sein — Elohisten und Jahvisten! Die Zusammenarbeitung aus mehreren Teilen erkennt auch der Laie an den Wiederholungen und an manchen Widersprüchen. Die Grundlage für die Niederschrift haben uralte Volksgesänge und Überlieferungen gebildet. Zur Zeit der Niederschrift war aus den geistigen Führern und aus ganzen Volksteilen der Israeliten etwas ganz anderes geworden. Zwischen den Bewohnern Jerusalems und seiner Priesterschaft sowie den Gastkolonisten in Babylonien einerseits und den primitiven Menschen der frühgeschichtlichen Zeit andererseits klafften erstaunliche Gegensätze. Man wird also nicht verwundert sein dürfen, wenn die gebildeten jüdischen Geistlichen bei der Niederschrift Verhältnisse und Charaktereigenschaften geschildert haben, die in früheren Zeiten gar nicht bestanden haben können. Unwillkürlich legt ja jeder Schriftsteller ein Stück der eigenen Persönlichkeit und seiner Zeit in seine Darstellungen hinein. Die geschilderten Menschen macht er unbewußt zum Teil zu seinem Abbild, zum Teil zu seinem Gegenteil. Diesen behandelt er mit positivem, den mit negativem Vorurteil.

Eine andere Schwierigkeit, die in der Beurteilung der Bibel liegt, ist folgende. Die Juden standen unter dem Kultureinfluß der Babylonier, Abraham ist aus Ur in Chaldäa ausgewandert. Eine Anzahl von Überlieferungen ist also auf jene uralte Zeit, da das babylonische Stromland

auf die Vorfahren der ausgewanderten Juden wirkte, zurückzuführen und später auf Kanaan übertragen worden.

Schließlich noch folgendes. Die alten Überlieferungen stammen von Naturmenschen, also Wirklichkeits- und Tatsachenmenschen mit sinnlicher Visionskraft, nicht aber von Begriffsmenschen, die erst infolge der Erziehung durch Lesen und Schreiben usw. entstehen. Jene bringen also Tatsachen, aber entsprechend der durch und durch mystisch-religiösen Einstellung des Naturmenschen in mystisch-religiösem Gewande. Daß die Namen von Personen lediglich Völkerstämmen bzw. Sippenverbänden entsprechen, ist längst angenommen worden. Es könnten aber auch große geschichtliche Ereignisse in den Sagen, die die Schicksale einzelner Menschen behandeln, niedergelegt sein. Daß vieles — vielleicht alles — wie Kraut und Rüben durcheinander gebracht worden ist, und daß von einer geschichtlichen Aufeinanderfolge nicht die Rede sein kann, wird nicht wunder nehmen. So könnte die Erzählung vom Turmbau zu Babel auf die Erinnerung an den Zusammenbruch eines der großen Reiche des Zwischenstromlandes zurückgehen, die das Ereignis nach dem weit jüngeren Babel gelegt hat. Und die Darstellung von Wanderungen eines einzelnen Mannes könnten in Wahrheit großen Kulturumwälzungen und Völkerbewegungen entsprechen.

Die Prüfung der Bibel nach solcher Richtung hin ist vielseitig und schwierig. Obendrein kann sie ein einzelner gar nicht vornehmen, da es wohl niemand gibt, der alle notwendigen wissenschaftlichen Rüstzeuge zur Verfügung hat. So muß der Verfasser gänzlich auf die Beurteilung der religiösen, geschichtlichen, sprachlichen und archäologischen Seite des Problems verzichten. Für ihn handelt es sich lediglich um die Frage: „Was kann man in landschaftskundlich-ethnologischer Hinsicht der biblischen Darstellung entnehmen? Es wird weiterhin Aufgabe anderer sein, von ihrem Standpunkt aus das Für und Wider unvoreingenommen zu erörtern.

Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, ist es berechtigt, zunächst einmal die biblische Darstellung als etwas Gegebenes zu nehmen und festzustellen, welche kulturellen Lebensformen überhaupt in der Bibel vorkommen, ob sie den heutigen Zuständen entsprechen oder nicht, ob die geschilderten Vorgänge an sich denkbar sind oder nicht, ob also Mögliches oder Unmögliches geschildert wird. Damit bekommt man bereits bestimmte Vorstellungen und Gesichtspunkte und braucht sich nicht um Elohisten, Jahwisten und zeitliche Reihenfolge zu kümmern.

1. Die Beschaffenheit des Landes

In dem vorhergehenden Abschnitt wurde theoretisch geschlossen, daß Palästina im Altertum stärker bewaldet, reicher an Quellen, Bächen und an gutem Boden gewesen sei. Gibt es nun in der Bibel einen Anhalt hierfür?

Für das Edomiterland liegt folgende Angabe vor. Moses (IV, 20, 14—21) schickt von Kadesch aus, das ca. 60 Kilometer südlich von Beerseba liegt, Boten zum König von Edom und bittet um Erlaubnis durchziehen zu dürfen.

IV. Moses 20, 17: „Laß uns doch durch dein Land ziehen! Wir wollen nicht durch Äcker oder Weinberge ziehen und kein Wasser aus den Brunnen trinken; auf der Heerstraße wollen wir dahinziehen, ohne nach rechts oder links abzubiegen, bis wir dein Gebiet durchzogen haben."

Als die Erlaubnis verweigert wird, bitten die Juden noch einmal:

IV. Moses 20, 19: „Auf den gebahnten Straßen wollen wir dahinziehen, und wenn wir von deinem Wasser trinken, wir und unsere Herden, so wollen wir's bezahlen."

Aus dieser Darstellung geht hervor, daß zur Zeit der Niederschrift das den jüdischen Priestern sicherlich bekannte Edomiterland Äcker und Weinberge besessen hat, aber doch arm an Wasser war. Heutzutage fehlen erstere, allein noch für die Römerzeit — Petra! — wird die biblische Darstellung Gültigkeit gehabt haben.

Das den Juden verheißene Land wird vermutlich als besonders günstig geschildert worden sein, allein da die Verfasser der Bibel und ihre Leser in Kanaan das geschilderte Land genau kannten, wird der allgemeine Charakter des Landes doch wohl richtig gekennzeichnet sein.

IV. Moses 13, 17—20 bringt den Bericht der Kundschafter über Südkanaan: „Und Mose sandte sie, das Land Kanaan auszukundschaften. Und er sprach zu ihnen: Steigt hier hinauf ins Südland und ersteigt das Gebirge; seht zu, wie das Land beschaffen ist, und ob die Leute, die es bewohnen, stark oder schwach, gering an Zahl oder zahlreich sind; wie das Land beschaffen ist, das sie bewohnen, ob schön oder häßlich; wie die Städte beschaffen sind, die sie bewohnen, ob sie in Lagern oder Festungen wohnen; auch wie der Boden beschaffen ist, ob fett oder mager, ob Bäume darauf stehen oder nicht. So zeigt euch nun tapfer und nehmt etliche Früchte des Landes mit! Es war aber gerade die Zeit der ersten Weintrauben." Die Kundschafter fanden im Eskoltal (Hebrongebiet) riesige Weintrauben, Granatäpfel, Feigen und erzählten: „Allerdings fließt es über von Milch und Honig, und dies hier sind die Früchte."

IV. Mose 14, 7—8 heißt es: „Das Land, das wir durchzogen haben, um es auszukundschaften, ist ein überaus schönes Land ... ein Land, das von Milch und Honig überfließt."

Als die Israeliten bereits in Moab stehen, wird das Land der Verheißung wiederholt geschildert.

„Wenn dich nun Jahwe, dein Gott, in das Land bringen wird, das er dir kraft des deinen Vätern Abraham, Isaak und Jakob geleisteten Eides verleihen will, in ein Land mit großen und schönen Städten, die du nicht gebaut hast, mit Häusern, die ohne dein Zutun mit Gütern jeder Art angefüllt sind, mit ausgehauenen Zisternen, die du nicht ausgehauen hast, und mit Wein- und Olivengärten, die du nicht gepflanzt hast, und du dich satt darin issest, so hüte dich wohl, daß du nicht Jahwes vergessest, der dich aus Ägypten, dem Lande, wo du Sklave warst, hinweggeführt hat!"

In V. Mose 7, 13 werden als Erzeugnisse Kanaans genannt: Getreide, Most, Öl, Rinder, Kleinvieh.

In V. Mose 8, 7—9 heißt es: „Denn Jahwe, dein Gott, bringt dich in ein schönes Land, in ein Land mit Wasserbächen, Quellen und Seen, die in den Tälern und auf den Bergen entspringen, in ein Land mit Weizen und Gerste, mit Weinstöcken, Feigen- und Granatbäumen, in ein Land mit Olivenbäumen und Honig, ein Land, in dem du dich nicht kümmerlich nähren, son-

dern in dem du an nichts Mangel haben wirst, ein Land, dessen Steine eisenhaltig sind, und aus dessen Bergen du Erz graben kannst."

Ferner folgende Darstellung:

V. Mose 11, 9—11: „... ein Land, das von Milch und Honig überfließt. Denn das Land, in das du hineinziehst, um es in Besitz zu nehmen, ist nicht wie das Land Ägypten, aus dem ihr weggezogen seid, das du, wenn du es mit deinem Samen besät hattest, wie einen Gemüsegarten durch mit deinem Fuße getriebene Schöpfräder bewässern mußtest. Das Land, in das ihr hinüberzieht, um es in Besitz zu nehmen, ist ein Land mit Bergen und Tälern, das, wenn der Regen vom Himmel fällt, Wasser trinkt."

V. Mose 11, 14—17: „... so werde ich eurem Lande zur rechten Zeit Regen geben, Frühregen wie Spätregen, damit du dein Getreide, deinen Most und dein Öl einheimsen kannst. Auch werde ich dir auf deinen Fluren Gras für dein Vieh geben, so daß du dich satt essen kannst. Seid wohl auf eurer Hut, daß sich euer Herz nicht betören läßt, und ihr nicht andere Götter verehrt und euch vor ihnen niederwerft. Sonst wird der Zorn Jahwes gegen euch entbrennen, und er wird den Himmel verschließen, so daß kein Regen mehr fällt und der Boden seinen Ertrag nicht mehr gibt, und ihr werdet rasch aus dem schönen Lande verschwinden, das euch Jahwe verleihen will."

Was könnte man nun aus solchen Angaben schließen? Zunächst muß festgestellt werden, daß sich die Darstellung nur auf das Bergland von Judäa bezieht. Wenn man auch wird zugeben müssen, daß das Land der Verheißung zu rosig geschildert worden ist, ein Land von der Beschaffenheit des heutigen Judäa würde man gewiß nicht ein schönes Land mit reichlichen Quellen und Bächen nennen. Es war wohl nicht unerheblich stärker bewässert — also wohl auch bewaldet. Josua 15 bringt die Angabe, daß die Judäer im Bergland Judäa 38 Städte, an der Grenze gegen Edom 29 Städte erhielten — und zwar alle mit den zugehörigen Dörfern. Da die Städte mit Namen aufgeführt werden, dürften sie vorhanden gewesen sein. Eine solche Anzahl von — auch nur kleinen — Städten wäre heute in Judäa wegen Wasser-, Felder- und Weidemangel kaum möglich. Das Land muß reicher an Wasser, Feldern und Weide gewesen sein. Daß aber die klimatischen Verhältnisse den heutigen entsprachen, beweist meines Erachtens unmittelbar der Hinweis auf die Früh- und Spätregen, auf die drohenden Dürren und die ausgehauenen Zisternen.

Auch der Jakobsegen I. Mose 27, 28: „Es gebe dir Gott Tau vom Himmel und fetten Boden und Überfluß an Korn und Wein", beweist die klimatische Übereinstimmung. Dasselbe gilt für die landwirtschaftlichen Erzeugnisse, so namentlich für Öl, Wein, Feigen, Getreide. Der Hinweis auf den Granatapfelbaum — vielleicht auch der auf die Riesengröße der Weintrauben — beweist, daß künstliche Bewässerung, also Oasenkulturen betrieben wurden, und zwar solche, die an fließende Quellen gebunden waren. Der Hinweis darauf, daß man nicht mit Schöpfrädern wie in Ägypten sich zu plagen brauche, beweist ferner, daß das Küstenflachland nicht gemeint war, denn dort arbeitet fleißig das Schöpfrad. Auf die Baumkulturen in der Nähe der Städte weist folgende Stelle hin.

V. Mose 20, 19—20: „Wenn du eine Stadt behufs ihrer Belagerung lange Zeit einschließen mußt, um sie zu erobern, so verdirb nicht die zu ihr gehörenden

Bäume, indem du die Axt an sie legst, sondern genieße ihre Früchte, sie selbst aber haue nicht um.[1] Oder sind etwa die Bäume des Feldes Menschen, daß auch sie der Belagerung von dir unterworfen werden sollten? Nur solche Bäume, von denen du weißt, daß sie keine eßbaren Früchte tragen, darfst du verderben und umhauen, um gegen die Stadt, welche Krieg mit dir führt, Belagerungswerke zu errichten, bis sie fällt."[2]

Was bedeutet nun aber der immer wiederkehrende Ausdruck: das Land, das von Milch und Honig überfließt?

Meines Wissens hat man bisher diese Wendung für eine stereotype Redensart gehalten, die soviel wie etwa „Schlaraffenland" bedeutet habe. Allein der Ausdruck: Milch und Honig ist vermutlich sehr alt und von Naturmenschen geprägt worden, die keineswegs in Begriffen, sondern lediglich in Tatsachen dachten. Demgemäß wird man annehmen müssen, daß Kanaan damals tatsächlich an Milch und Honig reich war. Nun handelt es sich wohl nicht um Ziegenmilch, die für Steppennomaden, die aus dem Süden kamen, kaum etwas besonders Verlockendes war, da sie sie in genügender Menge besaßen, sondern um Kuhmilch. Es muß damals also die Rinderzucht gut entwickelt gewesen sein. Nun ist die heutige steinige Felsensteppe, namentlich auf Hängen, für Rinder nicht geeignet. Es liegt daher nahe, an Waldweidewirtschaft zu denken, auf die in dem theoretischen Abschnitt bereits hingewiesen worden ist. Also bestand damals noch ein dichteres Waldkleid. Mit solcher Annahme würde sich der Reichtum an Bienen und Honig gut vertragen. Denn die Wildbiene braucht Bäume und Baumlöcher für ihr Nest, und die Frühlingstrift im lichten Buschwald zusammen mit den Baumblüten bietet den Bienen Honig. Ja, in der Gegenwart sind es sogar in erster Linie Baumblüten, die den Honig liefern — Orangenblüten und im Frühling Akazienblüten. Demnach liegt der Gedanke nahe, daß damals der größere Reichtum an Honig eine Folge des größeren Reichtums an blühenden Bäumen war. Ob diese in einer Baumsteppe, in Buschwald oder in hohem Wald standen, ist natürlich nicht mehr zu ermitteln.

Daß Wasserreichtum und Pflanzenwuchs damals in der Wüste Juda besser waren als heute, beweist auch folgende Angabe in Josua 15, 61—62: „In der Steppe: Beth Araba, Middin, Sechacha, Nibsan und die Salzstadt und Engedi — sechs Städte mit den zugehörigen Dörfern."

Sechs Städte nebst Dörfern mit Wasser, Weide und Ackerland bzw. Baumkulturen sind heutzutage in der Wüste Juda unmöglich; denn um diese Judawüste handelt es sich hier. Das Wort „Steppe" deutet obendrein auf eine Pflanzendecke hin — vielleicht Zwergsträucher oder Gestrüpp.

Über die Beschaffenheit des Jordangrabens unterrichtet I. Mose 13, 10: „Da erhob Lot seine Augen und gewahrte, daß die ganze Jordansaue durchaus wohlbewässertes Land war, bevor Jahwe Sodom und Gomorra zer-

[1] Eßbare Baumfrüchte findet man überwiegend in Oasen.

[2] Auch in Arabien waren die Fruchtbäume, besonders die Dattelpalme, heilig und sie im Kriege umzuhauen war — und ist es heute noch — ein religiöser Frevel.

störte, gleich dem Garten Jahwes (d. h. wie Eden!), wie Ägyptenland, bis nach Zoar hin."

Man darf also sagen: Die Darstellung der Bibel von der Beschaffenheit Judäas weist auf eine bessere Bewässerung, Besiedlung und Bewaldung hin; das Klima aber dürfte nicht wesentlich anders gewesen sein wie heute.

Doch wenden wir uns nunmehr der Frage zu, welche kulturellen Lebensformen sich in Altpalästina aus der biblischen Darstellung erkennen lassen.

2. Kulturelle Lebensformen in Altpalästina

a) In der Zeit vor Abraham

Auffallen muß zunächst, daß bei der Erschaffung des Menschen der Ackerbau und der den Boden benetzende Tau hervorgehoben wird.

I. Mose 2, 6—7: „Es stieg aber ein Nebel von der Erde auf und tränkte die ganze Oberfläche des Erdbodens — da bildete Jahwe Gott den Menschen aus Erde vom Ackerboden und blies in seine Nase Lebensodem; so wurde der Mensch ein lebendiges Wesen."[1]

Der Ackerbau hat also gewissermaßen den Menschen erschaffen. Als erste Kulturform erscheint — eine m. E. überaus wichtige Tatsache — die Oasenkultur mit künstlicher Bewässerung. Denn Gott pflanzt im fernen Osten (Mesopotamien?) den Garten Eden mit Fruchtbäumen. Solche Fruchtbäume sind dort ohne künstliche Bewässerung nicht denkbar. In der Tat heißt es I. Mose 2, 10—14:

„Und ein Strom ging aus von Eden, den Garten zu bewässern; alsdann teilte er sich und zwar in vier Arme. Der erste heißt Pison; das ist der, welcher das ganze Land Havila umfließt, woselbst sich das Gold findet. Und das Gold dieses Landes ist vortrefflich; dort finden sich auch Bedolachharz und Schohamsteine. Und der zweite Strom heißt Gihon; das ist der, welcher das ganze Land Kusch umfließt. Und der dritte Strom heißt Hiddekel; das ist der, welcher auf der Vorderseite von Assur fließt; und der vierte Strom das ist der Euphrat."

Der Mensch lebt in dieser natürlich bewässerten Oase allerdings friedlich mit den Tieren, ohne arbeiten zu müssen. Eine Kleidung gab es nicht, nach dem Sündenfall erst nähte er sich ein Kleid aus Feigenblättern, d. h. aus Feigenrinde.

Ob diese Periode als Erinnerung an das reine Sammelleben in tropischer Naturfülle aufgefaßt werden kann, ist nicht zu ermitteln, ja unwahrscheinlich. Näher liegt der Gedanke, daß man die Oasenkultur für die erste Kulturform hielt, und so manches spricht für die Richtigkeit der Anschauung, daß der Feldbau so begann. Wie dem auch sei, die Austreibung aus dem Paradiese des Oasenbaus an Flüssen hat den Übergang zum Feldbau unter Rodung von Dornen und Gestrüpp zur Folge.

---

[1] Im Denken des Naturmenschen ist die Verbindung von Wasser (Nebel) und Erde Kohabitation!

I. Mose 3, 17—19: „... so soll nun der Acker verflucht sein um deinetwillen; unter Mühsal sollst du dich von ihm nähren dein Leben lang. Dornen und Gestrüpp soll er dir tragen; und du sollst das Kraut des Feldes essen. Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis du zum Erdboden zurückkehrst, denn ihm bist du entnommen. Denn Erde bist du und zu Erde mußt du wieder werden."

Auch ein Wechsel der Kleidung tritt ein:

I. Mose 3, 21: „Und Jahwe Gott machte dem Menschen und seinem Weibe Röcke von Fell und zog sie ihnen an."

Dieser Wechsel weist auf Jagd oder Viehzucht hin. Der Ackerbau aber war die Hauptsache:

I. Mose 3, 23: „Da entfernte ihn Jahwe Gott aus dem Garten Eden, damit er den Boden bebaue, dem er entnommen war."

Bald erfolgt nun aber eine Trennung in zwei deutliche kulturelle Lebensformen, nämlich bereits bei Adams Söhnen. Es sind aber augenscheinlich beide ansässig, zusammenlebend, nur die Beschäftigung ist getrennt. I. Mose 4, 2: „Und Abel wurde ein Schafhirt, Kain aber ein Ackerbauer."

Nun kommt jenes berühmte Ereignis des Brudermordes, das sich vielleicht in folgender Weise deuten läßt.

Kain, der Erstgeborene, ist Ackersmann, d. h. der Ackerbau ist die ältere Kulturform; aus ihm entwickelt sich die kulturelle Lebensform des Schafhirten — Abel. Der Ackerbauer ist der stärkere, d. h. der Schafhirt ist abhängig von dem Bauern. Jahwe aber liebt den Schafhirten mehr als den Bauern, von dem Opfer des Kain mit Feldfrüchten wendet er sich ab, Abels Opfer der Erstlinge seiner Herde aber ist ihm wohlgefällig. Jahwe erscheint hier zum erstenmal als der Gott der Schafhirten.

Abels Ermordung beweist, daß der Ackerbauer dem Schafhirten überlegen ist. Nun kommt aber eine höchst interessante Wendung.

Kain wird von seiner Scholle vertrieben und sagt zu Gott: I. Mose 4, 14: „Du treibst mich jetzt hinweg vom Ackerland, und vor deinem Angesicht muß ich mich verbergen und muß unstet und flüchtig sein auf Erden, und wer mich irgend antrifft, wird mich totschlagen."

Jahwe aber gibt ihm ein Abzeichen, damit niemand ihn töte. Kain wird von seinem Acker vertrieben. Was bedeutet das? Die Antwort bringt I. Mose 4, 17: „Er erbaute aber eine Stadt und benannte die Stadt nach dem Namen seines Sohnes Henoch." Kain ist also der Begründer der Stadtkultur. Städter sind leicht erkennbar, leicht von Bauern und Hirten zu unterscheiden, auch sind sie dem Hirten und Ackersmann an roher Kraft unterlegen — ob daher das Kainszeichen?

Sehr leicht ist zu verstehen, daß ein Nachkomme des Stadtbegründers Kain, Lamech, den Thubalkain, den Stammvater derer, die Erz und Eisen bearbeiten, erzeugt — Handwerkskultur der Städte. Auffallend dagegen ist, daß derselbe Lamech auch den Jabal, den Stammvater der Zeltbewohner und Viehzüchter, erzeugt, sowie dessen Bruder Jubal, den Stammvater der Zither- und Schalmeispieler. Hirten und Schalmeienbläser passen gut zusammen, aber die Ableitung der Nomaden von der

Stadtkultur ist auffallend. Lamech, der Begründer der Nomadenviehzucht in Zelten und der Handwerkskultur in Städten, sagt nun zu seinen Frauen, mit denen er den Stamm jener Kulturen erzeugt hat:

I. Mose 4, 23: „Ada und Zilla, hört meine Rede: ihr Weiber Lamechs, vernehmt meinen Spruch! Einen Mann erschlage ich für meine Wunde und einen Jüngling für meine Strieme. Wird siebenfältig Kain gerächt, so Lamech siebenundsiebzigmal!“

Was heißt das? Kain der Bauer und Stadtbegründer war bereits stärker als der mit dem Bauern zusammenwohnende seßhafte Schafhirt. Lamech aber, der Begründer der Nomadenviehzucht und der Handwerkskultur der Städte ist noch weit stärker und machtvoller?

Kain ist also zuerst Bauer, dann Städter oder vielleicht besser Dorfbewohner. Aus den Dorfbewohnern aber entwickelten sich einmal die nomadisierenden Zeltbewohner und Viehzüchter, sodann aber auch die Städte mit Handwerkskultur.

Der fromme ansässige Schafhirt Abel wird durch Seth, den Sohn Adams, ersetzt, und dessen Sohn Enos wird der Begründer der Jahwe-Religion. Denn es heißt I. Mose 4, 26: „Und auch dem Seth wurde ein Sohn geboren, den nannte er Enos. Damals fing man an, den Namen Jahwes anzurufen.“

Seth wird der Ahnherr einer langen Reihe von Nachkommen Adams (I. Mose 5). Alle diese zahlreichen, Hunderte von Jahren alt werdenden Männer sind Vertreter des Ackerbaues, zu dem Jahwe nach dem Sündenfall die Menschen verurteilt hat — eine Beschäftigung, der sich Kain durch die Stadtgründung entzogen hatte. Lamech aber, ein Nachkomme von Adam-Seth, hat einen Sohn, den er Noah nennt.

I. Mose 5, 28—29: „Als nun Lamech 182 Jahre alt war, erzeugte er einen Sohn; den hieß er Noah, indem er sprach: Dieser wird uns aufatmen lassen von unserer Arbeit und der Mühsal unserer Hände, die uns verursacht wird von dem Boden, den Jahwe verflucht hat!“

Diese zunächst unverständliche Bemerkung wird erst später erklärt. Denn nach der Sündflut heißt es I. Mose 9, 20: „Und Noah, der Landmann, fing an einen Weinberg zu pflanzen.“

Mit Noah beginnt also die Baumkultur. Der Getreidebau mit seinem Roden und Pflügen und zahllosen Plagen und Anstrengungen ist nicht mehr die führende Form! Zu Noah tritt Jahwe in engere Beziehung. Einmal segnet er ihn und seine Nachkommen (I. Mose 9) und verbietet den Blutgenuß, weil das Blut das Leben ist. Das Leben eines Tieres soll man aber nicht genießen — also reiner Zauberglaube; im Blut steckt die Zauberkraft, der Seelenstoff; auch ist ja Blut = Sperma.

Sodann wird das Gesetz der Blutrache gegeben.

Noah wird der Ahnherr der drei Rassen- und Sprachengruppen, der farbigen, überall als Fellachen unterdrückten Hamiten (= Ham), der in Zelten wohnenden Hirtenstämme der Semiten (= Sem) und der aus Norden erobernd eindringenden Japhetiten (= Indogermanen). („Weiten Raum schaffe Gott für Japhet.“)

Daß den Semiten ausdrücklich die Lebensform der Viehzuchtnomaden zugewiesen wird, ist interessant.

In der Völkertafel I. Mose 10 erscheint zum erstenmal ein Vertreter der kulturellen Lebensform der Jäger, und zwar der Kuschite (Hamit) Nimrod. Von seinem Herrschaftsgebiet heißt es: I. Mose 10, 10—12: „Es erstreckte sich aber seine Herrschaft anfänglich auf Babel und Erech und Akkad und Kalne im Lande Sinear. Von diesem Lande zog er aus nach Assur und erbaute Ninive und Rehoboth-Ir und Kalah und Resen zwischen Ninive und Kalah — das ist die große Stadt."

Mit der letzten Notiz ist nicht viel anzufangen. Daß in den genannten Salzsteppen zwischen Ägypten und Mesopotamien Jägervölker einst gesessen haben, und zwar solche der hamitischen Gruppe, entspricht wohl unseren theoretischen Voraussetzungen, allein daß primitive Jägervölker Ninive und andere große Städte erbaut haben sollen, ist nicht denkbar. Es ist ja nicht unmöglich, daß vor der Entstehung der Nomadenhirten die Salzsteppenjäger eine Plage der Ansässigen waren und gelegentlich auch als Eroberer auftraten. Aber Städtegründer konnten sie nicht gut gewesen sein; sie können höchstens Städte erobert haben.

Zu Sems Nachkommen gehört auch Abraham, der Städter, denn er stammt aus Ur in Chaldäa. Es ist oben bemerkt worden, daß sowohl neue Kulturformen als auch Völkerwanderungen in den Sagen leicht an eine bestimmte Persönlichkeit geknüpft sind. Theoretisch muß man annehmen, daß die Salzsteppen ursprünglich von Jagdnomaden bewohnt waren, deren letzte Reste die heutigen Sleb sind. Als aber die Viehzucht unter dem Einfluß der ansässigen Landwirtschaft sich kräftig entwickelt hatte, als man mit Hilfe von Schafen, Rindern, Ziegen ein Wanderleben in der Salzsteppe führen konnte, mußte der Jäger weichen.

b) Von Abraham bis Joseph

Nun sahen wir, daß bereits ein Nachkomme des Stadtgründers Kain als Stammvater der Zeltbewohner und Viehzüchter bezeichnet wird. Nachdem die Sündflut alles verschlungen hat, erscheint als erster Vertreter dieser nomadisierenden Hirten Abraham — bezeichnenderweise ebenfalls ein Städter — aus Ur in Chaldäa. Daß die Nomaden sich von viehzüchtenden Städtern und Bauern losgelöst haben müssen, ist klar. Es ist denkbar — aber nicht nachzuweisen —, daß Abrahams Wanderung aus Ur nach Haran und Kanaan eine Erinnerung an den großen Eindruck ist, den die Entstehung der Nomadenkultur und ihrer Abzweigung von den Ansässigen gemacht hat. Der Gott dieser ersten Viehzuchtnomaden aber war Jahwe. Bereits der Schafhirt Abel war Jahwes ausgesprochener Liebling, desgleichen der Schafnomade Abraham — das zeigt die nachfolgende, der Bibel entnommene Darstellung auf das deutlichste.

Tharah, Abrams Vater, zog mit Abram und seinem Enkel Lot nach Haran. Nach Tharas Tode befahl Jahwe dem Abraham nach Kanaan zu ziehen, und Abraham nebst Lot gelangten nach Sichem bis zur Orakel-Terebinthe, und schließlich schlug er zwischen Bethel und Ai sein Zelt auf. Dann ging er ins Südland. Eine Hungersnot zwang ihn nach Ägypten

zu ziehen. Dieser Zug nach Ägypten wegen Hungersnot — nach Dürren — ist ohne weiteres verständlich; das Oasenland Ägypten bot auch ohne Regen Weide am Rande der Schilfsümpfe und auf Brachfeldern. Nun kommt eine völkerkundlich überaus interessante Darstellung.

Im Sudan gibt es einen wandernden Hirtenstamm, die Fulbe, Hamiten islamischer Religion, die bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts in gedrückter Stellung unter den heidnischen Negerstämmen herumzogen und zu deren Häuptlingen und Fürsten in demselben Verhältnis standen wie Abraham zu dem Pharao nach I. Mose 12, 10 ff.: Die Negerherren beanspruchen nämlich den Besitz, mindestens das Benutzungsrecht, der hübschen und jungen Fulbemädchen und -frauen. Die Fulbehirten müssen sich damit abfinden. Nach dem Aufstand der Fulbe und der Begründung von Fulbereichen ist diese Sitte nur noch unter den freien Heidenstämmen im Gebrauch, durch deren Gebiet kleine Gruppen von Fulbe mit ihren Herden ziehen.

Es ist überaus interessant zu sehen, daß diese Sitte einst in Palästina auch verbreitet war. Abraham war ein Wanderhirt — welches seine Herdentiere waren, werden wir noch sehen —, der durch die kanaanitischen Völker zog bis nach Ägypten hin und sich der Landessitte fügen mußte. Die jüdischen Priester, die die Überlieferungen niederschrieben, haben nun die Gelegenheit benutzt, Jahwes Macht zu beleuchten, der den Ägypterkönig und sein Volk mit Krankheiten für die Versündigung an Sara bestraft. Der Pharao beschenkt sogar Abraham mit „Schafen, Rindern und Eseln, Sklaven und Sklavinnen, Eselinnen und Kamelen". Das ist die in der Bibel angeführte Reihenfolge. Schafe und Rinder stehen im Vordergrund, die Eselinnen und Kamele machen den Eindruck, als seien sie ein späterer Zusatz.

Auf Grund der Plagen, die Jahwe schickt, wird Abraham aus Ägypten ausgewiesen. Man achte auf folgendes: Abraham wird wegen der Plagen ausgewiesen, die Jahwe anläßlich seiner Anwesenheit in Ägypten sendet. Bereicherung mit Ausbeutung und Furcht vor der Macht spielt noch keine Rolle. Er geht nach Kanaan zurück und zwar in das Gebiet östlich von Bethel. Dort liegt aber die westjordanische Wüste, die damals vielleicht mehr Steppe war. Da das Land für die Herden von Abraham und Lot nicht ausreichte, kam es zu einem kulturgeographisch überaus interessanten Vorgang, der sich im Laufe der Geschichte immer und immer wieder ereignet hat: der Nomade Lot wird Oasenstadtbewohner. Betrachten wir den Vorgang näher.

Zunächst ist wichtig die Erwähnung der Herdentiere. Es sind lediglich Schafe und Rinder.

I. Mose 13, 5: „Aber auch Lot, der mit Abram zog, hatte Schafe und Rinder und Zelte."

Abraham und Lot waren also Schafnomaden — Jahwe aber war deren Gott.

Wegen des Streites der Hirten, die wegen des Mangels an Weide sich zanken, schlägt Abraham dem Lot vor, sich zu trennen. Nun heißt es weiter:

I. Mose 13, 10—12: „Da erhob Lot seine Augen und gewahrte, daß die ganze Jordansau durchaus wohlbewässertes Land war, bevor Jahwe Sodom und Gomorra zerstörte, gleich dem Garten Jahwes, wie Ägyptenland, bis nach Zoar hin. Da wählte sich Lot die ganze Jordansaue, und Lot brach auf nach Osten, und so trennten sie sich voneinander; Abram wohnte im Lande Kanaan, während Lot in den Städten der Aue wohnte. Und er rückte mit seinen Zelten weiter bis nach Sodom."

Lot wurde Stadtbewohner, und zwar Proletarier. Das zeigt I. Mose 19, 9: „Als ein einzelner ist er hergekommen, um hier als Beisasse zu wohnen, und will nun immerfort befehlen."

Als einzelner, d. h. mit seiner Familie, kommt nicht der herrschende Beduine, sondern der verarmte Proletarier in die Städte. Warum Lot verarmt ist, erfahren wir nicht. Der Weidemangel hat ja nur zur Trennung von Abraham geführt.

Die Heldentat Abrahams gegen die mesopotamischen Könige ist eine Unmöglichkeit, eine offensichtliche, poetische Übertreibung mit religiös-tendenziöser Absicht. Die Melchesedek-Szene stellt einen überaus interessanten Vorgang dar, soll aber später erst behandelt werden.

I. Mose 15, 9 enthält eine Aufzählung des Viehbesitzes Abrahams: Kühe, Ziegen, Schafe, Turteltauben, Tauben. Letztere sind entschieden für Fellachen bezeichnend. Abraham erscheint also bereits mindestens als Halbnomade, der einen festen Wohnsitz hat. In der Tat, dieser befindet sich an der Terebinthe des Hethiters Mamre. Obendrein teilt Jahwe folgendes mit:

I. Mose 15, 13: „Du mußt wissen, daß deine Nachkommen Fremdlinge sein werden in einem Lande, das ihnen nicht gehört; und sie werden ihnen leibeigen sein, und jene werden sie hart bedrücken vierhundert Jahre lang."

Damit wird Abraham die kommende Knechtschaft angekündigt. Schwer zu deuten ist die Erzählung von Ismael. Seine Mutter ist Ägypterin, also Hamitin, und vor seiner Geburt wird ihr von dem kommenden Sohn von Jahwe mitgeteilt: I. Mose 16, 12: „Der aber wird ein Mensch wie ein Wildesel sein — seine Hand gegen jedermann und jedermanns Hand gegen ihn — und er wird allen seinen Verwandten auf dem Nacken sitzen."

I. Mose 21, 20 heißt es, daß Ismael ein Bogenschütz in der Steppe Paran wird. Man muß bei solchen Worten an einen Hinweis auf eine neue Lebensform denken. So kann man aber nur von Räubern sprechen. Da aber Ismael (I. Mose 25, 12—18) der Stammvater von 12 Stämmen wird, die in Zeltlagern wohnen, und zwar zwischen Ägypten und Assur und alle Nachbarn unterdrücken — „allen seinen Verwandten setzte er (Ismael) sich auf den Nacken". (I. Mose 25, 18), so muß man entweder an räuberische Jäger oder Kamelbeduinen denken. Es muß übrigens auffallen, daß die Angaben über Nimrod lebhaft an Ismael erinnern.

Nach der Zerstörung von Sodom und Gomorra zieht Abraham ins Südland nach Gerar zu dem König Abimelech, und nun wiederholt sich dieselbe Geschichte wie in Ägypten. Fulbemotiv sei dieses Leitmotiv genannt. Abraham gibt seine Frau als Schwester aus, und der König beschlagnahmt sie als sein gutes Recht. Wieder sendet Jahwe eine Plage, und wieder beseitigt er diese nach der Rückgabe der Sara.

Nach Isaaks Geburt schließt Abimelech mit Abraham einen Vertrag ab.

Abraham schenkt dem König Schafe und Rinder und erhält dafür den von ihm gegrabenen Brunnen.[1] Ferner heißt es I. Mose 21, 33: „Abraham aber pflanzte eine Tamariske zu Beerseba und rief daselbst den Namen Jahwes an.“

Was bedeutet das Pflanzen einer Tamariske? Sollte es das Zeichen der Seßhaftigkeit sein? Wird Abraham Halbnomade?

Und nun kommt der Abschluß — Abraham wird dauernd seßhaft. Dieser Vorgang wird symbolisch ausgedrückt durch den Kauf eines Erbbegräbnisses und eines Grundstückes mit allen Bäumen (I. Mose 23). In dieser Darstellung erscheint er als der geduldete, dienende, sich verbeugende und Geld zahlende Fremdling, der durch Erwerb von eigenem Grund und Erbbegräbnis augenscheinlich ein bürgerliches Mitglied wird — ein Fellach mit Baumkultur.

So vollzieht sich denn im Leben Abrahams der bekannte Prozeß der Seßhaftwerdung eines Nomadenstammes. Es sind Schafbeduinen, Verehrer Jahwes, die aus Chaldäa kamen, als geduldete und oft mißhandelte Nomaden herumziehen und zum Teil als Proletarier Oasenstädte aufsuchen — Lot —, zum Teil zuerst halbansässig werden — Anpflanzung der Terebinthe in Beerseba — und schließlich unter Kauf von Grundstück und Erbbegräbnis ganz Dorfbewohner wurden.

Die Erzählung von der Brautwerbung für Isaak dürfte späterer Zusatz sein, da er die in späterer Zeit erst erhobene Forderung, nicht mit Heiden sich zu vermischen, enthält. Für spätere Entstehung spricht auch der Gebrauch von Kamelen, die sonst dem Schafnomaden Abraham fehlen; nur einmal noch werden sie als offenbarer Zusatz erwähnt (s. oben!).

Laban, der Bruder Rebekkas, ist Dorf- oder Stadtbewohner in Mesopotamien; er wohnt in einem Hause. Angaben über Viehstand oder Feldbau werden hier nicht gemacht.

Abraham wird in seinem Erbbegräbnis als seßhaft Gewordener begraben, nachdem er seine von Kebsweibern geborenen Söhne ins Ostland geschickt hat.

Isaak wird zunächst augenscheinlich als Seßhafter aufgefaßt. Seine beiden Söhne Esau und Jakob sind Vertreter zweier kultureller Lebensformen. Esau ist Jäger; seine rauhe Haut ist vielleicht ein Hinweis auf das Gestrüpp seiner Jagdgründe, Jakob aber war ein sanfter Schafhirt — Jahwes Liebling. Also wieder Jahwe und Schafhirtenkultur! Die Jagdkultur ist die ältere, daher vielleicht hat Esau Anspruch auf das Erstgeburtsrecht. Dieses Abtreten heißt in Abhängigkeit geraten; der Jagdnomade befindet sich in Abhängigkeit von dem Seßhaften.

Es ist für die Bibel kennzeichnend, daß sich in anderer Aufmachung die gleichen kulturellen Entwicklungsvorgänge wiederholen — Kain und Abel, Abraham und Lot, Ismael und Isaak, Esau und Jakob. Der sanfte Ansässige bzw. Schafhirt gegen den wilden gewalttätigen Jäger.

Bei Isaak wiederholt sich nun das Fulbemotiv! Während aber bei Abraham, dem Nomaden, für den Zug ins Südland ein Grund anzugeben nicht

[1] Heute pflegt ein Brunnen dem zu gehören, der ihn gegraben hat.

nötig ist, hat man bei Isaak, dem Fellachen, dieses getan — Hungersnot habe ihn gezwungen. Damit hat sich der Autor aber in einem kulturgeographischen Fallstrick hoffnungslos gefangen. Hungersnot ist in jenen Gegenden stets eine Folge der Dürre, unter der Dürre leidet aber der Süden stets mehr als der Norden. Bei Dürre zieht man also nach Ägypten oder nach Nordpalästina, nicht aber in das noch trostlosere Südland. Die ganze Erzählung trägt den Stempel eines Abklatsches der Abrahamlegende. Also er zieht wegen Hungersnot nach Gerar, ausgerechnet zu dem gleichen König Abimelech. Auch Isaak gibt Rebekka als seine Schwester aus, um sein Leben zu retten, aber die Täuschung wird rechtzeitig bemerkt. Überaus bezeichnend für die damalige, im Sudan noch heute verbreitete Sitte ist folgender Satz:

„Da sprach Abimelech: Was hast du uns getan! Wie leicht könnte irgend einer deinem Weibe beiwohnen ...“

Also jeder im Herrenvolk hatte das Anrecht auf den Besitz der Frauen der geduldeten Fremdlinge!

Die Sitte hatte übrigens wahrscheinlich eine religiöse Grundlage. Durch den Geschlechtsverkehr überträgt der Mann seine Zauberkraft auf die Frau, diese wird damit unter seinen Schutz gestellt und mit ihr ihre Angehörigen. Der Herr wird damit verpflichtet zu schützen.

Nunmehr folgt eine ganz einwandfreie Darstellung der kulturellen Lebensform, der Isaak angehörte: Isaak war Ackerbauer und Viehzüchter, also Ansässiger, wie zuletzt Abraham.

I. Mose 26, 12: „Isaak aber säete in jenem Land und erntete in jenem Jahre hundertfältig, denn Jahwe segnete ihn.“

Hier wird nun zum erstenmal ein Gedanke ausgesprochen, der sich später noch wiederholt: Jahwes Schützling bereichert sich auf Kosten des Herrenvolkes, wird zu reich und mächtig, und deshalb ausgetrieben. Diesem „Austreibungsmotiv“ werden wir noch weiterhin begegnen.

I. Mose 26, 13—16: „So wurde der Mann reich und wurde immer reicher, bis er sehr reich war; und er besaß Schafherden und Rinderherden und viele Leibeigene, so daß die Philister ihn beneideten. Es hatten aber die Philister alle die Brunnen, welche die Sklaven seines Vaters bei Lebzeiten seines Vaters Abraham gegraben hatten, verschüttet und mit Erde angefüllt. Da sprach Abimelech zu Isaak: Ziehe hinweg von uns, denn du bist uns zu mächtig geworden!“

Dieser Gedanke ist sicherlich erst weit später entstanden, als sich nämlich der Jude bereits die notwendigen Eigenschaften des Gastsarten angeeignet hatte und infolge seiner geschlossenen Organisation imstande war, die Wirtsvölker auszubeuten. Einem Fellachen oder gar Nomaden fehlt solche Begabung und Fähigkeit gänzlich.

Isaak zog nach Gerar und später nach Beerseba, und es wiederholt sich der Vertrag, den Abraham mit Abimelech und dem Heerführer Pichol abschließt. Es ist in beiden Fällen dieselbe priesterliche Tendenz und spätere Einschiebung. Abraham bzw. Isaak stehen nun einmal unter Jahwes Schutz und müssen demnach versöhnt und gut behandelt werden. In

beiden Fällen sind Streitigkeiten um Brunnen bei Beerseba die Ursache der Auseinandersetzung.

Isaak wird jedenfalls einmal als seßhafter Fellach, sodann aber auch als Nomade geschildert; die Darstellung ist nicht gleichbleibend.

Isaak wohnt als Bauer in Beerseba. Dort erfolgt die Erschleichung des Erstgeburtssegens. Der Segen, den Jakob erhält, ist eindeutig ein palästinensischer Fellachensegen; von Nomadenleben ist nicht mehr die Rede.

I. Mose 27. 28: „Es gebe dir Gott Tau vom Himmel und fetten Boden und Überfluß an Korn und Wein."

Der Tau weist sogar ganz deutlich auf die Verhältnisse in Palästina hin.

Der betrogene Esau aber erhält einen für einen Krieger passenden Segen: „Von deinem Schwerte sollst du leben und deinem Bruder sollst du dienstbar sein."

Das könnte ein in Abhängigkeit von den Seßhaften befindlicher Nomade oder Jäger oder Landsknecht sein — wahrscheinlich ist hier Esau als Vertreter der Jägerkultur gedacht; Esau ist ja Jäger.

Die Brautfahrt Jakobs ist ganz offensichtlich ein späterer Zusatz, von einem Priester gemacht, dem es auf die Reinhaltung des Volkes Israel ankam; daher auch die Klage über die Hethiterfrauen des Esau (I. Mose 27,46).

Laban, zu dem Jakob geht, wird jetzt als seßhafter, in einem Hause wohnender Bauer mit Schafzucht geschildert. Seine Tochter hütet die Schafe — das tun dort die Mädchen heute noch — und Jakob leistet als Freier seinem zukünftigen Schwiegervater Arbeit, wird aber dabei betrogen und ausgenutzt. Die Sitte, die Braut durch Arbeitsleistung beim Schwiegervater zu gewinnen, besteht unter den Drusen im Hauran heute noch, auch die Ausnutzung des Freiers.

Daß Laban und Jakob als Fellachen gedacht sind und nicht als Nomaden, beweist I. Mose 30, 14: „Ruben aber ging einst aus um die Zeit der Weizenernte und fand Liebesäpfel auf dem Felde."

Jakobs Charakter ist auch ausgesprochen der eines sartoiden Fellachen, der seinen Brotherrn und Schwiegervater, der ihn weidlich ausnutzt, seinerseits betrügt. Und siehe da, das Ausweisungsleitmotiv erklingt zum zweitenmal:

„So wurde der Mann (Jakob) über die Maßen reich und gelangte zu vielen Schafen, Sklavinnen und Sklaven und Kamelen und Eseln." (I. Mose 30, 43). Labans Söhne wurden ihm daher feindlich gesinnt; der rettende Jahwe aber befiehlt ihm zu fliehen.

Also der Fremdling eignet sich durch Betrug ein übermäßiges Vermögen an, erregt Feindschaft und muß fliehen. Rebekka aber als Abbild ihres sartischen Mannes, stielt ihrem Vater den Schutzgeist des Hauses, den Teraphim, und belügt hinterher auch noch listig den nach dem Teraphim suchenden Vater. Der Verfasser der Erzählung hat Jakobs und Rebekkas sartoiden Charakter gut gezeichnet.

Während Isaak in Beerseba und Jakob bei Laban durchaus als Fellach geschildert werden, tritt uns Esau, als Jakob heimkehrt, als Nomade entgegen, und zwar als vornehm denkender Mann.

Entsprechend der späteren Entstehung der ganzen Episode haben Jakob und Esau Kamele, die ja Abraham und Isaak — späte Zusätze ausgenommen — fehlen. Auch Esau und Jakob werden keineswegs als Kamelbeduinen geschildert. Jakob vor allem hat durchaus nicht die Charakterzüge eines vornehmen kriegerischen Beduinen — alles andere als das!

Mit der Rückkehr Jakobs wird dieser — ganz inkonsequent — plötzlich als Viehzuchtnomade geschildert. Seine Söhne benehmen sich in Sichem sogar wie räuberische mordlustige Beduinen (I. Mose 34).

Es wiederholt sich nun gewissermaßen die Geschichte Abrahams, als dieser zuerst nach Kanaan kam. Auch Abraham kam zuerst nach Sichem, dann nach Bethel und Hebron. Jakob findet dort noch seinen Vater lebend, der aber bald darauf stirbt. Auch an dieser Stelle macht der Abschnitt Laban-Rebekka den Eindruck eines späteren Zusatzes. Esaus Nachkommen — Stämme der Edomiter — werden I. Mose 36 ausführlich aufgeführt, aber bezüglich ihrer kulturellen Lebensform erfahren wir nichts. Jakob war augenscheinlich wie Isaak und zuletzt Abraham ein ansässiger Bauer in Hebron, der Herden hatte, seine, die Herden weidenden Söhne aber halten sich in der Gegend von Sichem-Dothan auf, während Jakob selbst bei Hebron wohnt. Die Schilderung, wie Joseph seine Brüder aufsucht usw., zeigt aber, daß sie nicht so weit entfernt gewesen sein können. Sie waren wohl kaum wandernde Nomaden, sondern hüteten das Vieh des Vaters in der Umgebung der festen Siedlung. Die Darstellung stimmt hier zu der Lokalisierung nicht.

Josephs Charakter ist entschieden sartoid und minderwertig. Er ist ein verwöhntes Muttersöhnchen, das den Hinterträger spielt und sich den Haß der Brüder zuzieht. So kommt die Katastrophe, und er wird verkauft. Doch bevor wir weitergehen, sei ein kurzer Rückblick gestattet.

In der biblischen Geschichte bis auf Joseph werden wiederholt recht deutlich erkennbare kulturelle Lebensformen geschildert, die sich aus den heutigen Verhältnissen gut erklären lassen. Manche sind unklar, so namentlich die Lebensform der Steppenjäger. Wiederholungen desselben Motivs sind störend, auch hat man durchaus den Eindruck, daß religiös-tendenziöse Zusätze und Einschiebungen in späterer Zeit reichlich gemacht worden sind von Priestern, denen es darauf ankam, Jahwe als alleinigen Gott und die Patriarchen als die einzigen Auserwählten, die sich nicht mit Fremden vermischen dürfen, zu schildern.

Die Entwicklung der einen Lebensform aus der anderen tritt manchmal klar und folgerichtig hervor. Ganz besonders betont sei, daß die so überaus charakteristische Lebensform der Kamelbeduinen mit ihren Raubzügen und Gewalttätigkeiten gegen die Ansässigen fehlen. Wo Kamele benutzt werden, so in der Brautfahrt für Isaak und bei der Rückkehr Jakobs nach der Heimat, handelt es sich ganz offensichtlich um recht späte und tendenziöse Einschiebungen von Fanatikern der Auserwähltheit durch Jahwe und der Reinhaltung der Abstammung.

Von ganz besonderem Interesse ist die deutliche Entwicklung Abrahams und seines Bundes mit Jahwe. Es ist die Darstellung von dem tragischen

Schicksal eines Nomadenvolkes — und zwar von der kulturellen Lebensform der Schafhirten —, das sich von der chaldäischen Oasen- und Stadtkultur loslöst. Der Vorgang ist leicht zu verstehen. Unter dem Einfluß der Seßhaften erfolgt eine kräftige Entwicklung der Viehzucht — Schafe, Rinder, Esel. Damit wird die Grundlage für eine Besiedlung der Salzsteppen mit Schafhirten gegeben unter Verdrängung der ursprünglichen Herren des Landes, der hamitischen Sleb (= Nimrod, Ismael, Esau ?); legendenhafte Überlieferungen sind stets stückhaft und unklar.

Jahwe, der Schutzherr der Schafzüchter seit Abels Zeiten, geleitet den Schafnomaden Abraham in das Land der Verheißung. Dort vollzieht sich die übliche Entwicklung; die Schafnomaden werden seßhaft. Zunächst fällt Lot ab; er wird Proletarier in der Oasenstadt Sodom und verschwindet, Abraham aber, der sich länger hält, wird Fellach. Zum Trost gewissermaßen wird er erst noch einmal als Kriegsheld gefeiert, dann aber pflanzt er die Tamariske als Zeichen der Seßhaftigkeit, schließlich kauft er sich als Vollfellach ein Erbbegräbnis und ein Grundstück mit Bäumen. Allein bevor der Zusammenbruch erfolgt, bevor er die Tamariske pflanzt, tröstet ihn Jahwe, verkündet, daß seine Nachkommen einst Kanaan beherrschen würden, und schließt mit ihm einen **Bund!!** Er selbst solle in Frieden eingehen, seine Nachkommen aber würden 400 Jahre lang bedrückt werden.

Die Geschichte Abrahams und Lots ist also die tragische Geschichte eines wandernden Hirtenvolkes, das gezwungen wird, seßhaft zu werden. Das für Abraham katastrophale Ereignis wird augenscheinlich ins Südland Abimelechs verlegt, dem Abraham Schafe und Rinder zahlt; er erhält dafür Brunnen und pflanzt dann die Tamariske. In Hebron erfolgt seine endgültige feste Niederlassung.

Man kann sagen: Es gibt wohl zahlreiche Unklarheiten und unlogische Wiederholungen, aber selten nur krasse Unmöglichkeiten, Absurditäten. Wo sich solche zeigen — Zug des Fellachen Isaak nach dem Südland wegen Hungersnot! —, handelt es sich um spätere Einschiebungen und plumpe Wiederholungen von Abschnitten der Abrahamlegende. Alles das ändert sich, sobald die ägyptische Episode einsetzt.

c) Der Aufenthalt in Ägypten und der Wüstenzug

Von dem Augenblick an, wo Joseph an die Ismaeliter verkauft wird und nach Ägypten gelangt, beginnt ein Märchen wie aus 1001 Nacht. Nichts ist mehr möglich, alles phantastisch: Lebensformen, Erzeugnisse, Wunder und Zauberei.

Der keusche Sklave Joseph wird Traumdeuter, Großwesir, der eigentliche Regent Ägyptens. Seine Steuerpolitik bringt den Pharao in den Besitz alles Viehs und aller Grundstücke der getreuen Untertanen. Diese werden Proletarier, nur die Geistlichkeit wird geschont.

Dieses Josephsidyll, diese raffinierte Auswucherung, erinnert lebhaft an die Zeiten unter den Diadochen, als ein gewisser Joseph der allmächtige Steuereinnehmer war, der Land und Volk ausgaunerte, selbst aber unermeßlich reich wurde. Könnte nicht dieser Joseph II. das Vorbild für Joseph I. abgegeben

haben? Jedenfalls standen wohl zu der Zeit, in der die Josephslegende entstand, dem priesterlichen Verfasser bereits Vorbilder solcher Wuchervesire zur Verfügung. Vielleicht waren sie persischer, griechischer, ägyptischer oder auch jüdischer Herkunft. Jedenfalls kann man wohl als sicher annehmen, daß die Josephslegende eine späte Erfindung ist.

Nun zu den Brüdern, die nach Ägypten ziehn!

Abraham war Fellach geworden, Isaak und Jakob mußten es auch sein, aber der Bund mit Jahwe, das Versprechen, daß sie einmal Kanaan beherrschen würden, war ein magerer Ersatz für den Verlust. Mit dem Beginn des Josephsmärchens tritt ein völliger Wandel ein. Die Söhne Jakobs sind plötzlich wieder Schafhirten — also Jahwes Lieblinge. I. Mose 47, 4 wird der Grund der Hungersnot endlich einmal angegeben: Mangel an Weide — natürlich wegen Regenmangel. Aber auch an Getreide fehlt es. So ziehen die Brüder mit Eselkarawanen und Handelsgut — Honig, Balsam, Ladanum, Pistazien, Mandeln —, also zum Teil Fellachenprodukten — Jakob ist ja Fellach — nach Ägypten. Schließlich wandert der ganze Stamm aus und stellt sich dem Pharao ausdrücklich als Schafhirten vor — die kulturelle Lebensform wird hier direkt genannt —, und da den Ägyptern Schafhirten grundsätzlich ein Abscheu sind, werden sie im äußersten Osten — in Gosen — angesiedelt (I. Mose 46, 47).

Die Israeliten — Schaf- und Rinderhirten! — vermehren sich so, daß die Ägypter vor ihrer Zahl Angst bekommen und sie unterdrücken. Als Sklaven müssen die Juden Feldarbeiten machen, Ziegel streichen, beim Bau zweier Städte helfen. Trotzdem gibt es „Vornehme", und diese sind im Besitz großer Herden von Schafen und Rindern!

Diese ganze Darstellung ist ein jeder Wirklichkeit widersprechendes Märchen. Wir müssen von der kulturellen Lebensform der am Rande des ägyptischen Kulturlandes sitzenden Beduinen der Gegenwart ausgehen. Diese sind Kamelbeduinen, also weit schneller und gefährlicher als die langsam wandernde Schafherden besitzenden Hirten der damaligen Zeit. Die Kamelbeduinen können die zerstreut und entfernt gelegenen, sehr dürftigen Weiden der Wüste aufsuchen, der Schafhirt ist im Niltal unbedingt an die Stoppelfelder des Kulturlandes gebunden; die Wüste bietet ihm nichts. Dort würden seine Herden in wenigen Tagen zugrunde gehen. Die Stoppelfelder und Schilfsümpfe braucht aber der Fellach selbst. Nur in einem schmalen Streifen an der Küste des Mittelmeeres entlang, im Delta und außerhalb desselben findet man Zwergstrauchsteppe; Gosen aber stößt schon an die Wüste.

Im Altertum mögen auch die Ränder von Sümpfen und die Zwergsträucher der unkultivierten Überschwemmungsflächen Weide geboten haben. Jedenfalls steht eins fest: Am Rande des Kulturlandes sitzende Schafhirten hätten sich nur in einer sehr bescheidenen Anzahl halten, würden nur in drückender Abhängigkeit an den Rändern des Kulturlandes leben können. Selbst die spärlichen Kamelbeduinen sind nie eine Gefahr für Ägypten gewesen, die schwerfälligen Schafhirten waren es erst recht nicht.

Die biblische Darstellung ist also ohne Wirklichkeitsbedeutung. Waren

die Juden Schafhirten und wollte man sie unterdrücken, dann hätte man ihnen einfach die Schafe und Rinder abgenommen und die Handvoll Menschen als Sklaven verteilt — Schluß. Haben sie sich also stark vermehrt, so konnten sie das nicht als Hirten tun, wohl aber als Beamte, Kaufleute, Handwerker, kurz als Städter. Der Großwesir Joseph wird seinen Brüdern eine solche Entwicklung leicht ermöglicht haben. Hatten sie aber eine solche Beschäftigung, dann blieben sie ganz gewiß nicht in Gosen sitzen, sondern mußten sich über ganz Ägypten verteilen; dann kamen sie aber auch nie wieder hinaus in die Wüste als Hirten, als Beduinen! Eine solche kulturelle Umformung zum Primitiven ist einfach unmöglich, weil zum Beduinenleben in der Wüste bestimmte körperliche, berufliche und geistige Eigenschaften und ferner genaue Landschaftskenntnis gehören.

Folgende Angabe Burckhardts ist geeignet, ein Licht auf die geschichtliche Unterlage der Sage von der Auswanderung und dem Wüstenzug nach dem Sinai zu werfen. Wenn die Nilflut versagte, pflegten die Gosenbeduinen, die am Rande des Kulturlandes wohnten, mit allen Herden nach dem Sinai zu ziehen. Die biblische Hungersnot beweist Versagen des Hochwassers, also mußten die Beduinen nach dem Sinai ziehen. Solche tatsächliche Wanderungen könnten sehr wohl die Grundlage für die Sage vom Wüstenzug gebildet haben, wie ja auch das Einwandern notleidender Schafhirten nach Ägypten geschichtlich durchaus nachweisbar ist. Es wäre auch möglich, daß Mitglieder des Israelorden mit den Beduinen heimlich geflohen sind.

Übergehen wir die ganze Zauber- und Wunderlegende von der Befreiung aus ägyptischer Knechtschaft, der Auswanderung und dem Roten-Meer-Abenteuer und betrachten wir einmal die biblische Darstellung von dem vierzigjährigen Zuge lediglich von dem Standpunkt aus, ob Hirten mit Schafen und Rindern die in der Bibel geschilderte Lebensweise haben führen können. Da kann man glatt erklären, daß der oder die Darsteller des Wüstenzuges von dem Nomadenleben in Wüsten und Salzsteppen keine Ahnung gehabt haben. Daß sie von einigen, durch Erzählungen bekannt gewordenen Kuriositäten wie Manna, Wachteln, Bitterwasserbrunnen, bei Chamsin feuerausstrahlenden Dornbüschchen u. a. m. einige Kenntnis hatten, ist wohl richtig, aber von den Bedürfnissen und den Lebensmöglichkeiten eines Hirtenstammes ganz gewiß nicht.[1]

Daß die angegebenen Zahlen märchenhaft sind — 603 500 Krieger, also 2—3 Mill. Menschen — ist selbstverständlich; aber sebst wenn man diese Zahl durch 5000 teilt, wären immer noch zuviel da, um in der Sinaiwüste als geschlossene Masse mit Schafen und Rindern zu leben. Mit Schafen und Rindern kann man sich übrigens auf der Sinaihalbinsel überhaupt nicht

[1] Burckhardt weist auf folgende Möglichkeiten hin. Die „feurigen Schlangen" könnten ein sprachliches Mißverständnis sein; der arabische Pentateuch hat: „Schlangen mit feurigem Biß". Sodann erörtert er die Möglichkeit, daß die Früchte des Gharkadstrauches vielleicht imstande seien, bitteres Wasser süß zu machen. Im arabischen Pentateuch heißt es: „Und der Herr führte ihn (Moses) zu einem Baum, von welchem er etwas ins Wasser warf, welches darauf süß wurde".

dauernd aufhalten, vielmehr können die Schaf- und Rinderhirten nur in dem schmalen Zwergstrauch-Salzsteppenstreif an der Mittelmeerküste gewandert sein. Hirtenstämme müssen auf ihren Wanderungen sich teilen, müssen getrennt marschieren, müssen wieder zusammentreffen, dürfen nie lange an einem Ort sitzen. Von alledem enthält die biblische Darstellung nichts — gar nichts. Dauernd sitzt der ganze Haufe zusammen, von dem Vieh ist nur dann die Rede, wenn Opfer dargebracht werden, während doch in Wirklichkeit die Sorge für die Tiere das ganze Denken von Nomaden in Anspruch nimmt — nehmen muß.

Daß die Darstellung von der Einrichtung des Jahwekultes mit Bundeslade, großen Umhängen, Priestergewändern, goldenen Leuchtern, Purpurfärberei, langen Brettern, ferner die Vorschriften über Weizenernte und Einherbsten, von Seekuhfellen und Tauben, vom Kelterertrag, Herbstlese, Weinbergen, Ölgärten, Aussatz der Häuser, Weinverbot für die Nasiräer und viele andere schöne Dinge nicht auf der Wüstenreise, sondern in Jerusalem oder sonstwo in Palästina, und zwar in recht später Zeit, entstanden sind, versteht sich von selbst. Spätere Priesterdarstellungen!

Im Gegensatz zu der Patriarchenzeit, in der meist mögliche Zustände, Vorgänge, kulturelle Lebensformen dargestellt sind, setzt sich also der Aufenthalt in Ägypten und die vierzigjährige Wanderzeit in Wüsten und Steppen fast nur aus Unmöglichkeiten zusammen — alles Märchen und Zauberei —, nichts von Wirklichkeit, nichts von dem so bezeichnenden Nomadenleben in der Salzsteppe, von der Wüste Sinai ganz zu schweigen. Erst am Schluß dieses Märchens, als in IV. Mose 33 die Lagerstätten der Israeliten aufgezählt werden, da wird das Bild mit einem Schlage anders. Ganz nüchtern und kurz, nach Art und Beschreibung einer Karawanenstraße, erfolgt Schlag auf Schlag die genaue Angabe der Rastplätze. So konnte ein kleiner Haufe von Beduinen oder sonstiger Pilger im Bereich der Salzsteppen von Ägypten südlich der Küste — nicht in der Wüste Sinai — und später im Bereich der Salzsteppenbergländer der Ghorregion herumgezogen sein. Da fehlt der Untergang des Pharao und alle die Zauberdinge, lediglich Lagerplätze werden genannt, wohl solche mit Wasserstelle und Weideland. Es ist also möglich, daß ein Haufe Flüchtlinge so kreuz und quer herumgezogen und schließlich nach Moab gekommen ist — einfach als Nomaden, ohne Wunder- und Zaubererlebnisse. Mit dem Erreichen von Moab hören diese auch in dem Hauptbericht auf, und die kulturellen Lebensformen werden natürlich, lebenswahr. Sehen wir uns diese zunächst einmal an!

d) Die Eroberung von Moab

Aus Osten oder Südosten augenscheinlich dringt ein Beduinenvolk ein. Es sind — das festzustellen ist wichtig — nicht flüchtige, gefährliche Kamelbeduinen der Wüste, sondern Schafbeduinen, wie sie bisher beschrieben worden sind. Die Darstellung bleibt einheitlich. Diese Schafbeduinen finden in dem Ostjordanland feste Städte, offene Dörfer und Zeltlager von Hirten. Es handelt sich um Staaten und Könige der Midianiter, Ammoniter, Amoriter; auch Amalekiter und Keniter werden erwähnt. Die Bewohner sind reich an Geräten und Metallen: Gold, Silber, Kupfer, Eisen,

Zinn, Blei. Sie haben Schafe, Rinder, Esel, erstere der Zahl nach weit überwiegend. Dagegen werden Kamele nicht erwähnt.

Das Land wird erobert, die Städte zerstört, die Herden geraubt, die Männer getötet, Frauen und Kinder als Sklaven behalten. Die Stämme Gad und Ruben sowie die Hälfte von Manasse siedeln sich im Ostjordanlande an. Gad und Ruben bauen die zerstörten Städte wieder auf, aber Manasse erobert das Gileadgebirge und bezieht Zeltlager, hält also am Nomadenleben fest, wenigstens wird der Bau von Städten nicht erwähnt (IV. Mose 32, 39—42). Wenn der eindringende Hirtenstamm stark genug war, so hätte die Geschichte diesen Verlauf nehmen können. Hier stehen wir aber vor einer meines Erachtens unlöslichen Schwierigkeit. Die das Salzsteppenbergland umgebenden Wüsten waren und sind noch heutzutage für Schafhirten einfach tabu. Sie können in kleinen Abteilungen, mit kleinen Herden, dort zur Not wandern und weiden, nicht aber zu großen erobernden Völkern anwachsen.

Die Salzsteppen-Flachländer und -Bergländer südlich der mit Städten und Dörfern besiedelten, an Herden und Zeltlagern reichen Bergländer des West- und Ostjordanlandes sind ausgesprochene Rückzugsgebiete, deren Bewohner geringe Stoßkraft besitzen. Wenn es noch Schafbeduinen aus dem Edomiterland und dem südlichen Moab gewesen wären, dann ginge es ja noch an, aber Schafbeduinen aus den Grenzgebieten der Wüste, die sich zu schwach fühlen durch Edom zu ziehen, die sollen mit einem Mal, als starkes Volk mit zahlreichen Herden daherkommend, das stadt- und volkreiche Moab erobern! Ohne Jahwes Wunder ginge das nicht, mit diesem darf man aber in einer wissenschaftlichen Darstellung nicht rechnen. Ja, wenn die Angreifer Kamelbeduinen, die Angegriffenen Schafbeduinen gewesen wären, dann läge die Sache anders. Aber so — —!

Lassen wir die Frage fallen und wenden wir uns zunächst der Eroberung Westpalästinas zu!

e) Die Eroberung Westpalästinas

Ist die Eroberung des Ostjordanlandes durch Schafbeduinen aus den Grenzländern zwischen Salzsteppengebirgen und Wüsten eine physische Unmöglichkeit, so führt uns die Darstellung der Eroberung Kanaans aufs neue in ein Märchen aus 1001 Nacht. Eine Wundertat Jahwes eröffnet die Märchenerzählung — Jerichos Mauern stürzen ein. Dann folgen Schlag auf Schlag die Siege, ganz Kanaan wird erobert, die Bewohner ausgerottet, nichts geschont, das Land aufgeteilt. Und dann kommt das Fazit in Richter 1, 27 ff.: Es werden alle Städte aufgeführt, in denen sich die vorisraelitische Bevölkerung behauptet hat, die die Israeliten also nicht erobern konnten! Mit Erstaunen muß man feststellen, daß gerade die Vorzugsgebiete — die Küstenebene, das Jesreelflachland, z. B. Megiddo, die wichtige Djaludsenke nebst der den Eingang zu dieser Ebene beherrschenden Stadt und Oase Beth Sean (= Besan) — nicht genommen wurden. Die Küstenorte, die in der Geschichte der Ägypter oft genannten Hauptorte — sie alle blieben in der Hand der Ka-

naaniter. Also — die Vorzugsgebiete konnten die Eroberer nicht nehmen, aber in den gebirgigen Rückzugsgebieten, in dem Gebirge Ephraim, in Judäa, im gebirgigen Galiläa, in der westjordanischen Wüste, ebenso wie in den gebirgigen, von Schluchten zerschnittenen Rückzugsgebieten des Westjordanlandes — da sitzen nachher die „Sieger". An dieser Tatsache ist nicht zu rütteln, und sie enthält eine kulturgeographische Unmöglichkeit!

Sieger suchen sich stets die besten Gebiete — die besten nach Fruchtbarkeit und günstiger Verkehrs- und Handelslage —, nicht aber gebirgige Rückzugsgebiete aus. Daß die Lage der Israeliten trostlos war, beweist einwandfrei das Buch der Richter. Natürlich wird eine religiöse Erklärung herangezogen: Israel sollte durch die Kanaaniter auf die Probe gestellt werden.

Richter 3, 4—6 heißt es: „Sie dienten dazu, um Israel auf die Probe zu stellen, um zu erfahren, ob sie den Geboten Jahwes gehorchen würden, die er ihren Vätern durch Mose gegeben hatte. So wohnten die Israeliten inmitten der Kanaaniter, Hethiter, Amoriter, Pheresiter, Heviter und Jebusiter, nahmen sich ihre Töchter zu Frauen und verheirateten ihre Töchter an die Söhne jener und dienten ihren Göttern." Also nicht einmal der Jahwekult blieb bei den meisten erhalten!

Folgende Stellen erläutern die Sachlage: Richter 1, 34: „Die Amoriter aber drängten die Daniten auf das Gebirge und ließen sie nicht in die Ebene herabsteigen."

Diesen Satz darf man wohl verallgemeinern und sagen: So war es augenscheinlich überall!

Sehr wichtig ist der Abschnitt: Debora und Barak. Die Richterin Debora wohnte im Ephraimgebirge zwischen Rama und Bethel, dagegen beherrschten die Kanaaniter die Jesreelebene, „denn König Jabin besaß 900 eiserne Wagen". Die in den Gebirgen Samarias und Galiläas wohnenden Israeliten werden von Debora und Barak auf religiöser Grundlage zu einem Kriegszug aufgeboten, und in der Jesreelebene wird ein Sieg erfochten. Sisera, der Feldherr Jabins, wird von Jael, der Frau des Keniters Heber, erschlagen.

Das Deboralied soll der älteste Teil der Bibel sein. In diesem Liede werden Rosse, Kriegswagen und Kamelbeduinen erwähnt, also kann das Lied nicht uralt sein, sondern dürfte erheblich nach 1100 v. Chr. fallen.

Die Folgen dieses Sieges waren jedenfalls gleich Null. Richter 6, 1—6 schildert mit geradezu klassischer Einfachheit und Klarheit die weitere Sachlage:

Richter 6, 1—6: „Als aber die Israeliten taten, was Jahwe mißfiel, gab sie Jahwe sieben Jahre lang in die Gewalt der Midianiter. Und die Midianiter gewannen die Oberhand über Israel. Zum Schutze vor den Midianitern machten sich die Israeliten die Schluchten, die sich in den Bergen befinden, und die Höhlen und die Bergfesten. Und so oft die Israeliten gesät hatten, zogen die Midianiter, die Amalekiter und die im Osten heran und zogen gegen sie heran. Und sie lagerten sich wieder sie und vernichteten die Früchte des Landes bis nach Gaza hin und ließen keinerlei Lebensmittel in Israel übrig,

auch nicht Schafe, Rinder und Esel. Denn sie zogen heran mit ihren Herden und Zelten und kamen so massenhaft wie Heuschrecken; sie selbst, wie ihre Kamele, waren ohne Zahl und sie drangen in das Land ein, um es zu verheeren. So wurde Israel durch die Midianiter sehr geschwächt; da schrieen die Israeliten zu Jahwe um Hilfe."

Die Darstellung erinnert eindringlich an Zustände, wie sie vor der Besitzergreifung Afrikas durch die kolonisierenden Mächte in den islamisch-heidnischen Grenzländern bestanden, z. B. in Adamaua. Die Mohammedaner beherrschten die Ebenen mit fruchtbarem Boden und die Verkehrswege, die Heiden waren in die Gebirge gedrängt, wo sie kümmerlich von

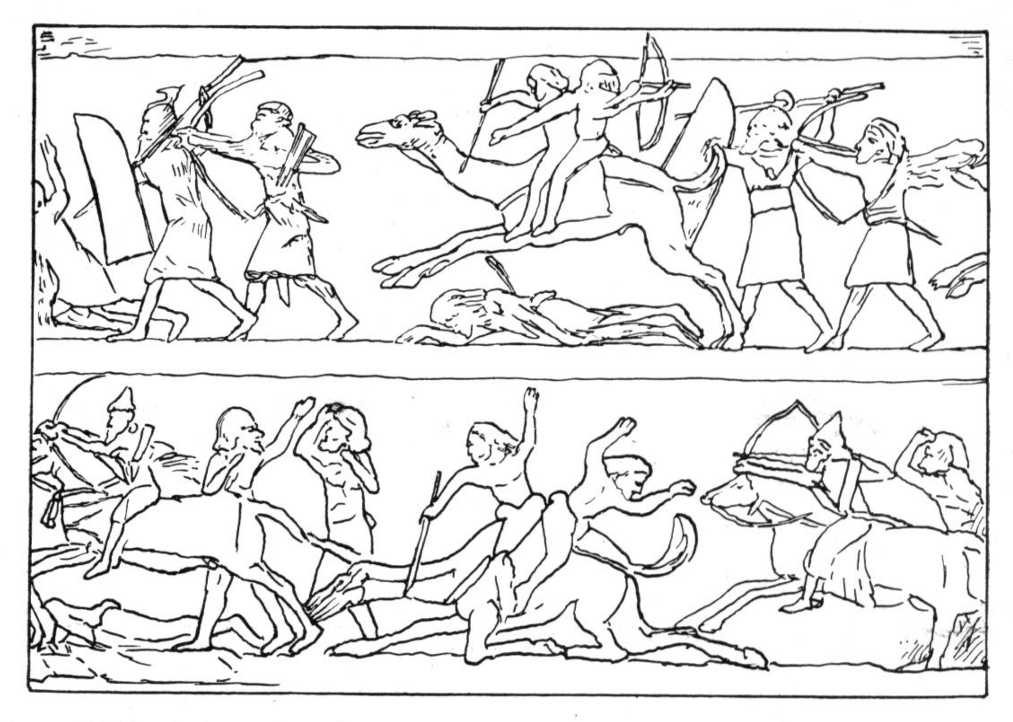


Abb. 103. Kämpfe zwischen Assyrern und Kamelbeduinen
Photo Mansell, nach Meißner, Babylonien

Kleinviehzucht und Feldbau lebten. Oft genug mußte man die Felder am Fuß der Gebirge auf fruchtbaren Böden anlegen, und diese Felder wurden zur Erntezeit überfallen. Auch drangen die Kriegszüge der Sklavenjäger in die Gebirge selbst ein. Dörfer und Festungen wurden jahrelang belagert, aber nicht selten holten sich die Angreifer blutige Köpfe. Einen solchen Überfall der Gebirgsleute auf die Beherrscher der Ebenen schildert das Deboralied in maßloser Übertreibung — maßlos wie überall in solchen Heldengesängen.

Der Midianiterkrieg zeigt aber noch etwas ganz anderes. Zum erstenmal in der Bibel treten uns hier K a m e l b e d u i n e n entgegen. Doch davon später mehr.

Daß sich die Kämpfe der Israeliten gerade in den Gebirgen abspielten, zeigen auch folgende Stellen: I. Samuel 13: Die Juden sind aufständig und Jonathan zerschlägt die Säule der Philister in Geba. Das Philisterheer rückt an.

I. Samuel 13, 6—7: „Als nun die israelitische Mannschaft sah, daß sie in die Enge geriet, weil sie bedrängt wurde, da verkroch sich das Volk in Höhlen, Erdlöchern, Felsspalten, Kellern und Gruben und ging über die Jordanfurten ins Land Gad und Gilead. Saul jedoch war noch im Gilgal; alles Kriegsvolk aber hatte ihn aus Angst verlassen."

Saul und Jonathan kämpfen als Angegriffene im Gebirge Ephraim, Gibea und in der Ebene Rephaim, d. h. also bei Jerusalem — im Herzen des eigenen Landes! Allein weit wichtiger noch und überaus beachtenswert ist folgende Darstellung aus dem Judithbuch:

Der Feldherr Nebukadnezars, Holofernes, hat die eigentlichen Kulturländer Palästinas unterworfen; nicht aber die in den Gebirgen sitzenden Israeliten, die sich zum Widerstand rüsten und jeglichen Berggipfel befestigen und in den Ebenen Verhaue errichten (Judith 5, 1). Holofernes hat nie etwas von diesem Volke gehört (!) und wird von dem Führer der unterworfenen Ammoniter über die Geschichte der Israeliten belehrt. Da heißt es, daß ihre Tempel zerstört und sie in die Verbannung geschickt worden sind. Nach ihrer Rückkehr aus dem Exil aber hätten sie Jerusalem eingenommen, woselbst ihr Heiligtum ist, und haben sich niedergelassen im Gebirge, weil es unbewohnt war (Judith 5, 19).

Abgesehen von dem geschichtlichen Irrtum — erst Nebukadnezar hat sie in die Verbannung geschickt —, wird die Darstellung wohl charakteristisch sein. Die Kulturländer waren erobert, aber in den Gebirgen saßen die Israeliten — also in den gebirgigen Rückzugsgebieten!

Diese biblische Darstellung wird durch die Angaben in den Armarna-Tontafeln bestätigt. Nach Ed. Meyer und Sellin hatten die Chabiri „das Gebirge" im Besitz. Damit wäre der Beweis erbracht, daß die Chabiri bzw. Israeliten nicht als siegreiche Eroberer ins Land eingedrungen sein können, daß sie vielmehr ein in die gebirgigen Rückzugsgebiete gedrängter Stamm waren. Als aber die ägyptische Herrschaft zerfiel, stiegen sie siegreich in die Ebene hinab — zuerst wohl als Räuber, dann als Eroberer. Das geschah in der Zeit 1400—1300 v. Chr. Zur Zeit der assyrischen Kriege saßen die Israeliten wieder in den Gebirgen und waren dem Feldherrn Holofernes nicht einmal dem Namen nach bekannt! Die Israeliten saßen als freies, aber doch verdrängtes Volk in schwer zugänglichen Rückzugsgebieten, während die der Bibel nach dauernd besiegten, geknechteten, ausgerotteten Kanaaniter, Philister, Ammoniter, Moabiter usw. die fruchtbaren eigentlichen Kulturländer bewohnten — und das alles nach der glorreichen Regierung Davids und Salomos, wenigstens gemäß der Darstellung im Buche Judith.

Die Geschichte lehrt, daß Palästina meist von Fremden regiert wurde. Entweder stand es unter ägyptischer oder hethitischer oder assyrischer Herrschaft und Verwaltung. Die Israeliten aber führten inmitten dieser geschichtlichen Vorgänge in ihren gebirgigen Rückzugsgebieten ein Sonderleben, und die ganze biblische Darstellung von Eroberungen, Vernichtungskriegen usw. ist mehr oder weniger märchenhafte Sage. Damit sind wir aber zu einem überaus interessanten und schwierigen Problem gelangt, nämlich zu dem der Erklärung des Judentums überhaupt. Allein

bevor wir uns diesem Problem zuwenden, wollen wir erst noch einmal die kulturellen Lebensformen kennenlernen, die nach der Eroberung Kanaans in der Bibel vorkommen.

f) Nach der Eroberung Kanaans

Schafnomaden, die im Lande herumziehen, entweder als trotzige Herren oder als geduldete Fremdlinge — Fulbemotiv! —, kommen nicht mehr vor. Es muß unbedingt auffallen, daß in dem V. Buch Mose, das freilich spät erst entstand, und ferner in dem Buch Samuel — ganz im Gegensatz zu der Zeit vor der Eroberung — regelmäßig Rinder an erster Stelle genannt werden, dann folgen Schafe oder gar erst der Esel und dann das Schaf. Nur beim Passahfest und bei der Aufzählung der Beute wird das Schaf, weil es am zahlreichsten vertreten ist, zuerst genannt. Als Beispiele seien genannt: V. Mose 7, 13—15, 19; 17, 1; 18, 3; 28, 15, 31, 51. Das Rind war also damals wichtiger als das Schaf. Sonst kommen an Haustieren neu hinzu Rosse, die Wagen ziehen.

An Kulturpflanzen werden immer wieder genannt: Weizen, Gerste, Ölbaum, Weinstock, Feigenbaum, Granatapfelbaum. Letzterer beweist das Vorhandensein von künstlicher Bewässerung. Neben den Städten finden sich Baumkulturen mit Fruchtbäumen — also vermutlich Oasen.

Wichtig ist nach dieser Richtung V. Mose 20, 19—20: „Wenn du eine Stadt behufs ihrer Belagerung lange Zeit einschließen mußt, um sie zu erobern, so verdirb nicht die zu ihr gehörenden Bäume, indem du die Axt an sie legst, sondern genieße ihre Früchte, sie selbst aber haue nicht um. Oder sind etwa die Bäume des Feldes Menschen, daß auch sie der Belagerung von dir unterworfen werden sollten? Nur solche Bäume, von denen du weißt, daß sie keine eßbaren Früchte tragen, darfst du verderben und umhauen, um gegen die Stadt, welche Krieg mit dir führt, Belagerungswerke zu errichten, bis sie fällt."

Bei der Belagerung von Rabba-Ammon wird eine Festungsstadt ausdrücklich von der Wasserstadt unterschieden (II. Samuel 12, 26) — das ist doch wohl eine Oasenstadt. Auch Sephoris (Saffurie) hat heute noch einen Oasenort und eine — einst stark befestigte — eigentliche Stadt.

Die Belagerung einer israelitischen Bergstadt mit Besetzung der Quelle, mit dem Aufbrauchen des Zisternenwassers und der sich daran anschließenden Not schildert übrigens das Buch Judith anschaulich.

Hinsichtlich der sozialen Verhältnisse sei auf das Vorhandensein der Schützlinge aufmerksam gemacht. Es waren Fremde und Flüchtlinge, die sich unter den Schutz der Juden gestellt hatten, wie umgekehrt auswandernde Juden sich unter fremden Schutz stellten. Genau dasselbe geschieht heutzutage — es hat sich in der Hinsicht im Orient eben nichts geändert.

Dasselbe gilt für folgende Erscheinung. Inmitten eines Volkes liegt eine Ortschaft, die von Fremden bewohnt wird, die man daselbst angesiedelt hat. Wie heute noch inmitten der arabischen Bevölkerung ein von Tscherkessen oder Turkmenen bewohntes Dorf liegt, so lag inmitten der Israeliten der Amoriterort Gibeon, der in der biblischen Geschichte so oft erwähnt wird. Das nur als ein Beispiel. Die Juden ihrerseits lebten während der Makkabäerzeit im Ostjordanland nur in kleinen Kolonien — Gastkolonien — in

Städten, und Judas Makkabäus holte diese heraus und brachte sie nach Jerusalem (I. Makk. 5).

Seit der Eroberung Kanaans treten uns nun aber noch drei neue kulturelle Lebensformen entgegen, die vorher fehlen: Kamelbeduinen, Landsknechte und Leviten. Dazu kommt das Proletariat, das ja im Orient eine so große Rolle spielt.

Die Kamelbeduinen. Es ist eine der auffallendsten Tatsachen, daß in der Bibel Kamele kaum erwähnt werden. Die wenigen Stellen, in denen das geschieht — dort könnten die Kamele ebensogut durch Esel ersetzt oder überhaupt nicht genannt werden —, sind augenscheinlich jüngeren Datums. Die Israeliten haben sie also nach dem Pentateuch nicht gehabt. Auch bei den Stämmen der Ammoniter, Moabiter, Edomiter, Midianiter, Amalekiter werden sie in der ältesten Zeit nicht genannt.

Das ändert sich mit dem Buch der Richter insofern, als dort einige Male wenigstens Kamelbeduinen festgestellt werden können. Richter 6 kennen wir bereits. Midianiter, Amalekiter „und die im Osten", d. h. Ammoniter und Moabiter, „kamen so massenhaft wie Heuschrecken; sie selbst, wie ihre Kamele, waren ohne Zahl, und sie drangen in das Land ein, um es zu verheeren".

Die geschwinden Räuber mit ihren Ghasu = Raubzügen werden trefflich gekennzeichnet, und ebenso die Flucht der Israeliten in die Gebirge.

Richter 7, 12 schildert mit fast den gleichen Worten die Sachlage.

Berittene Kamelbeduinen beginnen, wie es scheint, zwischen 1100—1000 v. Chr., die Zeit der aramäischen Völkerwanderung und der Chabiri hat sie wohl noch nicht gekannt.[1]

Noch weit lebendiger und überzeugender ist aber die Darstellung von Davids Raubzügen, die er unternahm, als er zu den Philistern geflohen war und bei König Achis von Gath lebte. Achis hatte ihm die Stadt Ziklag als Wohnsitz angewiesen, ihm und seinen Leuten.

I. Samuel 27, 8—11: „Und David zog mit seinen Leuten hinauf, und sie brachen bei den Gesuritern, den Gisritern und den Amalekitern ein; denn das sind die Bewohnerschaften des Landes, welches sich von Telam bis nach Sur und bis nach Ägypten erstreckt. Und wenn David ein solches Gebiet überfiel, ließ er weder Mann noch Weib am Leben, nahm Schafe, Rinder, Esel, Kamele und Gewänder weg und kehrte so zu Achis zurück. Fragte dann Achis: Wo seid ihr heute eingebrochen? so antwortete David: Im Südlande von Juda, oder: Im Südlande der Jerahmeeliter, oder: Im Südlande der Keniter! David ließ aber weder Mann noch Weib leben und nach Gath kommen, in der Erwägung: Sie könnten gegen uns zeugen und berichten: So hat David gehandelt! Dieses Verfahren übte er, so lange er sich im Landgebiete der Philister aufhielt."

David wird hier als ein Räuberhauptmann von größter Grausamkeit und Blutgier geschildert. Wenn er Kamelbeduinen überfiel, dann mußte er selbst beritten — zu Pferd oder auf Reitkamel — gewesen sein. Zu Fuß kann man diese flüchtigen Gesellen nicht ihrer wertvollsten Habe gewaltsam

[1] Als Lasttier erscheint das Kamel seit etwa 1400 v. Chr.

berauben. Und siehe da, für die Richtigkeit dieser Forderung bringt die Bibel den Beweis.

Als David von Ziklag abwesend war, fielen die Amalekiter ihrerseits ein, brannten die Stadt nieder und raubten die Frauen, Söhne und Töchter. Es berührt eigentümlich, daß die Bibel betont, die Amalekiter hätten alle, „ohne jemand zu töten", gefangen genommen. David beschwört mit Hilfe seines Ephods, einer Figur mit Priestergewand, die ihm als Fetisch diente, Jahwe, der auch erscheint und Verfolgung der Feinde anordnet. David setzt mit 600 Mann nach. David fand einen Sklaven der Amalekiter, der krank liegen geblieben war, und dieser diente als Wegweiser.

I. Samuel 30, 16—17 heißt es: „Als er ihn nun hinführte, da hatten sie sich weithin über die Gegend ausgebreitet, aßen und tranken und feierten ein Freudenfest über all der großen Beute, die sie aus dem Philisterland und dem Lande Juda mitgebracht hatten. David aber schlug sie vom Nachmittage bis zum Abend und vollstreckte an ihnen den Bann, so daß keiner von ihnen entkam außer 400 Knechten, die sich auf die Kamele schwangen und entflohen."

Damit sind die Kamelbeduinen, die ein Ghasu nach Ziklag unternommen hatten, einwandfrei festgestellt. Die von den Kamelbeduinen geraubten Tiere aber waren — nach I. Samuel 30, 20 — Schafe und Rinder. Die Darstellung von Davids Raubzügen führt nun unmittelbar zu der Betrachtung der Landsknechte über.

Die Landsknechte. Für die Geschichte des Orients ist die große Rolle bezeichnend, die die Landsknechte und Landsknechtführer im politischen Leben gespielt haben. Sehr viele große Sultane und Staatengründer waren Landsknechtführer, z. B. Saladin. Da gebirgige Rückzugsgebiete sehr häufig wegen der eintretenden Übervölkerung Landsknechte und Söldner entsenden — im Orient tun das obendrein die seßhaft werdenden Nomaden, die gern das kriegerische Landsknecht- und Räuberleben mit dem des Bauern und Stadtproletariers vertauschen —, so hat es nie an willensstarken, rauhen, mutigen Söldnernaturen gefehlt. In der Bibel spielen nun staatengründende Landsknechtführer eine überaus wichtige, zum Teil entscheidende Rolle.

Der erste Gewaltherrscher, der mit Hilfe von Landsknechten eine Herrschaft in Sichem, also dem damaligen Hauptort des Jahwekultes, begründet, ist Abimelech. In Sichem herrscht die Familie Jerubbaals siebenzig Köpfe stark. Abimelech, ein Sohn Jerubbaals, macht zuerst durch die Familie seiner Mutter für sich und gegen die siebenzig Stimmung und verschaffte sich Geld — 70 Silberschekel aus dem Tempel des Bundesbaal.

„damit dingte sich Abimelech nichtsnutzige, leichtfertige Menschen und wurde ihr Anführer. Darauf begab er sich zum Palaste seines Vaters nach Ophra und ermordtete seine Brüder, die Söhne Jerubbaals, 70 Mann, auf einem Steine; ..." (Richter 9, 4).

Klarer kann dieses echt orientalische Idyll nicht gekennzeichnet werden! Abimelech spielt dann als Landsknecht-Gewaltherrscher eine große Rolle.

Der zweite Landsknechtführer ist Jephtha aus Gilead. Er war, weil er ein Bastard war, von seiner Familie ausgestoßen.

Richter 11, 3—6: „So entwich Jephtha vor seinen Brüdern und nahm seinen Aufenthalt im Lande Tob. Da scharrten sich um Jephtha nichtsnutzige Leute, die zogen mit ihm aus. Nach einiger Zeit jedoch begannen die Ammoniter Krieg mit Israel. Als aber die Ammoniter Krieg mit Israel begannen, machten sich die Vornehmsten Gileads auf den Weg, um Jephtha aus dem Lande Tob herbeizuholen. Sie sprachen zu Jephtha: Komm und werde unser Anführer, so wollen wir gegen die Ammoniter kämpfen!"

Die Sachlage ist klar. Jephtha hatte sich als kühner Bandenführer einen solchen Namen gemacht, daß man ihn in der Kriegsnot zum Landsknechtherzog machte.

Man erkennt aber noch mehr aus der biblischen Darstellung.

Richter 12, 1 heißt es: „Es wurden aber die Ephraimiten aufgeboten; sie zogen nordwärts und sprachen zu Jephtha: Warum bist du in den Kampf gegen die Ammoniter gezogen und hast uns nicht gerufen, daß wir mit dir zögen? Nun wollen wir dein Haus über dir in Brand stecken!"

Die Ephraimiten, der stärkste Stamm der Israeliten, werden geschlagen. Augenscheinlich war der Landsknechtherzog ihnen zu mächtig geworden, bzw. er war ein Usurpator; daher der Bürgerkrieg. „Und Jephtha richtete Israel sechs Jahre." Das heißt doch wohl, er hatte sich ganz Israel gewaltsam unterworfen.

Ein anderer Landsknechtsultan war zu Davids und Salomos Zeit Reson. Um Salomo für seine Abgötterei zu strafen, schickte Jahwe ihm Feinde auf den Hals, darunter auch diesen Reson.

I. Könige 11, 24: „Dieser sammelte Leute um sich und ward Oberster einer Streifschar damals, als David das Blutbad unter den Aramäern anrichtete; und er eroberte Damaskus und setzte sich darin fest und wurde König in Damaskus."

Der bedeutendste Räuberhauptmann und Landsknechtsultan war aber David selbst. Im Kampf mit einem Goliath — Bezeichnung für den Vorkämpfer eines Stammes der Philister — erwirbt er sich die Sporen, fällt dann aber bei Saul in Ungnade und führt in der westjordanischen Wüste ein Räuberleben, bis er zu den Philistern fliehen muß. Hier der Beweis:

I. Samuel 22, 1—2: „Da ging David von dort hinweg und entrann in die Bergfeste Adullam. Als nun seine Brüder und seine ganze Familie dies erfuhren, kamen sie zu ihm hinab. Und es scharten sich um ihn allerlei Bedrängte, sowie jeder, der einem Gläubiger verfallen war, und allerlei mißvergnügte Leute, und er wurde ihr Hauptmann. Bei 400 Mann schlossen sich ihm an."

Als Bandenführer hilft er der Stadt Kegila gegen die Philister, flieht dann aber vor Saul in die Wüste Siph. Am Toten Meer in Engedi spielt die Sage von Saul in der Höhle. In Maon, am Rande der Wüste, will er von Nabal, einem reichen Manne, zum Danke dafür, daß er (David) ihn nicht ausgeplündert hat, Lebensmittel erheben, wird aber abgewiesen. Nabals Antwort ist bezeichnend:

I. Samuel 25, 10—11: „Heutzutage gibt es genug Knechte, die ihrem Herrn davonlaufen! Soll ich etwa mein Brot, meinen Wein und mein

Schlachtvieh, das ich für meine Scherer geschlachtet habe, nehmen und an Leute weggeben, von denen ich nicht einmal weiß, woher sie sind?"

Nun will der Räuberhauptmann David den Nabal töten, aber angeblich rettet Nabals Frau Abigail ihren Mann. Da aber zehn Tage später Nabal doch stirbt und David Abigail sich als Frau holt, ist der Fall verdächtig.

Zu den Philistern geflohen, unternimmt David Raubzüge gegen alle Nachbarstämme, wie bereits erwähnt (S. 309). Als die Philister gegen Israel ziehen, will der Landsknechthauptmann David ihnen helfen, allein die Philisterfürsten lehnen seine Hilfe aus Furcht vor Verrat ab.

Nun folgt die Verfolgung der Kamelbeduinen (S. 310) und die Rückkehr mit reicher Beute. Diese Beute benutzt David, um die Vornehmen in Judäa für sich zu gewinnen.

I. Samuel 30, 26—31 heißt es: „Als aber David nach Ziklag zurückkam, sandte er einen Teil der Beute an die ihm befreundeten Vornehmen Judas mit der Botschaft: Hier habt ihr ein Geschenk von der Beute der Feinde Jahwes! Ebenso an die von Bethul, an die von Ramath im Südland, an die von Jattir, an die von Arara, an die von Siphmoth, an die von Esthemoa, an die von Karmel, an die in den Städten der Jerahmeeliter, an die in den Städten der Keniter,[1] an die von Horma, an die von Bor-asan, an die von Athach, an die von Hebron und an alle die Orte, an denen David mit seinen Leuten umhergestreift war."

Erfolg war ihm beschieden. Nach Sauls Tode zog der Landsknechtführer nach Hebron und wurde dort zum König gesalbt. Ein neues Landsknechtsultanat war begründet!

Die Geschichte des Orients zeigt es immer wieder, daß in Zeiten der Blüte Volksstaaten, meist mit erblichem Königtum, die Führung haben. Tritt aber innerer Verfall ein, so kommt es zu der Gründung von Landsknechtsultanaten. Auch David-Salomos Zeit war eine Zeit allgemeinen Verfalls im Bereich der Großstaaten Ägypten, Hethitien, Assyrien. Nur diesem Umstand verdankte Israel eine kurze Blütezeit. Das hat z. B. Eduard Meyer längst überzeugend klargestellt.

Übrigens stützten sich David und Salomo hauptsächlich auf fremdstämmige Söldner, wie Kreter und Plether — Gibborim genannt.

Wie die Israelkönige sich auf fremdstämmige Söldner stützten, so lieferten die gebirgigen Rückzugsgebiete Palästinas Landsknechte für die anderen. Bekannt ist die jüdische Legion in Philä. David selbst stand einmal im Philistersold, der Feldherr der Assyrier, Holofernes, redet von den „Mietlingen Ephraims", die in seinem Heere waren (Judith 6, 2). Man wird wohl annehmen dürfen, daß jüdische Landsknechte keine Seltenheit gewesen sind.

Die Leviten. In der Gesetzgebung auf dem Sinai wird der Geistlichkeit eine ganz besondere Rolle angewiesen. Sie bilden gleichsam einen Stamm, aber ohne Feldbau und Landbesitz. Sie leben von den Abgaben, die an sie gezahlt werden. Diese Abgaben sind nach V. Mose 18, 4: Öl,

[1] „An die in den Städten der J. und K." — also bildeten die Israeliten dort lediglich eine Gemeinde, eine Gastkolonie.

Most, Getreide, Wolle; von jedem Rind- oder Schafopfer erhalten sie bestimmte Stücke. Josua errichtet bestimmte Levitenstädte mit einem Weidegebiet rund um die Stadt. 42 solcher Städte gab es in Israel, dazu 6 Freistädte für Mörder zum Schutz gegen Blutrache. Außer den offiziellen Levitenstädten gab es in einzelnen Orten Niederlassungen von Leviten, so z. B. in Gibea, wo die bekannte Schandtat der Benjaminiten stattfand (Richter 19).

Das Proletariat. Auf die große Bedeutung des Proletariats im Orient und die Einstellung des öffentlichen Lebens und vieler Sitten auf diese Klasse ist früher schon hingewiesen worden. In der Bibel tritt die starke Rücksichtnahme auf sie deutlich in Erscheinung. Genau so wie in der islamischen Welt die Ulemā sich auf das Proletariat stützen, um Macht und Einfluß zu gewinnen, genau so hat die jüdische Geistlichkeit alles getan, um die Verarmten an sich zu fesseln. Diese Tatsache ist bekannt; es wird also genügen, auf einige Bestimmungen hinzuweisen.

Es ist interessant zu sehen, daß die Begünstigung des Proletariats noch nicht in der sinaitischen Gesetzgebung hervortritt, sondern erst im fünften Buch Moses, das ja in der assyrischen Zeit im Tempel „gefunden" worden ist. Damals hatten die Priester die genügende praktische Erfahrung gesammelt, um die Wichtigkeit des Proletariats zu verstehen und die Gesetzgebung danach einzurichten. Diese aus politischen Gründen getroffenen Bestimmungen sind die einzigen des Pentateuchs, die einen moralischen Anstrich haben. Sonst enthalten die fünf Bücher Moses neben wirren, legendenhaften Überlieferungen lediglich Bestimmungen einer Kultreligion, die auf recht primitivem, deshalb aber die Massen fanatisierenden Zauberglauben aufgebaut sind. Es kommt ausschließlich auf die Befolgung äußerlicher, dem Zauberglauben entsprungener Vorschriften an — ganz genau nach dem Wort, ohne Gedanken, ohne Überlegung. Ethische Gesichtspunkte fehlen — wie allen Naturreligionen. Diese wurden erst durch die Propheten, die Vertreter des Gefühlslebens, in die Bibel gebracht. Damit kommen wir aber zu der Frage: Worin liegt die Besonderheit der jüdischen Religion?

II. Abschnitt

Die Jahwereligion nach der Bibel

1. Allgemeine Gesichtspunkte

Trotz aller Widersprüche und Unmöglichkeiten hat die Untersuchung der kulturellen Lebensformen, die in der Bibel erscheinen, unzweifelhaft wichtige Gesichtspunkte gebracht, die bei der kritischen Betrachtung der alttestamentlichen Darstellung sicherlich verwertet werden müßten. In der gleichen Weise kann man nun auch die Bibel als ein Ergebnis der ganzen langen religiösen Entwicklung des Judentums betrachten und — indem man sie einfach als Ganzes nimmt, wie sie ist — feststellen, welchen Charakter

die Jahwereligion besitzt und welche Beziehungen zu den landschaftskundlich-ethnologischen Gesetzen sich erkennen lassen.

Die Religionen des Menschen sind menschliches Erzeugnis. Die Gottheit, die er verehrt, hat nicht ihn geschaffen, sondern er hat sie nach seinem Ebenbild konstruiert. Diese seine Schöpfung hängt einmal von seiner angeborenen Begabung, sodann aber von den Einwirkungen der Umwelt ab. Unter Umwelt sei die ganze Summe äußerer Einflüsse verstanden, also Kultur, geschichtliche Ereignisse, menschliche Persönlichkeiten und vor allem die Landschaft. Über die Begabung der einzelnen Völker ist man so gut wie gar nicht unterrichtet, dagegen lassen sich Kultur, geschichtliche Vorgänge, mitunter auch einzelne Persönlichkeiten als vorübergehende, sowie die Landschaft als dauernd wirkende Einflüsse deutlich erkennen. Auf letztere, die vermutlich in der ersten Zeit der Kulturentwicklung ganz maßgebend waren, kommt es hier ja besonders an.[1]

Jede Religion ist der Ausfluß zweier menschlicher Eigenschaften: des Gefühlslebens und des Verstandeslebens. Beide Eigenschaften kommen untrennbar zusammen vor — wie in jedem Menschen —, aber es überwiegt in der Öffentlichkeit entweder die eine oder die andere. Da jede Einseitigkeit und Übertreibung schädlich ist, bezeichnet der Gleichgewichtszustand zwischen religiösem Gefühlsleben und religiösem Verstandesleben den Höhepunkt der Entwicklung — mindestens theoretisch.

Das Überwiegen des Gefühlslebens bezeichnet die Periode des Aufstiegs. Dieser Zustand kennzeichnet den Naturmenschen und den natürlichen Fundamentalcharakter, der sich in schwerem Kampf mit den Naturgewalten befindet und ganz im Zauberglauben befangen ist. Seine Gottheiten sind Naturgewalten mit menschlichen Eigenschaften und oft von Menschengestalt oder greifbare Fetische von verschiedener Art.

Für den Kulturmenschen dagegen, der durch Erziehung dazu gekommen ist, mit Begriffen zu arbeiten, ist bezüglich seiner religiösen Empfindungen eine starke Betonung des Verstandeslebens bezeichnend. Er sucht auf natürliche Weise alles zu erklären, seine Gottheit wird schließlich ein Begriff, verliert die Persönlichkeit.

Die Gefühlsreligionen sind, weil die Naturkräfte zu Gottheiten werden, stets polytheistisch, dagegen neigen Verstandesreligonen, weil sie mit dem Begriff „Gottheit" arbeiten, zum Monotheismus, und obendrein nehmen sie, weil der Verstand im Vordergrund steht, die Form einer Kulturreligion

[1] Wenn nun der Mensch es ist, der seine Götter nach seinem Ebenbild schafft, so darf man zwei Folgerungen ziehen:

1. Eine Kritik an einer Religion und ihrer Gottheiten richtet sich nicht gegen den Begriff Gott und Göttlichkeit, ist keine Gotteslästerung, sondern lediglich eine Beurteilung des Menschen, der sich seine Gottheit oder Gottheiten geschaffen hat.

2. Aus den Eigenschaften der Gottheiten darf man auf die Eigenschaften des betreffenden Volkes schließen.

Demgemäß bezieht sich eine Kritik über Jahve nicht auf die Gottesidee, sondern auf die Schöpfer des Gottes Jahwe und auf die von Menschen geschaffene Jahwereligion. Damit dürfte die Vorstellung von Jahwe als einer menschlichen, durch die Umwelt bzw. durch die Veranlagung des Volkes bedingte Schöpfung klar zum Ausdruck gebracht sein.

an, d. h. in erster Linie kommt es auf eine gewissenhafte Befolgung der Kultvorschriften an, die der Verstand des Religionsgründers ersonnen hat. Entsprechend dem Gesetz von der Harmonie der Gegensätze muß innerhalb eines jeden Menschen ein starkes Gefühlsleben durch ein ebenso starkes Verstandesleben im Gleichgewicht gehalten werden. Der Naturmensch ist ja in der Tat, obwohl er in religiöser Hinsicht der reine Gefühlsmensch ist, gleichzeitig der denkbar größte Wirklichkeitsmensch und schärfste Beobachter. Man wird annehmen müssen, daß der Vertreter einer rein verstandesmäßig aufgebauten Kultreligion nach einer bestimmten Seite hin ein blinder Gefühlsmystiker ist, und zwar müssen in beiden Fällen — beim Naturmenschen und beim Kulturmenschen — Gefühl und Verstand auf religiösem Gebiet einander gegenüberstehen, aber äußerlich tritt beim Naturmenschen das Gefühlsleben, beim Kulturmenschen das Verstandesleben in Erscheinung. Doch wenden wir uns nun der Bibel zu!

Rein theoretisch werden wir annehmen dürfen, daß die alten Überlieferungen, die den Schilderungen der frühesten Zeiten zugrunde liegen, ausschließlich auf Naturmenschen mit überwiegender Gefühlsreligion und auf Naturgottheiten zurückgehen, daß dagegen in späterer Zeit der Kulturmensch, der aus jenen alten, legendenhaften Überlieferungen die biblische Darstellung schuf, mehr verstandesmäßig eingestellt war, daß er mit Begriffen gearbeitet und an der ursprünglichen Gefühlsreligion manches auszusetzen gehabt hat. Vor allem kann er nur monotheistisch gedacht haben. Da ihm der Polytheismus verhaßt war, wird er vom Überlieferten vieles gestrichen und umgemodelt haben. Diese Vermutung bestätigt sich, sobald wir die biblische Darstellung daraufhin prüfen. Man darf wohl annehmen, daß die Juden bis zur Eroberung Kanaans, mindestens bis zur Begründung der Levitenklasse, reine Naturmenschen waren, und daß auch weiterhin das Volk — zum großen Teil auch die Vornehmen — als Naturmenschen den durch Erziehung umgemodelten Kulturmenschen, die der Priesterschaft entsprachen, fremd gegenüberstanden.

Recht interessant ist der Vergleich zwischen der babylonischen und jüdischen Schöpfungssage. Die babylonische bringt die Vorstellung phantasiefreudiger, kindlicher Naturmenschen, die jüdische, die ja lediglich eine Bearbeitung der babylonischen ist, bringt die philosophische Betrachtung des Kulturmenschen verstandesmäßig, kurz, unkindlich, phantasielos. Sie als Ausfluß eines himmelhoch über den anderen Völkern stehenden jüdischen Genius zu feiern, ist einfach kritiklos.

In der Patriarchenzeit schildert der biblische Verfasser auf Grund uralter Sagen Menschen ohne Leben, ohne eigenen Willen, ohne Leidenschaften — Werkzeuge in der Hand eines Gottes, der Jahwe genannt wird. Eines Gottes, nicht ihres Gottes; denn Jahwe erscheint als ein zu ihnen kommender, nicht in ihrer Seele geborener, nicht als ein aus ihrem Geist entstandener Gott. Innerlich haben sie gar nichts mit ihm zu tun. Blinden Gehorsam und mechanische Erfüllung der Kulturvorschriften verlangt er; er seinerseits ist zufrieden, wenn sie gehorchen.

Die Darstellung in der Bibel wirkt aber gerade wegen ihrer Nüchternheit und Phantasielosigkeit auf den in religiöser Stimmung befindlichen

Künstler und Dichter in hohem Grade anregend. Gerade weil seiner Phantasie keine bestimmte Richtung gewiesen wird, kann er selbst seine eigene frei entfalten. Das ist der Grund, warum Maler und Dichter in der biblischen Darstellung ein so reiches Feld der Betätigung gefunden haben. Auch sonst liegt die Sache meist so, daß der religiös eingestellte, gläubige Gefühlsmensch seine Seele, sein Empfinden, seine Gottesfurcht und Andacht in das Alte Testament legt, während dieses den nüchternen und verstandesmäßig vorgehenden Beobachter und Forscher oft genug schwer enttäuscht, und ihm viele Minuseigenschaften enthüllt.

In höchstem Maße zeigt die Seelenlosigkeit, dieses Befreitsein von menschlichen Eigenschaften, Abraham. Man atmet ordentlich auf, wenn er einmal als Kriegsheld geschildert wird oder den Abimelech und den Pharao belügt. Ohne innere Erregung vollzieht er den Befehl, seinen Sohn zu opfern; der religiös-gläubige Leser freilich arbeitet sich in die Stimmung hinein, die er selbst in Abrahams Lage empfinden würde. Dagegen kommt es in der biblischen Darstellung dem Verfasser nur darauf an, den stumpfen, kritiklosen Gehorsam als vorbildlich zu feiern. Da sind Naturmenschen von der Kraft der alten Germanen denn doch ganz andere Menschen! Hildebrand im Kampfe mit seinem Sohne Hadubrand — das ist wirklich großes, tiefes, menschliches Empfinden und der Sieg der Ehre, der Pflicht über Vaterliebe wird großartig wiedergegeben — mit einfachen und doch so ergreifenden Worten!

Isaak ist fast noch mehr entmenschlicht als Abraham, und erst mit Jakob, Esau, Laban, Rebekka beginnen Menschen mit Fleisch und Blut und menschlichen Leidenschaften. Freilich, der Hauptheld ist ein nach unserem Gefühl recht anfechtbarer, sartoider Charakter, der uns wenigstens nicht zu begeistern imstande ist — die Propheten übrigens empfanden genau so!

Auch Joseph hat menschliche Eigenschaften, und die Darstellung seiner Geschichte hinsichtlich seiner Brüder ist auch nach unserem Empfinden ergreifend. Allerdings seine Charakterschilderung entspricht nicht unseren Vorstellungen von sittlicher Höhe; auch er ist im Grunde sartisch eingestellt — Intrigieren gegen die Brüder, Wucherpolitik zugunsten des Pharao!

Moses wird von heutigen Juden als eine Riesengestalt erster Ordnung gefeiert, und wird auch von gläubigen Christen als solche empfunden — Moses von Michel Angelo. Seine Größe und die Tragik seines Lebens besteht indes doch nur darin, daß er als treuer und gehorsamer Diener Jahwes einen aufreibenden Kampf gegen die Gleichgültigkeit, Verständnislosigkeit, Untreue und — sprechen wir es ruhig aus — gegen die menschlichen Eigenschaften seines Volkes führt. Daß in der biblischen Darstellung sein tragisches Ende — seine Ermordung durch den Stamm Ephraim — nicht zu einem dramatischen Höhepunkt ausgenutzt worden ist, beweist den völligen Mangel an Verständnis, Poesie, Phantasie und Größe der Auffassungsgabe derjenigen, die den Abschnitt seines Todes totschwiegen, fälschten. Vielleicht war eine tragische Darstellung ursprünglich vorhanden, aber später von sartischen Schwächlingen als unangebracht gestrichen worden.

Diesem Mangel an Verständnis für eine kraftvolle, dramatische Darstellung entspricht das seelenlose Verhältnis zwischen Moses und Jahwe. Der Darsteller hat in keiner Weise Moses' Seelenleben in eine innerliche Beziehung zu seinem Gott und seinen Geboten gebracht. Jahwe gegenüber

ist der angeblich so große, überragende Mann lediglich der gehorsame Sklave, der einfach ihm gegebene Befehle ausführt, ohne daß eine sittliche Grundlage für solchen Gehorsam besteht. Ein großer, tief empfindender Geist wird das Bestreben haben, in seinem Helden die Entwicklung religiöser Empfindungen von innen heraus zu schildern, also Gott in die Seele seines Helden zu verlegen. Nach künstlerischer und sittlicher Höhe der Darstellung steht jedoch der Moses der Bibel tief unter den Helden eines Sophokles, der es verstanden hat, die rein äußerliche Schicksalsbestimmung in engste Beziehung zu dem Charakter seiner Helden zu bringen.

Diesen völligen Mangel an innerlicher, seelischer Verwandtschaft zwischen Moses und seinem Gott, dieses gänzliche Fehlen innerlicher, tief empfundener, sittlicher Überzeugung darf man indes kaum dem Darsteller zur Last legen, vielmehr werden solche Mängel durch die Wesenszüge der Jahwereligion erklärt.

Die offizielle priesterliche Jahwereligion ist nämlich eine ausgesprochene Kultreligion. Es kommt bei ihr nicht sowohl auf religiöse Empfindung und sittliche Einstellung als vielmehr lediglich auf eine pünktliche, wortgetreue, bedingungslose und regelmäßige Erfüllung bestimmter Kultvorschriften an. In dem Sinaigesetz sind Hunderte und Tausende von kleinen und kleinsten Bestimmungen peinlich genau niedergelegt. Es handelt sich zum allergrößten Teil um in primitivstem Zauberglauben wurzelnde Vorstellungen. Sittliche Forderungen fehlen — mit Ausnahme eines ganz bestimmten, später zu erörternden Gesichtspunktes: Einigkeit innerhalb der Gemeinde. Bis ins kleinste gehende Vorschriften über Kleidung, Lebensweise, Opfer und andere Kulturgebräuche beherrschen das Gesetz. Wie stark der Zauberglaube bei seiner Aufstellung mitgewirkt hat, kann selbst der blindeste Gläubige an den Vorschriften über — Aussatz der Häuser (!!) erkennen.

Es ist ohne weiteres klar, daß zwischen den Propheten, die ausgesprochene Vertreter des Gefühlslebens sind, und einer lediglich nach Äußerlichkeiten fragenden priesterlichen Kultreligion gar kein innerliches Band bestehen kann. Eine reine Kultreligion kann nicht aus den Seelenqualen und Seelenkämpfen eines großen Mannes heraus geboren werden. Somit war eine seelische Verknüpfung zwischen Moses als großem Geist und Charakter einerseits und dem ihm von Jahwe gegebenen Gesetz schlechterdings nicht möglich.

Jede Kultreligion ist das Ergebnis nicht des Gefühlslebens — d. h. seelischer Kämpfe —, sondern des Verstandeslebens. Damit ist auch gesagt, daß sie einen Zweck hat, eine bestimmte Absicht verfolgt.

Mohammeds Religion war eine Kultreligion vom ersten Augenblick an. Der Zweck dieser neuen Religion war ein rein politischer: Einigung Arabiens zu einer Weltmacht, die das morsche Persien und Byzanz niederwarf. Mohammeds Vorschriften haben alle dieses Ziel fest ins Auge gefaßt: Gehorsam, religiös-militärischer Drill und Erregung fanatischer Begeisterung durch gemeinsame, öffentliche Religionsausübungen, Konzentration des Kultes in Mekka durch die Wallfahrten und die Kaaba, Freude am Heldentod durch

Aussicht auf Paradiesgenüsse, zielbewußte Gewinnung des Proletariats und der Klienten innerhalb der Sippenverbände für die neue Religion durch Gleichstellung mit der Herrenschicht und damit Wachsen und Vereintheitlichung des Arabervolkes. Wenn der Jahwekult eine Kultreligion war und noch ist, dann muß auch sie einen oder mehrere ganz bestimmte Zwecke verfolgen. Das ist auch der Fall.

Der Jahwekult bezweckt, innerhalb der Jahwegemeinde eine strenge Zucht einzuführen und eine strenge Abschließung gegen die übrige Welt durchzuführen.

Um die Verhältnisse richtig zu verstehen, brauchen wir uns nur die Organisation und das innere Leben in den Sippen eines primitiven, z. B. eines auf der Kulturstufe der Jagd befindlichen Volkes nochmals in die Erinnerung zurückzurufen.

Innigste Einigkeit und Geschlossenheit im Innern, Haß und Feindseligkeit nach außen sind die wichtigsten Merkmale jeder Sippe, jeder im schweren Daseinskampf stehenden, nicht untergehen wollenden sozialpolitischen Einheit und jedes Ordens. Wo nur festeste Organisation und Eintracht gegen einen übermächtigen Feind Rettung bringen kann, kommt es zwangsläufig zu der Entwicklung solcher Sippenmoral.

Betrachten wir nun die sinaitische Gesetzgebung von solchem Gesichtspunkt aus, so fällt die Übereinstimmung mit den Sippenorganisationen primitiver Völker ins Auge. Diese Übereinstimmung dürfte kaum eine genetische sein, d. h. die Jahwegemeinde ist entstehungsgeschichtlich nicht aus einer Sippe hervorgegangen, sondern beide — Sippe und Jahwegemeinde — haben auf derselben Grundlage sich entwickelt, nämlich auf der Grundlage des Kampfes ums Dasein mit einer Welt von Feinden. Nur Eintracht und feste Organisation konnten helfen, und so wurde denn auf religiöser Grundlage — durch den Befehl des blinden Gehorsam erzwingenden Gottes Jahwe — eine solche Organisation geschaffen. Was läßt nun die Bibel hinsichtlich dieser Organisation erkennen?

Die Bestimmungen kann man in drei Abschnitte einteilen:

a) das Verhältnis zu der Gemeinde,
b) die Regelung der inneren Verhältnisse,
c) die Regelung des Verhältnisses mit der Außenwelt.

2. Das Verhältnis Jahwes zu seiner Gemeinde

Wir wollen hier ganz allgemein von der „Gemeinde Jahwes" sprechen — ein Ausdruck, der ja auch in der Bibel gebraucht wird. Jahwe ist es, der alle Gesetze und Bestimmungen erlassen hat. Die wichtigsten Gebote — gewissermaßen die Kerngebote —, in denen er sein persönliches Verhältnis zu der Gemeinde regelt, stehen im III. Mose 26, 1—2. Es sind drei Befehle:

„Ihr dürft euch nicht Götzen anfertigen und euch nicht Schnitzbilder und Malsteine aufstellen, noch einen Stein mit Bildwerk in eurem Lande setzen, um auch davor niederzuwerfen, denn ich bin Jahwe, euer Gott. Meine Ruhetage sollt ihr beobachten und euch vor meinem Heiligtume scheuen; ich bin Jahwe."

Sodann ist entscheidend das angeblich in der Wüste Sinai gegebene Gesetz, das aber seinem ganzen Inhalt nach gar nicht in einer Steppe, geschweige denn in einer Wüste unter Nomaden entstanden sein kann, sondern ausgesprochen die Lebensform der Fellachen und Städter voraussetzt.

Diese Bestimmungen regeln das Verhältnis zwischen Jahwe und seiner Gemeinde in der Form eines Bundes oder Vertrages. Die Gemeinde verpflichtet sich zu blindem Gehorsam und zu kritikloser Erfüllung aller Kultvorschriften, die überaus verwickelt sind, so daß sich Verstöße gegen sie kaum vermeiden lassen. Nach Verstößen folgen aber unerbittlich schwere Strafen. Alle Bestimmungen arbeiten — ob scheinbar oder absichtlich? — auf eine seelische Marter der Gemeinde und ihrer Priester hin — dem Schlafen von Fakiren auf Glassplittern, auf einem Nagelbrett oder ähnlichen freiwilligen religiösen körperlichen Quälereien vergleichbar. Niemand darf zur inneren Ruhe kommen. Auch der Sabbat ist eine überaus wichtige Einrichtung zur Bearbeitung der Juden mit der Peitsche der Seelenqualen. Es ist geradezu ein Hohn, den Sabbat als einen Tag des Ausruhens, des fröhlichen Sichgehenlassens zu bezeichnen. Er ist vielmehr ein Tag verschärfter Seelenpein, ein Großkampftag gegen den eigenen Seelenfrieden — wenigstens für den gewissenhaften, sensiblen Gläubigen. Denn die Sabbatbestimmungen sind derart, daß man sie unmöglich erfüllen kann. Bei der Besprechung des Ghettos kommen wir noch einmal hierauf zurück.

Diese Martern, die lediglich kritiklose Erfüllung der Vorschriften einer Kultreligion bezwecken und die bei manchem die Wirkung haben mögen, daß er in eine Ekstase gerät, sollen nun aber Belohnungen zur Folge haben.

Ein Leben nach dem Tode kennt die Jahwegemeinde ursprünglich nicht. Dafür gibt es aber andere Lockmittel. Einmal wird jedem Gehorsamen für sich und seine Nachkommen auf Erden materielles Glück und Frieden — Reichtum und Genuß stehen an der Spitze — versprochen. Sodann die vertragliche Zusicherung, daß die Jahwegemeinde vor allen anderen Völkern auserwählt sei, daß die Juden gewissermaßen die einzigen wirklichen Menschen seien — also die Auserwähltheit des Volkes Israel, das Versprechen, daß dieses ein großes Volk werden soll, und die zukünftige Weltherrschaft. Erst später kommt der Messiasglaube, das Weltgericht und der Eingang in den Himmel. Auch das Gebot, nur an einer Stelle die Opfer darzubringen, fehlt anfangs; erst in dem in dem Tempel von Jerusalem „gefundenen" V. Buch Moses wird in dem Abschnitt 12 mit aller Schärfe diese Forderung aufgestellt.

Den rigorosen und kaum erfüllbaren Forderungen stehen nun Verheißungen gegenüber:

III. Mose 26, 3—13: „Wenn ihr nach meinen Satzungen wandeln und meine Gebote beachten und nach ihnen tun wollt, so will ich euch jedesmal zur rechten Zeit Regen senden, daß der Boden seinen Ertrag gebe und die Bäume auf dem Feld ihre Früchte tragen; da soll sich bei euch die Dreschzeit bis zur Weinlese hinziehen und die Weinlese bis zur Saatzeit, daß ihr Brot in Fülle zu essen habt und sicher in eurem Lande wohnt. Und ich will machen,

daß Friede im Lande herrscht, daß ihr euch niederlegen könnt, ohne daß euch jemand aufschreckt; die reißenden Tiere will ich wegschaffen aus dem Land und kein Schwert soll in euer Land eindringen usw.

Solche Verheißungen sind lediglich für Fellachen, für Bauern und höchstens noch für Städter bestimmt — nicht aber für Schafbeduinen. Mit dem Nomadenleben hat die ganze Gesetzgebung nichts zu tun. Auch die Verheißungen im V. Mose 28, 1—14 sind von dem gleichen Inhalt.

Wenn ihr aber ungehorsam seid, dann wehe euch!

Es ist interessant, gleichzeitig aber höchst unerquicklich zu lesen, was diesen armen Gemeindemitgliedern alles droht, wenn sie die rein äußerlichen Kultvorschriften nicht buchstäblich befolgen. Es kann einem beim Lesen ganz übel werden — unsereinem! Wie muß aber erst die Seele eines gläubigen Gemeindemitgliedes zerfleischt und zerrissen werden beim Anhören dieser lieblichen Ausblicke — oder es entsteht Abstumpfung, Gleichgültigkeit und schließlich: zynischer Atheismus als Reaktion auf solche Übertreibungen.

Zur Probe sei hier der Anfang der Drohungen aus III. Mose 26, 27—32 gebracht: „Und wenn ihr mir trotzdem ungehorsam seid und mir zuwiderhandelt, so will dann auch ich im Grimm euch zuwiderhandeln und euch züchtigen siebenmal um eurer Sünden willen. Und ihr sollt das Fleisch eurer Söhne verzehren und das Fleisch eurer Töchter sollt ihr verzehren" usw.

Nicht weniger liebenswürdig sind die Drohungen im V. Mose 28, 30, ja noch weit ausführlicher und zum Teil mit einem Stich ins Ordinäre.

Die mosaische Gesetzgebung arbeitet also mit denselben rohen Gewaltmitteln, wie die Schamanen einer Natursippe.

3. Das Verhältnis der Gemeindeglieder untereinander

Genau so wie in der primitiven Sippe befehlen die gesetzlichen Bestimmungen — d. h. Jahwe befiehlt! — aufs strengste Eintracht und Harmonie. Auf die starke Betonung des Schutzes des Proletariats wurde bereits hingewiesen, aber auch viele andere Bestimmungen regeln das Innenleben und suchen möglichst Konflikte zu verhindern. Lediglich als Beispiele seien genannt: die Vorschriften über das Eheleben, über gerechte Rechtsprechung, über Grenzverrückung, gegen Unzucht, Blutschande, falsche Maße und Gewichte, über die Ehrung der Greise usw. V. Mose 22 ist ganz besonders den Pflichten der Nächstenliebe gewidmet. Wer aber unverbesserlich ist und den Frieden innerhalb der Gemeinde stört, ferner Verschwender und Trunkenbolde — die soll man, wenn keine Strafe hilft, steinigen — ganz wie heute noch bei den Sippen der Naturvölker!

V. Mose 21, 18—21: „Hat jemand einen mißratenen und widerspenstigen Sohn, der auf die Mahnung seines Vaters und seiner Mutter nicht hören will und ihnen auch, nachdem sie ihn gezüchtigt haben, nicht gehorcht, so sollen ihn seine Eltern ergreifen, ihn vor die Vornehmsten seiner Stadt und zwar zum Tore seines Wohnorts hinausführen und zu den Vornehmsten seiner Stadt sprechen: Dieser unser Sohn da ist mißraten und widerspenstig, will auf unsere Mahnung nicht hören, ist ein Verschwender und Trunkenbold! So sollen ihn dann alle Leute aus seiner Stadt zu Tode steinigen, und so

sollst du das Böse aus deiner Mitte hinwegtilgen, und ganz Israel soll es vernehmen und sich fürchten."

Eintracht im Innern ist das Ziel solcher Bestimmungen, in die übrigens auch die Schutzgenossen — Fremde, Beisassen — eingeschlossen sind. Alle Fremden, die in eine Familie aufgenommen werden, sind allerdings zu beschneiden, also in dem Bund als Mitglieder zweiten Grades aufzunehmen.

Gegen die Zauberei wird ausdrücklich vorgegangen, wohl besonders mit Rücksicht auf den Schadenzauber eines Gemeindegliedes gegen ein anderes, und weil Zauberei und Wahrsagen einen Eingriff in die Vorrechte Jahwes — und seiner Priester — bedeuten.

4. Die Vorschriften über die Stellung der Gemeinde gegen die Außenwelt

Genau so wie die Sippe der primitiven Jäger sich gegen die Außenwelt, dem Igel vergleichbar, feindlich abschließt, baut Jahwe um seine Gemeinde eine Mauer und befiehlt Haß und Vernichtung aller Feinde. Am drastischsten sind die an Moses und Josua ergangenen Befehle, alle Kanaaniter usw. auszurotten; selbst das Vieh darf nicht geschont werden, und der Bibel nach sucht man getreulich diesem Befehl nachzukommen, und wer etwas am Leben läßt — z. B. das erbeutete Vieh behält, statt es zu töten —, verfällt dem Zorne Jahwes, d. h. er wird umgebracht.

Absonderung der Gemeinde gegen die Außenwelt ist die Losung. Ihre Mitglieder sollen grundsätzlich alles anders machen als die „Heiden". Die Absonderung wird erstrebt durch Beschneidung als Bundeszeichen, durch besondere Kleidung und Haartracht, durch die Sabbatruhe, durch das Feiern von Festen, die zum Teil rein religiöser Art sind, zum Teil aber mit dem Feldbau zusammenhängen, wie das Laubhüttenfest als Erntefest, oder durch Feste, die an Taten Jahwes erinnern. Grundsätzlich wird alles Fremde als verächtlich und minderwertig hingestellt. Manche der Beanstandungen wird man heute lobenswert finden — so den Einspruch gegen Menschenopfer, religiöse Prostitution, widernatürliche Sexuallaster. Andererseits verrät der Umstand, daß niemals einem tapferen Gegner Gerechtigkeit widerfährt, niemals dessen Mut und Tapferkeit anerkannt wird, einen Mangel an ritterlicher und vornehmer Gesinnung und an Gerechtigkeitsgefühl obendrein. Haß nach außen ist das Gefühl, das als Gegengewicht gegen die durch das Gesetz erzwungene Liebe und Eintracht im Innern von der Jahwegemeinde geradezu verlangt wird — Harmonie der Gegensätze! Bekannt genug ist die Bestimmung, daß man innerhalb der Gemeinde — die Schutzgenossen eingeschlossen — keinen Zins nehmen, keinen Wucher treiben darf; dagegen ist die Auswucherung der Ausländer, d. h. der Nichtgemeindemitglieder gestattet.

So bildet denn laut göttlichem Befehl die jüdische Gemeinde eine der primitiven Sippe der Naturvölker gleichende — aber genetisch wohl anders entstandene — Organisation einer kleinen, von allen Seiten von Gefahren bedrohten menschlichen Gemein-

schaft, und Jahwe, der Gott dieser Gemeinschaft, ist im wesentlichen lediglich deren Abbild.

Eine solche „Igelorganisation" ist die Folge feindlicher Einwirkungen, und geradeso wie die Stacheln des Igels, wenn alle feindlichen Anreize fehlen, allmählich verkümmern würden, wird auch die Entwicklung einer Sippe und der Jahwegemeinde nur so lange die geschilderte Form besitzen können, als feindliche Angriffe mit Mord und Vernichtung drohen. Hört der Zwang auf, so bricht zunächst der mühsam unterdrückte und nun nicht mehr einseitig nach außen ablenkbare Haß innerhalb der Sippe aus, und damit zerfällt die so einheitlich geschlossene Sippe unter gegenseitiger Zerfleischung, unter innerem Haß und Hader. Der Jahwegemeinde gehts nicht anders. Die biblische Darstellung von der Geschichte dieser Gemeinde zeigt auf das deutlichste den stets unter Entwicklung von Haß und religiösem Abfall einsetzenden Verfall der Gemeinde. Blutige Verfolgungen stellen aber rasch den inneren Frieden wieder her, und es erfolgt auch die Wiedererrichtung des religiösen Drahtverhaus.

Es wird eben schließlich, wenn der Druck von außen endgültig beseitigt ist, jede gegen die Außenwelt feindlich eingestellte „Igelorganisation" sich zentrifugal auflösen müssen, mögen auch dank der fortdauernden Erziehung und dem Bestreben der geistigen Führer, jene Organisation — ihre eigene Schöpfung — aufrechtzuerhalten, die alten zentripetalen Kräfte sich noch so sehr bemühen, das Ganze künstlich zusammenzuhalten.

5. Jahwe als Ebenbild der Jahwegläubigen

Es sind die Jahwegläubigen selbst, die ihrem Gott die Charaktereigenschaften beigelegt haben, die er nun einmal aufweist. Also im nachfolgenden wird keine Gottheit, sondern es werden die Schöpfer einer Gottheit kritisiert; denn die in der Bibel hervortretenden Eigenschaften Jahwes sind eben lediglich die Eigenschaften derjenigen, die die Organisation der Jahwegemeinde geschaffen haben.

Diese zum Teil sich schroff widersprechenden Charaktereigenschaften sind genau dieselben, die die Gemeindemitglieder aufweisen und die sich — entsprechend dem Gesetz von der Harmonie der Gegensätze — anstandslos im Menschen vereinigen, ohne in ihm inneren Widerstreit zu erzeugen. Es ist hier aber wohl der Platz, den Versuch zu einer Gliederung zu machen und die Charaktereigenschaften und Empfindungen, die sich in den Mitgliedern der Jahwegemeinde im allgemeinen und bei den Priestern im besonderen ausgebildet haben, aus einer ersten Grundursache heraus zu entwickeln.

Diese Grundursache ist der Henotheismus.

Jahwe ist der einzige Gott, niemand steht neben ihm, alle anderen Gottheiten sind hohle Götzen. Dieser einzige Gott ist aber — mindestens war es ursprünglich so, und darauf kommt es hier allein an — der Gott einer einzigen Gemeinschaft, der Jahwegemeinde, und somit hängt der Monotheismus aufs engste mit dem Glauben an die Auserwähltheit der Jahwegemeinde — des „Volkes Israel" — zusammen.

Diese Lehre von der Auserwähltheit durch den einzigen Gott, der alle

anderen Völker ins Verderben stürzt, muß in seinen Gläubigen selbsttätig einen Hochmut auslösen, der zum Nährboden aller weiteren Gefühle wird. An den Hochmut, den das Bewußtsein der Auserwähltheit erzeugen muß, schließt sich unmittelbar der Anspruch an, die leitende Rolle zu spielen, somit entstehen Herrschsucht, Anmaßung und Aufdringlichkeit. Diese Herrschsucht, Aufdringlichkeit und Anmaßung stößt aber bei den anderen Völkern auf Widerspruch, und so entsteht in dem auserwählten Volk ein unbeschreiblicher Haß gegen alle Nichtgemeindemitglieder, von dessen Größe die Bibel oft genug Zeugnis ablegt und der notgedrungen noch andere Charaktereigenschaften auslöst: Ungerechtigkeit, Hartherzigkeit, Grausamkeit, Unduldsamkeit. Diese Gefühle, die in erster Linie die führende Priesterschaft beseelt, wenden sich nun aber sofort nach innen, sobald die Gemeindemitglieder wider die Knute der Gesetze murren. Dann folgt der vernichtende Hagel von Drohungen, der einschüchtern soll, und der selbstverständlich nicht von den Priestern, sondern — von Jahwe selbst ausgeht!

Es ist nicht uninteressant zu sehen, daß die Jahwegemeinde trotz aller der entsetzlichen Schreckensbilder, die die Strafe für Ungehorsam ausmalen, doch recht widerspenstig war und offene Auflehnungen keineswegs selten vorkamen. Man wird auch verstehen, daß die Darstellung im Buch der Richter zutreffend gewesen sein wird, nur muß man eine kleine Umstellung machen hinsichtlich der Gründe. Es muß nicht heißen: Solange die Israeliten Jahwes Gebote befolgten, ging es ihnen gut; wurden sie aber untreu, so gerieten sie in Knechtschaft; sondern der Vorgang war folgender:

Bedrängt von den äußeren Feinden hielten die Gemeindemitglieder zusammen und wehrten den Gegner ab. Ging es ihnen gut, so entstand eine allgemeine Flucht aus der Gemeindehölle, in der die natürlichen Empfindungen der Mitglieder durch eine seelenlose Kultreligion vergewaltigt wurden. Das Wohlergehen hatte Verfall zur Folge, der Verfall brachte Knechtschaft, und diese zwang die abtrünnigen Mitglieder, sofern sie sich nicht endgültig loslösten, wieder zu engem Zusammenschluß unter der Zuchtrute des Gesetzes. Man wird verstehen, welche ungeheure Bedeutung für die Erhaltung der Jahwegmeinde folgende Einrichtungen besessen: erstens das für das ganze Leben bleibende Bundeszeichen der Beschneidung — gleichsam eine mit dem Körper verwachsene Militäruniform — und zweitens die rigorose Erziehung der Kinder von klein auf mit gemeinsamem Gottesdienst und Übungen — Exerzierübungen und Parademarsch in religiöser Form.

Nunmehr wollen wir das Judentum in der Zerstreuung betrachten — in den Gastkolonien oder, wie man sie zu nennen pflegt, in den Ghettos.

Siebenter Teil

Das jüdische Ghetto

1. Allgemeine Gesichtspunkte

Bereits in Ägypten erscheinen die Juden nach der Bibel als ausgesprochene Ghettosarten, das babylonische Exil aber war geeignet, ihre Ghettoeigenschaften weiter zu entwickeln. Daß das geschah, zeigt die Esther-Erzählung. Es ist ganz gleichgültig, wann, wo und wie die bekannte Schilderung von der „Estherpolitik", dieser echt sartischen Kampfesmethode, entstanden ist; entscheidend ist, daß jüdische Geistesführer mit Stolz die bekanten Maßnahmen rühmen, die ergriffen wurden, um auf den Perserkönig Einfluß zu gewinnen.

Nach der Zerstörung Jerusalems und des Tempels erfolgte die Auflösung in zahllose, kleinere und größere Gemeinden, und diese haben die erstaunliche Leistung fertig gebracht, sich zu behaupten und wiederholt auf die Geschicke großer Staaten einen maßgebenden Einfluß auszuüben. Behauptet haben sich aber fast ausschließlich die Stadtghettos; auf dem Lande ist das Judentum, obwohl es im Altertum weite Gebiete einnahm, fast ganz verschwunden. Bauern und Hirtenvölker sind dem alten Glauben nicht treu geblieben, und wo es geschah — kaukasische Bergvölker, Hirtenstämme in Kurdistan, in Nord- und Nordwestafrika —, ist von jüdischem Charakter und jüdischer Begabung keine Rede mehr. Sie sind richtige Bauern und Hirten geworden mit den dem entsprechenden Beruf eigenen Charaktereigenschaften. In Palästina selbst hat die Landbevölkerung gänzlich die Jahwereligion aufgegeben. Ob einige jüdische Familien, die in einem galiläischen Dorf angeblich seit alters dort wohnen, wirklich Nachkommen der alten Juden aus der Tempelzeit sind, ist wohl kaum sicher zu erweisen und praktisch gleichgültig. Nur die Samaritaner von Nablus sind wohl echte Nachkommen alter Familien.

Im nachfolgenden handelt es sich um das folgende Problem: Wie war es möglich, daß sich das Judentum im Ghetto hat halten können? Welche Einrichtungen, welche Kräfte haben dieses Wunder vollbracht?

Da in Osteuropa die Ghettos noch existieren, so ist es trotz aller Geheimhaltung von jüdischer Seite möglich, die Tatsachen zu erkennen. Die jüdische Literatur bietet reichliches Material, weil manche Reformjuden gegen die Ghettos und deren Einrichtungen zum Teil leidenschaftlich Stellung genommen und Mißstände sowie kulturelle Zurückgebliebenheit rückhaltlos gegeißelt haben.

Wichtig ist die Veröffentlichung der Protokolle von Kahalbeschlüssen, die aus dem Ghetto von Minsk stammen, durch die russische Regierung. Diese Protokolle sind vor kurzem der deutschen Öffentlichkeit übergeben worden.

Diese Veröffentlichung bildet eine Ergänzung zu vorliegender Schrift. Vor allem soll hier auf die Verhältnisse der Gegenwart nicht näher eingegangen werden, nachdem die Gegenwartsfrage in dem Band II des Kahalbuches — Abschnitt: „Das jüdische Problem" — behandelt worden ist.

Das Ziel der vorliegenden Schrift ist lediglich, das Ghettoproblem wissenschaftlich klarzustellen.

Es sei nochmals darauf hingewiesen, daß es sich hier lediglich um die Feststellung von Erscheinungen und deren Erklärung handelt, daß dagegen keinerlei Vorwürfe erhoben werden. Der Mensch ist kein Wesen mit freier Willensbestimmung. Er gleicht einem auf einem Schiff fahrenden Passagier, der sich wohl innerhalb des Schiffes bewegen kann, aber das Schiff fährt mit ihm dahin, wohin der Lenker des Schiffes — ob man ihn Gott oder Naturgesetze nennt, bleibt der Anschauung jedes einzelnen überlassen — es steuert.

Es wäre auch falsch, wollte man den Begriff „Absicht" und „Überlegung" gar zu sehr in den Vordergrund stellen, d. h. die Ghettomaßnahmen als weitblickende, wohl überlegte Schutz- und Trutzmaßnahmen auffassen. Man wird den Tatsachen meines Erachtens weit gerechter, wen man von instinktiver Reaktion auf Einwirkungen spricht. Instinktiv fängt man mit dem Arm einen Hieb auf und erwidert ihn ebenso instinktiv, bevor die ganze Situation einem zum Bewußtsein gekommen ist. Also fort mit allen Vorwürfen, nur Erklärungen sind hier am Platz!

Die Grundlage des Judentums, der Entstehung des jüdischen Geheimordens und des aus diesem sich entwickelnden Religionsvolkes war — das haben wir gesehen — die Naturbeschaffenheit des Landes, der dauernde Druck, der auf den in den gebirgigen Rückzugsgebieten sitzenden, kraftvollen Gebirgsvölkern lastete. Zwischen den Großmächten Ägypten und Hethitien-Babylonien-Assyrien gelegen, dabei nicht so gut wie das Libanongebiet durch Gebirgshöhe und Verkehrsungunst geschützt, war Palästina in ganz besonders schlimmer Lage, und ganz besonders galt das für die Tempel- und Wallfahrtsstadt Jerusalem. So mußte denn die Überzeugung von der Auserwähltheit, von dem Kommen des Messias und der Weltherrschaft sich ganz besonders in dem judäischen Geheimorden festsetzen und entwickeln. Esras Gesetzgebung, die auf Reinhaltung der Ordensfamilien, des ganzen Religionsvolkes — nicht der „Rasse" — hinzielte, war ebenfalls eine Folge der Naturbedingtheit des schwer ringenden, fanatischen Ordens.

Der vernichtende Schlag, den die Zerstörung Jerusalems und der Tempelzentrale brachte, hatte zunächst die praktische Folge, daß das Geheimnis des Kalenders und der Festsetzung der jährlichen Festtage preisgegeben wurde, so daß nunmehr jede Gemeinde — jeder Kahal — die Festtage bestimmen konnte. Ferner wurde die Geheimbundorganisation in zahlreiche kleine Lehrhäuser verlegt, in denen jenes große Religionswerk entstand, das sich aus dem babylonischen und jerusalemischen Talmud zusammensetzt und weiterhin dauernd erweitert und den praktischen Bedürfnissen der jeweiligen Gegenwart durch neue Bestimmungen und — oft unglaublich sophistisch-pilpulistische — Auslegungen ergänzt wurde.

Ohne daß wohl eine klare Vorstellung vorhanden war, ging man innerhalb jedes Kahals auf die uralte straffe Igelorganisation der primitiven Sippe und ihrer so überaus charakteristischen Doppelmoral zurück. Man folgte einfach instinktiv dem Zwange der Umstände.

Die Grundlagen der ganzen weiteren religiösen Anschauungswelt bildeten die uralten Vorstellungen der Auserwähltheit durch den Ordensgott, sowie der Glaube an Messias- und Weltherrschaft. Die gewaltige, hinreißende Wirkung der sich umbildenden Ghettoreligion ist aber darauf zurückzuführen, daß ihre geistigen Führer instinktiv auf das festeste und ursprünglichste Fundament jedes religiösen Empfindens zurückgingen, auf den primitivsten Animismus und Zauberglauben des Naturmenschen, der mit der menschlichen Natur aufs engste verwachsen ist, ja als ein Stück des Menschen selbst betrachtet werden kann. In den Löß baut der Chinese seine Höhlenwohnung und setzt eine architektonische künstlerische Fassade vor den Eingang. In den Fels des animistischen Zauberglaubens — Zweigeschlechtigkeit! — haben die Rabbinen ihre Lehre hineingemeißelt und die Grabhöhle mit einem dürftigen Vorbau aus höheren, religiösen und ethischen Vorstellungen zu verbrämen gesucht.

So ist denn in dem Fels des primitivsten animistischen Zauberglaubens ein kunstvolles Labyrinth der verwickeltsten Irrgänge pilpulistischer Auslegungen mit Fallgruben, Fallstricken, Hinterhältigkeiten entstanden. Es wird das größte Gewicht gelegt auf wörtliche, oft geistloseste, pünktlichste Erfüllung eines Wustes von Kultbestimmungen, die niemand erfüllen kann, die den Unglücklichen, der ein zartes Gewissen hat, in eine Hölle von Gewissensqualen hinabstoßen. In diesem unterirdischen Felsenlabyrinth werden die Gequälten von ihren geistigen Führern mit der Peitsche der Seelenqualen bearbeitet, und vor allem daran verhindert, einmal einen Blick in Gottes schöne sonnige Natur zu tun. Diese wird dem gemarterten Ghettoknecht als eine Welt der Sünden, der heidnischen Sünder und Verdammten geschildert. Haß und Verachtung gegen diese fremde Welt werden mit der Muttermilch den Kindern eingeflößt und mit Bannfluch und wirtschaftlicher Vernichtung derjenige bedroht, der aus der Ghettohölle zu entfliehen versucht. Absonderung von der Außenwelt, Aufpeitschen der Gefühle des Hasses und der Verachtung gegen jene straffe Organisation des Geheimbundes, Verheimlichung von dessen Zielen und namentlich Verhüllung des während des scheinbaren offiziellen Friedens dauernd geführten Geheimkrieges, der die Zerstörung der Organisationen, der Moral und sittlichen Widerstandsfähigkeit der Wirtsvölker bezweckt, in deren Mitte sie leben — das sind die Mittel, mit denen es gelang, das jüdische Religionsvolk zu erhalten, diese landschaftskundliche Fremdlingsform inmitten einer Umwelt, in die sie gar nicht hinein gehört, in der sie sich nur halten kann, wenn sie wie eine Festung in Feindesland dauernd berannt, beschossen, vergewaltigt wird. Das heißt, nur wenn gewaltsame Unterdrückung und blutige Verfolgungen den Rabbinen zur Hilfe kommen, gelingt es, innerhalb des Felsenlabyrinthes — innerhalb der Ghettos — die gepeitschten Knechte zusammenzuhalten, sowie die Eintracht im Innern und den glühenden Haß

nach außen immer aufs neue in den Herzen der Gefolterten zu erzwingen und wachzuhalten.

Mit Vorliebe berufen sich gerade die Rabbinen, die ja die Peitsche der Seelenqualen schwingen, darauf, daß Moses, Jesaias und die anderen Propheten, daß ein Hillel und mancher andere Aggadist die allgemeine Menschenliebe, das Walten eines die ganze Menschheit mit Liebe umfangenden Weltengottes gelehrt hätten. Wenn es aus taktischen Gründen zweckmäßig erscheint, weist man sogar auf den Juden Jesus Christus hin, dessen Lehre sich ja aus dem Judentum ableite. Sie vergessen nur hinzuzufügen, daß die Propheten und die Aggadisten gegen nichts mehr geeifert haben als gegen die Verlogenheit und Scheinheiligkeit der priesterlichen Führer der Kultreligion. Selbst vor den drei Patriarchen Abraham, Isaak und Jakob haben jene, von sittlichem Geist und allgemeiner Menschenliebe erfüllten Religionsmänner nicht halt gemacht, sondern ihnen die Götzenmaske vom Gesicht gerissen und Jakobs minderwertigen Charakter enthüllt — Hosea namentlich tat das. Daß in der Bibel wie in der talmudischen Schrift alles Aufnahme gefunden hat, war ein schlauer Schachzug der Rabbinisten, da sie dadurch in die Lage versetzt worden sind, je nachdem, bald auf diese, bald auf jene Auffassung ihrer Religion zwecks Widerlegung ihrer Gegner hinzuweisen.

Der Protest der religiös hochstehenden Propheten und Aggadisten gegen die offizielle jüdische Kultreligion ist vielleicht diejenige Erscheinung, die schärfer als alles andere beweist, daß nicht höhere sittliche Gedanken, die die Propheten vertraten, das Wesen des jüdischen Religionsvolkes bedingen, sondern die im primitivsten, animistischen Zauberglauben wurzelnden, Haß und Verachtung gegen alles Nichtjüdische erzeugenden Lehren der rabbinistisch-halachistischen Führer. Indes liegt in dieser Feststellung kein Vorwurf, im Gegenteil muß man, wenn man sich in die Seele eines gläubigen, von Auserwähltheit, Messias und Weltherrschaft überzeugten Juden versetzt, rückhaltlos zugeben, daß das jüdische Religionsvolk ohne die rabbinistische, verstandesmäßige Kultreligion, ohne das oben geschilderte Höllenlabyrinth sich nie und nimmer gehalten hätte. Wäre die Lehre jener schwärmerischen Gefühlsmenschen siegreich gewesen, so würde rettungslos eine Auflösung, eine Verflüchtigung der landschaftlich unmöglichen Fremdlingsform eingetreten sein.

Den Rabbinisten ist nun aber, dank der strengen Absonderung ihrer Anhänger hinter dem Drahtverhau einer engherzigen Kultreligion, die Erhaltung jener gelungen. Aber dieser Sieg ist ein Pyrrhussieg. Wurde er doch durch den Verlust der herrlichsten, wertvollsten Charaktereigenschaften, die die Menschheit errungen hat, erkauft, nämlich durch den Verlust der wichtigsten staats- und kulturerhaltenden Kardinaltugenden, unter denen ritterliches Ehrgefühl, Stolz und Vornehmheit der Gesinnung den ersten Platz einnehmen. Sie mußten eben Sarten — Ghettosarten — werden!

Doch wenden wir uns nun der Frage zu: „Welches sind die Maßnahmen, durch die die rabbinistischen Führer die Erhaltung des jüdischen Religionsvolkes in der Form kleiner Ghettogemeinden erreichten? Die Beant-

wortung dieser Frage wird gleichzeitig den Beweis für die Richtigkeit obiger Auffassung von dem Charakter der jüdischen Kultreligion erbringen müssen.

2. Die Kahal-Organisation

Die erste Grundlage bildet die Entwicklung der religiös-staatlich-sozialen Einrichtung der Kahale — d. h. der jüdischen Gemeinden.

Die jüdischen Gemeinden bildeten, jede für sich, ein geschlossenes kleines Staatswesen, eine theokratisch-kapitalistisch-oligarchische Republik, die nach dem System der Räterepublik in der Weise verwaltet wurde, daß stets eine Gruppe von Menschen die Leitung über bestimmte Geschäfte in der Hand hatte. Es mochte vorkommen, daß einem einzelnen in einer ganz bestimmten Angelegenheit die Leitung oder Durchführung von Beschlüssen der Körperschaft oder auch selbständige Entscheidung übertragen wurde, aber das geschah nur ausnahmsweise und nur für kurze Zeit. So ist es zu verstehen, daß ähnlich wie in Rom und anderen Stadtrepubliken zwar hervorragende Geister sich kaum durchsetzen konnten, wohl aber auf mittlerer Linie eine stetige Entwicklung vor sich ging. Solche stetige Entwicklung unter Festhalten bestimmter religiös-politisch-sozialer Grundsätze war für die Gemeinden wichtiger als eine unter dem individuellen Einfluß eines großen Mannes sprunghaft emporschnellende und nach seinem Ausscheiden jäh abstürzende Bewegung.

Die einzelnen Gemeinden waren und sind heute noch lediglich eine Zelle des großen Organismus, genannt „jüdisches Religionsvolk". Die Mitglieder jeder Gemeinde, die in eine andere auswanderten, wurden in dieser nach einiger Zeit, gewöhnlich nach einigen Monaten, heimische Kahalbürger. Es fand also keine Abschließung der Kahale untereinander statt, im Gegenteil, der Austausch war lebhaft — der Austausch von Menschen, von gelehrten Rabbinen, von religiösen Meinungen, Entscheidungen und Erörterungen über Streitfragen. Briefe, wie sie Paulus schrieb, waren eine alte jüdische Einrichtung, um die Gastkolonien der Juden, die über die Kulturländer des Altertums zerstreut waren, zusammenzuhalten.

Genau so wie das Religionsvolk der Drusen religiös-sozial geschichtet ist, zerfallen auch die Juden in eine kleine aristokratische Oberschicht und in eine große rechtlose Masse. Während aber der Drusenadel einerseits aus dem weltlichen, reichen und kriegerischen Geburtsadel und aus dem geistigen Adel der Wissenden besteht, fehlt dem Ghettojudentum der kriegerische Militäradel. An seine Stelle tritt der plutokratische Geschäftsadel, der neben dem Geistesadel der gelehrten Rabbinen und Talmudisten die Führung durchaus in der Hand hat.

Übrigens ist die Trennung bei den Juden vielleicht nicht so scharf wie bei den Drusen, da ein großer Teil des plutokratischen Adels talmudisch gebildet ist. Jedenfalls steht auch bei den Juden der kleinen Geistes- und Geschäftsaristokratie eine Masse wenig gebildeter, zum Teil sogar sehr ungebildeter und sehr armer Menschen gegenüber, die unter straffer Zucht stehn und sich als kleine Handwerker, Tagelöhner, Hausierer kümmerlich durch-

schlagen. Die unter ihnen vorkommenden *armen* Talmudgelehrten sind, wie wir sehen werden, von großer Wichtigkeit für das Ghettoleben.

Das Ghetto gleicht einer dauernd im Kampf mit der Außenwelt liegenden Festung. Die rabbinistische Leitung hat die Aufgabe, diesen zum Teil heimlichen, zum Teil offenen Kampf zu organisieren. Andererseits hat sie die Aufgabe, die Gemeindemitglieder hinter dem Drahtverhau der Kultreligion zurückzuhalten, einzuschüchtern und durch religiöse Maßnahmen zu bändigen. Damit entsteht naturgemäß eine doppelte Front innerhalb des Ghettos, die Außenfront und die Innenfront.

Die *Außenfront* ist gegen die Gojim, gegen die Nichtjuden, gerichtet. Hier sitzen die geschäftstüchtigen, aber auch talmudisch geschulten Gehirne, die den Verkehr mit der Außenwelt vermitteln. Sie sind die Kampftruppe, die mit erstaunlichen Listen und Schlichen den wirtschaftlich-geistigen Kampf führt. An der *Innenfront* kämpfen dagegen die Gelehrten, die Rabbinen, zum Teil ganz pathologische, weltfremde Menschen, für die lediglich die Beschäftigung mit den religiösen Schriften als eines Menschen würdig erscheint. Andere Gelehrte freilich sind weltgewandt und weniger gefühlsreligiös als kultreligiös eingestellt. Gerade diese weltlich orientierten Religionsführer stehen in engster Verbindung mit den plutokratischen Oligarchen, arbeiten mit ihnen Hand in Hand, sind die geistigen Lenker der Kahalgeschicke.

Unter den armen Talmudisten aber, die vielleicht die gelehrtesten und jedenfalls religiös am tiefsten empfindenden sind, die Barfüßer, die als Schneider, Schuster und sonstige kleine Handwerker die religiösen Schriften studieren — gerade unter ihnen finden sich die Menschen, die die Vertreter der Gefühlsreligion werden, die, abgestoßen durch das heuchlerische Treiben der Pharisäer und ihrer streng henotheistischen Kultreligion, die *allgemeine Menschenliebe* und die *Innerlichkeit der Empfindung* gegenüber den Äußerlichkeiten der Kultbefehle betonen. Sie waren ehemals die Propheten, sie wurden die Begründer neuer Richtungen im Judentum, so der Kabbala und des Chassidismus. Allein solche religiöse Schwärmerei widerspricht zu sehr den Lebensnotwendigkeiten des Ghettos, als daß sie der Verstandesreligion gegenüber sich hätte durchsetzen können, d. h. es verwandelte sich ihre Gefühlsreligion zwangsläufig wieder in eine Kultreligion.

So setzt sich denn das Ghetto aus vier Elementen zusammen: 1. aus den weltgewandten, praktische Religionspolitik betreibenden, d. h. die Kultreligion propagierenden Rabbinisten, 2. aus geschäftstüchtigen, an der Außenfront kämpfenden Talmudisten und Laien, 3. aus den barfüßigen armen Talmudisten, aus denen heraus sich die Vorkämpfer für die Gefühlsreligion entwickeln, und 4. aus der großen Masse des ungebildeten, von den Rabbinisten mit der Knute der Seelenqualen bearbeiteten Volkes. Diese vier Elemente seien in Zukunft kurz genannt: Rabbinisten, Frontkämpfer, Barfüßer und Masse. Rabbinisten und Frontkämpfer halten fest gegen die Umwelt und nach innen gegen die Masse, die sie beherrschen, zusammen. Die Barfüßer aber sind die Grübler, die Denker, die zum Teil das Rückgrat der

Kultreligion bilden, zum Teil aber auch die Revolutionäre der Gefühls-religion sind; sie sind also nicht einheitlich.

Entsprechend der Gliederung der herrschenden Oberschicht in weltgewandte Rabbinisten und weltliche Frontkämpfer, zerfällt die Gemeindeverwaltung in eine religiöse und eine verwaltungstechnische Abteilung. Die erstere hat in dem geistlichen Gerichtshof — Bet Din —, die letztere in dem Gemeinderat greifbare Form angenommen. Dieser Gemeinderat wird entsprechend der in Osteuropa früher amtlich eingesetzten Kahalorganisation gewöhnlich einfach „Kahal" genannt, obwohl das Wort ganz allgemein „Gemeinde" bedeutet.

Der Bet Din ist der oberste Gerichtshof, und da in dem jüdischen Religionsvolk das gesamte öffentliche Leben, alle Staatseinrichtungen und Gemeindeeinrichtungen auf den religiösen Gesetzen aufgebaut sind, so konnte auch die Rechtsprechung nur in den Händen der Geistlichkeit, der Rabbinen, in größeren Gemeinden des Großrabbiners liegen. Daneben gab es gelehrte Talmudisten, die, obwohl keine beamtete Rabbinen, doch dem Bet Din angehörten. Der Bet Din, mit dem Großrabbiner an der Spitze, war die oberste Autorität in allen Kultsachen, sowie in den Rechtsangelegenheiten, die auf Grund von Bibel, Talmud und anderen Religionsbüchern erledigt wurden.

Da der Bet Din zuweilen die schwierigsten Religions- und Verwaltungsfragen zu entscheiden hatte, berief man manchmal angesehene Rabbinen aus anderen Gemeinden als Autoritäten. Die beamteten Rabbinen waren auch Geistliche, allein nicht ganz in dem Sinn der christlichen Geistlichen, da das Predigen ursprünglich nicht ihre Hauptaufgabe war.

Der Kahalrat = Kahal war die weltliche Behörde, in deren Hand die Zivilverwaltung lag, und die auch offiziell mit der Regierung des Wirtsvolkes verkehrte. Er bestand aus mindestens drei Mitgliedern; meist waren es aber sieben oder auch zwölf. Der Rat besaß in allen ihn betreffenden Angelegenheiten absolute Autorität und hatte die ganze Verwaltung in der Hand, so die Steuern, die Überwachung des Handels, des Kaufes und Verkaufes, die der Maße, Gewichte und Münzen. Er setzte die Preise für Lebensmittel fest, kurz, er war für das Wohlergehen der Gemeinde verantwortlich. Mit am auffallendsten war seine absolute Polizeigewalt. Nach alten, durch Brauch und Erfahrung geheiligten Regeln konnte er sich in die Privatangelegenheiten der Familien mischen. Er hatte ferner das Almosenwesen in seiner Gewalt. Die Fürsorge für die Armen — das Proletariat — ist für die jüdischen Gemeinden überaus bezeichnend. Aus den Steuern wurde der Almosenfonds unterhalten, und sowohl wöchentlich Geschenke an Kleidung und Nahrung, als auch besondere Gaben am Passah- und Purimfest verteilt. Ferner hatte der Kahal das Recht, außergewöhnliche Abgaben zu erheben. Dazu kam die Verwaltung des Gemeindevermögens, das in den Synagogen und Schulen steckte, sowie des Begräbnisfonds, kurz, die ganze Verwaltung lag in seinen Händen.

Die Finanzierung der Kahale war vielseitig und bot in Verfallszeiten ein höchst unerfreuliches Bild. Die Abgaben erstreckten sich auf Marktzölle,

auf den Verkauf von bestimmten Waren, auf Luxussteuer bei Festlichkeiten. Es gibt Ämterkäufe, Kauf von Ehrungen, Auktionen religiöser Handlungen in der Synagoge, Abgaben für Maaruphia und Chasaka-Einrichtungen, die in dem „Buch vom Kahal" eingehend behandelt werden, — ferner willkürlich der ganzen Gemeinde auferlegte Abgaben, die gewöhnlich so eingerichtet wurden, daß die Kahaloligarchen sich selbst schonten. Am genialsten aber war in Polen-Rußland die Ausnutzung der Koscherschlachtung



Abb. 104. Das Schächten, Ausschlachten und Zerlegen eines Rindes
Nach Kirchner

und des Verkaufes des Koscherfleisches zwecks Finanzierung des Kahal (Abb. 104).

Charakteristisch für die Kahalverwaltung ist die rücksichtslose Unterdrückung jeder freien Regung und Bewegung der Massen, ihre Knechtung und Fesselung, gleichzeitig aber die lebhafte soziale Fürsorge und das Bestreben, durch Feste, Feiertage, fröhliche Festtafeln und Gelage, durch Geschenke, Krankenfürsorge usw. das Proletariat an sich zu ketten und bei Laune zu halten. Die ganze Masse des Volkes war ferner in Brüderschaften organisiert, und zwar so, daß der einzelne mehreren Brüderschaften angehören konnte. Es waren das Zünfte, und, wie Brafmann an einer Stelle ausführt, hingen diese Zünfte in den verschiedenen Judengemeinden

Europas untereinander zusammen und vermittelten den internationalen Zusammenhang.

Die erste und wichtigste Zunft war die Chebra (Chabura) Kadischa — die heilige Zunft der Totenbestatter. Ihr Ursprung liegt weit zurück; sie begann schon in Talmudzeiten. Gerade die Brüderschaft oder Zunft der Totenbestatter war überaus wichtig. Mit Leichen umzugehen, ist nicht jedermanns Sache. Dazu kamen alle möglichen Vorschriften über Nichtarbeiten (z. B. am Sabbath), über Verunreinigung durch Berührung von Leichen u. a. m., die Spezialverordnungen notwendig machten. Die Totenbestatter waren von allen solchen Einschränkungen befreit. Die Familie des Verstorbenen war aller Verpflichtungen los und ledig, sobald sie der Brüderschaft den Leichnam übergeben hatte. Die Brüderschaft erhielt dafür bestimmte Gelder und nutzte in Verfallszeiten ihre Macht in schikanöser, gelderpresserischer Weise aus.

Auch zahlreiche andere Brüderschaften werden in dem Brafmannschen Buch genannt, so namentlich die der Schächter von Koscherfleisch, aber auch die von gewöhnlichen Handwerkern. Wichtig ist die Angabe in der Jüdischen Enzyklopädie, daß sich die meisten der heutigen jüdischen Orden der Vereinigten Staaten aus solchen Brüderschaften entwickelt haben. Die Angabe Brafmanns über die internationale Bedeutung der jüdischen Brüderschaften wird damit bestätigt; denn auch die großen jüdischen Orden sind über die heutigen Kulturländer des ganzen Erdballs verbreitet.

Jede Brüderschaft zerfiel in Hundertschaften und Zehnerschaften, die bei der Besteuerung und bei den Wahlen eine Rolle spielten. Die Brüderschaften verwalteten sich selbst, hatten eigene Kassen, unterstanden in mancher Hinsicht dem Kahalrat, lagen aber mit ihm oft genug in Prozessen, die vor dem Bet Din ausgetragen wurden. Die Kahalprotokolle von Minsk enthüllen nach dieser Richtung hin recht interessante Genrebildchen.

In Osteuropa hatte sich eine ganz besondere Kahalorganisation herausgebildet, über die man in Brafmann: Das Buch vom Kahal (Leipzig 1927/28) nachlesen möge. Im Jahre 1844 wurde die Kahalorganisation von der russischen Regierung verboten.

Solch ein „Verbot" darf man nicht gar zu tragisch nehmen. Es ist einfach unmöglich, mit einem Federstrich lebensnotwendige Einrichtungen zu verbieten. Das heilige Gesetz der Notwendigkeit verlangt, daß lebensnotwendige Einrichtungen unter irgendeinem anderen Namen und hinter irgendeinem exoterischen Vorhang bestehen bleiben. Selbst wenn die Lebensnotwendigkeit aufhört, halten sich die Einrichtungen entsprechend dem kulturellen Trägheitsgesetz noch eine Zeitlang. Um wieviel mehr hier, wo Bet Din und Kahalrat für das Ghetto einfach nicht zu entbehren sind.

Über alle diese Fragen unterrichtet das Buch vom Kahal; hier wollen wir zu dem eigentlichen Thema zurückkehren, d. h. zu der Frage, wie die Erhaltung des zerstreuten jüdischen Religionsvolkes ermöglicht wurde.

3. Die Kahaldisziplin. — Grundlegende Maßnahmen

Genau so wie die Schamanen in den Sippen und Stämmen der Naturvölker die Religion dazu benutzen, eine feste, staatliche und soziale Organi-

sation zu schaffen, genau so tun es die Rabbinisten. Beginnen wir mit der so überaus wichtigen Erziehung zum Autoritätsglauben. Bodenschatz bringt in seinem Werk über die „Kirchliche Verfassung der heutigen Juden" (Nürnberg 1748) in Kapitel IV eine überaus interessante Darstellung von der „Kirchendisziplin" und den Mitteln der Rabbinen, die gemeinen Juden in Gehorsam zu halten. Er unterscheidet drei Hauptmittel: Vergöttlichung der Rabbinen und ihrer Lehren, Geißelung, Bann.

a) Vergöttlichung der Rabbinen und ihrer Lehren

„Das I. Hauptmittel, die gemeinen Juden im Gehorsam zu halten, ist dieses: Daß man ihnen schon von Jugend an auf das schärfste einprägt, die größte Hochachtung gegen die Rabbinen, als ihre Lehrer, zu haben. Sie wissen derselben Ansehen nicht genugsam zu erhöhen, indem sie Gott und seinem göttlichen Gesetze, dieselben und ihre Worte so gar an die Seite zu setzen pflegen. Dieweil nun alle bisher erzehlte Stücke, in dem heutigen Gottesdienst, und alle unter P. IV. vorkommende Gebräuche, von den Rabbinen angeordnet worden; also ist gar leicht zu schließen, daß es sehr schwer hält, auch die gelehrtesten Juden auf andere Meinungen, oder von den Worten dieser trefflichen Lehrer abzubringen, indem sie ohnehin von Vorurteilen ganz und gar eingenommen sind. Diese Hochachtung nun gegen die Rabbinen, und ihr recht göttliches Ansehen in den von ihnen vorgetragenen Lehren, stellen sie in folgenden Punkten vor."

Zunächst kommt die Lehre von der hohen Schule des Firmamentes. Gott und die Propheten, z. B. Elias, fragen die Rabbinen um Rat. So schickte z. B. Gott den Elias nach Tiberias zum Rabbi Schimon, um ihn um Rat zu fragen.

Die gestorbenen Rabbinen leben in der hohen Schule des Himmels.

Auf die Worte der Rabbinen muß man mehr achten als auf das Gesetz. Bodenschatz bringt mehrere Belege hierfür, so folgende genau belegte Zitate.

„Wer die Bibel ohne die Mischna und Talmud (d. i. Gemara) lieset, der ist gleich einem, der keinen Gott hat."

„Mein Sohn, gib mehr Achtung auf die Worte der Schreiber (d. i. Rabbinen, welche das mündliche Gesetz aufgeschrieben haben) als auf die Worte des Gesetzes."

„Der Rabba hat gesagt, daß du sollst wissen, daß die Worte der Schreiber angenehmer seyn, als die Worte der Propheten."

„Auch ihr (nämlich der Rabbinen) gemeines Gespräch ist dem ganzen Gesetz gleich zu achten."

Die Worte der Rabbinen sind die Worte des lebendigen Gottes. Auch hierfür bringt Bodenschatz zahlreiche Beweise. Wie weit man in der Vergöttlichung der Rabbinen geht, zeigt folgender Satz:

„Wann er (nämlich der Richter, welcher bei den Juden der Rabbiner sein muß) dir auch schon sagt, daß die rechte Hand die linke und die linke die rechte sei (so sollst du tun, was er dir sagt), wieviel mehr, wenn er zu dir spricht, daß die rechte die rechte und die linke aber die linke sei."

„Die Propheten haben nicht allein vom Berge Sinai (die Lehre) empfangen,

sondern auch alle Weisen, welche in allen Geschlechtern auferstehen (haben ihre Lehre von dannen bekommen); denn ein jeglicher hat das Seinige empfangen, wie z. B. V. Mos. 5, 22 gesagt wird: Alle diese Worte hat der Herr geredet zu eurer ganzen Gemeine. Und um deswillen sagen sie (nämlich unsere Weisen), dieses und jenes ist Gottes Wort (d. i. derjenige, welcher ein Ding vor rein, erlaubt und recht hält, redet eben so wohl Gottes Wort, als derjenige, welcher es vor unrein, verboten und unrecht erkennet)."

„Der Raf Chasda hat gesagt, ein jeder, der seinem Rabbinen oder Lehrmeister widerspricht, tut eben so viel, als wenn er der göttlichen Majestät widerspräche, wie IV. Buch Mos. 26, 9 gesagt wird: Da sie sich wieder den Herrn auflehnten."

„Wer mit seinen Rabbinen zanket, tut so viel als wenn er mit der göttlichen Majestät zankete."

„Wer gegen seinen Rabbinen murret, tut ebensoviel, als wenn er gegen Gott murret", wie II. Buch Mos. 16, 8 gesaget wird: „Euer Murren ist nicht wider uns, sondern wider den Herrn."

Die Logik, die in diesem und obigem Zitat aus den Büchern Mose spricht, ist für den rabbinisch-talmudischen Geist charakteristisch. Sie ist die Logik der Schamanen primitivster Naturvölker.

D i e R a b b i n e n s i n d m e h r a l s d i e l e i b l i c h e n V ä t e r z u e h r e n. Hierfür bringt Bodenschatz mehrere ausführliche Belege. Hier sei folgender angeführt: „Gleich wie dem Menschen geboten ist, seinen Vater zu ehren und zu fürchten, also ist er auch schuldig, seinen Rabbinen zu ehren und ihn zu fürchten, und zwar mehr als seinen Vater. Denn sein Vater hat ihn zum Leben in dieser Welt gebracht; aber sein Lehrmeister, der ihm die Weisheit lernet, bringt ihn zum Leben in der zukünftigen Welt. Deswegen setzet gedachter Maimon noch hinzu: Die Weisen sagen, die Furcht deines Rabbinen ist der Furcht Gottes gleich."

A l l e T a t e n d e r R a b b i n e n s i n d a l s G e s e t z z u b e t r a c h t e n. Jeder hat sich nach Taten und Worten der Rabbinen zu richten, hat sie zu erforschen, selbst gegen Brauch und Sitte. In dem Talmud Traktat Berachoth oder Berochos, Fol. 62 col. 1 heißt es also:

„Es wird gelehret, daß der R. Akibha gesagt habe, ich bin einmal nach dem R. Jehoscha auf das heimliche Gemach gegangen, und habe von ihm drey Dinge gelernet. Ich habe gelernet, daß man (f. v.) seine Nothdurft nicht gegen Aufgang und Niedergang, sondern gegen Mittag oder Mitternacht verrichtet; und habe gelernet, daß man sich nicht stehend, sondern sitzend entblöset; so habe ich auch gelernet, daß man sich nicht mit der rechten, sondern mit der linken Hand abwischet. Als nun des Asai Sohn zu ihm gesagt hatte, hast du so unverschämt oder frech gegen deinen Lehrmeister seyn dörfen? da hat er ihm zur Antwort gegeben, es ist das Gesetz, und ich habe nöthig zu lernen."

„Der Raf Cohana ist einmal in des Rafs Gemach gegangen und hat sich unter dessen Bettstelle geleget, und als er ihn gehöret, daß er mit seiner Frauen geschwätzet, gekurzweilet und seine Sache verrichtet hatte, hat er zu ihm gesagt, der Mund meines Vaters (d. i. meines Lehrmeisters) ist gleich, als wann die Speise nicht verbrannt wäre. Hierauf hat er (der Raf) zu ihm gesprochen, Cohana bist du hier? gehe hinaus: denn es ist nicht der Gebrauch

der Welt (einem solcher Gestalt in sein Gemach zu gehen und zu lauschen); er hat aber geantwortet, es ist das Gesetz und ich habe vonnöthen zu lernen."

Es ist wichtig, sich voll und ganz die Bedeutung dieser Erzählungen klar zu machen. Die bis ans Ende gehende Folgerichtigkeit der Gedanken und der Fanatismus, der jene Ghettomenschen bei der Durchführung einer bestimmten Absicht — hier Vergöttlichung der Rabbinen — entwickeln, ist einfach imposant. Alles wird über Bord geworfen um dieser Absicht willen — Anstandsgefühl, Schamgefühl. Diese Menschen opfern ihrer Religion und ihrem Religionsvolk zuliebe alles — alles: Ehre der Mitmenschen und die eigene, ja selbst das Leben der eigenen Glaubensgenossen, der eigenen Kinder. Solche Menschen leisten unbedenklich, um einen religiösen Zweck zu erreichen, einen Meineid vor einem fremden Gott und befehlen diesen, wenn das Interesse des Judentums den Meineid verlangt. Aus dieser Psyche heraus verbrannte der Ahn der Familie Friedmann einen Abtrünnigen im Kalkofen. Über obige Erzählungen lachen zu wollen, würde ein ganz ungenügendes Verständnis für den Ernst solcher Anschauungsweise und die Wichtigkeit eines richtigen Verstehens der Ghettopsyche beweisen.

Die Worte der Rabbinen kommen von Gott vom Berge Sinai, auch wenn sie widersinnig und einander widersprechend erscheinen.

„Alles was unsere Rabbinen, gesegneter Gedächtniß, in den Medraschos und in den Haggados gesagt haben, seynd wir schuldig zu glauben, eben so wohl als das Gesetz Mosis unseres Lehrers, auf welchem der Friede sey. Und wenn darinnen etwas gefunden wird, welches uns seltsam und übernatürlich zu seyn scheinet, so müssen wir solches unserm geringen Verstande, und nicht ihrer Rede zuschreiben. Wer auch einiges Ding von allen, was unsere Rabbinen gesegneter Gedächtniß gesagt haben, verlachet, der wird gestraft, wie wir im Talmudischen Tractat Eruvin, in dem 2. Capitel fol. 21. col. 2. lernen, allwo geschrieben stehet: Es saget der Raf Papa, im Namen des Rabba, des Raf Ula Sohnes: Ein jeder, der die Worte der Weisen verlachet, wird in dem siedenden Roth (welches ein gewisser Ort in der Hölle ist; vid. P. III. c. IV) gestrafet" (Bodenschatz Bd. I S. 345).

b) Die Geißelung und andere Körperstrafen

Im Mittelalter war die Geißelung eine sehr beliebte und gefürchtete Strafe. Die Prozedur war im Ghetto überaus grausam. Der Verbrecher wurde an einem eineinhalb Ellen hohen Pfahl so angekettet, daß er krumm gebogen dastand. Die Geißelung erfolgte mit einer dreisträhnigen Lederpeitsche. Rückfällige Verbrecher wurden in einen Käfig gesperrt, in dem man weder stehen noch liegen konnte. Es kam auch vor, daß man Unverbesserliche tötete, indem man ihnen Gerste zu essen gab, die im Magen aufquoll: „darvon sein Leib entzwey borstete, und er also starb". Auch Stockprügel — bis zum Totschlagen — kamen vor.

Uriel Akosta wurde in der Synagoge öffentlich gegeißelt, und Bodenschatz gibt an, daß zu seiner Zeit (erste Hälfte des 18. Jahrhunderts) in Holland und Polen die Geißelung noch vorkäme. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts verschwand sie wohl überall.

c) Der Bann

Es gibt drei Bannformen.

Der Niddui ist der leichteste. Der mit dem Niddui Belegte darf niemand berühren. Er muß abgesondert leben. Hat der Gebannte sich nicht nach 30 Tagen gebessert, so wird der Bann auf 60 und später auf 90 Tage verlängert. Ein im Bann Gestorbener wird schimpflich begraben. Der Niddui konnte sogar von Privatpersonen erlassen werden.

Der Cherem besteht in einer Ausstoßung aus der Gemeinde. Niemand darf mit dem Gebannten irgend etwas zu tun haben. Er muß in eigener kleiner Hütte wohnen. Der Cherem muß von mindestens zehn Personen ausgesprochen werden und zwar unter bestimmten Zeremonien — Lichteranzünden, Hörnerblasen, Verwünschungen.

Der Schammatha ist der schlimmste, er kommt aber nur selten vor und bedeutet den Tod des Gebannten. Vermutlich wurde dieser Bann früher rücksichtslos an allen vollstreckt, die die jüdische Gemeinde durch Verrat der Geheimnisse in Gefahr brachten. In dieser Hinsicht kannte man keine Rücksicht, und der Vater selbst mochte den Sohn getötet haben, der Verrat und Untreue an dem eigenen Volk, an der eigenen Religion beging. Die stille Beseitigung war einst die ultima ratio Rabbinorum.

Unter den Gründen, die das Gesetzbuch Schulchan Aruch für die Verhängung des Niddui anführt, seien folgende erwähnt:

Verachtung eines Rabbiners — wer nicht pünktlich vor Gericht erscheint — wer die Worte der Rabbinen und das Gesetz verachtet — wer dem Ausspruch des Richters nicht gehorcht — wer seinen Acker an einen Christen verkauft — wer wider einen Glaubensgenossen ein Zeugnis vor einem christlichen Gericht ablegt — und manche andere Gründe.

d) Die geheime Verfolgung, falsche Zeugen vor Gericht, Ermordung

Eine in den Minsker Protokollen wiederholt behandelte Maßnahme, einen Ungehorsamen zum Gehorsam zu zwingen, ist die amtliche Ernennung von „geheimen Verfolgern“, die dauernd den Ungehorsamen bespitzeln und ausspionieren, wie man ihm schaden, ihn wirtschaftlich ruinieren, das Volk durch Verleumdungen gegen ihn aufhetzen und durch falsches Zeugnis vor einem christlichen Gericht, vor dem der Eid des fanatischen Ghettojuden für nichts erachtet wird, vernichten könnte. Hierüber lese man in dem Buch von Brafmann die Protokolle nach. Dafür, daß man Abtrünnige einfach ermordete, liegen Beispiele vor.

Folgerungen: Die hier angeführten Beispiele werden zeigen, daß die Kahaloligarchen jedes Mittel, auch das grausamste, für erlaubt hielten, um die Zucht und Ordnung im Ghetto aufrechtzuerhalten — alles in majorem gloriam ihres Gottes. Wenn es sein mußte, so wurde eben die Todesstrafe vollzogen — in aller Stille, ohne Aufsehen zu erregen. Wer sich klar macht, daß es diesen Kahaloligarchen als heiligste Pflicht erschien, das auserwählte Volk vor dem Untergang, vor dem Aufgehen in die verachteten Gojim, zu bewahren, und wer bedenkt, daß in den harten Zeiten der

Ghettobedrängnis ein Verrat, ja selbst eine einzige Unvorsichtigkeit, blutige Verfolgungen, Morde und Austreibung bewirken konnte, der wird die Härte der jüdischen Ghettogesetze verstehen. Es gibt für den Ghettojuden eben nichts Höheres und Heiligeres als seine Religion, seinen Glauben an den Vertrag mit Jahwe, an seine Auserwähltheit, an Messias und Weltherrschaft. Dieser seiner Überzeugung zuliebe hat eben alles andere zurückzustehen, und selbst Meineide falscher Zeugen vor Gericht sind erlaubt, ja ein gutes Werk, wenn falsches Zeugnis, Verleumdungen und selbst Mord in ghetto-jüdischem Interesse liegen. So hat, wie erwähnt, der alte Srulce, der Ahnherr der jetzigen Dynastie Friedmann in Sadagora, einen Abtrünnigen in einem Kalkofen verbrannt. Bogrow erzählt von der Ertränkung eines „Epikuräers“ unter Mitwirkung des eigenen Vaters, weil der Sohn sich „europäisch“ anzog.

4. Die Kultreligion

a) Allgemeine Gesichtspunkte[1]

Wird durch die Vergöttlichung der Rabbinen, ihrer Lehre, ihrer Aussprüche, ja sogar durch Unklarheiten und selbst betrügerische Machenschaften, sowie durch die strengsten qualvollsten Strafen — Geißelung, Bannflüche, geheime Verfolgung — die Grundlage für eine gewaltsame Aufrechterhaltung der Ghettodisziplin gelegt, so sorgt die Kultreligion mit ihrem Gottesdienst, mit den gemeinsamen Übungen, mit der Angst vor Verstößen gegen göttliche Vorschriften der Rabbinen, mit der Zermürbung durch Gewissensqualen, mit der dauernden Beschäftigung jedes einzelnen in jeder Minute mit sich selbst sowie mit dem Seelenheil seines Nächsten — denn jeder wird in teuflischer Weise für seine Nächsten verantwortlich gemacht, muß ihn beobachten, bespionieren —, so sorgt alles dieses also dafür, daß diese unglücklichen Menschen seelisch gefoltert und zu willenlosen Knechten der Kahaloligarchen gemacht werden. Beginnen wir mit den religiösen Vorstellungen!

Wiederholt schon bot sich Gelegenheit, auf die erstaunlichen Gegensätze hinzuweisen, die innerhalb des Judentums zu finden sind. Vielleicht nirgends sind sie stärker als innerhalb der Religionslehre. Wie der in der leuchtenden wärmenden Sonne strahlende Schneedom des Hermon hinabblickt auf die Depression des Jordangrabens mit seiner unfruchtbaren Dürre, seiner unerträglichen Glut und dem todbringenden Samum, genau so blickt das lebensprühende, die Welt in Liebe umfassende Prophetentum auf den erstarrten, glühenden Haß gegen alle Andersdenkenden ausstrahlenden Rabbinismus herab — herab auf seine Haßlehren und auf seine Haß und Feindschaft erzeugenden Ghettorabbinen. Hohe hehre Auffassung auf der einen, primitivster Animismus und Schamanismus auf der andern Seite!

Die landschaftlich bedingte Haßreligion fand in den Ghettos der Zer-

[1] Wenn das Problem der Zweigeschlechtigkeit auch erst im nächsten Teil behandelt wird, sei in diesem Kapitel bereits auf deutliche Beziehungen zum Zweigeschlechterglauben hingewiesen.

streuung einen mehr als geeigneten Nährboden. Haß, Hochmut, Herrschsucht wurden — dem Trägheitsgesetz entsprechend — mitgenommen als Erbgut der jüdischen Tempelreligion. Haß und Verfolgung hieß die Antwort der Wirtsvölker. Die Unterdrückung war wiederum Öl in das Feuer des Hasses — unversöhnlich blieben die Gegensätze bestehen. Religiöser Haß und Fanatismus entstehen leicht bei tiefstehender, animistisch-schamanistischer Lehr- und Denkweise. Der Zauberglaube ist die Mutter solcher Anschauungen, und so sehen wir denn, daß innerhalb des unterdrückten Ghettojudentums das „Jordangraben-Klima" alles lähmt, und daß nur als Reaktion gegen dessen Haßglut und starre Kultreligion die frische Hermonluft der Menschenliebe und der Gefühlsreligion hereinbricht. Die „Jordangraben-Erstarrung" war indes die Rettung des Ghettos, das sich der Spore gleich abkapselte und so die Verfolgung überstand.

Sicherlich wird der Leser ungläubig den Kopf schütteln, wenn die jüdische Religion mit dem schamanistischen Animismus der Primitiven auf eine Stufe gestellt wird. Und doch fehlt dem Vergleich jede Übertreibung! Die Religion des unterdrückten Ghettojuden steht nicht höher als die der Australneger. Sie darf auch nicht viel höher stehen, denn sonst kann man nicht die Summe von Haß, Hochmut und Fanatismus in den Herzen der Gemeindemitglieder erzeugen, die erforderlich ist, um die Spore des jüdischen Ghettos gegen den sterilisierenden Hauch einer höheren Kulturentwicklung zu schützen. Die Logik, die Aufstellung von Analogien auf Grund rein äußerlicher Ähnlichkeit, das sophistische Spintisieren und schließlich die jeder Logik baren Gedankengänge der Schamanen, die unter Naturvölkern wirken, finden eine auffallende Parallele bei den Rabbinen der unterdrückten Ghettos.

Naturvölker — ja, das ist das rechte Wort! Naturmenschen, Naturmenschen mit sinnlicher Visionskraft sind die Ghettojuden. Mindestens gilt das für die Ungebildeten, nicht schulmäßig Erzogenen. Aber auch die Ghettorabbinen müssen eine erstaunliche Visionskraft besitzen. Und zwar handelt es sich nicht etwa um gleichgültige Geister, sondern um Koryphäen der talmudischen Wissenschaft.

Im nachfolgenden sollen an der Hand des Werkes von Bodenschatz die Beweise für die Richtigkeit obiger Behauptungen erbracht werden. Bodenschatz gibt stets den hebräischen Wortlaut und die wörtliche Übersetzung, so daß die Richtigkeit garantiert ist. Die Stellen, wo die Zitate stehen, findet der Leser in dem Buch von Bodenschatz.

b) Die Vorstellung der Ghettojuden von Jahwe

Jeder primitive Naturmensch stellt sich seinen Gott als ein sinnlich wahrnehmbares Wesen vor — oft in menschlicher oder doch menschenähnlicher Form. Für den Ghettojuden gilt das gleiche. Auch in der christlichen Kunst erscheint Gott als würdiger Greis mit wallendem Bart und einfachem, mönchsähnlichem Gewand. Allein die ghetto-jüdische Phantasie bewegt sich in so seltsamen Bahnen, daß man Bodenschatz versteht, wenn er folgendes schreibt:

„Es ist wohl wahr, und nicht zu läugnen, auch aus heiliger Schrift klar und offenbar, daß Gott ein unendlich, unermeßlich und uneingeschränktes Wesen, bey dem alle Eigenschaften in dem allervollkommensten Grad beysammen anzutreffen. Er ist der allerhöchste, ewige, unendliche Gott, auser dem nichts ist unter allen sichtbaren und unsichtbaren Geschöpfen, welches mit ihm könne verglichen werden; alleine, da die Juden ohnedem gewohnt sind, alles, was in der Schrift von Gott gesagt wird, also auszulegen, daß es die Ihrigen mit ihren fünf Sinnen begreifen sollen, zumahl ihre Rabbinen sich nicht entblöden, in die innersten Geheimnisse Gottes als hochweise Leute mit ihrem erleuchteten Verstand einzudringen; also tragen sie auch keine Scheu, vornehmlich von der Unermäßlichkeit Gottes auf eine menschliche, aber diesem höchsten Wesen, als einem Geiste, unanständige Art zu reden."

Die Rabbinen kennen genau die Maße Gottes.

„Es hat der Rabbi Jsinael gemeldet, der Metatron, der große Fürst des Zeugnisses, hat zu mir gesagt, ich zeuge dieses Zeugniß von Jehovah, dem Gott Jsraels, dem lebendigen und beständigen Gott, unserm Herrn und Herrscher, daß von dem Hause (Ort) des Sitzes seiner Herrlichkeit aufwärts, 118mal zehentausend Meilen, und von dem Hause (Ort) des Sitzes seiner Herrlichkeit abwärts 118mal zehentausend Meilen seyn. Seine Höhe ist zweyhundert und sechs und dreyßigmal zehentausend Meilen. Von seinem rechten Arm zu seinem linken seynd 77mal zehentausend Meilen. Von dem rechten Augapfel zu dem linken seynd 30mal-zehentausend Meilen. Die Hirnschale in seinem Haupte ist 3mal zehentausend Meilen, in die Länge und Breite. Die Kronen, welche auf seinem Haupte stehen, seynd 60mal zehentausend Meilen lang, in Ansehung der 60mal zehentausend des Gottes Jsrael. Deswegen wird er genennet der große, gewaltige und erschröckliche Gott."

Derselbe Rabbi sagt folgendes: „Ich habe den König der Könige aller Könige gesehen, sitzen auf einem hohen erhabenen Thron, und seine Heere stunden vor ihm, zu seiner rechten und linken Seiten; da sprach der Engel, der Fürst des Angesichtes, der da Metatron genennet wird, zu mir: Rabbi Jsinael, ich will dir die Maße des heiligen gebenedeyten Gottes sagen, welche vor allen Creaturen verborgen ist. Seine Fußsohlen seynd alle Welt, wie Jes. LXVI. I gesagt wird: Der Himmel ist mein Thron, und die Erde mein Fußschemel.[1] Die Höhe seiner Fußsohlen ist dreymal zehentausend Meilen. Von seiner Fußsohlen biß an seine Fersen seynd tausendmal zehentausend und fünfhundert Meilen. Von seinen Fersen bis zu seinen Kniescheiben seynd neunzehnmal zehentausend und vier Meilen an der Höhe. Von seinen Hüften biß zu seinem Hals seynd vier und zwanzig tausendmal zehentausend Meilen. Die Höhe seines Halses ist dreyzehn tausendmal zehentausend und achthundert Meilen. Sein Bart ist elftausend und fünfhundert Meilen (lang). Das schwarze in seinem rechten Auge ist eilftausend und fünfhundert Meilen (lang), gleichwie auch das linke (Auge). Seine rechte Hand ist zwey und zwanzigmal zehentausend und zwo Meilen (lang), gleichwie auch seine linke. Von seiner rechten Schulter biß zu seiner linken Schulter seynd sechzehnmal zehentausend (oder hundert und sechzig tausendmal tausend) Meilen. Von seinem rechten Arm biß zu seinem linken Arm seynd zwölftausendmal zehentausend

[1] Es ist nicht uninteressant, diese Angabe nach dem Denken des Naturmenschen zu deuten. Der Himmel ist stets männlich, die Erde weiblich. Jahwe verbindet beide — d. h. als Zweigeschlechterwesen befindet er sich in interner Kohabitation.

(oder hundert und zwanzig tausendmal tausend) Meilen. Was die Finger seiner Hand betrift, so seynd alle zusammen zwölf tausendmal zehentausend Meilen lang" (S. 15).

Auf S. 33 heißt es: „Weil nun Gott nach der Juden Einbildung beten soll, so wird ferner behauptet, daß er ordentliche Tphillin, d. i. Gebetsriemen, und einen Talles anhaben soll, und sich wie ein Meßner, oder Glöckner gekleidet, habe sehen lassen."

Daß den Ghettojuden ihr Gott wirklich nichts anderes ist als was ein Fetisch — z. B. der Stammesfetisch — für ein Naturvolk ist, beweisen die Vorstellungen, die die Rabbinen über Jahwes Eigenschaften entwickelt haben, zum Teil auf der Grundlage seltsamster Analogieschlüsse und spintisierender Verdrehungen.

Daß Jahwe sitzt und studiert, ist noch nicht so arg, aber folgende Darlegung ist schon sonderbarer.

S. 16: „Der Rabbi Jehuda spricht, daß der Rax gesagt habe: Der Tag hat zwölf Stunden: In denen dreyen ersten sitzet Gott, und studiret im Gesetz. In den andern dreyen Stunden sitzet er und richtet die ganze Welt. In den dritten dreyen Stunden sitzet er, und ernähret die ganze Welt. In den letzten dreyen Stunden aber sitzet er, und spielet mit dem Leviathan."

Eine andere Quelle sagt: „Drei Stunden kopuliert er die Männer und Weiber." An anderer Stelle heißt es: „Also fing die Israelitische Gemeine an, das Lob des Herrn der Welt zu erzehlen, und sprach, demjenigen Gott will ich dienen, welcher bey Tag mit einem schneeweißen Rock sich bekleidet, und in den vier und zwanzig Büchern des Gesetzes der Propheten und in den heiligen Schriften, bey der Nacht aber in den sechs Ordnungen der Mischna studieret."

Da Gott studiert, so unterrichtet er auch in der Schule, und zwar die Judenkinder, die vor dem Schulbesuch gestorben sind.

S. 17: „Was thut er denn in dem vierten Theil des Tages, nämlich in den drey letzten Stunden desselben? Er sitzet und lehret die Schulkinder das Gesetz, wie Jes. XXVIII. 9 gesagt wird: Wem soll er (nämlich der Herr) die Wissenschaft lehren? Oder, wem soll er das gehörte zu verstehen geben? Denjenigen, die von der Milch entwöhnet und von den Brüsten weggenommen seynd."

Im Himmel gibt es auch Schulen. Über jeder Schule der Erde befindet sich eine im Himmel, oder vielmehr zwei, denn im Himmel gibt es Schulen in zwei Etagen — die eine am Firmament, die andere darüber. Im Himmel gibt es auch Doktoren und Lehrer. Die Seelen der lebenden Rabbinen steigen manchmal zum Himmel empor und visitieren die himmlischen Schulen. Nach dem Tode werden die Rabbinen Lehrer an den himmlischen Schulen. Denn es heißt Sprüche XI, 25: „Wer da trunken machet, der wird auch trunken werden." Diesen Ausspruch deuten die Rabbinen: „Wer lehret (in dieser Welt), der wird auch lehren (im Himmel)."

Die Juden, die auf Erden ungelehrt bleiben, werden im Himmel studieren und gelehrt werden — ein schlauer Schachzug der Rabbinen gegenüber den nichteingeweihten, ungebildeten Gemeindebrüdern!

Ganz merkwürdig ist die Vorstellung, daß auch der Teufel Aschmodai im Himmel studiere.

„Auf dem Berge N. hat der Aschmodai sich selbst eine Grube gegraben, und dieselbe mit Wasser gefüllet, und mit einem Stein bedeckt, auch mit seinem Pittschaftring versiegelt, und steigt alle Tage in das Firmament, und lernet in der hohen Schule daselbsten, darnach kommt er wieder herab auf die Erde, und studieret in der hohen Schule auf Erden."

Gott kann weinen und Tränen vergießen:

„Der heilige gebenedeyete Gott hat einen Ort, darinnen er weinet, welcher Mistarin, d. h. ein verborgener Ort, genennet wird." Gott weint wegen der Zerstörung des Tempels.

Wie sich die Rabbinen Gottes Trauer vorstellen, zeigt folgende Darstellung: „Es sagt der Raf Jizchak, der Sohn des Samuels, im Namen des Rafs, die Nacht hat drey Wachten, und in einer jeden Wacht sitzet Gott, und brüllet wie ein Löwe, und sagt: O wehe! daß ich mein Haus habe verwüsten, und meinen Tempel verbrennen, und meine Kinder unter die Völker der Welt gefangen wegführen lassen! Bald solle Gott wegen solcher Zerstörung kirren wie eine Taube."

Die Propheten haben sich Gott wohl etwas anders vorgestellt!!

Gott befindet sich mit seinem Volk in der Verbannung. Der Gedanke ist natürlich: Gott ist bei seinem Volk. Was machen aber die Rabbinen daraus?: „Ja auch wenn sie (die Kinder Israel) werden erlöset werden, so wird die göttliche Majestät auch mit ihnen erlöset, wie V. Mose 30, 3 gesagt wird: So wird der Herr, dein Gott, zurückgehen mit deiner Gefangenschaft." Es wird nicht gesagt: „er wird zurückgehen machen", sondern „er wird zurückgehen". Die Primitivität der Rabbinenpsyche zeigt sich auch in der Auffassung, daß zugleich mit den Juden die Tiere, Fische und Vögel aus dem gelobten Land ins Elend vertrieben worden sind und mit den Juden zurückkehren werden.

Der Jahwe der Ghettorabbinen ist ein Gott, der gezwungen werden kann, etwas zu tun. So könnte z. B. der jüdische Regenzauberer, Chonac = Kreismacher[1] (hier haben wir den leibhaftigen Regendoktor der Naturvölker!), Jahwe zwingen, Regen fallen zu lassen.

Gott hat sogar vor den Engeln Angst; sie versuchen ihn zu hindern, etwas zu tun, und er muß durch heimliche List seine Absicht erreichen.

Gott selbst hat nach Ansicht der Ghettorabbinen die Sünde in die Welt gebracht. Diese Anschauung wird zur Entschuldigung der eigenen Sünden benutzt.

Im Talmud heißt es: „Wann diese drey Sprüche nicht waren, welche bezeugen, daß es in Gottes Macht stehe, unsre Art zu verbessern, und die böse Natur von uns wegzunehmen, so würden unsere Füße im Gerichte wanken (d. i. wir würden vor Gottes Gericht nicht bestehen können). Nun aber haben wir eine Entschuldigung, daß er Ursach daran sey, dieweil er den Jezer barab, oder die böse Art, erschaffen hat."

„Die ich geplaget" (Mich. 4, 6) wird übersetzt mit: „Die ich bös gemacht habe" — also hat Gott das Böse im Menschen verschuldet.

Den Unmut des frommen Pastors Bodenschatz wird man verstehen, wenn er folgendes Urteil fällt:

[1] Im Zweigeschlechterkult: Kreis = Vulva, Regen = Sperma!

„Noch weiter gehen die Rabbinen in den gotteslästerlichen Stricken des Satans, da sie sich nicht scheuen zu lehren: Gott habe selbst gesündiget, und zwar auf viererley Art.“...

Die Sünden Gottes, die die Ghettorabbinen konstruiert haben, bitte ich in Bodenschatz' Buch nachlesen zu wollen. Die Rabbinenlogik ist wirklich lesenswert und ganz schamanistisch.

Gott lügt und verhehlt die Wahrheit! — Ja, lieber Leser, das entnimmt ein scharfsinniger Talmudgelehrter der biblischen Darstellung von der Verkündigung der Geburt Isaaks! Der Talmudist zieht jedenfalls aus seiner Scharfsinnigkeit die praktische Lehre: Um des Freundes willen darf man lügen!!

Jahwe ist sogar einmal im Bann gewesen. Das schließt ein Weiser aus der Erzählung von dem Verkauf des Joseph durch seine Brüder! Ja ja, lieber Leser, lies die Stelle nach und staune!

Auf dem Begräbnis von Mose hat sich Jahwe an der Leiche verunreinigt, solche Unreinigkeit aber mit Feuer abgewaschen!

Gott Jahwe habe auch die Rolle eines Friseurs gespielt. Er habe Sanheribs Bart geputzt und das Haupt geschoren — alles Vorstellungen auf Grund rabbinistischer Erwägungen!! Ferner hat er Evas Haare geflochten und sie dann unter Tänzen dem Adam zugeführt!

Jahwe tritt auch als Lehrer auf. Sein Gebet ist so charakteristisch, daß es wörtlich angeführt sei:

„Es sey der Wille bey mir, daß meine Barmherzigkeit meinen Zorn überwinde, und meine Barmherzigkeit alle meine Eigenschaften umwickele, und ich mit meinen Kindern nach der Eigenschaft meiner Barmherzigkeit umgehe, auch mein Gericht nicht an denselben nach der Strenge verübe.“ Also Gott hat vor seiner eigenen Charakterschwäche Angst!!

„Der Grund solcher erdichteten Lehre beruhet nach der Meynung der Rabbinen auf die Stelle Jes. VI. 7., da es heist: Ich will sie erfreuen in meinem Bethause. Hieraus schließen sie also hochweis, weil es heiße: in meinem, und nicht in ihrem Bethause; derohalben müsse Gott auch noch ein besonderes Haus haben, in welchem er bete.“

Weil er betet, hat er auch die Gebettalismane — Tfillin und Talles.

Jahwe kann predigen, die Trompete blasen und hat sich selbst beschnitten!! Also Jahwe ist Zweigeschlechterwesen!

Der Ghettojude ist ein Mensch mit sinnlicher Visionskraft; er symbolisiert nicht, er kennt nur Tatsachen — eine sehr wichtige und interessante Erkenntnis.

c) Der heilige Geist = Schechina

Daß auch die Juden den Heiligen Geist kennen, ist wohl manchem Leser unbekannt. Aber noch weniger Leute — Religionsfachleute eingeschlossen — werden sich von der Beziehung zwischen dem „Heiligen Geist“ und den Religionen der Naturvölker ein Bild machen können.

Von dem Heiligen Geist — Schechina im Hebräischen — heißt es, er sei der Odem Gottes, und dieser Odem habe die Schöpfung vollbracht. Er wird auch Jahwe gleichgesetzt.

R. Eliesar nennt „Schechina“ den Herrn der Welt, den Jahwe, der die Toten auferwecken könne.

Was ist nun Schechina? — Schechina ist augenscheinlich der Seelenstoff, die Zauberkraft Jahwes — jene Zauberkraft, die in jedem Fetisch, ja in jedem Gegenstand steckt. Das wäre ein animistischer Begriff.

d) Die Engel

Noch weit deutlicher als bei Jahwe und Schechina zeigt sich die animistische Grundlage bei der Lehre von den Engeln. Es gibt gute und böse Engel. Die guten Engel sind nichts anderes als der Seelenstoff, die Zauberkraft der Naturgegenstände. Jedes Ding der Welt, jedes Kraut, Hagel, Wind, das Feuer, jedes Tier, alles, alles hat seine „Engel“, d. h. Zauberkraft, Seelenstoff!

Deswegen wohl ist es verboten, verschiedene Dinge miteinander zu vermischen, weil die Seelenstoffe einander feindlich sein können — zwei Feldfrüchte auf einem Feld, Wolle und Leinen in einem Gewebe!

Selbst Empfindungen wie Schreck, Freude, und Begriffe wie Gunst, Gnade, Friede, Gedächtnis haben einen Engel = Zauberkraft. Auch der Schamane versendet den Zauberstoff von Schreck, Freude, Friede, Gunst, Gnade, durch seine Fetische.

Wenn die Engel menschliche Gestalt annehmen können, so hat man in den animistischen Zaubervorstellungen genug Analoga! Es kommt aber noch schöner! Jeder Mensch hat seinen Schutzengel, der für ihn betet — seine Tjurunga!! Das sind durchaus totemistische Vorstellungen.

Die Engel übermitteln die Gebete an Gott, sie spielen also die Rolle der Schamanen bzw. der Tjurunga. Rabbinenpolitik steckt aber hinter der Lehre, daß die Engel nicht syrisch und chaldäisch verständen; man müsse daher hebräisch beten. Andere freilich lehren, die Engel verständen siebenzig Sprachen, aber das Syrische und Chaldäische verachteten sie. Das Kadeschgebet aber ist gerade in syrischer Sprache abgefaßt, damit die Engel es nicht verstehen sollen! Wie unsagbar primitiv!!

Die bösen Engel sind ganz augenscheinlich die Seelen von Toten, die nachts herumgehen. An einigen Stellen wird direkt gesagt, daß die Teufel von den Seelen der Gottlosen herkommen. Auf die verschiedenen Arten von Teufeln, die zum Teil in fremden Gestalten erscheinen und mit Menschen geschlechtlichen Umgang haben, sei nicht weiter eingegangen. Nur das sei erwähnt, daß die Furcht, mit Teufelinnen geschlechtlich zu verkehren, bei den Ghettojuden so groß ist, daß die Vorschrift besteht, vor dem Verkehr mit seiner Frau zu reden, um so festzustellen, ob sich nicht eine Teufelin eingeschlichen habe.

Ganz animistisch und z. B. auch in Australien verbreitet sich der Glaube, daß die Geister auf Bäumen sitzen und von oben herab auf den Menschen fallen. Deshalb soll der Ghettojude nicht unter Nußbäumen schlafen.

Nachts sitzen die Teufel auf den Händen jedes Schlafenden; deshalb muß man sich morgens sofort die Hände waschen. Ganz primitiv ist ferner die Vorstellung, daß alle Krankheiten von bösen Geistern = Teufeln herkommen.

Daß der Teufelsglaube weidlich ausgenutzt wird, um im Ghetto die religiöse Disziplin aufrecht zu erhalten, ist selbstverständlich.

e) Paradies, Hölle und Fegfeuer

Quälen die bösen Engel die Frommen auf Erden, so stellt die Lehre vom Paradies die Belohnung in Aussicht. Die versprochenen Genüsse sind grobsinnlich: gutes Essen und Trinken, bequemes Wohnen in einem der vielen Häuser. Die Mahlzeiten bestehen aus dem Fleisch des Leviathanweibchens, das Jahwe längst geschlachtet und eingesalzen hat, aus dem Fleisch des großen wilden Ochsen, eines bestimmten Vogels Bar juchnet und aus fetten Gänsen.

Zum Schluß sagt Bodenschatz: „Wir haben schon oben in dem 27. Capitel geschrieben, daß alles, was in der Historie der Erschaffung der Welt, von dem Paradies, dem Baum des Lebens, und dem Baum der Erkenntniß, wie auch den vier Flüssen vorkommt, nach den Buchstaben zu verstehen, und kein Rätzel sey, welches ferne sey. So ist auch ein jeglicher, welcher ein Israelit genennet wird, schuldig zu glauben, daß alles, was unsre Weisen, gesegneter Gedächtniß, von dem Paradies gemeldet haben, eine lautere Wahrheit sey, und keine Gleichniß, oder Hyperbole, d. i. übermäßige Redart, darinnen enthalten sey, sondern davon also Meldung gethan haben, daß man ohne einigen Zweifel wissen und glauben möge, daß eigentlich ein Paradies auf Erden sey. O du armes blindes Judenvolk! du wirst so erbärmlich in eitel Betrug und dicker Finsternis von deinen Rabbinen herumgeführet, daß du nun wohl mit Recht nach dem Ausspruch des Heylandes Matth. XIII. 13 mit sehenden Augen nicht siehest, und mit hörenden Ohren nicht hörest, oder verstehest. Denn die allerherrlichsten und fürtrefflichsten Lehren des Glaubens sind bey dir durch die Rabbinen mit lauter Träumereyen verdunkelt."

Die jüdische Lehre von den Paradiesfreuden gleicht der des Islams, nur fehlen die glutäugigen Huris.

Die Hölle wird als Drohmittel für die Sünder auf Erden benutzt, genau so wie in der christlichen Religion.

Bodenschatz zitiert folgende Stelle: „Die Strafe der Gottlosen in der Hölle ist nicht gleich, sondern eines jeden Strafe ist von eines andern Strafe unterschieden, und ist des einen Strafe schwerer als des andern; deswegen seyn in der Hölle, dem Ort des Gerichts, sieben Medoroth, d. i. Wohnungen. Und haben unsere Rabbinen, gesegneter Gedächtniß, denselben Namen gegeben, wie in dem zweyten Capitel des Talmudischen Tractats Eruvin, fol. 19. col. I gemeldet wird, allwo folgende Worte zu lesen: Es hatte der Rabbi Jehoscha, des Levi Sohn, gesagt: Die Hölle hat sieben Namen, nämlich Scheol, d. i. die Hölle; Abbadon, d. i. das Verderben; Bor Schachath, d. i. die Grube der Verwesung; Bor Schaon, d. i. die Grube des Geräusches; Tit hajaven, d. i. der Koth des Schlammes; Jalmaveth, d. i. der Schatten des Todes; wie auch Erez tachtith, d. i. die unterste Erde, und ist ein jeglicher derselben eine absonderliche Wohnung; sie werden aber alle zusammen Gehinnom, d. i. die Hölle, genennet, und seyn dieselbe, in Ansehung der sieben Namen, welche der Jezer hara, d. i. die böse Natur, hat, wie in dem 5. Capitel des Talmudischen Tractats Succa, fol. 52. col. I gedacht wird."

Die Darstellung der Schrecken kann mit Dantes Dichtung wetteifern. Das Fegfeuer und die Erlösung aus der Hölle sind auch da, ebenso die

Auferstehung der Toten. Das jüngste Gericht wird selbstverständlich die, die auf Erden gerecht, d. h. der Kultreligion gehorsam gewesen sind, belohnen. Für die Sünder aber ist es ein Schreckmittel.

f) Die Seele des Menschen

Nach der Erschaffung der Welt wurden die Seelen erschaffen und zwar gleich in bestimmter Zahl. Sechzigmal 10000 jüdische Seelen gibt es. Die jüdischen Seelen sind Teile und Funken des göttlichen Wesens. Gott hat die Seelen der Juden aus seinem göttlichen Wesen geschaffen, sie kommen von der Heiligkeit des Herrn; die Seelen der anderen Völker aber stammen von Teufeln.

Das ist eine Angabe von allergrößter Bedeutung. Teile und Funken des göttlichen Wesens Gottes sind die Seelen der Juden! Damit wird bewiesen, daß das Denken jener Juden, auf die solche Anschauungen zurückgehen, genau das Denken der heutigen Naturmenschen war, die die Seelen des Menschen gleichfalls von ihrem Gott, bzw. ihrem Totem, herleiten. Sie sind wesensgleich mit dem Totem. Das Totem ist zweigeschlechtig, also auch ihre Seelen. Jahwe ist zweigeschlechtig, also auch die Juden, die von ihm die Seelen haben — und zwar nur sie unter allen Menschen!

Man sieht, im Anschluß an die Lehre von der Auserwähltheit wird der Hochmut systematisch hochgepeitscht.

Stark an die Vorstellungen primitiver Völker, z. B. der Westafrikaner, erinnert die Vorstellung, daß die Juden drei Seelen haben. Der Nephesch bleibt im Körper bis zur Verwesung = Zauberkraft. Der Ruach (Hauch) geht ins Paradies = Lebensseele. Der Neschamach vereinigt sich mit Gott. Indes bestehen zahlreiche Widersprüche in den Lehren der Rabbinen.

So sagt Bodenschatz: „Sollen die Juden biß in das dreyzehnende Jahr viehische Seelen haben. Denn also lieset man im Jalkut chadasch, fol. 154. col. 2. num. 7 unter dem Titel: Neschamoth. Die Seele des Lebens ist diejenige Seele, welche unter dem Thron der Herrlichkeit herausgehauen (oder formiret) ist; die lebendige Seele aber ist diejenige Kraft, welche dem Vieh und Thieren gegeben; und haben die Völker keine Seele, als dieselbige Kraft des Viehes, und der Thiere. Ein Israelit hat auch biß zu seinem dreyzehenden Jahr allein selbige Kraft; vom dreyzehenden Jahr aber und weiter hinaus wird er der Seele des Lebens würdig, wann er es durch das Gesetz verdienet."

Sehen wir von der ja selbstverständlich erscheinenden Aufpeitschung des Hochmuts ab, so enthält diese Stelle einen interessanten Hinweis auf die Jugendweihen. Mit dem Ende des dreizehnten Jahres kann man den Beginn der Pubertätszeit rechnen. Vom dreizehnten Jahr ab darf der Jude heiraten. Mit der Heirat beginnt aber ein neues Leben, und zwar durch die Frau. Die uralte Vorstellung von Wiedergeburt — hier in Verbindung mit der Hochzeit — ist gewiß interessant!

Diese Vorstellung weist mit aller Deutlichkeit auf die Zweigeschlechterreligion hin, nur wird in diesem Falle die Umwandlung in ein Zweigeschlechterwesen durch die Heirat — durch die eheliche Vereinigung von

Mann und Frau — erzielt. Sie ersetzt das Aufgefressenwerden durch den Totemgott.

Die Ghettojuden haben geradezu einen Kohabitationskult wie die Naturmenschen. Die Neuvermählten müssen ausdrücklich versprechen, sich „wie Fische zu vermehren“. Genau so wie die Eltern der Gunantuna die kleinen Kinder anhalten den Geschlechtsakt auszuführen, genau so werden zuweilen die im Kindesalter befindlichen jüdischen Ehegatten zum kohabitieren angehalten und ihnen unter Umständen der Akt gezeigt. Die Idee ist bei den Naturmenschen, das Totem zur Erzeugung von Menschenseelen und allgemeiner Fruchtbarmachung anzuregen, bei den Ghettojuden das Volk Israel möglichst zu vermehren — und da Jahwe das tut, ist die Idee die gleiche.

Auf den Kohabitationskult weist auch das im Orient verbreitete Verbot hin, die Kopfbedeckung abzunehmen, desgleichen das Überziehen bestimmter Kultgewänder der Priester und Betenden. Der Mann in dem Kultgewande und unter der Kopfbedeckung ist wie der Mann unter Maske und Grashülle — membrum in vagina.

Die Lehre von der Seelenwanderung ist — so wird behauptet — aus der buddhistischen oder pythagoräischen Lehre übernommen worden: die Seele wandert in Tiere, in leblose Gegenstände, aber die Seelen der Gottlosen fahren in Teufel. Allein der Glaube an Seelenwanderung findet sich bereits bei den Naturvölkern primitivster Art, und demnach braucht er nicht erst von dem Buddhismus herzurühren, der selbst ihn bereits vorfand.

Wie man übrigens einen Abfall vom Glauben mit Schreckmitteln bekämpft, zeigt folgende Stelle:

„ingleichen ein Mörder, der einen Israeliten umgebracht hat, und ein abgefallener Jude, welcher das Hauptwerk der jüdischen Religion verläugnet, wie auch ein Verräther, welcher einen Juden, oder die ganze Judenschaft bey dem König und seinen Fürsten verrathet, und ihm Schaden zufüget, alle diese Haufen seynd nicht würdig, hinauf in das Firmament des Himmels zu steigen, und den Vorhof und Pallast des Königes zu betreten, sondern die Engel fällen droben (einem jeden) sein Urtheil, und schicken alsobald ein Gericht von Teufeln herunter, ihn zu richten, und von den Hügeln in die Berge, und von den Bergen in die Hügel zu verfolgen, und laufen sie in der Luft der Welt flüchtig herum, biß daß die über sie bestimmte Zeit vorbei ist, und fahren in leblose Dinge in Erdgewächse, in Thiere und Menschen, wie auch in die sieben Erden, biß daß sie die Hölle annehme, in welcher sie zwölf Monate gerichtet werden. Darnach schreyen sie und steigen herauf, und werden zum zweyten mal erschaffen, damit sie verbessert, geläutert und gereinigt werden. Es lässet sie aber der heilige gebenedeyte Gott von einer Staffel zur andern steigen. Erstlich versetzte er ihre Seelen in ein stummes oder lebloses Ding, und von den leblosen steigen sie zu den Erdgewächsen, und von dem Erdgewächs steigen sie zu den vernünftigen Thieren, und nach diesem zu den Menschen, und fahren in Heyden, oder Knechte, darnach aber in Israeliten. Bisweilen ist auch eine derselbigen Seelen so würdig, daß sie zwo, oder drey Stafeln aufeinmal überhüpfet.“ Auch dieser Glaube ist ganz primitiv.

Die Seelen der Nichtjuden vergehen, nur die Judenseelen sind ewig — Hochmutspeitsche! Die Völker der Erde werden mit Schlangen (= Teufeln) verglichen. Die Juden werden sie überwinden.

„Inskünftige wird das Gute das Böse überwältigen; alsdann werden auch die Israeliten, welche von der guten Seite her sind, der Völker der Welt, welche von der bösen Seite herkommen, sich bemächtigen."

Dazu bemerkt Bodenschatz nicht ohne Humor:

„Wir sehen also hieraus deutlich genug, was die Juden von den Seelen der anderen Völker der Welt halten, und wie großmüthig sie von sich selbst denken, daß sie glauben: sie kämen von der guten, die andern Völker aber von der bösen Seite, oder von den Teufeln her, und was vor Lästerungen mehr von ihnen gegen uns Christen boshafter Weise ausgestoßen werden, welche wir alle hier nicht einmal berühren wollen, indem solche schon genugsam Eisenmenger in seinem entdeckten Judentum angeführet."

g) Der Messiasglaube

Genau so wie die Lehre von der Auserwähltheit und der Bevorzugung der Juden hinsichtlich ihrer unsterblichen Seele, dient der Messiasglaube dazu, die Gemeindemitglieder fest aneinander und an die Rabbinen zu fesseln. Der Messias ist genau so wie Schwirrholz und Tjurunga Gott auf Erden. Er ist eine Kollektiv-Tjurunga. Die babylonische Vorstellung von der Parallelität der Erd- und Himmelserscheinungen, die z. B. in der Vorstellung vom Paradies, von den Schulen im Himmel usw. in Erscheinung tritt, mag die Vorstellung unterstützt haben, daß auf Erden ein Messias vorhanden sei, denn dem Jahwe im Himmel muß ein Jahwe auf Erden entsprechen. So soll denn der Messias längst geboren sein und sich irgendwo — über das Wo? sind sich die Ghettorabbinen uneinig — aufhalten. Auch die Frage, warum er noch nicht erschienen ist, wird verschieden beantwortet. Die einen meinen, wegen der Sünden der Juden, andere glauben, daß Jahwe noch nicht alle Judenseelen geschaffen habe.[1]

Für Jahwes Erscheinen werden auch bestimmte Jahreszahlen angegeben, so 4290 und 4976 nach jüdischer Zeitrechnung. Über die Erscheinungen, die die Ankunft des Messias anzeigen werden, gibt es viele verschiedene Ansichten. So soll z. B. erst Rom, d. h. das Christentum, zerstört werden.

Der Messias wird auf einem Esel reiten, der hundert Farben hat. Das irdische Regiment des Messias wird etliche tausend Jahre dauern und in dieser Zeit die Fruchtbarkeit des Landes weit größer sein als jetzt. In Jerusalem wird der Tempel neu erstehen — manche glauben, Jahwe selbst werde ihn erbauen.

Alle diese religiösen Vorstellungen sind im Talmud niedergelegt, der angeblich von Gott selbst stammen soll — durch den göttlichen Mund der Rabbinen. Er ist ein Werk voll der tollsten Widersprüche in sich und voll der merkwürdigsten Verdrehungen und sinnlosester Auslegungen von Bibelstellen. Kein Wunder, daß Bodenschatz folgendes Urteil fällt:

„Aus diesem bißher angeführten ist ja sonnenklar abzunehmen, woher der Talmud seinen Ursprung und Ansehen habe, nämlich ohnmöglich von Gott, wie die Juden vorgeben, sondern von Menschen, ja von solchen Menschen, welche nach dem Ausspruch der Schrift ganz zerrüttete Sinne haben, ja in

[1] Nach der Ansicht der Naturvölker würde er das als Zweigeschlechterwesen tun.

ihrem Tichten und Fabelwerk ganz eitel worden. Daher auch ihre größte Kunst gewesen, altvetterliche Dinge und Fabeln, welche von der Wahrheit abwenden, hervorzubringen. Haben denn nun solche Art Lehrer den Talmud verfertiget, so ist leicht weiter zu schliesen, und die Frage: Was eigentlich vom Talmud zu halten: zu beantworten, nämlich: nichts. Es ist und bleibet deßwegen dieses Buch ein lügenvolles und lästerliches Buch, welches schnurstraks wider die heilige Schrift laufet, keineswegs aber dieselbe erkläret, vielmehr aber verkehret, und deren wahren Verstand verdrehet."

„Findt man also jezuweilen etwas Gutes in dem Talmud, so ist es eben, als wenn man eine Perle unter einem großen Misthaufen antrift. Es bleibt ein vor allemal gesagt, der Talmud ist eine Finsterniß, ein Buch, welches die armen, einfältigen, blinden Juden in das Verderben der Seelen bringet."

h) Zusammenfassung

Vom wissenschaftlich-ethnologischen Standpunkt aus betrachtet, ergibt sich folgendes Bild. Es ist keine zufällige, sondern eine zwangsläufige Erscheinung, daß die primitive Sippenorganisation mit ihrer doppelten Moral, ihrem Haß nach außen und der Eintracht nach innen verknüpft ist mit einem primitiven, im Zauberglauben wurzelnden Animismus. Nur bei primitiven Naturmenschen, nur bei sinnlicher Visionskraft, nur auf der Grundlage des Zauberglaubens, der das Gemüt des Menschen stärker als alles andere ergreift und durchschüttelt, ist eine solche „Igelorganisation" möglich. Nur unter solchen Verhältnissen können die Priester auf das Volk eine solche Gewalt ausüben, daß ein blinder Autoritätsglaube, mit der Vorstellung von der Heiligkeit der Priester, entsteht. Nur auf solcher Grundlage können sie Gehorsam erzwingen und das Volk in leidenschaftlichen Fanatismus versetzen. Daß solcher Einfluß überhaupt möglich ist, hängt mit der seelischen Zermürbung und Verängstigung zusammen, die mit den religiösen Gesetzen und Einrichtungen aufs engste verknüpft sind.

Auf diesen religiösen Gesetzen und Einrichtungen beruht aber das ganze große, starke jüdische Volkstum und sein durch alte Sitten und Gebräuche geheiligtes und fest zusammengeschmiedetes Volksleben. Dieses Volkstum bildet ein starkes Gegengewicht gegen die seelische Zermürbung. Ein solches Gegengewicht muß vorhanden sein. Die leitenden Kahaloligarchen müssen, wenn sie auf die eine Wagschale ein Übermaß von Leiden, Entbehrungen und seelischer Zermürbung packen, die andere mit einem mindestens ebenso großen Gewicht von Vorteilen, Vergnügungen, seelischer Freude und Befriedigung belasten. Ein solcher Ausgleich gelingt aber nur dann, wenn schwere Bedrückungen und womöglich blutige Verfolgungen den Kahaloligarchen zu Hilfe kommen und gleichsam ein Herabsinken der zu schweren Zermürbungswagschale verhindern. Immer und immer wieder hat die Erfahrung gelehrt, daß mit dem Nachlassen von Bedrückung und Verfolgung die Wagschale der Leiden zu schwer wurde und hinabsank, d. h. daß sich eine Flucht aus dem Ghetto und eine Angliederung an die Kultur der Wirtsvölker mit unwiderstehlicher Gewalt vollzog. Doch wenden wir uns nun zunächst dem Thema: „Jüdisches Volkstum" zu.

5. Jüdisches Volkstum im Ghetto — Religiöse Seite

Religion und Volkstum bilden im Ghetto eine unlösliche Einheit. Es gibt kaum einen Brauch im Volksleben, der nicht einer religiösen Vorstellung entspräche, und auch hierin gleicht der Ghettojude dem primitiven, unter der Führung der Schamanen stehenden Naturmenschen. Demgemäß schildert man das jüdische Volkstum, wenn man die jüdische Kultreligion schildert. Dauernd bevormundet, dauernd kontrolliert, ohne geistige Freiheit verläuft das Leben des Ghettojuden nach ganz festen, unabänderlichen Regeln und Vorschriften. Wehe ihm, wenn er nicht gehorcht oder auch nur aus Unachtsamkeit nicht haarscharf und mit peinlicher Genauigkeit die vorgeschriebenen Handlungen, die vorgeschriebenen Bewegungen ausführt, die vorgeschriebenen Worte und Sätze spricht. Die schwersten Strafen im Diesseits und Jenseits mit demütigendsten Erniedrigungen, mit Bann, Geißelung, Schandpfahl stehen ihm dann bevor, lassen seine Seele nicht zur Ruhe kommen. Ohne Übertreibung darf man sagen, daß ein gewissenhafter, zartempfindender Ghettojude am besten tut sich aufzuhängen. Tut er es nicht, so muß er ein Neurastheniker und Psychopath werden. Gewissenlose aber werden abgebrühte Zyniker, die heimlich die Kultvorschriften verlachen, pro forma und des persönlichen Vorteils wegen aber „den Rummel" mitmachen. Ein Wort noch über die Beziehungen der Kultvorschriften zu dem Zweigeschlechterglauben. Bereits ein flüchtiges Durchlesen zeigt auf das allerdeutlichste, daß im Denken des Naturmenschen jene Vorschriften ein Hymnus auf den Zweigeschlechterglauben sind. Es kann kein Zufall sein, daß unausgesetzt Gegenstände und Handlungen, die ein Australier für männliche und weibliche Genitalien und für den Akt halten würde, auftreten. Es wäre eine interessante Aufgabe, auf Grund der Sprache die Beziehungen zu dem uralten Kohabitationskult und der Zweigeschlechterreligion zu prüfen. Daß die Rabbinen alles mit Bibelstellen belegen und pilpulistisch erklären, besagt natürlich gar nichts.

a) Das Aufstehen am Morgen

Am frühen Morgen — womöglich vor Sonnenaufgang — weckt der Schulklopfer, mit seinem Holzhammer an die Fensterläden klopfend, die Leute. Warum das frühe Aufstehen? David sagt: „Ich will die Morgenröte wecken" (Psalm V, 4) — eine echt rabbinische Logik.

Mit dem Aufstehen beginnt die Seelenfolterung. Kirchner schildert diesen Vorgang folgendermaßen:

„Wann sich nun ein Jud aus seinem Schlaf ermundert, und seine Kleider anziehen will, soll er sich im Bette nicht nackend aufrichten oder das Hembd sitzend anlegen, sondern mit den Armen und Kopf, noch indem er liegt, hineinschliefen, damit die Wände und Balken im Hause seine Blöße nicht sehen; und eben derowegen soll er auch (mit Respect zu melden) das Wasser vor seinem Bette nicht abschlagen, weil er sich gleicher Weise entblösen müste.

Alsdann hat er wol darauf zu sehen, daß er seine Kleider nicht verkehrt noch den linken Schuh vor dem rechten anziehe; jedoch ist solches nur von denen zu verstehen, welche genestelt oder gebunden werden, in welchem Fall

man zwar den linken zuletzt anziehet, aber zuerst bindet; wann aber ein Schuh des Bindens nicht nöthig hat, wird der linke zu erst angezogen.

Ist nun der Jud völlig angekleidet, so soll er sich wegen Andenkens des zerstörten Tempels zu Jerusalem demüthig und mit niedergeschlagnem Haupt aus der Kammer begeben, und den Kopf so wenig, als die andern Theile des Leibes, bloß tragen, sondern alles auf das sorgfältigste bedecken und der allerheiligsten Göttlichen Majestät, welche beständig über seinem Haupte schwebet, fleißig eingedenk seyn, vor welcher es sich so wenig, als vor den Menschen, entblößt zu zeigen gebühren will."[1]

Hierauf ist vonnöthen, daß er sich (s. v.) an das heimliche Ort begebe, und seinen Leib nach Nothdurft daselbst ausleere, sintemalen David im III. Psalm gesagt: Meine Seele lobe den Herrn, und was in mir ist (alle meine Eingeweid) seinen Heiligen Namen; nun wäre es aber unverantwortlich, wann man den Allerheiligsten Namen Gottes mit unreinem Leib verehren wolte, weswegen die Rabbinen haben wollen, daß solcher von aller Unreinigkeit gänzlich entlediget seyn solle. So muß man auch sonsten gute Sorge tragen, daß man sich bey dem bevorstehenden Morgen-Gebet in allen Stücken sauber und reinlich finden lasse, dann das will, ihrer Meinung nach, der Prophet haben, wann er spricht: Schicke dich, Israel, und begegne deinem Gott.

Ferner darf auch kein Jud mit ungewaschenen Händen (wenn kein Wasser auf eine halbe Meil Weges zu haben, soll der Jud die Hände an einem Erd-Klumpen, Haus-Balken, Spahn oder dergleichen abreiben.) beten, angesehen vor Zeiten die Priester, ehe sie mit dem Gottesdienst den Anfang gemacht, ihre Hände und Füße waschen müssen, an dessen Statt nun das Gebet gekommen; weswegen auch die Rabbinen verbieten, den Leib mit blosen Händen, ehe man sich gewaschen, anzurühren, weil, wie sie glauben, große Gefahr daraus entstehen kann, sintemalen die unreinen und bösen Geister die Nacht über auf den Händen zu ruhen pflegen, welche solche der Gestalt vergiften und verunreinigen, daß, wofern jemand, ehe sie gewaschen, die Augen damit anrührte, er stracks erblinden würde; also könte er sich auch durch Berührung der Ohren die Taubheit, und durch das Anrühren der Nasen das Rinnen und Triefen derselbigen zuziehen, der Mund würde einen übeln Geruch davon bekommen, und eine Hand von der andern gründig und schäbig werden.

Bey dem Waschen selbst hat er dieses zu beobachten, daß er nemlich die rechte Hand zu erst unter das Gieß-Vaß hält, dreymal Wasser darüber laufen läßt, und alsdann mit der Linken auf gleiche Weise verfähret, worauf sie erst, und nicht eher, einander berühren darfen; wobey man dann das Wasser nicht zu spahren und sonderlich darauf zu sehen hat, daß man die Hände fein hoch halte, damit das unreine Wasser nicht wieder zurücksprütze, und sie aufs neue verunreinige."

Diese Darstellung möge genügen, dem Leser einen ganz schwachen Begriff von dem Charakter der Kultvorschriften zu geben. Geistreich sind sie nicht, aber sehr kompliziert, und man schwebt in steter Gefahr, sie nicht genau zu befolgen. Jeder Verstoß, mag er auch noch so unbeabsichtigt sein, ist aber eine schwere Sünde, die durch keine Reue aus dem Schuldkonto, in das Jahwe sie einträgt, wieder zu löschen ist.

[1] Man denke daran: Der Mann mit Kopfhülle ist Zweigeschlechterwesen in Kohabitation, also zauberkräftig.

Jede noch so unbedeutend erscheinende Handlung, Bewegung wird durch eine pilpulistisch ausgelegte Bibelstelle als geheiligte Vorschrift begründet.

Die Kleidung (Abb. 105) bestand früher in dem großen ärmellosen Arba Canphos,[1] später wurde er ein kleiner Latz, den man oft nur unter der europäischen Kleidung trug. An den vier Ecken hingen Fransen — Zizis — herab, kunstvoll geknotet, und jeder Knoten reich an Geheimnissen. Die

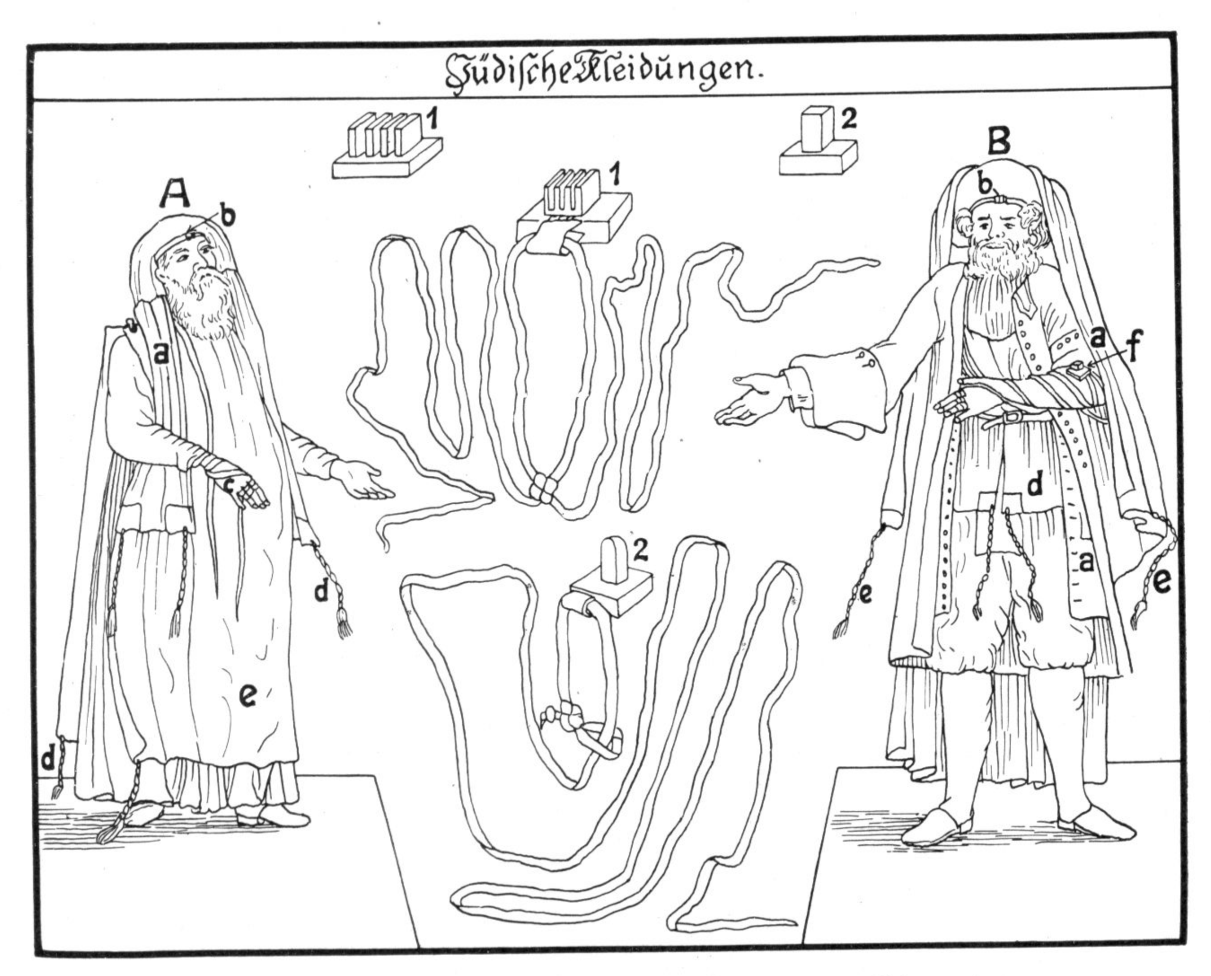


Abb. 105. Kleidung und Gebetausrüstung der Ghettojuden
Nach Kirchner

A. Jude in der alten ursprünglichen Tracht mit Kopftuch (Tallis Gedol), = (a) dem Hemd (e) (Arba Canphos), beide mit den Fransen (Zizis = d). Die Gebetkapseln (Tefillin) trägt er an der Stirn (b) und am rechten Arm (c).

B. Ein Jude in modernisierter Gebettracht. a) der Kopf-Tallis, b) das Stirn-Tefillin, f) das Arm-Tefillin, d) das kaum sichtbare Arba Canphos. 1. Das vierteilige Stirn-Tefillin. 2. Das einteilige Arm-Tefillin.

Kleidung darf nur aus Wolle oder Leinen bestehen; Mischung ist nicht gestattet. Wolle und Leinen haben eben jeder seinen besonderen Engel, d. h. Seelenstoff, daher darf keine Mischung erfolgen.[2]

---

[1] Die Kultgewänder sind aus den Maskenhüllen hervorgegangen. Also der betende Jude, der amtierende Geistliche wird mit dem Anlegen der Tracht Zweigeschlechterwesen.

[2] Könnten beide Stoffe nach dem Glauben der Zweigeschlechterreligion gleichgeschlechtig sein? Dann wäre bei animistischem Denken ein Zusammenweben von Wolle und Leinen einfach eine homosexuelle Verirrung.

Früher wurden die Gebetkapseln[1] den ganzen Tag über getragen, später nur bei Gebeten angelegt. Diese Gebetkapseln sind Kalbslederkapseln, in denen als Talisman = Fetisch bestimmte Bibelsprüche stecken. Die eine Kapsel ist für den linken Arm unterhalb des Ellbogengelenkes bestimmt; sie hat nur ein Fach. Die andere wird auf der Stirn befestigt und hat vier Fächer. Hinsichtlich der Herstellung der Gebetkapseln, des Materials von Leder, Pergament und Tinte, hinsichtlich der Bänder und der Art des Umbindens, hinsichtlich der Lage der Pergamente in den Kapseln[1] und über vieles andere gibt es genaueste Vorschriften, die mit Bibelstellen belegt sind. Indes sind sich die Herren Rabbinen in manchen Punkten selbst noch nicht klar, z. B. über die Art des Umbindens, und haben sich gegenseitig in der ihnen eigenen leidenschaftslosen Weise hochachtungsvoll befehdet.

Nach dem Anziehen läuft der Ghettojude nach der Synagoge. Denn es heißt im Psalm 55, 15: Wir wandelten im Hause Gottes zu haufen. Das legt der Rabbiner aus: Wir wollen nach dem Hause Gottes gehn mit Eilen.

b) In der Synagoge

Die Synagoge ist ein Haus, das man am besten auf einem hochgelegenen Platz baut, so daß es alle anderen Häuser überragt. In Fürth setzte man auf das Dach der Synagoge eine Stange, um die nötige Höhe zu erreichen. Warum? Es steht geschrieben: „Und erhöhen das Haus unseres Gottes." Ähnlich ist auch die Logik der Schamanen! Wo zehn Männer über dreizehn Jahre vorhanden sind, muß die Gemeinde eine Synagoge bauen. An dem Eingang befindet sich ein Stein, an dem der Bräutigam bei der Hochzeit zur Erinnerung an die Tempelzerstörung ein Weinglas zerschlagen muß. Der Boden des Synagogenraums liegt tiefer als die umgebende Erde, denn es heißt im Psalm 130, 1: „Aus der Tiefe rufe ich" — auch Schamanenlogik.[2]

Kirchner schildert den Raum folgendermaßen: „Sonsten sind die Wände von Gips oder Tafelwerk überzogen, das Gemach selbst mit Pulten, und diese auch bisweilen mit verschlossenen Schränken versehen, worinnen sie ihre Bücher und Talles verwahren. Lampen und Wachs-Lichter sind nach Beschaffenheit der Zeit hin und wieder aufgehenkt. Bey dem Eingang finden sich Büchsen oder Kästen, worein man das Allmosen zu legen pflegt; gegen Morgen zu aber stehet der Aron oder Zehen-Gebote-Kasten,[3] welches die ehmalen im Tempel gestandene Lade des Bundes vorstellen soll, woselbst aber anjetzo das Gesetzbuch aufbehalten wird. In der Mitte ist das hölzerne Altar oder der Lesstuhl, worauf sie gedachtes Gesetz-Buch legen, wann daraus soll gelesen oder auch geprediget werden."

[1] Im primitiven Denken Kapsel = vagina = uterus, Pergamentstreif = membrum.

[2] Im Denken des Primitiven: Stein = membrum, Erdgrube und Gebäude = vagina. Wein = Blut im Glase ist membrum in vagina. Der Fuß (= membrum) zertritt das Glas = vagina, also Kohabitationszeremonie.

[3] Die Gesetzesrolle (= membrum) im Kasten (= vagina) — also zauberkräftig.

Männer und Frauen sind durch einen Verschlag getrennt, weil erfahrungsgemäß — so laut Talmud — ein Zusammensein die Sittlichkeit gegefährde. In der Synagoge soll man sich nur aus religiösen Gründen aufhalten.

Dem Eingang gegenüber steht, wie oben erwähnt, die Lade, der Gesetzeskasten, und zwar nach Bodenschatz stets auf der Ostseite. Beim Beten wird, außer den Tefillin, der Talles über den Kopf gelegt, ein handtuchförmiges Tuch mit Fransen, Zizis, an den vier Ecken (Abb. 105).

Bezüglich der Gebete bestehen ganz genaue Vorschriften. Bei dem kleinsten Versehen sind sie wertlos. Sprüche, Bewegungen, Handlungen, Reihenfolge sind genau festgelegt. Es gibt drei Gebete täglich, die den früheren drei Opfern im Tempel entsprechen — das Morgen-, Vesper- und Abendgebet. Man betet stehend zusammen mit der ganzen Gemeinde, mit bedecktem Haupt, einen Gürtel um den Leib. Man darf während des Gebetes nicht speien, niemanden berühren, keinen Floh, keine Laus töten und muß Blähungen unterdrücken.

Bodenschatz sagt hierzu folgendes: „Dörfen sie unter dem Gebet keinen f. v. Floh oder Laus töden, ingleichen keinen Wind lassen, und wenn ihnen ja ohngefehr einer entführe, so müssen sie so lange mit dem Gebet innen halten, biß der Gestank vorbey, oder müssen 4 Schritte zurück treten, und diese Worte sprechen: du Herr der ganzen Welt, du hast uns voll Löcher geschaffen, die wir nicht verstopfen können, dir ist wohl bewust unsere Schande und Laster, unser Leben ist voller Schandflecken, und wir sind auch nichts als Maden und elende Würmer in unserm Tode. Auch pflegen sie sprichwortsweise zu sagen: Die untere Ausleerung (nämlich der excrementen) sey unter dem Gebet ein böses Zeichen, dem, der da betet; die obere Ausleerung aber (nämlich des Speichels) sey dem, der da betet, ein gutes Zeichen."

Auch der nächste Abschnitt ist interessant:

„Unter dem Gebet dörfen sie nicht stille halten,[1] niemand grüßen noch danken, und sollte es auch bey einem Könige seyn, ja wenn einem auch eine vergiftete Schlange stechen sollte; so aber einem eine Eyder begegnete, so dörfe man auf die Seiten treten biß selbige vorbey. Auch dörfen sie unter dem Gebet nicht unbeweglich stehen, sondern müssen von einer Seiten zur andern sich bücken und bewegen, weil es Ps. XXXV. 10 heißt: alle meine Gebeine müssen sagen: Herr, wer ist deines gleichen. Müssen sie ihr Gebet mit demüthiger Stimme verrichten, aber nicht in blosen Gedanken, sondern auch zugleich mit dem Munde, so, daß sie alle Worte aussprechen. In ihrer Synagog dörfen sie in einer jeden Sprache beten, welche sie verstehen, es sey Ebräisch oder Chaldäisch, zu Haus aber dörfen sie in keiner andern, als in der Ebräischen ihr Gebet verrichten. Ferner müssen sie im Beten mit dem Leib vorwerts gebogen stehen. Bücken sie sich, so muß solches geschwind geschehen, aber ganz langsam müssen sie sich wieder aufrichten, und zwar den Kopf zuerst, hernach aber erst den ganzen Leib."

[1] Gebet ist wie auch das Brandopfer im primitiven Denken = interne Kohabitation. Die Bewegungen verstärken die innerliche Versenkung. Beim Auswendiglernen und Lesen machen die Schüler im Orient kniend geradezu „typische" Bewegungen.

Sehr wichtig ist als Beweis dafür, daß auf innere Eintracht das größte Gewicht gelegt wird, folgende Bestimmung:

„Wenn sie vorher miteinander gezankt oder in Widerwillen gelebt haben, so dörfen sie nicht eher beten, als biß sie wieder ausgesöhnt sind." Am Tage müssen sie 100 Danksagungen aussprechen — man stelle sich diese Aufgabe vor! Der Grund ist folgender: „Solche 100 Danksagungen beweisen sie, aber ziemlich seltsam, aus V. B. Mos. 10. 12, wenn es heißt: d. i. Und nun Israel, was fordert der Herr, dein Gott, von dir, und da lesen sie vor das Wort Meah, welches hundert heißt, um dadurch anzuzeigen, als hätte Moses gesagt: Hundert Segen fordert Gott von dir alle Tage."

Vor dem Morgengebet dürfen sie nichts anrühren, nichts essen und trinken.

c) Wichtige Gebräuche

Das Vespergebet — Mincha — findet um 5 Uhr nachmittags in der Synagoge statt, den Beschluß macht das Abendgebet.

Übrigens ist der Tag zwar in zwölf Stunden eingeteilt, aber er währt von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, und demgemäß haben die Stunden in den verschiedenen Jahreszeiten verschiedene Länge.

Außer diesen drei täglichen Hauptgebeten gibt es zahlreiche andere Gebete, so die Tischgebete, die von dem Hausherrn über Brot und Wein gesprochen werden. Bei Tisch muß man sich ehrbar benehmen, als ob man vor Gott säße. Ganz bestimmte, im primitiven Zauberglauben wurzelnde Vorschriften sind zu beachten. Zum Beispiel wenn sie das Mark aus den Knochen auf den Teller stoßen, dürfen sie kein starkes Geräusch machen, da sie sonst die bösen Geister aufbrächten. Fleisch und Fisch, Fleisch und Milchspeisen darf man nicht mit demselben Messer essen u. a. m. Arme werden zu Tisch geladen — die soziale Fürsorge ist ein wichtiger Punkt im Ghettoleben. Beim Essen werden zahlreiche Segenssprüche ausgesprochen und beständig Gott gedankt. Nach dem Essen wird noch besonders gedankt und gesegnet, zum Teil nach einem besonderen Büchlein — Sephar hagadah.

Eine wichtige religiöse Einrichtung sind Speiseverbote und Fasten. Erstere bauen sich auf primitivsten Zauberglauben auf. Vergeblich wird man irgendwelche Logik oder praktische, z. B. gesundheitliche Vorstellungen in ihnen suchen. Sie haben aber den Zweck, einmal eine scharfe Unterscheidung zwischen Juden und Nichtjuden, sowie eine dauernde Beschäftigung jedes einzelnen Tag für Tag mit religiösen Fragen zu erreichen. Der Koscher dient obendrein zur Finanzierung der Kahale.

Über die Fasten gibt es überaus verwickelte Vorschriften. Es gibt fünf allgemeine Fasttage, die Trauertagen in der jüdischen Geschichte entsprechen und sehr wohl geeignet sind, den Fanatismus zu entflammen. Hungern ist bekanntlich ein erprobtes Mittel, den geschwächten Körper in Ekstase — Hungerdelirium! — zu versetzen.

Die fünf Hauptfastentage sind das große Bußfest = Kippur, der 10 Thebet (Belagerung von Jerusalem durch Nebukadnezar), der 17 Tammuz (Eroberung von Jerusalem), der 9 Ab (Tempelfasten, heiligster Tag), der 3 Tischri (zu Ehren des Helden Gidoliah, der in Babylonien ermordet

wurde). Die ganz besonders „Frommen" haben noch andere und weit gründlichere Fasten. So berichtet Russell aus Aleppo, daß zu seiner Zeit (um 1770) manche Fromme dort acht Tage ohne jede Unterbrechung fasteten.

Für jeden Fastentag gibt es ganz bestimmte Vorschriften. Allen Fastentagen ist das eine gemeinsam, daß sie fanatisieren und Haß erzeugen wegen der Erinnerung an Demütigungen und Qualen, die das jüdische Volk ausgestanden hat.

Die Gelübde sind dagegen ganz besonders geeignet, bei den einen Seelenqualen, bei den anderen Abgebrühtheit zu erzeugen. Man unterscheidet einmal Heiligungsgelübde. Sie beziehen sich auf Weihung von Dingen, z. B. von Öl, Salz, Holz, Wein zu heiligem Gebrauch. Die Verbindungsgelübde beziehen sich auf Entbehrungen, die man sich selbst auferlegt; Fastengelübde gehören auch hierher. Oder man gelobt eine Thorarolle schreiben zu lassen, etwas für die Synagoge zu stiften, u.a.m.

Wohl kaum etwas anderes ist geeigneter, Seelenqualen zu erwecken, als solche — oft genug schnell getane, aber schwer zu haltende — Gelübde. Um die Seelenqualen zu beseitigen, um den Seelenfrieden wiederzugeben, dient das bekannte Kol-Nidre-Gebet, das von allen Gelübden des letzten Jahres befreit. Dieses Gebet wird von gewissenlosen Juden anders gedeutet, nämlich auch auf Eide bezogen: falsche Eide werden getilgt; man kann also ruhig falsch schwören.

Zu den in der Synagoge vorgenommenen heiligen Handlungen, die auf den Charakter ungünstig wirken müssen, gehört das Verauktionieren gottgefälliger Handlungen gegen Geld in der Synagoge. Dazu gehören fünf Zeremonien, die bei dem Herausnehmen der Thorarolle stattfinden, das Lesen der Aliyah, das Stiften von Wein für Zeremonien u. a. m. Der Reiche erscheint damit ganz ungebührlich bevorzugt; denn solche Handlungen sichern ihm Belohnung im Jenseits. Würde man solche Bevorzugung besonders tugendhaften oder sonst verdienten Männern zuteil werden lassen, wäre alles in Ordnung, aber gegen Geldzahlung!

Nach der Auffassung der Ghettojuden führt Gott über jeden Juden Buch und trägt die Aktiva und Passiva ein. Pastor Gurland, ehemals Rabbiner, erzählt von einem Fall, den er selbst erlebt hat. Ein Rabbiner aus einer Nachbarstadt verauktionierte sein aktives Konto im Himmelsbuch öffentlich in der Synagoge gegen 9000 Rubel, die zur Deckung der Kosten für ein Armenhaus gebraucht wurden. Ein Fleischer erstand dieses Konto, das Gott nunmehr auf sein (des Fleischers) Konto zu übertragen hatte. Einen Tag nach der Auktion sah man den frommen Rabbiner — aus der christlichen Kirche kommen. Er hatte sich taufen lassen.

Alle diese Einrichtungen, Gelübde, Fasten, Gebete, ja die ganze Kultreligion, müssen den Ghettojuden deshalb seelisch zermürben, weil ihm von Kind auf gelehrt wird, daß das Leben auf Erden nur aus Qual und Leid bestände, daß jeder Buße tun müsse — Buße für seine eigenen Sünden und die seines Volkes. Alle Qualen der Hölle werden ihm ausgemalt und jeder kleinste Verstoß gegen die einfach nicht durchführbaren Bestimmungen der Kultreligion als Verbrechen angerechnet. Selbst die Feste, die eigentlich

ihm zur Freude, zur Erholung, zur Befreiung von Seelenqual dienen sollten, sind zum Teil in Mittel verwandelt worden, durch die seine arme Seele noch mehr gefoltert wird. Zu diesen Tagen gehört namentlich der Sabbat.

d) Der Sabbat (Abb. 106)

Ein Tag der Ruhe, der Erholung, der Freude sollte dieser Tag sein, die Rabbinen haben ihn zu einem Tag unerträglicher Lasten und Qualen gemacht. Zwar soll man am Sabbat ordentlich schmausen und pokulieren — zu Bodenschatz' Zeit aß man zu Ehren des Sabbats stinkendes Bocksfleisch als Aphrodisiakum[1] —, allein im übrigen erstickt man unter einer Last unmöglicher Bestimmungen, die einfach sinnwidrig sind. Nichts, gar nichts darf man tun, nicht nur an keiner Arbeit Hand anlegen, sondern auch niemand helfen, keinen Brand löschen und nur so viel aus dem brennenden Hause retten, als man zum Feiern des Sabbats braucht. Man darf nicht für einen Kranken beten, kein Feuer anmachen, nichts kaufen, nichts schreiben. Bodenschatz erzählt, daß man einen Juden, der am Sabbat auf dem Abtritt in die Grube fiel, erst am Sonntag herausgeholfen habe, aber Trank und Speise habe man ihm herabgereicht.

Da nun aber gewisse Dinge doch gemacht werden müssen, sucht man sich durch echt sophistische Umgehungen zu helfen. Erubhim — Vermischungen — nennt man solche rabbinistischen Kniffe und Pfiffe. Bodenschatz bringt hierfür zahlreiche Beispiele.

Eine kurze Schilderung der Wirkung der Sabbatgesetze aus der Feder eines Ghettojuden (Bogrow, Memoiren eines Juden) gibt wohl am besten eine Vorstellung von der Wirkung des Sabbats auf den gewissenhaften Ghettobewohner:

„Der Sabbath enthält, Dank den unpraktischen Talmudisten und ihren Nachfolgern, eine solche Strenge in Gebräuchen und einen so unbeschreiblichen Überfluß an Verboten, daß für den Sabbath allein ein Kodex unter dem Namen Hilchoth Schabbesh (Sabbath-Gesetzbuch) verfaßt ist. Der Jude hat fast keine Möglichkeit am Sabbath den Fuß irgendwohin zu setzen, die kleinste Bewegung zu machen, den Mund zu öffnen, einen Laut hervorzubringen, ohne daß er dabei nicht gegen irgend ein Gesetz verstieße. Er tritt zufällig auf lockere Erde — es ist eine Sünde. Er knarrt mit der Thür oder scharrt mit dem Stuhl — wieder eine Sünde. Er tödtet wider Willen ein Insekt, zerbricht einen Strohhalm, reißt sich ein Haar aus — abermals Sünde, Sünde und Sünde. Um am Sabbath nicht zu sündigen, müßte der Jude die ganzen vierundzwanzig Stunden in der Luft schweben, ohne zu reden, oder sich zu bewegen — aber auch dann sündigte er: er würfe mit seinem Körper Schatten (Maigl) — und auch das ist eine Sünde. Die Sabbath-Gesetze verlieren nur dann ihre Macht, wenn es sich um die Rettung eines Menschenlebens handelt. Dank sei den Rabbinen wenigstens für diese Ausnahme zum Besten der Humanität!"

Der Gewissenlose lacht, der Gewissenhafte zermartert seine Seele und wird schließlich Psychopath.

[1] Kohabitationskult!

Dem sich für die jüdische Frage interessierenden Leser sei geraten, die Darstellung bei Kirchner und Bodenschatz über die Sabbat-Zeremonien durchzulesen. Er wird dann eine Vorstellung von deren Kompliziertheit bekommen, gleichzeitig aber auch zahlreiche Gebräuche finden, die der Australier glatt als Kohabitationskult auffassen würde, so namentlich die Zeremonien mit dem Brot (= Weib) und dem Wein (= Blut = Sperma = Mann) im Glase (= Vagina = Frau). Am Sabbat, so scheint es mir, ist



Abb. 106. Sabbatzeremonien. (Nach Kirchner)
Unten der Gottesdienst in der Synagoge. Oben links der Segen des Hausvaters am Tisch über dem Wein; in der Mitte hinten Segnen der Kinder, vorn der Hausvater mit einem Becher Wein und der Gewürzschachtel, neben ihm der älteste Sohn (Zeremonie beim Nachhausekommen aus der Synagoge). Vorn rechts Anzünden und Segnen der Lichter durch die Frau am Freitag abend

der Jude Zweigeschlechterwesen par excellence und soll in seiner inneren Kohabitation durch nichts gestört werden.

Selbstverständlich werden alle Kultvorschriften durch echt pilpulistische Spitzfindigkeiten aus der Bibel oder sonstwie erklärt. Die Erinnerung an den alten Zweigeschlechterglauben ist natürlich längst geschwunden; unverstanden werden die Gebräuche fortgesetzt. Hier einige Beispiele von solchen Erklärungen:

„Die Ausschüttung des Weins geschiehet darum, daß sie Gott ebenso gewiß wieder in das gelobte Land wolle einführen, worinnen Milch und Honig

fleußt; und wie der Wein sich in der Erden ausbreitet, so möge sich auch ihr Saamen auf Erden ausbreiten.[1]

Wie das Liecht leuchtet, so soll ihre Seele in alle Ewigkeit leuchten.

Wie das Gewürtze riechet, so soll ihre Seele vor Gott wohl riechen.

Es soll auch das Brodt, welches sie zu Anfangs des Sabbaths essen, anzeigen, daß sie zwey Seelen, eine Wochen- und eine Sabbaths-Seele überkommen.

Wann sie solches zu Ende des Sabbaths essen, soll sich die Sabbathsseele wieder von ihnen begeben, und von allen Gliedern Abschied nehmen, wie sie sich denn deswegen mit dem rechten Arm rücken."

Es ist überaus interessant zu sehen, daß trotz alles Pilpul die Erinnerung an den Kern der Zeremonien sich erhalten hat. Die Ausschüttung des Weins (= Sperma) auf die Erde (= Weib) ist ein Fruchtbarkeitszauber. Jahwe, der die jüdischen Seelen aus sich selbst erzeugt, soll zur internen Kohabitation angeregt werden.

Trotz aller Operationen und äußeren künstlich angebrachten sowie natürlichen Hinweise auf Zweigeschlechtigkeit fühlt sich der Mensch doch unsicher, aber am Sabbat glaubt der Jude es wirklich zu sein. Diesen Sinn würde jedenfalls der Naturmensch, der im Zweigeschlechterglauben steckt, in die Zeremonien legen.

Im primitivsten Animismus wurzelt das Verbot, am Sabbat zwischen Vesper und Abend kein Wasser zu trinken, weil in dieser Zeit die Seelen im Wasser sind — Rest des Ahnenkultes der grauen Vorzeit.

Auf die Zeiten des Mondkultes gehen die Neumondfeiern zurück. Wenn der junge Mond sieben Tage alt ist, wird ein Segen über ihn gesprochen, und zwar abends am Sabbat, wenn die Juden aus der Synagoge kommen. Gleichzeitig hüpfen sie mit geschlossenen Füßen empor. Wie der Mond zunimmt, solle das Reich Davids zunehmen — das sei der innere Gedanke (Abb. 107).

In Wirklichkeit handelt es sich um ausgesprochenen Kohabitationskult — jedenfalls im Denken des Australiers. Während des Neumondes findet die interne Kohabitation statt. Die Sichel ist das Glied. Um den Mann ganz besonders mit Membrum zu identifizieren, spricht der Australier von Einbeinigen. Die mit geschlossenen Beinen Hüpfenden würden also im Denken des Australiers das mit der Erde kohabitierende Membrum sein. Die Erinnerung an den Fruchtbarkeitszauber ist auch hier vorhanden — Wachsen des Reiches Davids, d. h. Vermehrung der Israeliten — ihrer Seelen! — durch den Kohabitationsritus.

e) Die großen jüdischen Feste

Für alle großen Feste sind folgende Gesichtspunkte maßgebend. Einmal finden sie zu der Erinnerung an einen bestimmten Vorgang, der sich in der

[1] Es geschiehet auch darum, daß es zu einem glückseligen Zeichen für künftige Woche und Ausbreitung ihres Glücks und Wohlfahrt dienen solle; oder auch zur Erquickung des Corah, von welchen sie vorgeben, daß er mit seiner Rotte noch unter der Erden lebe — sagt Bodenschatz. Der letzte Satz weist aber deutlich auf die Kohabitationszeremonie hin.

Geschichte oder in der biblischen Darstellung abgespielt hat, statt. Manche dieser Ereignisse sollen Fanatismus, andere Bußgefühl, andere Fröhlichkeit erzeugen.

In der Synagoge sowohl als auch zu Hause wird Gottesdienst mit zahlreichen Zeremonien abgehalten — Gebete und mancherlei Formalitäten in der Synagoge, Segenssprüche zu Hause.



Abb. 107. Das Neumondsgebet außerhalb des Tempels. (Nach Kirchner)
Mit Lichtern in der Hand sprechen sie Gebete und hüpfen an bestimmten Stellen mit geschlossenen Füßen dreimal in die Höhe

Sodann sind es auch Festtage, an denen man sich nicht nur festlich putzt, sondern auch vergnügte Festmahle mit fröhlich machenden Getränken veranstaltet. Gleichzeitig dienen die Feste dazu, die Armen zu speisen, zu kleiden und sonstige Geschenke zu machen — also Fürsorge für das Proletariat. Im nachfolgenden seien die fünf großen Feste ganz kurz hinsichtlich ihrer Besonderheiten charakterisiert.

α) Das Neujahrsfest — Rosch haschana

Das Kirchenjahr beginnt am 1. Nisan (März), aber das bürgerliche am 1. Tischri (Oktober). Dieses Fest erfolgt unter Hornblasen. Da man nun aber fürchtet, der Teufel könne Schaden stiften, wenn er den richtigen Neujahrstag kennt, fängt man schon einen Monat früher an zu blasen und

bläst über den Neujahrstag hinaus — Zauberglaube in primitivster Form! Feierliche Zeremonien in der Synagoge, Heulen und Klagen auf dem Friedhof und lustige Schmausereien zu Hause bringen die nötige Stimmung.

Interessant ist das Aussprechen eines die Menge fanatisierenden Schadenzaubers. Man ißt Mandeln und spricht gleichzeitig: Es sollen unsere Feinde verzehrt und getilgt werden. Dagegen ist ein Nutzzauber in fol-

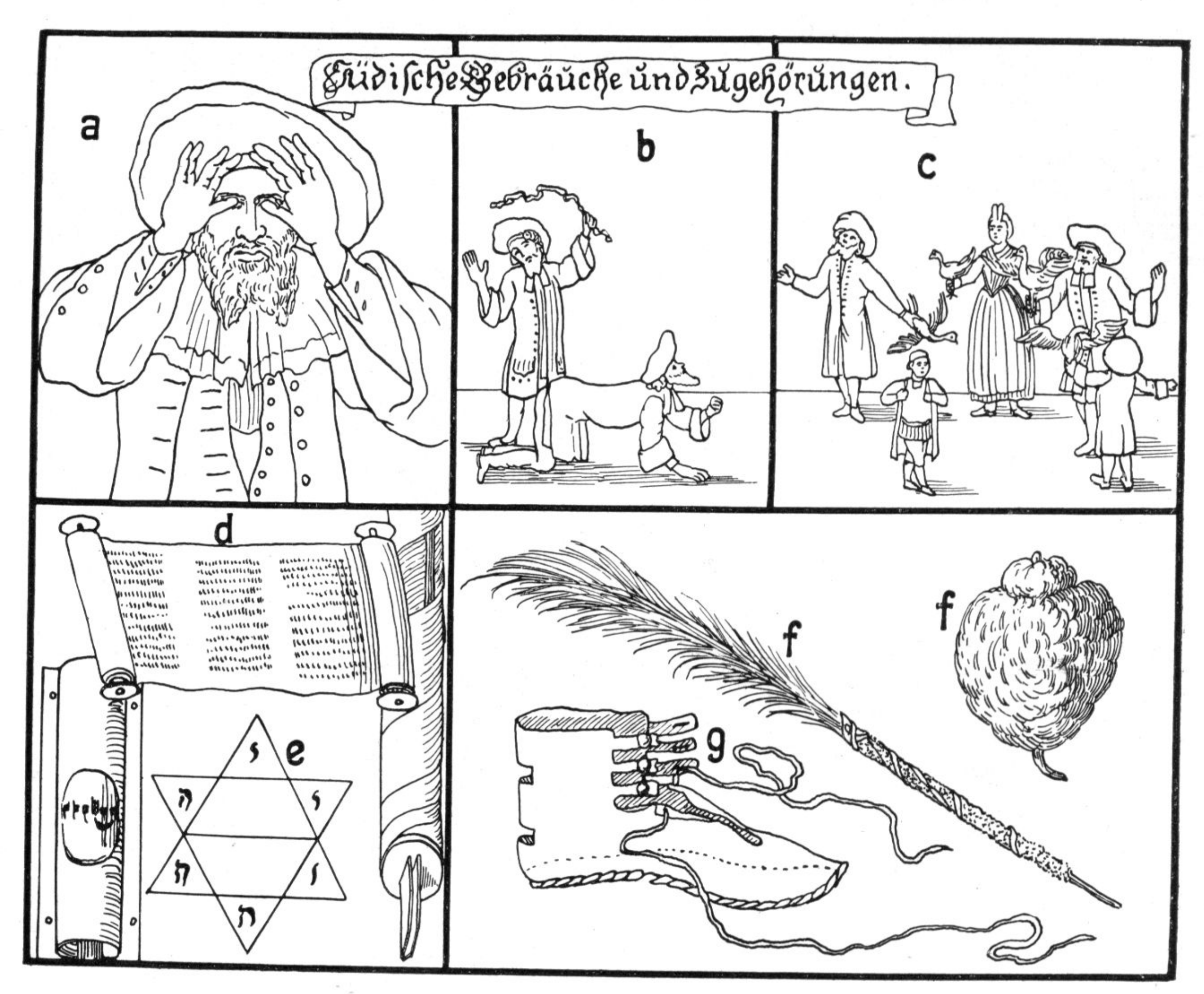


Abb. 108. Verschiedene jüdische Gebräuche. (Nach Kirchner)

a) Zuhalten der Augen als Zeremonie beim Versöhnungsfest. b) Die Viddui-Zeremonie beim Versöhnungsfest. Der Liegende beichtet im stillen und schlägt sich selbst mit der Faust die Brust und läßt sich gleichzeitig von einem anderen peitschen (Malkus-Schlagen). c) Jom-Kippur-Fest, Hahnenzeremonie. d) Die Thora-Rolle. e) Der Davidstern und die Mesusa (links unten), eine Blechhülse, die einen Talisman enthält und an der Haustüre befestigt wird. f) Die Schreibfeder, mit der die Thora geschrieben wird. Rechts davon der Ethrog oder Adamsapfel, die aus Italien bezogene Frucht von Citrus medica (Zedratbaum), die beim Laubhüttenfest gebraucht werden. g) Der Chalisa-Schuh

gender Zeremonie enthalten. Beim Essen eines Granatapfels sagt man: Unsere Verdienste sollen sich vermehren wie die Kerne im Granatapfel.

β) Das Versöhnungsfest — Jom Kippur. (Abb. 108)

Es schließt sich am 10. Tischri an das Neujahrsfest an und soll vor allem der Buße, der Versöhnung und Vergebung und der Lösung von Gelübden gewidmet sein.

Zeremonien in der Synagoge und auf dem Friedhof, das Kol-Nidre-

Gebet, das Anziehen der Sterbekleider und das Anzünden von Wachskerzen seien hier erwähnt.[1] Vor allem aber soll die am 9. Tischri ausgeführte Austreibung des Sündenbockes aus dem Tempel beim Jom-Kippur-Fest wieder in die Erinnerung gerufen werden. Statt des Sündenbocks hat aber jeder Mann einen weißen Hahn, jede Frau eine weiße Henne. Jeder schwingt sein Tier unter bestimmten Sprüchen und Zeremonien über dem Kopf, es

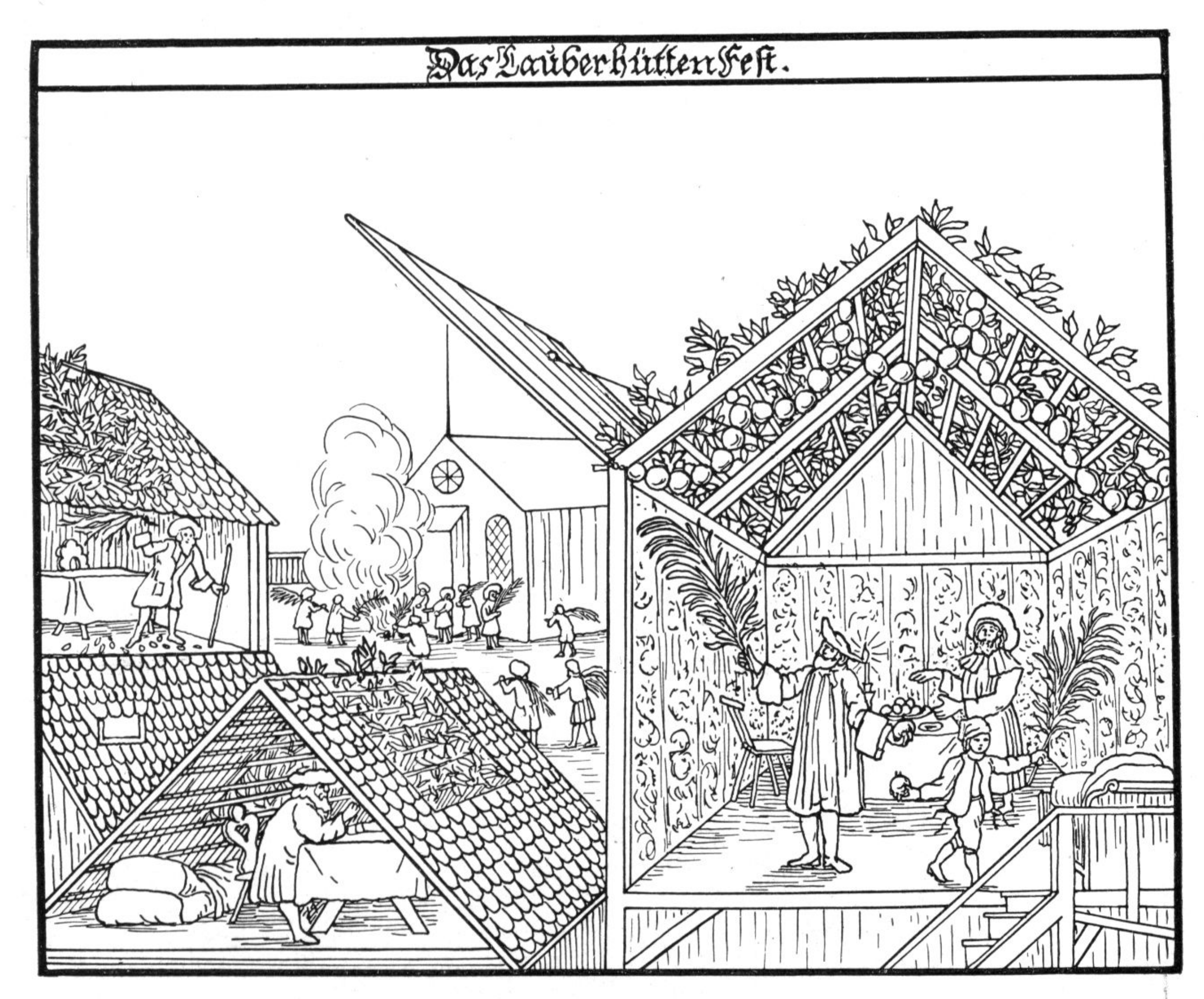


Abb. 109. Das Laubhüttenfest. (Nach Kirchner)
Ausschmückung der Dörfer mit Palmenzweigen (Lulaf), Pomeranzen und Zitronenfrüchten — also Umwandlung der Dachkammern in Laubhütten. Im Hintergrunde die Synagoge und Männer mit Palmenwedeln. Der Hausherr schläft in den so hergerichteten „Laubhütten", daher das aufgestellte Bett

an den Beinen haltend. Die Tiere werden dann geschlachtet, und ihr Tod bedeutet den Tod der Sünden = Vergebung. Das Essen der geschlachteten Hühner findet bei fröhlichem Mahle statt.

γ) Das Laubhüttenfest. (Abb. 109)

Zur Erinnerung an den Auszug aus Ägypten — bzw. früher als Erntefest — wird fünf Tage nach dem Versöhnungsfest — 15. Tischri — sieben Tage lang das Laubhüttenfest gefeiert. Man baut unter freiem Himmel

[1] Erinnerung an die alte Zweigeschlechterreligion. Talg = Fett = Frau; Faden = membrum = Mann. Feuer stets = Akt.

Hütten, bedeckt sie mit Laub, hängt Früchte und Lampen auf, und unter mannigfachen Zeremonien und Segenssprüchen wird fröhlich das Fest gefeiert. In der Hütte zu schlafen gilt als besonders verdienstvoll. Wenn die äußeren Umstände das Aufschlagen von Hütten nicht gestatten, schmückt man einen Balkon aus, auf dem man die sieben Festtage möglichst zubringt; auch der Familienvater schläft dort. In der Synagoge erfolgen bestimmte



Abb. 110. Das Chanukkafest. (Nach Kirchner)
Rechts oben das Anzünden der Kerzen, links und vorn vergnügte Schmausereien und Spiele

Feiern. Das Laubhüttenfest knüpft unmittelbar an die in Laubhütten abgehaltenen Buschschulen der Jugendweihen und damit an die Zweigeschlechterreligion an. Es wäre wohl interessant, in den Zeremonien nach Hinweisen auf diese zu fahnden.

δ) Das Chanukkafest (Abb. 110)

Am 25. Kislew (Dezember) wird zum Andenken daran, daß Judas Makkabäus den unreinen Altar abgerissen und einen neuen gebaut hat, gefeiert. Zum Fanatisieren ist also Gelegenheit gegeben, aber man benutzt die Zeit der letzten Tage des Monats auch zu offiziell angeordnetem Karten- und Würfelspiel — fröhliche Seite. Das Anzünden von Lichtern sowohl zu Hause als während der Feiern in der Synagoge spielt eine große Rolle.

ε) Das Purimfest (Abb. 111)

Das Purimfest am 13. Adar (Februar) wird zur Erinnerung an den Tod des Judenverfolgers Haman — Esthererzählung! — in der Synagoge gefeiert. Es geht dann aber weniger fanatisch als ausgelassen zu. Bei jeder Nennung des Namens Haman schreit alles los und klopft vergnügt mit einem Hammer auf Bänke und Tische. Spektakelmachen ist die Hauptsache.

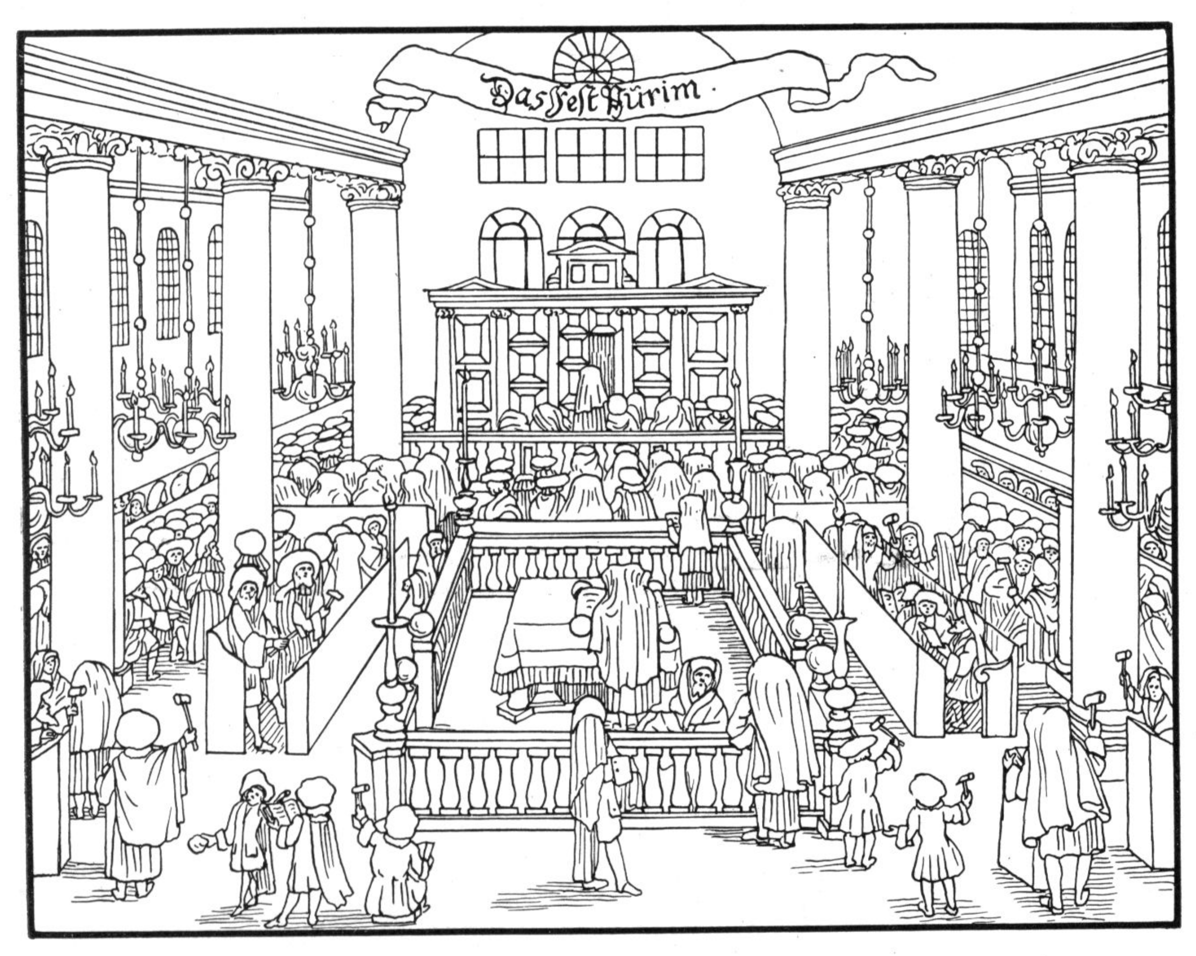


Abb. 111. Das Purimfest. (Nach Kirchner)
Der Gottesdienst in der Synagoge. Vorlesen aus dem Buche Esther und Schlagen mit dem Hammer, sobald der Name Haman genannt wird

Das Purimfest ist ausdrücklich als Freudenfest mit gutem und reichlichem Essen und Trinken frisiert.

ζ) Das Passahfest (Abb. 112 und 113)

Dieses zur Erinnerung an den Auszug aus Ägypten gefeierte Fest wird mit der Herstellung des Osterkuchens — Matzen — eröffnet. Seine Herstellungsweise ist ganz genau vorgeschrieben und von vielen Zeremonien begleitet. Es ist interessant, sie näher zu studieren, namentlich auch hinsichtlich der Anknüpfungen an den uralten Kohabitationskult. Sowohl die Zeremonien beim Backen des Osterkuchens als auch die während des Passahfestes weisen deutlich auf ihn hin — mindestens in den Augen des Naturmenschen. Das Anziehen der Sterbehemden entspricht dem Erscheinen der Masken, die ja Zweigeschlechterwesen sind.

Die Chamsinperiode zwischen Ostern und Pfingsten und das Wochenfest Schebuot sind überaus reich an Zeremonien mit Gebeten, Psalmensingen, Segenssprüchen. Das Wochenfest Schebuot schließt diese heilige Periode ab; es wird zur Erinnerung an die Gesetzgebung gefeiert.

η) Die Zeremonien zur Erinnerung der Zerstörung Jerusalems

Die Zeit vom 1.—10. Elul ist eine Zeit der Trauer und Buße und zum Fanatisieren des Volkes ganz besonders geeignet. Man lese darüber bei Kirchner und Bodenschatz nach.



Abb. 112. Das Bereiten der Passahkuchen — Matzen
Nach Kirchner

6. Jüdisches Volkstum — das häusliche Leben

Das jüdische Volkstum ist nun aber nicht nur in den religiösen Zeremonien und Festen, sondern auch in den Sitten und Gebräuchen des Familienlebens fest verankert. Die Ghettoleiter haben es glänzend verstanden, in einem fest gefügten, womöglich bereits im Kindesalter gegründeten Familienleben ein sicheres Volkstum zu schaffen, Störer des inneren Friedens und der Eintracht mit eiserner Faust niederzuschlagen und sie, wenn nötig, zu vernichten.

a) Allgemeine Gesichtspunkte

Gleicht das Ghetto in den meisten Charakterzügen der Sippe der Naturvölker, so weicht es hinsichtlich des sozialen Aufbaus wesentlich von dieser ab. Alle Erinnerungen an Heiratsklassen, Altersklassen, Junggesellenverbände, Jugendweihen, Kriegshäuptlinge und freie Liebe, sind so gut wie restlos beseitigt worden. Die Rabbinen als die Vertreter der Schamanen und des Rats der Alten haben die Grundlagen für Junggesellenverbände durch die Verlegung der Jugendweihe — Beschneidung! — in das Säuglingsalter und durch die Einführung der frühen Heirat zerstört. Nur die

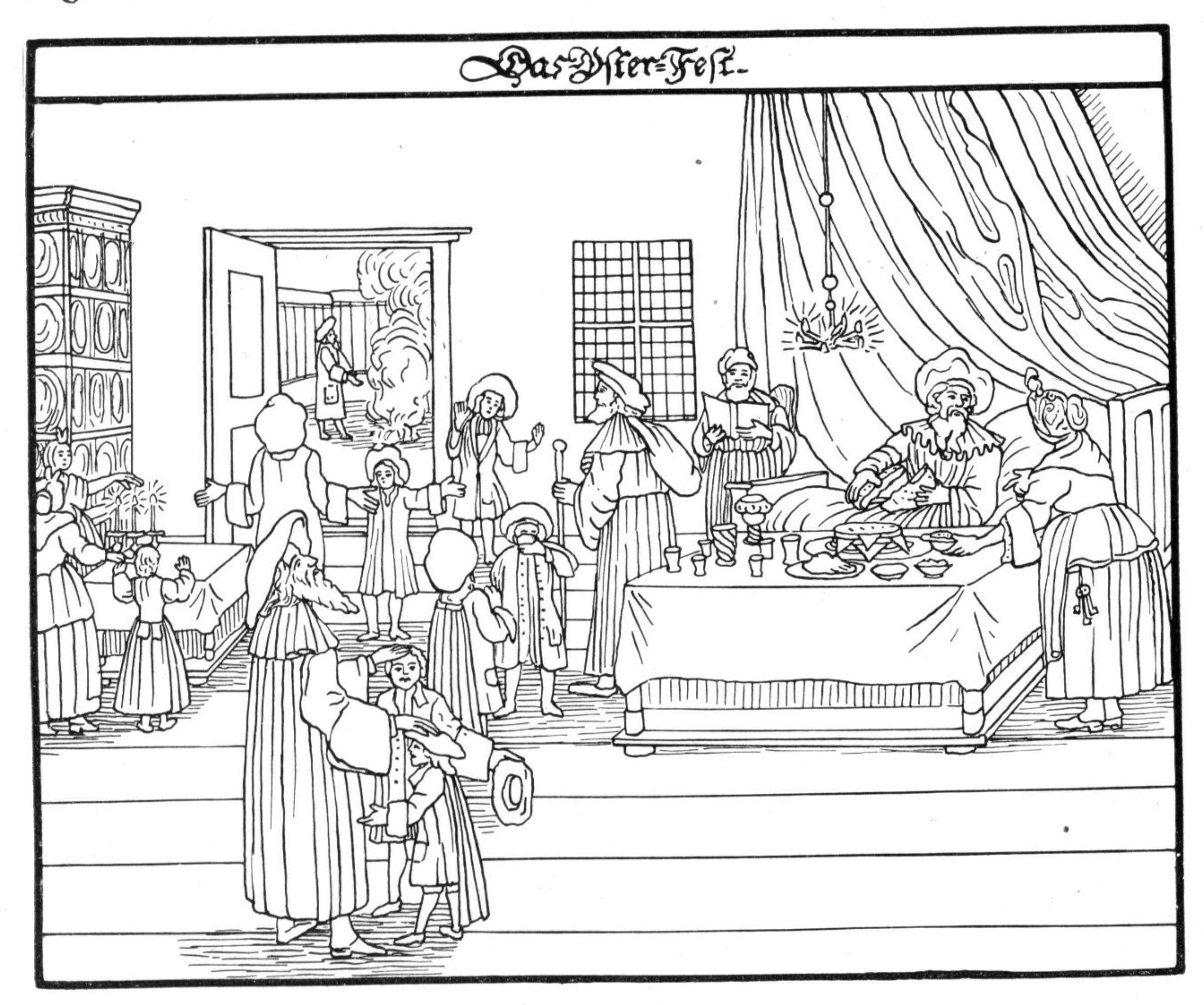


Abb. 113. Das Passahfest. (Nach Kirchner)

Rechts die Zeremonien des Hausherrn, der auf dem Bett sitzt, an dem gedeckten Tisch mit Osterlamm, Brot und Wein. Links der Segen der Hausfrau über den Lichtern. Vorn das Segnen der Kinder durch den Vater

Bestimmung, daß der Knabe mit der Beendigung des dreizehnten Jahres ein Mann ist, erinnert noch an alte Zeiten, in denen mit der Pubertät die Jugendweihen begannen. Während aber die Novizen der Natursippen Tote, Geister, sind, die aufs neue geboren werden, ein neues Leben erhalten, haben die Rabbinen die Vorstellung von dem neuen Leben so umgedeutet, daß der Mann durch die Frau — also durch die Heirat — ein neues Leben erhalte! Christus aber hat den ganzen uralten Gedanken in vergeistigter Form ausgedrückt. „Es sei denn, daß jemand aufs neue geboren würde,

wird er das Reich Gottes nicht sehen." Alle solche Gedankengänge wurzeln aber im Zweigeschlechterglauben.

Gleichzeitig mit der frühen Ehe hat man durch strengste Gesetze deren Heiligkeit zu schützen gesucht. Wie aber bei den Naturvölkern hinsichtlich der Speiseverbote der Mann als Zweigeschlechterwesen der Bevorzugte ist, so hat er auch im Ghetto den Vorzug, daß er die Oberaufsicht über seine Frau besitzt. Wenn er eifersüchtig wird, kann er ihr verbieten, mit dem Beargwohnten zu sprechen. Er kann sie warnen und sogar — so war es jedenfalls noch zu Bodenschatz' Zeiten — vor Gericht das Gottesurteil in der Gestalt eines Zaubertrankes anrufen.

Bereits zur Tempelzeit war solch ein Gottesurteil gegen verdächtige Frauen in Gebrauch, durfte aber nur im Tempel in Jerusalem stattfinden. Das Gottesurteil bestand darin, daß die Frau ein bitteres Wasser trinken mußte. War sie unschuldig, so vertrug sie es; war sie schuldig, so sollten angeblich Leib und Gesicht schwellen, die Hüften aber schwinden. Nun bestand dieser angebliche Zaubertrank aber lediglich aus einer Galläpfellösung, und dazu kam Tinte, die in der Form von Beschwörungs- und Fluchformeln auf Pergament geschrieben war. Diese Schrift wurde mit dem Galläpfelwasser abgewaschen. Es handelte sich also nicht um Gift, sondern um einen harmlosen Zaubertrank. Demgemäß taten die Richter alles, um die Frauen durch Einschüchterung und empörendste, schändlichste, erniedrigendste Behandlung zu einem freiwilligen Geständnis der Schuld zu zwingen. Der Zweck der Übung war, den Frauen Angst vor dem Manne mit Gewalt einzuflößen, sie durch Schreckmittel einzuschüchtern und auf diese Weise, nicht aber auf Grund freier, sittlicher Willensbestimmung, tugendhaft zu machen.

Daß die Frau den Ehebruch des Mannes nicht anzeigen durfte, wirft auf die Sachlage ein bezeichnendes Licht. Damit ist nicht gesagt, daß der Mann liederlich leben durfte — keineswegs, jeder war ja für die Tugend seines Nachbarn verantwortlich und jeder bewachte den andern, der Ehebrecher wurde vielmehr streng bestraft —, aber die Frau hatte nicht das Recht der Anzeige. Beginnen wir die Darstellung von der religiösen Organisation des Familienlebens mit der Geburt!

b) Geburt und Wochenbett (Abb. 114)

Genau so wie bei den Naturvölkern wird dieses Ereignis von Zeremonien begleitet, die im Zauberglauben wurzeln und für alle Maßnahmen bestimmend sind. Zaubersprüche, die mit bestimmten Engeln, die man für die Hüter der Gesundheit hält, in Zusammenhang stehen, werden am Wochenbett, auf Pergament geschrieben, befestigt. Zum Beispiel ein Zauberspruch lautet „Pack dich, Lilith, hier ist Adam und Eva." Lilith ist eine sagenhafte zweite Frau Adams, eine böse Frau, und man will durch den Zauberspruch verhindern, daß der erwartete Sohn eine böse Frau bekommt, bzw. daß das Töchterchen eine böse Frau wird.

Während der Geburtswehen liest der Rabbiner oder ein anderer Gelehrter bestimmte Bibelstellen vor. Bei schwerer Geburt liest er Jesaias 54, und

hilft das alles nichts, so holt man aus der Synagoge die Thorarolle als ultima ratio. Ganz dem Zauberglauben primitivster Naturvölker entspricht die Zeremonie, am Kopfende der Wöchnerin einen Degen einzustecken und dreißig Tage lang an den vier Wänden der Stube und auf dem Boden mit diesem Degen herumzustreichen und dadurch die böse Lilith zu verscheuchen — G e s p e n s t e r g l a u b e!

Nach der Geburt werden am Wochenbett zwecks Verscheuchung der

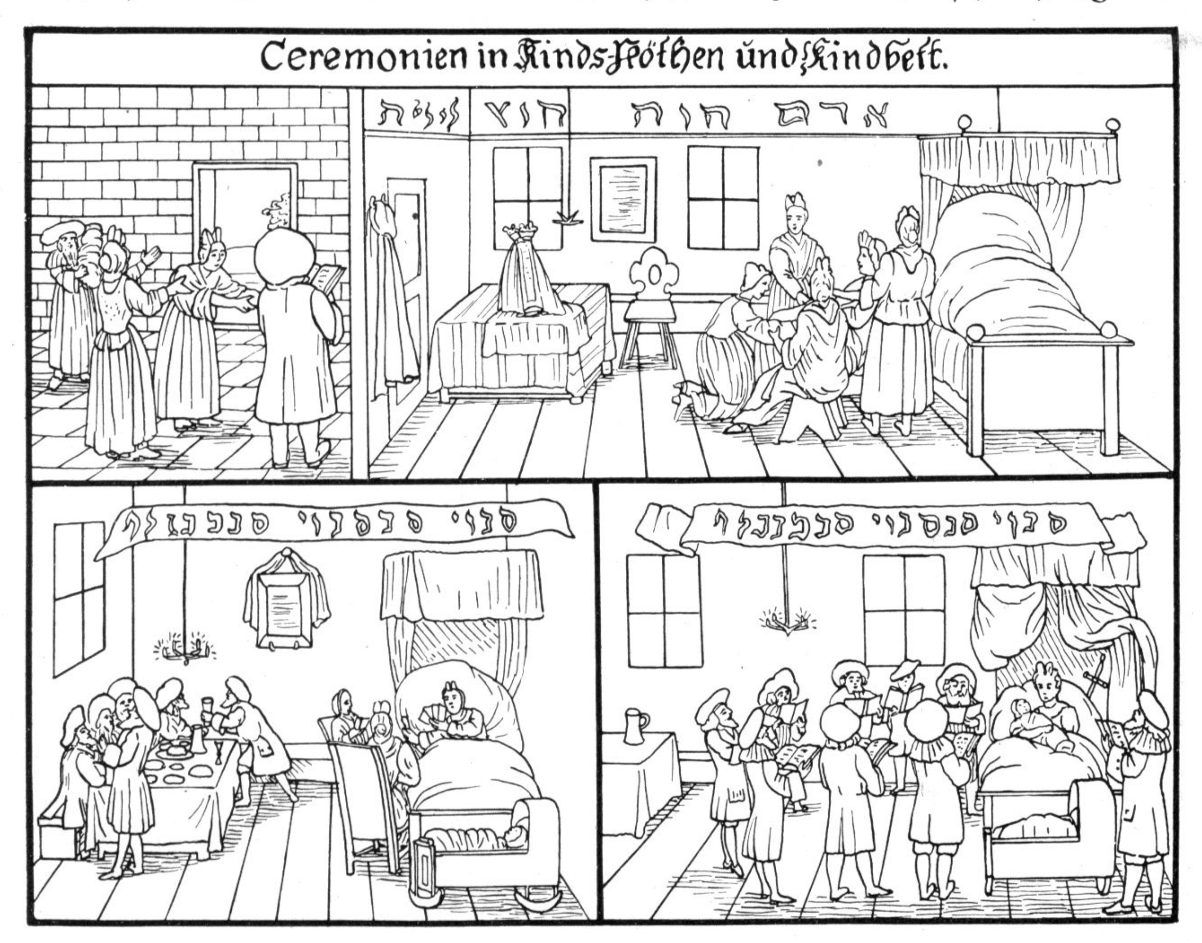


Abb. 114. Zeremonien bei der Geburt und am Kindbett. (Nach Kirchner)
Oben rechts der Geburtsvorgang, auf dem Tisch die Zehn-Gebote-Rolle, links der Rabbi, der Jesaias Kap. 54 liest. Ganz links der Rabbi mit der Thora-Rolle. Unten Vergnügungen und Gesänge, die 30 Tage lang am Bett der Frau stattfinden. Rechts neben dem Kopfe der Frau das Schwert, das gegen Gespenster schützen soll.

bösen Geister weitere Zeremonien veranstaltet — Gebete und Gesänge von Knaben, Spiel- und Zechgelage, besonders in der siebenten Nacht, die für die Wöchnerin am gefährlichsten ist. Gleichzeitig wird viel gebetet und aus dem Talmud vorgelesen.

c) Beschneidung

Nach der Geburt eines Knaben wird die Beschneidung nebst Festschmaus und Trinkgelage vorbereitet. Die Beschneidung ist nicht nur das Bundeszeichen, es kommt auch kein Beschnittener in die Hölle! Ihre Bedeutung ist uns bekannt.

Die Operation findet am achten Tage nach der Geburt statt. Wichtig ist

die Wahl des Paten, Baal bris oder Sandak, weil das Kind — so glaubt man — diesem ähnlich wird (Abb. 115).

Am achten Tage erfolgt unter großen Feierlichkeiten die Beschneidung. Der Pate setzt sich mit dem Kind auf einen Stuhl, ein zweiter steht für Elias bereit. Die Beschneidung führt der Mohel = Beschneider aus. Dieser muß neben der Klammer, die zum Festhalten der Vorhaut dient, und

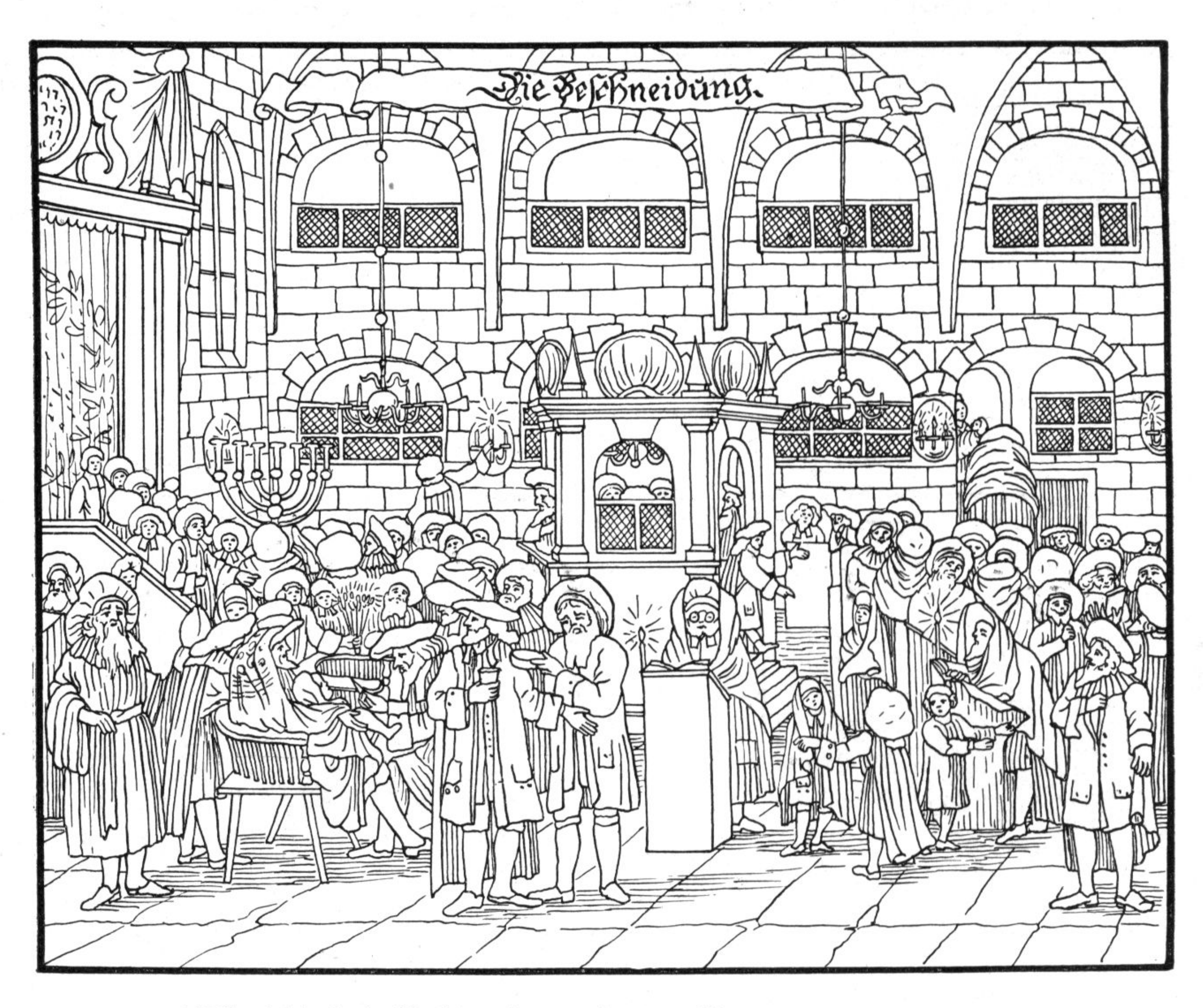


Abb. 115. Die Beschneidung in der Synagoge. (Nach Kirchner)
Der Gevatter sitzt auf dem Stuhl mit dem Kind auf dem Schoß, der Mohel = Beschneider vor ihm mit dem Messer in der rechten Hand. Hinter dem Stuhl des Gevatters der leere Stuhl für Elias

dem Messer, das übrigens ursprünglich ein Steinmesser sein mußte, lange scharfe Daumennägel zum Durchreißen des Präputialbändchens haben. Der ganze Vorgang ist genau festgesetzt, wird von zahlreichen Zeremonien und Sprüchen begleitet, die man bei Bodenschatz oder Kirchner nachlesen möge. Manche dieser Zeremonien entstammen dem primitiven Zauberglauben. So wird z. B. die Vorhaut auf Sand geworfen, weil es heißt: „Ich will deinen Samen mehren wie den Sand am Meer, den man vor Menge nicht zählen kann.“ Andere erklären die Zeremonien so: „Es soll dein Same werden wie der Staub auf Erden.“ In jedem Fall handelt es sich um einen Fruchtbarkeitszauber, der im Zweigeschlechterglauben wurzelt.

d) Reinigungszeremonien

Ein Ergebnis des Zauberglaubens einer primitiven Zeit sind auch die Zeremonien zur Reinigung der Wöchnerin. Das geht klar aus der Bestimmung hervor, daß die Frau nach III. Mose 12 bereits acht Tage nach der Geburt eines Knaben „rein" ist, und daß sie dann bereits mit ihrem Mann umgehen darf. Nach der Geburt eines Mädchens aber ist sie vierzehn Tage

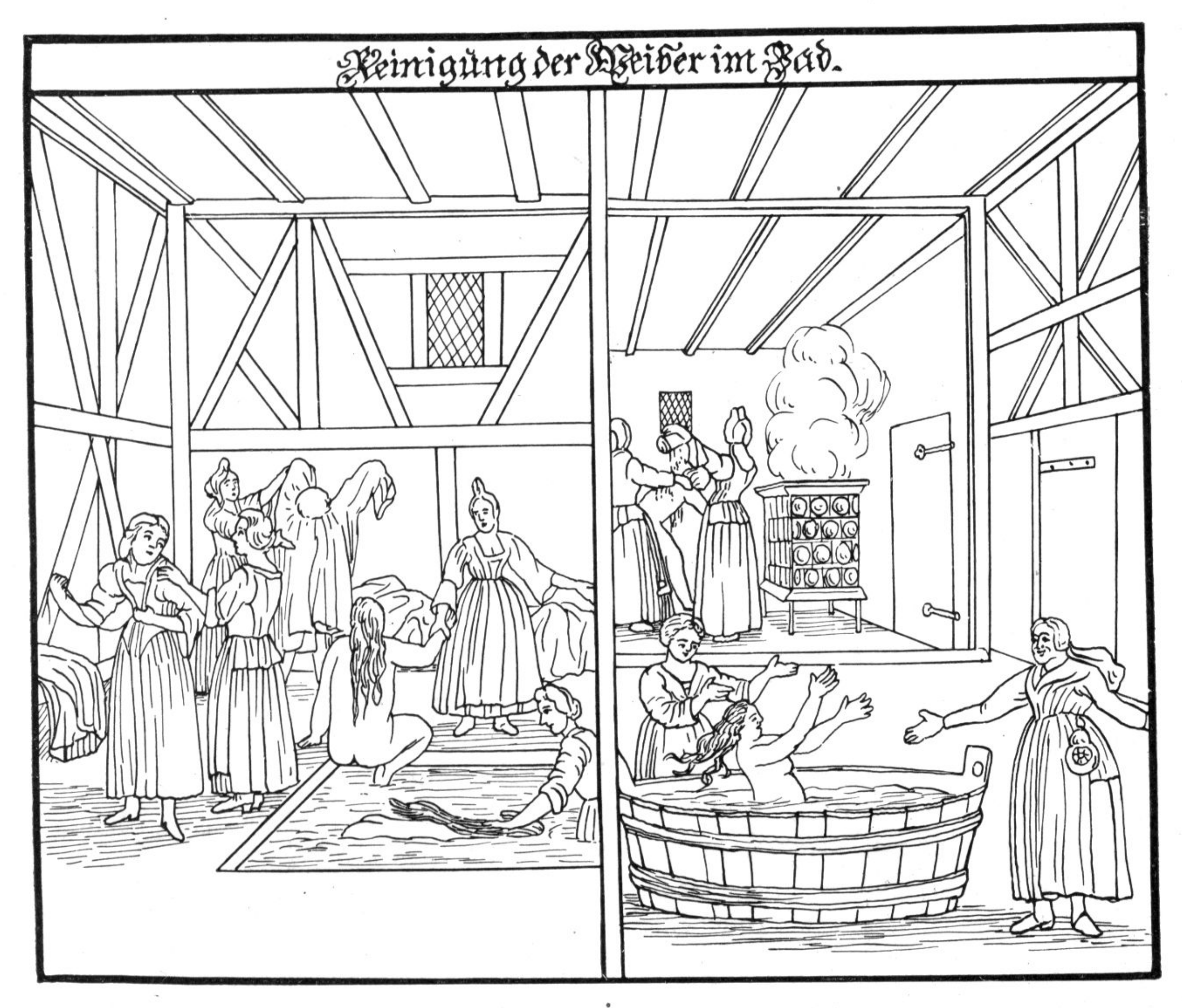


Abb. 116. Das Reinigungsbad der Frauen in der Mikwa (Nach Kirchner)
Das Reinigungsbad erfolgt nach der Menstruation. Der Kopf muß ganz untergetaucht werden — links zu sehen; die Haare schwimmen auf dem Wasser. Die deutschen Ghettojüdinnen trugen das Haar lang, die polnischen rasierten es sich ab

unrein und muß dann noch 66 Tage tabu bleiben. Nach anderer rabbinischer Vorschrift dauert die Unreinheit nach der Geburt eines Knaben 40, nach der eines Mädchens 80 Tage. Im Bad, in der Mikwa, einem Wasserbehälter von 1 Elle Durchmesser und 3 Ellen Tiefe, das 5760 Eierschalen voll Wasser enthält, erfolgt die Reinigung nach der Geburt wie auch nach der Menstruation. Beim Baden sind bestimmte Zeremonien vorgeschrieben (Abb. 116).

Ganz der Atmosphäre des Zauberglaubens entstammt die barbarische Vorschrift, daß sich eine Frau von ihrem Manne scheiden lassen muß, wenn

während des Coitus die Menstruation einsetzt. Sie darf dann noch zweimal heiraten. Wiederholt sich aber dieser unglückliche Zufall zum dritten Male, so darf sie nicht mehr heiraten.[1]

Barbarischer Zauberglaube liegt auch der Bestimmung zugrunde, daß eine Frau, die das Untertauchen in der Mikwa nicht verträgt, sich scheiden lassen muß.

e) Die Lösung der Erstgeburt

Wie Abraham seinen Sohn Isaak Jahwe opfern sollte, wie die „Erstlinge" des Feldes und des Viehs einst im Tempel wirklich geopfert wurden, so müßte eigentlich auch jeder erstgeborene Sohn geopfert werden. Priesterliche Klugheit hat nun aber die „Lösung" der Erstgeburt zu einer Einnahmequelle für den Tempel gemacht. Jede jüdische Familie der Erde hatte, als der Tempel noch bestand, für den erstgeborenen Sohn fünf Schekel Silber zu zahlen und nach Jerusalem abzuführen. Nach der Zerstörung des Tempels blieb diese Einnahmequelle für die Kahale bestehen. Ganz bestimmte Zeremonien begleiten die Lösung des Erstgeborenen, die am 36. Tage nach der Geburt erfolgt. Am fröhlichen Festmahl fehlt es natürlich nicht. Übrigens ist der Begriff „Erstgeborener" ganz genau festgelegt worden.

f) Die Erziehung

Während der ersten Jahre bleibt das Kind unter der Obhut der Mutter. Wie bei den Naturvölkern bestimmt der Zauberglaube die Behandlung des Säuglings. So darf die Mutter nicht die Brust entblößen, damit die Milch nicht erstarre, und das Kind mit Leibreißen behaftet werde. Mit bloßem Kopf darf kein Kind auf die Straße gehen, da die Herrlichkeit Gottes über seinem Haupte sei und sein Gehirn bei unbedecktem Kopf so verdorben würde, daß es die göttlichen Gebote nicht fassen und behalten könnte. Vom dreizehnten Jahr ab muß jeder eine Kopfbedeckung tragen.[2]

Herz und Scham müssen durch einen Gürtel getrennt sein.

Sobald das Kind zu sprechen anfängt, muß es Bibelstellen nachsprechen, z. B. „Das Gesetz hat uns Moses befohlen" oder „Höre, Israel, der Herr, unser Gott, ist ein einiger Herr" u. a. m.

Systematisch werden sie von jedem Verkehr mit Christen ferngehalten, „und hiermit pflanzen die boßhaften Juden ihren Kindern einen unauslöschlichen Haß wider die Christen ein", sagt Bodenschatz. Bestätigt wird solche Auffassung durch die Memoiren der beiden Ghettojuden Bogrow und Gurland.

Mit dem dritten bis vierten Jahr fängt man mit den hebräischen Buchstaben an, dann beginnt der Unterricht in der Elementarschule — im Che-

[1] Sollte hier nicht auch der Zweigeschlechterglaube maßgebend sein? Blut ist für den Naturmenschen Sperma. Während der Menstruation könnte also die Frau ein Sperma erzeugender Weib-Mann sein, ein Geschlechtsverkehr mit einem solchen wäre im primitiven Denken einfach Perversität. Vielleicht bedeutet die „reinigende" Mikwa-Zeremonie die Rückwandlung in eine Frau.

[2] Daß der Zweigeschlechterglaube hier maßgebnd ist, wurde bereits erwähnt: Mann mit Kopfbedeckung = Membrum in vagina.

der. Wie solche Schulen in Osteuropa beschaffen waren, darüber belehren uns zur Genüge K. Franzos und Bogrow. Man lese darüber im Kahalbuch nach. Raum, Lehrer, Unterricht — alles ist entsetzlich, herabwürdigend, Leib und Seele der Kinder zerstörend. Mit mechanischem unverstandenem Auswendiglernen — bei Prügel und ungenügender Ernährung — fängt es an, später kommt die Schulung des Geistes durch sophistisch-pilpulistische Übungen.

Von großer Bedeutung sind die gemeinsamen laut gesprochenen Gebete, die Vorlesungen und öffentlichen Auktionen in der Synagoge. Sie unterstreichen energisch das Gefühl der Zusammengehörigkeit der ganzen Gemeinde. Sie sind gleichsam der Parademarsch der jüdischen Geistesarmee. Deshalb auch das Verbot der Privatbethäuser — Minjanim.

Einen ganz anderen Zweck erfüllt der Bet Hamidrasch. Er stellt gewissermaßen den militärischen Exerzierplatz vor. Hier übt man sich im Waffenhandwerk, d. h. im Gebrauch geistiger Waffen. Gleichzeitig eignet man sich dort die religiösen Kenntnisse an, indem man in dem Irrgarten talmudischer Spitzfindigkeiten lustwandelt. Das Auswendiglernen nimmt viel Zeit und Kraft in Anspruch. Aber weit wichtiger ist die Gehirngymnastik, die in dem Disputieren über zweifelhafte Talmudstellen besteht. Einen und denselben Gegenstand beleuchtet man von zwei, drei, vier und mehr Seiten. Zum Beispiel: Ein am Sabbat gelegtes Ei darf nicht gegessen werden. Wie nun, wenn der erste Teil des Eies am Freitag, der zweite am Sonnabend gelegt wird? Stundenlang wird über alles Für und Wider verhandelt und in glatter geläufiger Form vorgetragen. Man studiere nach dieser Richtung hin Bogrows Memoiren!

Es ist ein Punkt von entscheidender Wichtigkeit, daß der Leser die Bedeutung des Bet Hamidrasch und der dort getriebenen Talmudübungen voll und ganz erkennt. Bei uns bleibt es ganz der Begabung und Neigung des einzelnen überlassen, ob er auf dem Gebiet raffinierter, gerissener Spitzfindigkeiten, der Dialektik, scharfsinniger Spekulation und Detektivarbeit etwas leistet oder nicht. Der Talmudist dagegen wird darin systematisch ausgebildet, geschult, gedrillt, wie man in dem Beobachten von Fährten, in dem Beurteilen der Fingerabdrücke, im Lesen umgekehrter Schrift, in dem Stellen ärztlicher Diagnosen, in dem Beobachten kriminalistischer Symptome und Tatsachen geschult — systematisch geschult wird. Der Talmudist ist also im geschäftlichen, diplomatischen, psychologischen Diagnosenstellen, im Ersinnen von Mitteln und Wegen, die zur Erreichung eines Zieles führen, systematisch vorbereitet. Er ist geübter Fachmann gegenüber den laienhaften Dilettanten — den Nichtjuden. Liegt Übung seit Generationen vor, so könnte die Begabung zu solcher raffinierten Findigkeit kulturerblich werden.

Und dann noch die schriftlich und mündlich gesammelten Erfahrungen der Faktore! (Vgl. S. 388.) Wahrlich, so läßt sich wohl die Überlegenheit des Juden in allen Dingen, die Geschäftstüchtigkeit, Gerissenheit, Gewandtheit, Findigkeit erfordern, erklären!

Diese Talmudgehirne sind die Macht im Ghetto. Ihnen ist es zuzu-

schreiben, daß das Judenghetto sich hat halten können. Sie bedingen die verstandesmäßige Überlegenheit des Ghettojuden über alle Nichtjuden, ihre Fähigkeiten im Geschäftsleben, ihre Fähigkeiten, sofort Vorteile und Gelegenheiten zu erkennen. Dazu kommt die Entwicklung des Sartcharakters als Folge des Lebens im Ghetto mit seinem Druck und seinen Demütigungen und die systematisch herangezüchteten Gefühle des Hochmuts, des Hasses, der Herrschsucht und — last not least — ein unstillbares Verlangen nach Macht, nach Geld, nach Reichtum, nach Wohlleben, als Reaktion auf die Armut, das Hungern, die Prügel, das Geschundenwerden in der Schule, im Ghettoleben.

g) Verlobung und Heirat

Eine der wichtigsten Aufgaben jedes Ghettojuden ist die Erzeugung möglichst vieler Kinder und zwar ehelicher Kinder. Abrahams Same soll ja wie der Sand am Meere werden, also hat jeder die Pflicht, möglichst viele Kinder zu erzeugen — Kohabitationskult! Diese Verpflichtung paßt nun ausgezeichnet zu dem Wunsch der Kahalleiter, durch frühe Heirat die Unzucht zu verhindern und den inneren Frieden des Ghettos zu fördern. Somit soll man möglichst mit dem dreizehnten Jahr, spätestens mit dem achtzehnten Jahr heiraten, damit man seinen religiösen und nationalen Verpflichtungen nachkommen kann. Wie aber so häufig, sind auch hier Religion und Geschäft verquickt. Unter Vermittlung des Schadchan (Schadchen) wird oft in der schmierigsten Weise gefeilscht und geschachert um die Ketuba — die Mitgift —, und alles wird ganz genau schriftlich in dem Ehevertrag geregelt.

Übrigens sind die Ghettojuden wohl die einzigen, die bis zu einem gewissen Grade eine künstliche Züchtung von geeigneten Menschen — ob bewußt? — betrieben haben. Die Heranzüchtung von Talmudgehirnen war jedenfalls die Folge. Die berühmten Talmudgelehrten und reichen Leute sehen nämlich darauf, daß sie ihre Töchter möglichst an gedächtnisstarke und für talmudischen Pilpul begabte Knaben verheiraten. Körperliche robuste Gesundheit ist nicht geschätzt; der blasse, schlaffmuskelige, bleichsüchtige „seidene junge Mann“ dagegen das Ideal (Fishberg).

Die Verlobung vollzieht sich — nach Festsetzung der Ketuba — unter bestimmten Zeremonien, und namentlich unter Aussprechen bestimmter Sprüche und Versicherungen. So werden die Verlobten z. B. gefragt, ob sie einander gerne nehmen. Nach dem Ja sagt der Bräutigam oder ein anderer in seinem Namen einen augenscheinlich sehr alten Spruch auf, der auf das nicht mehr bestehende Konkubinat hinweist:

„Gelobet seyst du Herr unser Gott, du König der Welt, daß du uns mit deinen Geboten geheiliget, und uns die Blut-Schande, und daß wir uns der Braut enthalten sollen, untersaget, aber die Weiber, so wir uns so wol durch den Beischlaff, als öffentliche Verlöbnisse beygelegt, erlaubet hast. Gelobet sey der, welcher sein Volk Israel durch das Ehe-Bett und Verlöbniß geheiliget hat.“

Dann stellt sich der Schadchan oder der Schreiber oder der Rabbiner in

die Stube und zerschmettert auf dem Boden einen Topf. Die Bedeutung dieser Zeremonie ist: „Gleich wie dieser Topf nicht wieder ganz werden kann, soll auch das Verlöbnis nicht können gehindert werden.“[1] Dann folgt ein Festmahl.

Dreißig Tage vor der Hochzeit erhält ein Vertrauensmann das Heiratsgut und händigt es erst nach der Hochzeit dem Bräutigam aus, wenn die Braut als Jungfrau befunden worden ist.

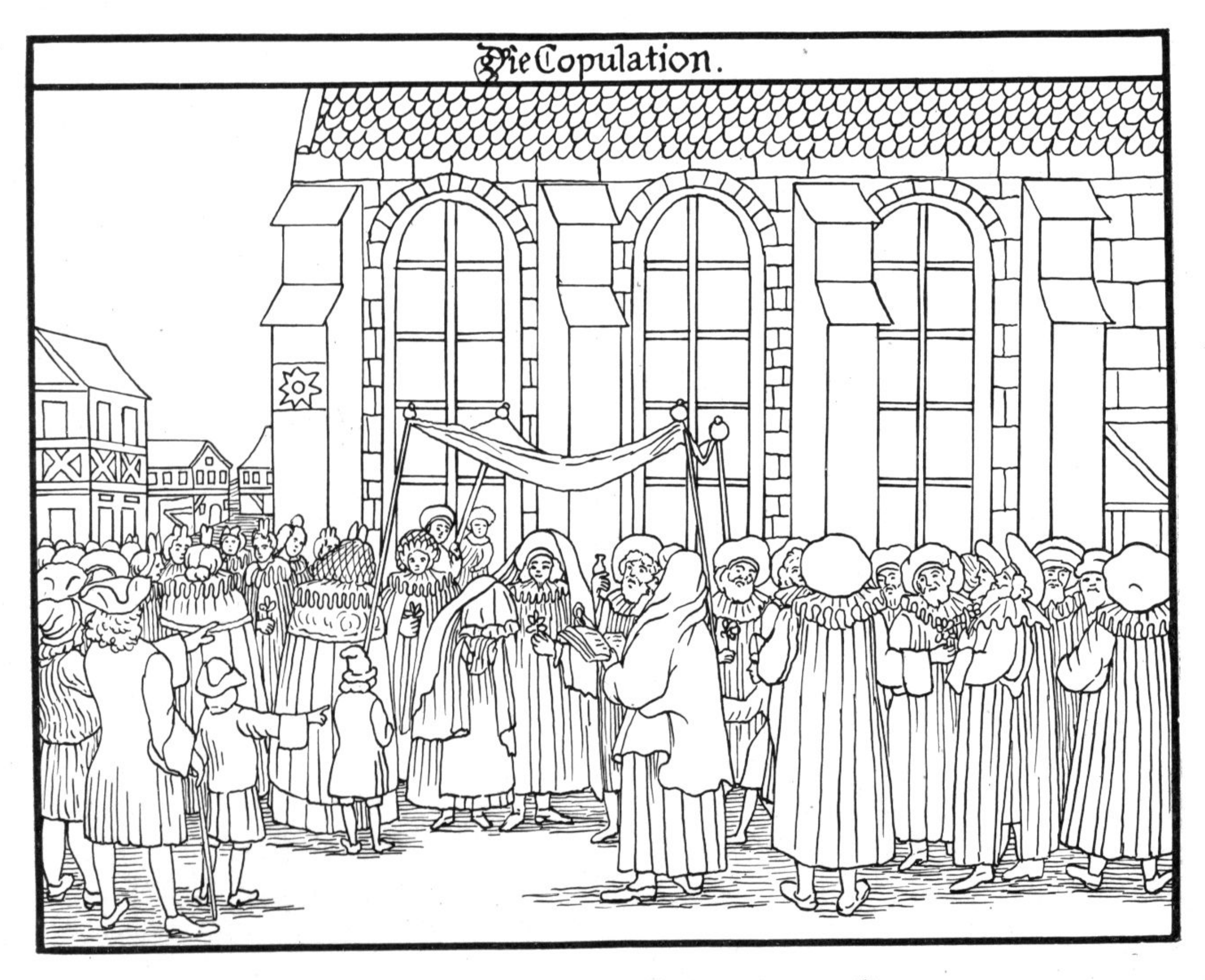


Abb. 117. Die Ehezeremonie unter dem Baldachin — Chuppa. (Nach Kirchner)
Der Bräutigam in Gebetstracht, die Braut (links von ihm) ganz verhüllt. Dahinter die Synagoge
Vorlesung der Ketuba = Ehekontrakt

Während der Hochzeitszeremonien zeigt sich in manchem die Macht des Zauberglaubens. So dürfen drei Tage vor dem dreißigsten Tage Braut und Bräutigam wegen drohender Verzauberung nicht aus ihrem Hause gehen.

Am Abend des ersten Hochzeitstages übersendet der Bräutigam der Braut einen silbernen Gürtel durch den Rabbiner, der ihn mit besonderem Spruch überreicht. Derselbe Rabbiner bringt dann als Gegengabe der Braut auch

[1] Dieses die Rabbinerauslegung. Der ursprüngliche Sinn war wohl anders. Zerschlagen des Topfes (= Vagina) durch den Mann ist Kohabitation.

einen Gürtel, in Polen einen Talles nebst Sterbekittel und Mütze. Der Gürtel bedeute das Leid, das jede Ehe mit sich bringt.[1]

Nach mancherlei Zeremonien und unter dem Fruchtbarkeitszauber des Bewerfens des Brautpaares mit Weizen, Roggen, Gerste (Anruf: Seid fruchtbar und vermehret euch und erfüllet die Erde!) erfolgt die feierliche Copulation unter einem Baldachin — Chuppa (Abb. 117). Das Vorlesen des Ehekontraktes spielt dabei eine Rolle, mit besonderer Betonung der Geldsumme. Das Zerschlagen eines Weinglases an der Synagogentür — in Rußland zertritt der Bräutigam das Glas — erfolgt nach der Copulation. Alles Kohabitation. Ein fröhliches, sich oft lang hinziehendes Hochzeitsmahl folgt. Begüterte Leute feiern sieben Tage lang. Vier vereidigte Frauen müssen die Jungfräulichkeit nachprüfen. Bei ungünstigem Bescheid wird die junge Frau verstoßen und verliert das Hochzeitsgut.

h) Ehescheidung

Nur aus wichtigen Gründen erfolgt Trennung der Ehe. Auch hier spielt der Zauberglaube neben handgreiflichen Beweisen von Untreue eine Rolle: Übler Atem, eine Fontanelle am Arm (d. h. künstlich angelegte Wunde, mit quellenden Erbsen belegt), Nichtbeachtung der Vorschriften über Bäder, über Zeremonien beim Brotbacken, bei der Sabbatfeier, schlechtes Kochen, Kartenspiel mit fremden Männern, Verweigerung der ehelichen Pflichten — alles das berechtigt den Mann, einen Scheidebrief auszustellen. Der Scheidebrief muß richtig auf Pergament geschrieben sein und muß unter bestimmten Zeremonien überreicht werden. Fasten z. B. spielt dabei eine Rolle.

i) Krankheit und Tod

Erkrankt jemand, so wird ein ganzer Apparat von Zaubermaßnahmen in Bewegung gesetzt. Man macht Krankenbesuche und muß dabei an bestimmter Stelle, gegenüber dem Kranken, sitzen. Es werden Gebete hergesagt und zwar innerhalb der Stube in allen Sprachen, außerhalb der Stube aber nur auf Hebräisch: weil die Engel nur Hebräisch verstehen.

Der Kranke erhält einen anderen Namen, und zwar amtiert dabei der Rabbiner mit Gesetzesrolle und bestimmten Zeremonien.

„Wie Gott hiemit ihre Leiber geändert habe, so solle Gott diesem Manne durch Veränderung seines Namens auch seine Krankheit ändern; dieweil nun der Befehl Gottes dahin gegangen, daß dieser bey seinem ordentlichen Namen krank seyn solle, so sey es dieser nicht mehr, sondern ein anderer; ja, wenn der Befehl Gottes gewesen, daß dieser bey seinem ordentlichen Namen sterben sollte, so sey ers auch nicht mehr, sondern ein anderer, weil er nicht mehr also mit seinem Namen heise. Wornach sie endlich die Gesetzrolle wiederum in den Kasten hineinsetzen und heimgehen."

Die Umwandlung des Namens, besonders aber der Besitz eines besonderen Namens in der Nacht findet sich bei manchen Naturvölkern. Die Ge-

[1] Im Denken des Naturmenschen ist der ausgestreckte Gürtel = Membrum, Sterbehemd und Mütze aber Vagina. Braut und Bräutigam machen sich gegenseitig zum Zweigeschlechterwesen. Mindestens ist es eine Kohabitationszeremonie, oder im Denken des Naturmenschen tatsächliche Kohabitation.

spenster — die Totengeister — sollen irregeführt werden. Hier hat sich ein uraltes manistisches Erbgut bei den Ghettojuden erhalten.

Wird der Kranke gesund, so hat er an Jahwe Danksprüche zu richten. Stirbt jemand, so wird die Leiche der Brüderschaft der Totenbestatter übergeben, und diese richten unter zahlreichen, durchaus im uralten Zauberglauben wurzelnden Zeremonien die Leiche her. So werden z. B. alle Körperöffnungen verstopft, das Gesicht mit Eiern beschmiert, zehn Maß kaltes

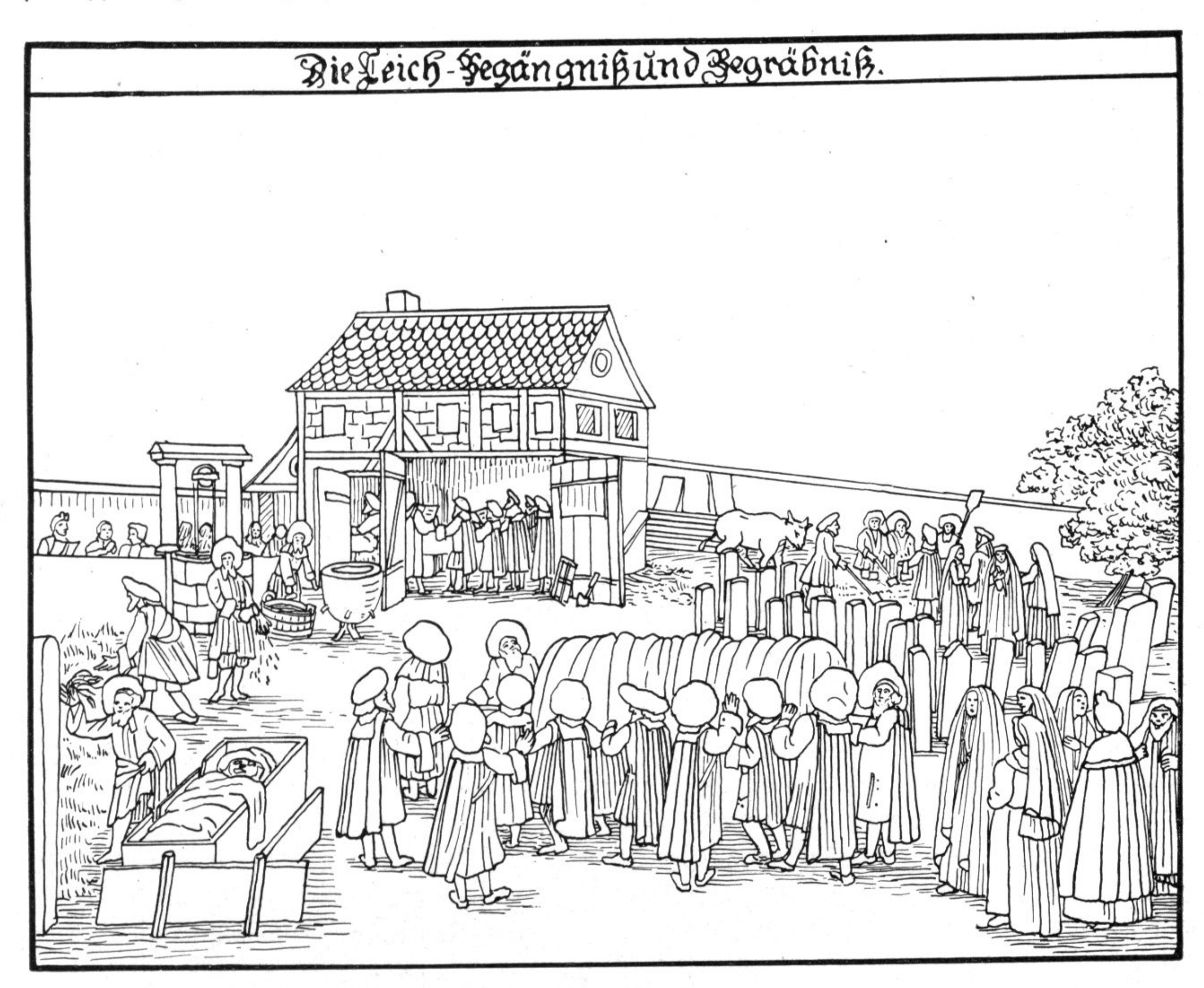


Abb. 118. Das Begräbnis. (Nach Kirchner)

Der Friedhof. Links vorn der Holzkasten mit der Leiche. Rechts davon Transport des Sarges. Darüber Herrichten des Grabes. Die senkrechten Steinplatten bezeichnen Grabsteine. Neben dem Leichenhaus rechts das „Kalb Mosis", links Brunnen und Bottich zum Waschen

Wasser über den Körper gegossen; schließlich wird er mit dem Sterbekittel bekleidet. In einer Prozession wird die Truhe, in die man die Leiche gelegt hat, zum Friedhof geleitet und die Leiche, auf einem Brett liegend, nach einer Leichenrede beerdigt (Abb. 118). Vor dem Versenken in die Grube wird der Leiche der Rock zerrissen. Nach einem Gebet werden Augen und Mund mit einem Topfscherben bedeckt und man gibt ihm eine hölzerne Gabel in die Hand. Diese Zeremonie bedeutet nach Bodenschatz:

„Mit den Scherben auf den Augen des Todten wollen sie so viel anzeigen, daß er mit seinen Augen nicht sehen solle auf dererjenigen ihre Missethaten, welchen er bereits vor seinem Tode verziehen, mit dem Scherben auf dem

Munde dieses, daß er mit demselben seine Beleidiger vor der Majestät Gottes nicht verschwätzen möge, die Gabel in der Hand aber soll so viel bedeuten, daß er sich mit derselben an seinen Feinden, denen er nicht schuldig gewesen zu verzeihen, rächen solle."

Es folgen dann noch mancherlei andere Zeremonien, bevor das Grab zugeschüttet wird.

Ganz dem Zauberglauben gehört die Vorstellung an, daß sich kein Priester und kein Nachkomme aus priesterlichem Geschlecht — also kein Cohen — an einer Leiche verunreinigen dürfe.

Bodenschatz sagt darüber folgendes: „Dahero dörfen dieselben in kein solches Haus, oder auch nicht einmal unter ein solches Dach gehen, darinnen, und unter welchen ein Todter liegt, es sey nun ein ganzer Todtenkörper, oder auch nur ein Stücklein von einem Todten. Weiter darf ein solcher auch nicht einmal in ein Haus gehen, welches an dasjenige Haus stößet, in welchem ein Todter liegt, oder in solches Haus, dessen Fenster an ein dergleichen Haus stößet, und wenn hundert Häuser also aneinander stünden, deren Fenster aneinander durchschaueten. Denn sie sagen: Es möchte sie etwa der Todte durch alle diese Fenster sehen können. Ferner ist auch einem Priester verboten, sich unter die Dachrinne eines solchen Hauses, oder wenn an demselben etwa ein breiter Stein oder ein Bret hervorraget, zu stellen. Es darf kein Priester auf ein solches Feld gehen, auf welchem ehemals ein Todtenacker gewesen, und welches nach der Hand erst zu einem Fruchtacker gemacht worden. Daher hatten die Juden im Morgenlande diesen Gebrauch, weil sie ihre Begräbnisse sonderlich gerne auf die Äcker oder auf das flache Feld zu machen pflegten, große Steine darüber aufzurichten und dieselbe weiß zu übertünchen, damit man die Gräber von weitem sehen konnte. vid. Bartenova ad Tr. Talm. Moed katon ad. cap. I num. 2 coll. Math. XXIII. 27. In welcher Stelle Christus die Pharisäer zu dergleichen übertünchte Gräber verglichen. Endlich darf kein solcher Priester in ein Schif treten, in welchem ein Todter lieget. Daher schreiben die Rabbinen von einer dergleichen Verunreinigung der Priester also: Wenn z. E. ein Priester ausgezogen in einem Hause läge, in welchem ein Todter lieget, der Priester wüßte aber solches nicht, so dörfte man es ihm auch nicht sagen, denn sonst müßte er alsobald aus einem solchen Hause fortgehen und alles im Stich lassen, denn er dörfte sich nicht so viel Zeit nehmen, sich erst anzuziehen."

Der frühere Manismus — Totenkult — tritt hier deutlich in Erscheinung.

Auch die Trauerfeierlichkeiten der Ghettojuden weisen mit aller Bestimmtheit auf den Glauben an Totengespenster hin.

„So bald der Todte begraben, und die Trauerleute nach Hause gekommen, so ziehen sie ihre Schuhe aus, legen einen Sack oder Küssen auf die Erde, legen sich darauf nieder, zünden ein Licht an, und lassen solches ganzer sieben Tage nacheinander Tag und Nacht brennen. Hierauf lassen sie ein Glas Wasser neben das Licht stellen, und hengen dabey eine Handquele auf. Dieses geschieht deßwegen, damit ihrer Phantasie nach der Engel des Todes sein Schwerdt in dem Glas Wasser, welches er durch die Tödtung des Verstorbenen blutig gemacht, abwaschen, und mit der Handquele abtrocknen könne. Aus eben dieser Ursache pflegen sie auch, so bald einer verstorben, alle Wasser im ganzen Hause, ja in der ganzen Nachbarschaft, wenn nämlich gleich aneinander

Juden, und keine Christen dazwischen wohnen, auszuschütten, dieweil sie sich fürchten, der Engel des Todes dörfte sein blutiges Schwerdt mit dem Wasser abwaschen, und hiemit die Wasser verunreinigen und anstecken. Sie suchen dieses zu beweisen aus IV. Mos. 20, 1—2, da es heißt: Und Mirjam starb daselbst, und ward daselbst begraben, und die Gemeine hatte kein Wasser."

Der Brauch ist natürlich viel älter als die an den Haaren herbeigezogene Erklärung aus der Bibel.

k) Die Stellung der Frau

Nicht uninteressant ist es, daß in dem Ghetto unter der Führung der Oberschicht die Frau eine ähnliche Stellung einnimmt, wie in den Sippen und Stämmen der Hackbauvölker. Die Frau wird von der Religion ferngehalten. Sie darf nicht lesen und die Gebete, die sie auswendig lernt, lernt sie nicht verstehen. Das mag zum Teil damit zusammenhängen, daß gerade die fanatischsten Forscher und Denker, die Erfinder von Gesetzen und Vorschriften wirtschaftlich unproduktiv sind. Sie verdienen nichts, die Frau ist der wirkliche Herr im Hause und ihrem Übergewicht will man entgegentreten. Obendrein — das Recht auf Zweigeschlechtigkeit hat nur der Mann.

l) Nationalgefühl

Um neben dem Religionsgefühl das Nationalgefühl wachzuhalten, haben wohl bereits vor der Zerstreuung (70 n. Chr.) die Priester in die ursprünglich ländlich-religiösen Feste einen politischen Sinn gelegt. So wurden Gedenkfeste an große Taten Jahwes, an den Auszug aus Ägypten (Passah), an den Sieg der Makkabäer (Chanukka), an die Zerstörung des Tempels eingerichtet. Auch das Purimfest sollte ja ursprünglich an Esther und den Untergang Hamans erinnern.

Wird so das Volk einerseits Tag für Tag von seinen Führern national aufgehetzt, mit der Peitsche der Seelenqualen bearbeitet und im Familienleben bevormundet, so sorgen die Rabbinen andererseits doch auch in weiser Vorsicht dafür, das Proletariat an sich zu fesseln. Dazu dienen einmal die sozialen Wohlfahrtseinrichtungen: wie Armenhaus, Geschenke an Festtagen, Lieferungen von Kleidern, Schuhen, Wein am Sabbat und an anderen heiligen Tagen für die Kinder der Armen. Sodann die Vergnügungen an Festtagen, bei Hochzeiten, Beschneidungsfesten. Schmausereien und Trinkgelage sind beliebt. Die Armen, das Proletariat, sind eben der Gegenstand eifrigster Fürsorge von seiten der oligarchischen Führer. Auf diese stützen sie sich.

Hinsichtlich der geistig-religiösen Führer, der Rabbinen, darf man sich keine unrichtigen Vorstellungen machen. Nichts wäre falscher als zu glauben, daß sie Betrüger und raffinierte Schwindler seien. Gewiß kommen solche vor, wie unter den Geistlichen aller Religionen, allein Schwindel und Betrug würden bald zusammenbrechen. Diese Fanatiker glauben an sich selbst und an ihre Lehre. Sie sind meist ehrlich und deshalb wirken sie so stark. Sie sind Fanatiker, die sich selbst noch viel mehr mit

der Peitsche der Seelenqualen foltern, die noch viel mehr fasten, beten, mit Bußgedanken sich quälen und unter namenloser Angst leiden, wähnend, daß sie die Vorschriften der Kultreligion nicht streng genug befolgen und im Jenseits nicht den erhofften Lohn erhalten. Für sie ist das Erdenleben in noch viel höherem Grade eine Zeit der Prüfung, der Leiden, der Erniedrigung und Buße als für die von ihnen seelisch gepeinigten Brüder.

7. Die Wirkung der Ghettodisziplin und des Ghettolebens in körperlicher Hinsicht

Es ist klar, daß die Lebensweise der Juden im Ghetto, in der Stadt als Händler, als Handwerker, als Hausierer, als Talmudschüler körperlich einen überaus ungünstigen Einfluß ausüben muß. Nur körperliche Arbeit, am besten Landarbeit, hält den Menschen, hält ein Volk gesund. Beim Ghettoleben ist die Gefahr groß, daß der Körper verkümmert, und bei den meisten ist die Verkümmerung wirklich eingetreten. Nimmt man dazu die Armut, die ungenügende Ernährung, die Kinderheirat, das Übermaß an Kindern, die Naturwidrigkeit der Jugenderziehung im Cheder und Bet Hamidrasch, so kann man sich über den körperlichen Verfall nicht wundern. Auch folgende Tatsache ist wohl nicht gleichgültig gewesen, auf die Dr. Ruppin in seinem Buch: „Die Juden der Gegenwart" hinweist und wofür Bogrow auch Beispiele anführt: Ganz besonders fähige — meist körperlich jämmerliche — Knaben, die im Talmudstudium sich auszeichnen, werden systematisch mit Töchtern gelehrter Talmudisten verheiratet, und damit ist wohl die Heranzüchtung kluger Gehirne gegeben, aber auch der körperliche Verfall wird begünstigt.

Schlimmer noch als die körperliche Entartung ist die in geradezu erschreckendem Maße vorhandene Nervosität.

Fishberg hat darauf hingewiesen, daß das Ghettoleben einen Nervenverfall — Neurasthenie u. a. m. — bedinge. Angesichts der grundlegenden Wichtigkeit dieser Erscheinung seien einige Darlegungen dieses Autors hier wiedergegeben:

„Die einzigen pathologischen Vorgänge, die man unter Juden häufiger als bei anderen antrifft, sind die funktionellen Störungen des Nervensystems. Die Nerven- und Geisteskrankheiten, ebenso wie Diabetes, sind offenbar ein „Privilegium" der Juden. Daß diese aber nicht ein Resultat irgendwelcher anatomischen oder physiologischen Besonderheit ist, erweist sich durch die Tatsache, daß es nur die funktionellen nervösen Störungen sind, die man des öfteren trifft. Hysterie — selbst die so häufige männliche — darf als etwas fast Natürliches bei Leuten betrachtet werden, die, wie die Juden, eine Geschichte voll unsäglicher Leiden und fast ununterbrochenen Märtyrertums hinter sich haben. „Sie schreien, noch ehe sie gehauen werden", gilt nicht nur für das Individuum, sondern auch für eine ganze Klasse. Man muß die jüdische Presse lesen, überhaupt die im „jüdischdeutschen Jargon" der polnischen und russischen Juden gehaltene Presse, um den hysterischen Gram und Schrecken zu würdigen, der sich allemal unter den Juden verbreitet, wenn in Rußland, Rumänien oder Marokko ihren Glaubensgenossen Unheil droht."

An anderer Stelle sagt Fishberg: Fast alle Ärzte mit zum Teil jüdischer Praxis

stimmen darin überein, daß Störungen des Nervensystems unter Juden sehr häufig sind. Dieser Eindruck wird zum großen Teil nicht sowohl durch Behandlung jüdischer Nervenkranker wie durch die Beobachtung erzeugt, daß Familienangehörige und Freunde jüdischer Patienten, selbst wenn es sich um einen nur leichten Krankheitsfall handelt, ungeheuer ängstlich und bekümmert sich zeigen. Ein Todesfall unter Juden hinterläßt bei Angehörigen, Freunden und Nachbarn in der Regel einen viel tieferen Eindruck als bei Nichtjuden; hysterisches Weinen und Jammern, das aller Beruhigungsversuche spottet, ist in der Familie die Regel. In den meisten Abhandlungen über Hysterie und Neurasthenie findet man eine Bemerkung des Verfassers, daß diese krankhaften Zustände am häufigsten bei Juden zu beobachten sind. In Charcots Vorlesungen schleppt sich der arme, hilflos-verlassene Mann, der „Ewige Jude", von Polen nach Paris, um einen berühmten Arzt über sein eingebildetes Leiden zu konsultieren. Tobler behauptet, daß alle Jüdinnen in Palästina hysterisch sind, und Raymond sagt, daß in Warschau bei Juden beiderlei Geschlechts Hysterie etwas sehr Häufiges ist; die jüdische Bevölkerung jener Stadt allein bildet fast ausschließlich die unerschöpfliche Quelle zur Versorgung aller europäischen Kliniken mit typischen Fällen hysterischer Menschen, besonders männlicher. Verschiedene Nervenspezialisten sprechen sich in diesem Sinne aus. Nach von Ziemssen geht überhaupt ein neurotischer Zug durch den ganzen Volksstamm der Juden, und A. Buschan sagt, daß seinen und anderer Erfahrungen zufolge die meisten Juden Neurastheniker sind. Professor H. Oppenheim drückt sich wie folgt aus: „In großen, von Jahr zu Jahr wachsenden Scharen kommen Rat und Heilung suchende Kranke aus Rußland zu mir; sie stammen aus allen Teilen, aus den nahen und fernsten Gebieten des weiten Reiches, aus allen Schichten, Ständen und Stämmen des vielrassigen Volkes, aber entschiedenes Übergewicht unter ihnen haben die Juden.... Ein wesentliches Moment ist, daß unter den Krankheiten, von denen sie betroffen werden, die des Nervensystems besonders stark vertreten sind, und daß die Juden überhaupt anerkanntermaßen eine Prädisposition für diese, namentlich für die Neurosen und Psychosen besitzen; besonders in die Augen springend ist aber der Hang zur Nosophobie, der uns überall und fast bei jedem dieser Patienten begegnet, mag ihr Leiden nur ein psychisches oder ein körperliches, ein mit wenig Beschwerden verknüpftes oder ein qualvolles sein; der Patient leidet viel weniger durch seine Krankheit als durch seine Reflexion über dieselbe; ja oft genug bildet diese sein einziges Leiden."

Überaus anschaulich schildert — offenbar aus eigener Erfahrung — A. Hepner in einer Anmerkung in dem von ihm übersetzten Buch von Fishberg die Seelenangst der mit Vorschriften überschütteten unglücklichen Ghettojuden.

„Zum guten Teil ist die ererbte hysterische Anlage der heutigen Juden wohl auch auf den orthodoxen Kultus und Ritus, der allerdings in Westeuropa nun zusehends schwindet, zurückzuführen; das strenge Beobachten der das gesamte Leben beherrschenden, minutiösen, vermeintlich göttlichen Vorschriften, die in Wirklichkeit das Produkt der Muße von Traditionsauslegern zwischen 200 und 550 unserer Zeitrechnung und der Talmudisten der nächsten 1200 Jahre sind; die zumeist unverständlichen Speisegesetze, laut welchen Fleisch und Milch so weit auseinander zu halten sind, daß nicht nur separates Geschirr und Besteck und Tischdecke für beides benutzt, sondern auch zwischen Fleisch und Milch eine Frist von 6, zumindest aber 4 Stunden verstreichen muß. Die rigorosen Sabbatgesetze, nach denen am siebenten Tag Feueranmachen und Lichtanzünden (ja schon Berührung des Leuchters, auf dem ein Licht ge-

brannt) ebenso verboten ist wie Fahren und Reiten, sogar ein Spaziergang von mehr als 2000 Ellen, und ein Gang über die Stadtgrenze hinaus überhaupt, wenn man irgendeinen Gegenstand bei sich führt — wie Uhr, Federmesser und Taschentuch. An Hysterie grenzt auch das wüste Lärmen und Schreien in der alten Synagoge; das durch die endlose Länge der Morgen-, Abend-, Tisch- und sonstigen Gebete bedingte Schnelltempo im Herunterleiern derselben sowie die an einzelnen Stellen traditionelle Verzückungsgebärde, wie bei der letzten Silbe des Spruches: „Höre, Israel, der Herr unser Gott, der Herr einzig." Der Rechtgläubige hat bei allen denkbaren und undenkbaren Anlässen, selbst nach der Notdurftverrichtung, einen der zahllosen Segenssprüche zum Ruhme Gottes herzusagen; auch hieraus entspringt eine unablässige, quälerische Sorge, in dieser Beziehung des Guten nicht genug getan, beziehentlich durch gelegentliches Unterlassen solcher Verkündigung der Ehre Gottes sich „versündigt" zu haben. Der jüdische orthodoxe Kultus und Ritus nimmt Geist und Gemüt des Individuums so ungebührlich viel in Anspruch, daß wer „Gott und sich selbst gerecht" werden will, alle seine Kräfte aufs äußerste anspannen, nervös und schließlich hysterisch werden muß. Der orthodoxe Jude weiß nämlich niemals, ob er wirklich ein im Sinne des ausgearteten Buchstabenglaubens gottgefälliges Leben führt; denn stetig sieht er Leute vor sich, deren Zeit es gestattet, in ritueller Hinsicht „noch mehr zu tun" als er: die jeden Tag Psalmen lesen, alle vier Wochen einen Tag oder Montag und Donnerstag einen halben Tag fasten, nicht im Sinne katholischer Fastenspeise, sondern Essen und Trinken entbehren usw.

Der orthodoxe Katholik hat zwar auch viel Zeit auf religiöse Zeremonien, rituelle Gebete usw. zu verwenden, im großen ganzen aber lasten die Kultuspflichten, selbst die allerstrengsten, nicht ein Zehntel so schwer auf ihm wie auf dem orthodoxen Juden. Und was hierbei das wichtigste ist, der Katholik erhält für Unterlassen kleiner religiöser Pflichten sehr leicht Absolution in der Beichte; die von ihm begangene religiöse Sünde braucht ihn demnach nicht niederzudrücken. Der Protestant erlangt beim Heiligen Abendmahl Sündenvergebung. Die jüdische Religion kennt keine Absolution durch den Geistlichen, sondern nur den unsicheren Trost, daß dem sich bessernden Frevler vergeben werden wird. Vermeintliche religiöse Unterlassungssünden müssen also naturnotwendig das Gemüt eines ehrlich frommen Mannes, und desto mehr einer Frau, schwer bedrücken. Daher das mitunter herzbrechende Weinen in der Frauengalerie der alten Synagoge, besonders bei Gebeten, die auf Lohn und Strafe, Glück und Unglück, „Dies- und Jenseits" aufgebaut sind, wie am Sabbat der Neumondeinweihung, noch mehr aber an den hohen Festtagen, jüdisches Neujahr und Versöhnungstag, wo laut Tradition und Gebeten das Sündenkonto der Menschen droben für das verflossene Jahr abgeschlossen und das Schicksal eines jeden für die nächsten zwölf Monate „in das Buch des Lebens" eingetragen wird: „Wer leben und wer sterben, wer gesund und wer krank, wer reich und wer arm werden soll", wie es in dem Gebete „Unessanne Tokef" wörtlich heißt.

Nicht wenig zur Hysterie tragen auch die Leichenzeremonien bei den orthodoxen Juden bei: Die Gebetsversammlung im Zimmer des Sterbenden, die kurz vor Erlöschen des Atems desselben lauten Trauergesang anhebt; dann das sog. „Zerreißen der Kleider" der Trauernden am offenen Grabe usw., das achttägige Sitzen auf niedrigem Schemel, das achttägige Versammlungsbeten im Trauerhause früh und abends, das vierwöchige Rasierverbot, das auf elf Monate berechnete Trauergebet der Leidtragenden in der Synagoge

früh und abends und wer weiß was noch alles. Natürlich muß das Hysterie erzeugen und das Grauen vor dem Tode und vor Leichen erhöhen, zumal wie bereits gesagt, die jüdische Religion keine Absolution des Lebenden kennt und die nächsten Angehörigen eines Verstorbenen in qualvoller Ungewißheit über das Schicksal desselben im „Jenseits" läßt (Adolf Hepner)".

Was bedeutet nun das Wort: Nervöse Degeneration? Einmal ist es eine bekannte Tatsache, daß gerade nervöse Menschen geistig sehr rege, sehr kluge Köpfe und rastlose — jedoch nicht gründliche — Arbeitsmenschen sein können. Da es sich im jüdischen Erwerbsleben gerade um Schlauheit, Wachsamkeit, Geistesgegenwart und unermüdliche Betriebsamkeit handelt, so ist es verständlich, daß gerade die nervös überzüchteten Juden ausgezeichnete Geschäftsmänner sind. Aber sie brechen infolge von Überanstrengung leicht zusammen — Kutisker! Neurastheniker haben, wie gesagt, etwas Ruheloses an sich. Gerade der Jude ist durch diesen Zustand ausgezeichnet, den manche für ein Erbgut aus der Nomadenzeit ansehen möchten. Allein Nomaden waren die Juden seit wohl 1400 v. Chr. nicht mehr. Neurasthenie ist vielmehr die Ursache der Unstetigkeit.

Mit Neurasthenie sind häufig funktionelle Störungen wie Hysterie und psychopathische Zustände verbunden. Gerade Neurotiker und Psychopathen haben es an sich, daß sie glänzende überzeugende Redner sind, denen die Worte nur so von den Lippen strömen, die an sich glauben und deshalb durch Schlagworte und Hetzen hinreißen. Nach Logik, Gewissenhaftigkeit und wissenschaftlicher nüchterner Durcharbeitung der Probleme darf man freilich bei ihnen nicht fragen. Es sind geborene Volksredner, Demagogen, Volkstribune, die geborenen Führer durch Schlagworte irregeleiteter Volksmassen und politischer Parteien. Demgemäß ist die Rolle der Juden in der Gegenwart verständlich.

Man darf, wie bereits betont wurde, die jüdischen Führer nicht einfach für Betrüger und Schwindler halten; wohl die meisten glauben an sich, glauben, daß ihre Anschauungen die richtigen, und daß zur Erreichung ihrer Ideale alle Mittel erlaubt sind. Und von dieser Überzeugung machen sie ausgiebigen Gebrauch.

Neurastheniker und Psychopathen sind ferner häufig religiöse und politische Fanatiker, deren Leidenschaften entflammt sind. Wenn nun in solchen Fanatikern infolge von Erziehung oder Vererbung die Gefühle des Hasses, der Herrschsucht, der Unduldsamkeit maßgebend sind, dann entstehen in Zeiten der Umwälzung so entsetzliche Bluthunde, wie sie Frankreich, Rußland, Ungarn während der Revolution gesehen haben.

Psychopathen sind es, denen die Menschheit die größten Kulturerfindungen, vor allem im Beginn der Kulturentwicklung verdankt. Psychopathen sind es aber auch, die in Verfallszeiten die Kultur ruinieren. Sie sind es auch, die die Begründer von Organisationen werden, die einem normalen Menschen als ganz ungeheuerlich erscheinen, und wer solche Organisationen, die zum Teil Geheimbundcharakter besitzen oder einfach Verbrecherorden sind, aufdeckt, kommt in Gefahr, selbst für einen Psychopathen gehalten zu werden.

Auf Neurasthenie und nervöse Überreizung sind auch die schlimmen sexual-pathologischen Erkrankungen, die gerade unter Juden auftreten, zurückzuführen, und als Folge solcher degenerativer Verfallserscheinungen ist die tiefgehende Entsittlichung aufzufassen, die in den Veröffentlichungen der Presse und namentlich jüdischer Künstler und Literaten so deutlich hervortritt unter Verzichtleistung auf jedes Schamgefühl und jede Vornehmheit der Gesinnung und Empfindung.

Es ist überaus wichtig, daß ärztlicherseits — und zwar von *jüdischen* Ärzten — die nervöse Degeneration der Juden so energisch betont wird. Ohne diesen Gesichtspunkt wird man das Judentum, die Zustände unter den Juden und deren Einrichtungen kaum verstehen.

Zum Schluß noch folgende überaus wichtige Feststellung! Unter allen Organen des menschlichen Körpers sind die Nerven diejenigen, die am langsamsten ermüden und überanstrengt werden. Man kann daher lange Zeit ungestraft sie malträtieren. Aber wenn sie einmal überanstrengt und erschlafft sind, ist gänzliche Wiederherstellung nicht möglich! Daraus folgt: *Neurasthenie und alle anderen funktionellen Störungen des Nervensystems sind wohl die gefährlichsten Feinde der Menschheit überhaupt.* Ein nervöser Mensch wird nie mehr gesund, ein nervöser Mensch überträgt seine Nervenschwäche oft auf die Kinder. Nervöse Familien stehen im allgemeinen auf dem Aussterbeetat, ihre Leistungsfähigkeit sinkt, und der *Untergang ist nur eine Frage der Zeit.*

Die entsetzliche Unterdrückung des Volkes im Ghetto, seine Not und Qualen veranlassen aber auch ein unstillbares Bedürfnis nach *Erlösung.*

8. Ghetto und Umwelt

Die kleinen, belagerten Festungen gleichenden jüdischen Gemeinden mußten notgedrungen mit den Wirtsvölkern in Verbindung stehen. Nicht ein blutiger Kampf, nein, ein friedlicher Wettbewerb wirtschaftlicher Natur war dauernd im Gange. Daß eine Verschmelzung mit den an Zahl so unendlich überlegenen Gegnern drohte, ist klar. *Ghetto-Isolierung* allein genügte nicht, sich selbständig zu halten. Schärfste Maßnahmen waren erforderlich. Die besondere Tracht, die Speiseverbote, die Beschneidung — alles schon frühzeitig (angeblich von Moses) geschaffene Bestimmungen — wurden bereits erwähnt. Um sich halten zu können, mußte *Aufpeitschung des Hasses* gegen alles Nichtjüdische erfolgen. Die Grundlage hierfür bildete die Lehre von der Auserwähltheit, dem Messiasglauben und der Weltherrschaft.

Den Haß des Juden gegen alles Nichtjüdische müssen wir noch näher betrachten, da die Juden sein Bestehen leugnen.

a) Der Cheskelhaß gegen alles Nichtjüdische

Daß in den Ghettos eine systematische Aufpeitschung der jugendlichen Seelen gegen alles Nichtjüdische stattfindet, dürfte wohl kaum ernstlich bestritten werden. Dabei spielen wohl weniger Talmudstellen eine Rolle, in

denen es z. B. heißt, die Gojim sähen nur wie Menschen aus, in Wirklichkeit seien sie Vieh, als vielmehr die tagtägliche Verächtlichmachung alles Nichtjüdischen. Daß gegen Christus bereits die kleinen Kinder mit den schamlosesten Lügen aufgehetzt werden, bezeugt der ehemalige Rabbiner, Pastor Gurland, ausdrücklich aus der eigenen Jugendzeit. Jede Berührung mit einem Goi wird als ekelhaft hingestellt. Eßgeschirr, aus dem ein Jude einem Goi Essen reichen mußte, wird als unrein fortgeworfen. Heirat — eine Unmöglichkeit. Und dann täglich der Dank für die Auserwählung. Hochmut und Verachtung gegen alles Nichtjüdische wird so von klein auf der kindlichen Seele eingeimpft und grundsätzlich alles anders gemacht, als bei den anderen es geschieht. Letzteres berichtet bereits Tacitus.

Bodenschatz gibt von der Feindschaft, die zu seiner Zeit von den deutschen Ghettojuden gepflegt wurde, folgende Darstellung: „Hat ein Jud das 20ste Jahr seines Alters erreichet, so ist ihm erlaubt, Handel und Wandel zu treiben, auch, wie sie gewohnt sind, und von Jugend auf gelehret werden, die Christen tapfer zu betrügen, welches sie denn nach ihrem Talmud vor keine Sünde halten, sondern vielmehr glauben, dadurch einen großen Lohn bey Gott zu erlangen. Wir wollen nur im Vorbeygehen etliche talmudische Stellen hievon anführen. Im Tr. Bava mezia, fol. 61. col. I heiset es im Ende in denen Tosephoth also: d. i. Es ist erlaubt, einen Goi (d. i. Christen) zu betrügen und Wucher von demselben zu nehmen, wie 5. Mos. XXIII. 20 geschrieben stehet: An den Fremden magst du wuchern. So ist auch erlaubt, denselben zu betrügen, wie 3. Mos. XXV. 14 geschrieben stehet: Wenn du deinem Nächsten etwas verkaufest, oder von desselben Hand etwas kaufest, so soll keiner seinen Bruder betrügen. Also ist hierinnen erlaubt, daß ein Jud einen Goi betrüge, nicht aber seinen Nächsten oder Bruder, d. i. seinen Glaubensgenossen. Dergleichen Lehren findet man auch in des Maimons Jad chafaka, fol. 74. col. 2. cap. 12. num. I unter dem Titel: Hilchoch mechira. Im Tr. Bava bathra, fol. 123, col. I heiset es: Ist dann den Gerechten erlaubt, (mit den Gottlosen) betrüglich umzugehen? Ja freylich: dann es stehet 2. Sam. XXII. 27 geschrieben: Gegen den Reinen erzeigest du dich rein, und gegen die Verkehrten erzeigest du dich verkehrt. Dieses ist also die ganze Lehre der Juden von der Auferziehung ihrer Kinder und deren Anweisung zur Gottesfurcht, dahin gehet auch der Juden elterliche Pflicht."

Im allgemeinen wird dieses zielbewußt herangezüchtete Haßgefühl strikt verheimlicht und glatt abgeleugnet. Es gibt aber doch auch aufrichtige Gemüter, die rückhaltlos den heiligen Haß jedes Juden gegen alles Nichtjüdische preisen — so Cheskel Zwi Klötzel in seinem oft zitierten Auffatz (Janus 1912).

Hauser[1] sagt in seinem Buch wörtlich: „Er knüpft an den Roman des dänischen Juden Aaron Goldschmidt ‚Ein Jude' und dessen Leitsatz an: ‚Und ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe und zwischen deinem Samen und ihrem Samen. Derselbe soll dir den Kopf zertreten und du wirst ihn in die Ferse stechen' (Gen. III 15)."

Klötzel bemerkt dazu: „Mit diesem Leitmotiv hat Goldschmidt einen Gedanken ausgesprochen, den zu äußern sich heute jeder hütet: den Gedanken

[1] Hauser, Geschichte des Judentums.

der ewigen Feindschaft zwischen Judentum und Nichtjudentum! Vor nichts hat man heute mehr Angst auf Seiten des Judentums als vor dem offenen Bekenntnis: Dem Antisemitismus, dem Judenhaß steht auf jüdischer Seite ein großes Hassen alles Nichtjüdischen gegenüber; wie wir Juden von jedem Nichtjuden wissen, daß er irgendwo in einem Winkel seines Herzens Antisemit ist und sein muß, so ist jeder Jude im tiefsten Grunde seines Seins ein Hasser alles Nichtjüdischen.

Und seien wir offen: wir mögen den einzelnen Nichtjuden noch so hoch schätzen, wir mögen mit ihm befreundet und sogar verschwägert sein: das Nichtjudentum als unpersönliche Masse, als Geist, Wirkungssphäre, Kultureinheit, das stellt jeder von uns — wer wagt das zu leugnen? — hinter das Judentum. Ich glaube, man könnte beweisen, daß es im Judentum eine Bewegung gibt, die das getreue Spiegelbild des Antisemitismus ist, und ich glaube, dieses Bild würde vollkommen werden, wie nur je irgendeins. Und das nenne ich das große ‚jüdische Hassen'.

Wer unter uns kein seelischer und geistiger Kastrat ist, wer nicht überhaupt impotent ist zu hassen, der hat an diesem Haß teil! Ich bin nicht befugt, im Namen des Judentums zu sprechen; vielleicht habe ich gerade über diese Dinge noch nie ein Wort mit Juden gewechselt. Aber diese Verwahrung ist rein juristischer Form: in Wirklichkeit ist nichts in mir so lebendig als die Überzeugung dessen, daß, wenn es irgend etwas gibt, was alle Juden der Welt eint, es dieser große, erhabene Haß ist."

Man muß Cheskel Zwi Klötzel dafür dankbar sein, daß er so offen und ehrlich die jüdische Mondnatur enthüllt, rückhaltlos von der Leber geredet und seinen Gefühlen freien Lauf gelassen hat. Denselben Haß hat auch Ernst Lissauer in seinem — später so tief bereuten und unter kläglichster Abbitte zurückgenommenen — „Haßgesang gegen England" offenbart, der in den Seelen keines wirklichen Deutschen eine gleichgestimmte Saite gefunden hat.

Dieser „Cheskelhaß" ist ohne Zweifel ein überaus wirksames Mittel, die Absonderung und Ghettodisziplin durchzuführen, allein diese systematische Erziehung zu Haß hat auch bedenkliche Seiten, sie muß seelisch Schaden stiften. Auch Dr. Fromer ist dieser Ansicht in einem offenen Brief an mich (C. V.-Blätter 1927).

„Aber wenn man sich tagaus, tagein, jahraus, jahrein dem Haß ergibt, kann man für die Dauer der seelischen Verrohung nicht entgehen."

Kein ruhig und leidenschaftslos Urteilender wird Herrn Fromer widersprechen!

Dafür, daß der Haß gegen die Nichtjuden auch von jüdischen Geistesheroen gepredigt worden ist, findet man zahlreiche Beispiele, so bei Maimonides.[1]

[1] Dieser berühmte Philosoph und Theologe, der wiederholt die Nichtjuden als minderwertig hinstellt, achtet eigentlich nur die Nichtjuden Plato und Aristoteles — glänzende Bestätigung des Gesetzes von der Harmonie der Gegensätze im Menschen! Ja noch mehr: er streitet dem ungelehrten Volk — dem eigenen jüdischen Volk! — sogar den Besitz einer Seele ab!! Das heißt doch die Harmonie der Gegensätze auf die Spitze treiben!!

Vielleicht am eindringlichsten wird die Tatsache des von Jahwe selbst **befohlenen** Hasses gegen alle Nichtjuden durch folgendes Zitat erläutert: Schabbat 89a: „Rabbi Chisda (gest. 309 n. Chr.) und Rabbat Bar, Sohn des R. Huna (gest. 322 n. Chr.) sagten beide: Warum wird der Berg Sinai genannt? Es ist der Berg, aus dem (mittelst der mosaischen Gesetzgebung) der Haß — sineâ — gegen die Nichtjuden herabgekommen ist."

b) Geheimhaltung der jüdischen Lehre

Sie war ein anderes Mittel, die Juden von den Nichtjuden zu trennen. Sogar innerhalb der Juden wurde diese Geheimhaltung — wie übrigens bei fast allen orientalischen Religionen — in der Weise durchgeführt, daß nur die Rabbinen = Priester sie kannten. Unter der großen Anzahl von Beweisen für die Richtigkeit solcher Auffassung seien nur einige Stellen angeführt:

α) „Geheimnisse der Lehre" (Sitre tora) werden von den Rabbinen des Talmud nicht allein die mystisch-metaphysischen Geheimlehren kosmologisch-theosophischen Inhalts genannt, welche die Vorstufe der späteren Kabbala bilden (Talmud, Chagiga 13b und Pesachim 119a), sondern ebenso die verborgensten Einzelheiten des von den Rabbinen tradierten und diskutierten (d. h. schriftlichen und mündlichen) Religionsgesetzes (Jerusalemer Talmud Ketubot 29d; vgl. Bacher, Evangelische Terminologie I, 138).

β) Talmud Chagiga 13a Rabbi Aman (3. Jahrhundert n. Chr.) hat gesagt: überliefert einem Nichtjuden nicht die Worte der (jüdischen) Lehre.

γ) Tosophot (Glossen) zum Traktat Baba Kamene 38a: Wer einem Nichtjuden die (jüdische) Lehre bekannt gibt, übertritt ein positives Gebot, das in dem Verse liegt: Er machte (nur) dem Jakob das Wort bekannt.

δ) Jalkut Chadasch unter Stichwort Thora Nr. 721: „Es ist verboten, irgendeinem Nichtjuden die Geheimnisse der Lehre (Sitre tora) zu entdecken. Wer das aber tut, der tut so viel, als wenn er die ganze Welt vernichtet und den heiligen Namen Gottes verleugnet."

ε) Talmud Sanhedrin 59a: „Rabbi Jochanan (gest. 279 n. Chr.) hat gesagt: ‚Ein Nichtjude, der sich mit der Tora (d. h. der schriftlichen und mündlichen Lehre) beschäftigt, ist **des Todes schuldig**.' Denn es heißt (5. Mos. 33, 4): ‚Die Tora hat Mose **uns** befohlen zum Erbteil, nicht für sie (die Nichtjuden).'"

ζ) Daß ein Teil der Lehre nur mündlich verbreitet werden durfte, zeigt Talmud, Temura 14b (ebenso Gittin 60b). Rabbi Jochanan hat gesagt: „Wer Haloschot (Rabbinische Gesetzesnormen) aufschreibt, ist wie einer, der die Thora verbrennt." Auch dafür, daß das Alte Testament nicht übersetzt werden dürfe, liegen genügend Stellen vor.

η) Megillat Taanit. „Am 8. des Monats Tebet wurde unter der Regierung des Ptolemäus die griechische Übersetzung (Septuaginta) der Thora (hier Altes Testament) veröffentlicht. Da kam drei Tage lang eine Finsternis über die Welt."

Professor Hoffman vom Berliner Rabbinerseminar sagt (Der Schulchan Aruch. 2. Aufl. S. 39): „Es ist bisher noch kein Werk erschienen, das die allgemein gültigen Religionsgesetze (der Juden) in einem einzigen Kodex vereinigt, und der (orthodoxe) Rabbiner ist daher in vielen Fällen auf die **mündliche Lehre seiner Lehrer** (Schimmusch genannt) angewiesen, welche ihm

bei den zahlreichen Meinungsverschiedenheiten die für die Praxis gültige Ansicht mitteilen. Die Entscheidungen eines Rabbiners, der dieser Unterweisung entbehrt, sind für die gesetzestreuen Juden unzuverlässig."

Horodetzky sagt (S. 170): Außer der schriftlichen Literatur bewahren sie (die Chassidensekte zu Brazlaw in Galizien) eine überlieferte mündliche Lehre, in der sie einen Fremden nicht einweihen dürfen. Diese vererbt sich vom Vater auf den Sohn und ist bis jetzt so geheim gehalten worden, daß nichts davon an die Öffentlichkeit gedrungen ist.

Auf S. 257 seines Buches heißt es: „Ich konnte aber trotz meiner Anstrengungen von ihnen kein Wort über ihre Geheimlehre erfahren."

Diese Beispiele werden genügen, um zu zeigen, daß die jüdische Religion, die, wie viele andere, besonders orientalische Religionen, als Geheimkult begann, zum Teil bis heutzutage Geheimnisse bewahrt, hinter die selbst gebildete Juden — wie Dr. Horodetzky z. B. — nicht gekommen sind. Diese Geheimnisse sind aber auch eine starke Mauer — ein Drahtverhau —, das die Juden zusammenhält, sie von allen anderen Völkern trennt.

c) Die Mondnatur — Exoterie und Esoterie

Mit dem Cheskelhaß und der Geheimkultnatur hängt aufs innigste die Mondnatur[1] des Ghettojudentums zusammen. Beide müssen versteckt werden. Das Ghetto kann bei dem gänzlichen Mangel an kriegerischer Widerstandskraft nur dann bestehen, wenn es äußerlich als friedliche harmlose Lebensform erscheint. So ist denn die in Bd. I des Kahalbuches in der Einführung geschilderte Mondnatur mit der lediglich für die Umwelt bestimmten Vorderseite und der den wirklichen Zweck offenbarenden Hinterseite, die nur den Ghettoleuten bekannt ist, eine notwendige, sich zwangsläufig entwickelnde Eigenschaft.

d) Die echt orientalische Faktor-Organisation

In Polen hat sich das Judentum zwischen die Bauern und den Adel geschoben und ersetzt heute noch den Mittelstand. So ist denn der jüdische Geschäftsmann der Vermittler — Faktor — in allen Unternehmungen, genau so wie es aus Aleppo von dem Armenier geschildert wurde. Als die Kahale offiziell von den Regierungen in Polen und Rußland eingesetzt waren, übernahmen die Faktore des Kahal den Verkehr mit den staatlichen Behörden. Als offiziell Angestellte und Vermittler bei der Polizei, der Steuer und allen sonstigen wichtigen Behörden stellten sie tatsächlich eine großartig geschulte und seit Jahrhunderten durch schriftlich niedergelegte Auf-

[1] Bei der „Mondnatur" handelt es sich nicht nur darum, daß man etwas zu verbergen hat, sondern auch darum, daß man durch exoterische Decknamen und exoterische Erklärung der Absichten die esoterische Bedeutung zu verbergen sucht. Man will irreführen. Eine exoterisch aus politisch-wirtschaftlichen Gründen geschaffene Einrichtung wird z. B. in der Öffentlichkeit als philosophisch, humanitär hingestellt.

Das Ghettojudentum ist seinem Wesen nach ein Geheimbund, und Geheimbünde sind alle eso- und exoterisch orientiert.

zeichnungen, Anweisungen, Pläne und Erfahrungen wohl ausgerüstete Spionage-, Bestechungs-, Ausbeutungs- und Hehlerorganisation vor. Dieses Faktorentum hat Brafmann in seinem Kahalbuch glänzend geschildert, und seine Darstellungen werden in vollkommener Weise durch Bogrows Memoiren ergänzt. Der Leser wird gebeten, sich über das Faktorentum nach dem Kahalbuch genauer zu orientieren.

Kein verständiger Mensch — jedenfalls kein naturwissenschaftlich eingestellter Ethnolog und Kulturgeograph — wird für die Organisation des jüdischen Ghettos etwas anderes als größtes wissenschaftliches Interesse empfinden. Er wird voll Bewunderung auf die riesigen Leistungen einer kleinen Menschengruppe blicken, die von religiöser Begeisterung erfüllt und von der Überzeugung getragen, das auserwählte Volk seines Gottes zu sein, unerschütterlich den Dornenweg irdischen Leidens beschreitet und auf den Messias und die große Zukunft hofft. Und alle Erfolge verdankt sie lediglich ihrer Gehirntätigkeit, ihrer Klugheit, ihrer glänzenden systematischen Schulung und ihrer bewunderungswürdigen Ausdauer. Auch wollen wir dem Juden, dem das Geheimnis die stärkste Waffe ist, nicht zürnen, wenn er die Richtigkeit der hier gegebenen Darstellung einfach für Unsinn oder gar für Fälschung erklärt. Wenn Fanatiker, um Bogrow zu kompromittieren, so weit gegangen sind, die Lüge zu verbreiten, er habe behauptet, die Juden tränken Christenblut, so kann ich nur dankbar sein, daß man mich bisher noch so gut behandelt hat. Diese Schonung ist um so anerkennenswerter, als manche der Kritiker augenscheinlich beklagenswerte Psychopathen sind.

e) Die wirtschaftliche Einheitsfront des Ghettos

Die Waffen des Ghettos sind zu einem wesentlichen Teil wirtschaftlicher Natur. Geld, das zu Bestechungen dient, ist für das Ghetto dasselbe, was schweres Geschütz bei Belagerungen ist. Auch das soeben geschilderte Faktorentum mit seiner Spionage, seinen Bestechungen, seinen Denunziationen, Verleumdungen, Meineiden ist nicht nur ein politisches, sondern auch ein wirtschaftliches Kriegsrüstzeug, das eine Einheitsfront gegen den Feind sichert. Auch daß man grundsätzlich nur von Juden kauft, selbst wenn sie teurer sind, hat den gleichen Zweck: sich selbst zu stärken und den Feind zu schwächen.

Weitaus am genialsten aber ist die Einrichtung der Maaruphia und Chasaka. Sie verfolgen ein doppeltes Ziel, nämlich einmal die Finanzierung des Kahal und Bet Din, sodann aber die Ausschaltung des inneren Konkurrenzkampfes.

Über die Finanzierungsfrage sind wir genügend durch die Minsker Sitzungsberichte unterrichtet, ebenso darüber, daß die Käufer von Chasaka und Maaruphia sich gewissermaßen den Schutz der genannten Behörden sicherten, die zur Hilfe sich verpflichteten, wenn das Besitzrecht angefochten würde. Chasaka und Maaruphia erfüllten aber noch eine andere Aufgabe. Im Geschäftsleben herrscht überall ein Konkurrenzkampf mit Angebot, Nachfrage und Unterbietung. Man drückt die Preise, wenn zwei oder

mehr dasselbe erwerben wollen. Das sollte vermieden werden. Nach einheitlichem Plan müssen die Ghettomenschen auftreten. Eine Hand zieht die Schachfiguren, diese laufen nicht nach eigenem Willen durcheinander.

Um den gegenseitigen Konkurrenzkampf mit Unterbieten und gegenseitigen Intrigen zu verhindern, sind jene von dem Kahal (Chasaka) und Bet Din (Maaruphia) eingerichteten Organisationen geschaffen worden. Wer mit einem Goi in Geschäftsbeziehung steht, erkauft sich von dem Kahal bzw. Bet Din das Recht, mit jenem Goi allein Handel zu treiben oder sonst geschäftlich tätig zu sein. So fällt das Sichunterbieten, fällt die innere Konkurrenz fort. Die Chasaka ist in den Sitzungsberichten des Kahalbuches genügend zur Geltung gekommen, dagegen gar nicht die Maaruphia, und demnach sei diese noch etwas erläutert.

Die Maaruphia wird von Hirsch Eisenstedt, dem Verfasser des Schulchan-Aruch-Kommentars Pitche Teschuba, erklärt als ein Nichtjude, an dem ein Jude seinen beständigen Unterhalt hat, wie ein Kind, das ständig Muttermilch zur Nahrung hat.

Bzw. Maaruphia bedeutet das Recht eines Juden auf eine solche alleinige ständige Geschäftsverbindung mit einem bestimmten Nichtjuden. Das Wort stammt von dem arabischen maruf (Geschäftsfreund). Im Schulchan Aruch (Choschen hammischpat S. 156, 5, Haga (= Anmerkung) heißt es: „Wenn ein Mensch (Jude) einen Nichtjuden zum Kunden (Maaruphia) hat, so gibt es Orte, an denen man bestimmt, daß es einem anderen Juden verboten sei, ihm (dem Juden) Konkurrenz zu machen und mit jenem (Nichtjuden) Geschäfte zu machen. An anderen Orten wird dies erlaubt — denn Hab und Gut des Nichtjuden ist wie herrenloses Gut, und jeder, der zuerst zugreift, ist im Recht.“ Vermutlich ist dort, wo die Juden nicht bedrückt, das Ghetto nicht mehr einer bestürmten Festung gleicht, wo also die Ghettodisziplin gelockert ist, das Konkurrenzverbot gefallen. In den Brafmannschen Kahal-Urkunden ist die Maaruphia das Privileg eines bestimmten Juden, ausschließlich einen bestimmten Nichtjuden als Geschäftsobjekt ausbeuten zu dürfen.

Die große Bedeutung der Chasaka und Maaruphia wird jedem klar, der den Abschnitt in Bogrows Memoiren über den Podrjatschik Klop (Kahalbuch II) liest. Klop, dieses Gaunergenie, setzte sich über alle Vorschriften hinweg; Kahal und Bet Din existierten ja damals offiziell nicht mehr. Er pfiff auf etwaige im geheimen weiter bestehende Einrichtungen. Die zum Wettbewerb ausgeschriebenen Lieferungen wurden den am wenigsten Fordernden übertragen. Und Herr Klop unterbot alle seine jüdischen Konkurrenten, die voll Neid, Gift und Galle — aber wohl auch mit gewisser Hochachtung — den Obergauner anfeindeten und — bewunderten.

f) Das Verhalten der Juden in der Öffentlichkeit

Nur ein Teil der Ghettojuden kommt mit den Nichtjuden in Berührung, und das Verhalten dieser Außenfrontkämpfer ist überaus bezeichnend. Der Sartcharakter kommt bei ihnen so klar und deutlich zum Ausdruck, daß er jedem auffallen muß. Hast du, lieber Leser, schon einmal gesehen, wie ein

echter polnischer Ghettojude zur Tür hereintritt? Unsereiner macht die Tür weit auf und tritt geradeaus hinein. Der polnische Ghettojude öffnet einen Türspalt und schiebt sich schräge, mit süßlichem Lächeln und gekrümmtem Rücken, lautlos ins Zimmer hinein. Unterwürfigkeit, dauernde Freundlichkeit, Schmeicheln, Lobpreisungen, Nach-dem-Munde-reden — kurz ein Vermeiden alles dessen, was Anstoß erregen könnte, und ein In-den-Vordergrund-schieben alles dessen, was eine angenehme Stimmung bei dem Nichtjuden hervorbringen könnte, das ist so überaus bezeichnend. Bei diesem ganzen Schauspiel kommt die Mondnatur so recht zur Geltung. Denn im Innern hegt der Ghettofrontkämpfer gegen den Umschmeichelten einen unbeschreiblichen Cheskelhaß, von dessen Größe und Tiefe sich wohl niemand eine richtige Vorstellung machen kann.

Recht interessant ist auch die Darstellung von Franzos von dem Markt in Barnow und dem so gänzlich verschiedenen Verhalten der ruthenischen Bauernfrau, die still bei ihren Waren steht und es darauf ankommen läßt, daß ein Käufer sich einstellt, und dem der Jüdin, die mit schmeichelnder Stimme und in den höchsten Lobpreisungen ihre Ware anbietet und die Marktbesucher womöglich am Rockschoß festhält, eine derbe Abweisung aber nicht weiter tragisch nimmt — ghettojüdische Zudringlichkeit.

Ein echtes Ghettoerzeugnis, ja ganz allgemein ein Erzeugnis des Druckes und der Angst, ist das Bestreben, Mitleid zu erregen, sich selbst zu erniedrigen und alle Leiden maßlos zu übertreiben. Die moderne jüdische Literatur läßt dieses Bestreben, namentlich bei Darstellungen des jüdischen Leidensweges während des Mittelalters, deutlich erkennen. Auch wenn das jüdische Problem in der Weise zu lösen versucht wird, daß die armen unschuldigen, alle Menschen mit zärtlicher Liebe und Hochachtung umfassenden Juden lediglich infolge des unduldsamen Religionshasses in das Ghetto gesperrt und von jeder landwirtschaftlichen und anständigen kommerziellen Betätigung böswillig ausgeschlossen worden seien, klingt die süßliche Melodie der Mitleiderregung stets aufs deutlichste heraus und rührt auch wirklich die Herzen kritikloser, christlich gesinnter Gefühlsmenschen. Es liegt indes sehr sehr viel schlaue Berechnung in solchem Sirenengewimmer!

In der antisemitischen Literatur wird die Fähigkeit, in Zeiten der Gefahr spurlos zu verschwinden und plötzlich wieder aufzutauchen, wenn „die dicke Luft" verflogen, immer und immer betont — das Sichtotstellen. Es genügt also hier daran zu erinnern. Die bolschewistischen Rabbinasten, die in München, Ofenpest u. a. O. die schlimmsten sadistischen Scheußlichkeiten verübt hatten, verdufteten rechtzeitig im Flugzeug und Auto, als das Blättchen sich zu wenden drohte. Es hat sich seit dem frühen Mittelalter nichts geändert.

9. Die Reaktion des Gefühlslebens gegen die Kultreligion der Oberschicht und gegen den Ghettozwang

Wir haben bereits gesehen, daß neben der Kultreligion, deren Träger die plutokratisch-hierarchische Aristokratie ist, eine mystische Gefühlsreligion als

Unterströmung vorhanden ist. Sie läßt sich früh nachweisen. In der ältesten Zeit sind die Propheten ihre Vertreter, die gegen Opfer und sonstige Äußerlichkeiten wettern, und statt dessen auf aufrichtige Gesinnung, Reue, Inbrunst das Hauptgewicht legen. In dem letzten vorchristlichen Jahrhundert sind es die Essener-Nesserier (daher Nazarener!). Johannes und Christus gehörten ihnen an. Das Christentum ist ohne Zweifel eine mystische Gefühlsreaktion gegen die formale Kultreligion der Pharisäer und gegen die Peitsche der Seelenqualen, mit der die Priester das Volk geißelten. Vor allem ist es aber die Religion der allgemeinen Menschenliebe, die als Reaktion gegen die offizielle Haßreligion entstand.

Nach der Tempelzerstörung loderte die Gefühlsreligion auf. Den Spuren Hillels (Zeitgenosse Christi) folgend, war Elischah ben Abuah (ca. 135 n. Chr.) ihre Hauptstütze. Die Aggada ist ein geistiges Erbe der Propheten, während die Halacha ein solches der Pharisäer ist. Die Aggadisten kämpften für Gefühl, anständige Gesinnung, Innerlichkeit; den Halachisten waren Gesetze und Vorschriften mit äußerlichem Kult die Hauptsache. Sie waren die Vorkämpfer für straffe Organisation und mitleidlose Unterdrückung des Gemütes zugunsten des Verstandes. Beide Richtungen bekämpften sich, d. h. die Halachisten waren die hassenden Angreifer und scheuten kein Mittel, ihre Gegner zu unterdrücken, und als alles nichts half, erschienen sie — so tat z. B. Rabbi Akiba — mit einer Aggadamaske, um das Volk irrezuführen. Der jüdische Hasser mit aggadischen, d. h. von allgemeiner Menschenliebe und Völkerversöhnung triefenden Worten ist auch heutzutage keine unbekannte Erscheinung; es hat sich nichts Wesentliches geändert!

Um 400 n. Chr. war der Talmud (Aggada + Halacha) abgeschlossen. Dann folgte im 8. Jahrhundert die Loslösung der Karäer vom Talmudjudentum, im 13. Jahrhundert die Entstehung der Kabbala, ferner entstanden wiederholt sog. „Pseudomessiasse" (z. B. Sermus um 720 n. Chr., Sabbatai Zewi 1626—76) — alle als Vertreter der Gefühlsreaktion gegen die Knute des Rabbinismus mit seiner Kultreligion und der Peitsche der Seelenqualen. Dieser Rabbinismus verkörperte sich im Jahre 1488 zu dem Gesetzbuch Schulchan Aruch des Rabbi Josef Karah, das bis heute maßgebend ist. Diese Kultreligion erstickt jede Seelenregung durch die Last der Gesetze, Verbote, Gebote, Strafandrohungen, verweist den Menschen auf die Zukunft, den Messias, während man im Diesseits Armut, Not, Qual als wünschenswert hinstellt.

Im 18. Jahrhundert, als die Notlage der Juden in den osteuropäischen Ghettos unter der Armut und der schamlosen Ausbeutung, Unterdrückung und Seelenknechtung der Kahal-Oligarchen, d. h. der Rabbinisten, unerträglich geworden war, brach mit unwiderstehlicher Gewalt der rabbinische Damm unter der Hochflut des Chassidismus. Dieser wurzelt in der mystischen Gefühlsreligion der Propheten, Aggadisten, Pseudomessiasse und Kabbalisten.

Dr. Horodetzky stellt in seinem Buche: „Religiöse Strömungen im Judentum" (Bern und Leipzig 1920) die Verhältnisse folgendermaßen dar.

Rabbi Israel Baal Schem, genannt der Bescht, der Prophet des Chassidismus (Chassid = der Fromme), war ein einfacher, wenig gelehrter, aber tief empfindender Mann, ein großer Naturfreund und Menschenfreund, erfüllt von allgemeiner Menschenliebe. Er schuf eine volkstümliche, das mystische innerliche Empfinden des Volkes befriedigende Gefühlsreligion und scheute sich nicht, „die alten Götter" zu vernichten und die „alten Altäre" zu zerstören. Kühn ging er gegen die öde Kasuistik und die hohlen Spitzfindigkeiten — also den Pilpul — der Rabbinisten vor, die immer neue Gesetze erfanden.

Der Rabbinismus war dem Volk entfremdet. Die Talmudgelehrten thronten himmelhoch über der ungelehrten Menge. Der Chassidismus dagegen wandte sich an das Volk und tröstete es, suchte ihm das Leben zu erleichtern, betonte Freude und Lebensgenuß, die Gott angenehm seien, leugnete das absolut Böse und war eine Religion der Liebe — theoretisch mindestens auch eine solche der Liebe zu den Nichtjuden — im Gegensatz zu der Haßreligion des Rabbinismus.

Kult sei Nebensache. Zwar wird dieser nicht gestrichen — der Schulchan Aruch nebst dem Talmud blieben in Kraft — aber er ist Nebensache. Das von bestimmter Zeit und Ort losgelöste Gebet, das mit Inbrunst und selbst Ekstase verrichtet wird, ist die Hauptsache.

Der Vertreter des Rabbinismus ist der Rabbiner, der des Chassidismus der Zaddik. Der Rabbi ist hochmütig, behandelt das Volk von oben herab, antwortet auf Fragen kurz: ja, nein — rein, unrein — gestattet, nicht gestattet. Der wenig gebildete Zaddik dagegen lebt unter dem Volk als barmherziger, mitfühlender Freund, Lehrer, Berater. Auf den äußeren Kult legt er wenig Wert, während der Talmud Chacham, d. h. der Talmudgelehrte, hervorragende Kenntnisse besitzt, strengstens alle Gesetze und Vorschriften beachtet, sich selbst und das Volk peinigt und in Trübsal lebt.

Der Zaddik spielt die Rolle eines Schamanen der Naturvölker. Er vermittelt den Verkehr zwischen Gott und Volk. Er ist Gott selbst, ja sogar mächtiger als Gott, denn er hebt Gottes Beschlüsse auf. Er vollführt Wunder, ganz ähnlich, wie sie von Christus berichtet werden. Er ist unfehlbar und eigentlich nicht Mensch, sondern Geist. Er ist eine Tjurunga in Menschengestalt. Interessant ist es, daß die alten babylonischen Vorstellungen, der Himmel sei ein Abbild der Erde, in der chassidischen Lehre klar hervortreten. Der Zaddik ist dasselbe, was Gott im Himmel ist; hier wie dort ist alles ähnlich geordnet, und der Geist des Zaddik begibt sich im Traum — in der Ekstase — in den Himmel, wo er mit Gott eins ist. Der Zaddik ist Gott auf Erden, gleich dem As Sadik der islamischen Sekten, gleich dem Imam.

Interessant ist ferner die Rückkehr der chassidischen Lehre zu dem primitivsten animistischen Pantheismus. Gott und die göttliche Gegenwart — Schechina — sind nichts anderes als der Seelenstoff (= Zauberkraft) des Naturmenschen. Mindestens für die ungebildete Volksmenge muß beides dasselbe sein — wegen der Primitivität wohl die starke Wirkung! Erstaunlich ist es festzustellen, wie sich in unserer Zeit, d. h. im vorigen Jahr-

hundert, um die damaligen Zaddiks, z. B. die von Sadagora, ein Sagenkranz von Wundertaten gewoben hat, der uns klar macht, wie bereits zu Lebzeiten eines für heilig Gehaltenen die Legendenbildung vor sich geht. Vielleicht interessiert es nach Horodetzkys Schilderung, den Gegensatz zwischen einem Talmudgelehrten und einem Zaddik sich zu vergegenwärtigen.

Da war der berühmte Gaon Rabbi Elija von Wilna, Baal Schems Todfeind. Er hielt sich fern vom Volk, lebte heilig und peitschte sich selbst mit der Knute der Seelenqualen.

„Der Gaon ging ins Exil, er durchzog Deutschland und Polen. Aber freilich ging er nicht hin, seine Brüder zu sehen und ihre geistige Lage kennen zu lernen, und ging auch nicht hin, seine Brüder Thora zu lehren und gute Sitten unter ihnen zu verbreiten. Er ging ins Exil, um *seine* Sünden fortzuwaschen, um heiliger und reiner in den Augen seines Gottes zu sein. Er ging ins Exil, und an jedem Ort, wohin er kam, ging er in die Synagoge und betete und flehte viel. Stets war er in Trübsal versunken, daß er vielleicht seine Pflicht vor Gott nicht erfüllte. Er suchte also sein eigenes Glück, und sei es nur ein geistiges.

Er kehrte nach Wilna, seiner Stadt, zurück, oder richtiger, kehrte in seine Stube in Wilna zurück. Dort wohnte er eingeschlossen, verborgen vor den Augen der Menschen und den Augen der Sonne. Das Leben ward ihm zur Last. Er verschloß — so erzählt man zu seinem Lob — die Fensterläden seines Zimmers am Mittag und lernte beim Licht der Kerze, damit seine Gedanken nicht durch die lauten Schritte der Vorübergehenden in Verwirrung gebracht würden.

Ein solcher Mann, der das Licht der Sonne und des Lebens fürchtete, konnte kein Lehrer für die Menge sein."

Ganz anders die chassidischen Führer:

Eines der Häupter des Chassidismus schildert das Gebet im Freien folgendermaßen:

„Im Winter sind alle Gewächse und Gräser tot und abgestorben, der Sommer erweckt sie wieder ins Leben zurück, da ist es wieder schön, im Felde zu spazieren; da stimmt jedes Gräschen sein Lied zu Gott an; wie schön und lieb ist es, ihren Gesang anzuhören! Wie angenehm ist es dann, im Felde im Einklang mit der Natur zu beten. Jedes Gräschen trägt zur Kraft des Gebetes bei. In solchem Gebete, das der Mensch im Schoße der Natur verrichtet, ladet er alle Welten ein, ihm zum Lobe Gottes beizustimmen."

Ein größerer Gegensatz ist wohl kaum denkbar!

Baal Schem wurde um 1700 geboren, er starb 1760. Bis 1810 rechnet Dr. Horodetzky die geistige Entwicklungszeit des Chassidismus, seitdem erstarrte die Bewegung, breitete sich aber organisatorisch unter Entstehung von großen Zaddikdynastien mit Erbfolge auf den Sohn und zahlreiche Einzelzaddiks aus. Eine Religion der *allgemeinen Menschenliebe* ist der Chassidismus freilich *nicht* geworden, theoretisch vielleicht, aber in der Praxis und auch nach den aufgestellten Grundsätzen wird die Auserwähltheit Israels und sein Anspruch auf Gott unverändert aufrecht erhalten.

Schon Pescht erklärte, die Hauptsache sei: *Liebe zu Gott, Liebe zu Israel und Liebe zur Thora.*

Gott, die Thora und Israel sind eins. „Israel, das heilige Volk, ist höher als alle Welten."

Horodetzky sagt von dem großen Chassidenapostel R. Lewi Jizchok:

„Für ihn ist Israel der Mittelpunkt der ganzen Schöpfung, in ihm sieht er das Lieblingskind Gottes, denn alles, was Gott geschaffen hat und schafft, hat er nur wegen seines Lieblings Israel geschaffen. ‚Alle oberen und unteren Welten sind nur wegen Israel geschaffen.' Israel steht zu Gott im Verhältnis eines Lieblingskindes zu seinem Vater. Alles, was der Sohn wünscht, tut der Vater. ‚Wie Israel das Walten des Herrn in den Welten sich wünscht, so regiert der Ewige.'"

Trotz aller Hinweise auf allgemeine Menschenliebe ist auch der Chassidismus eine Religion geworden, deren Gott nur für Israel da ist. Es ist ein stark pantheistisch angehauchter Henotheismus.

Auch das Gebot der Freude und des Frohsinns hat sich nicht durchsetzen können angesichts der Notlage im Ghetto, und mancher Zaddik, wie z. B. Rabbi Chaim Halberstamm aus Sandz (Galizien), der gegen die Mißbräuche in der Dynastie Friedmann öffentlich auftrat, war streng wie ein Asket. Horodetzky entwirft von ihm folgendes Bild:

„Auch für R. Chaim war der Begriff der Heiligkeit mit einem Verzicht auf irdische Güter verbunden; daher war ihm jeder Zaddik, der aus seiner Heiligkeit Gewinn zu ziehen verstand, verdächtig. Er befolgte in seiner Lebensweise die Vermächtnisse mittelalterlicher glaubensstrenger Rabbiner. Um ihn scharten sich sowohl gelehrte Talmudisten wie verzückte Chassiden, und er befriedigte mit seinen Gesprächen zugleich den Wissensdurst der einen und das religiöse Suchen der andern. Er schrieb tiefsinnige talmudische Untersuchungen und Responsen, aber auch Unterweisungen im Geiste des Chassidismus. Jeder Eigennutz lag ihm fern. Einen bedeutenden Teil der Einkünfte, die ihm seitens wohlhabender Verehrer zuflossen, verteilte er unter die Armen; dabei gab er nicht selten seinen letzten Kreuzer weg, oder er verpfändete irgend einen Gegenstand, um einem Notbedrängten Hilfe leisten zu können."

Man tut gut, wenn man das Judentum und seine sittliche Widerstandsfähigkeit beurteilen will, die Wirkung solcher Gestalten sich vor Augen zu halten.

Der Rabbinismus ist ein Ergebnis der Praxis, eines Lebens im Ghetto unter Druck und Verfolgungen. Er ist für das Ghettojudentum Lebensnotwendigkeit, wird deshalb nicht untergehen, solange das Ghetto besteht. In harten Zeiten ist die Unterdrückung des Gefühlslebens notwendig. Läßt der Druck nach, so artet die rabbinistische Regierung mit ihrer Last von Gesetzen und Kultvorschriften aus, und dann flammt die Gefühlsreaktion empor. Aber auch sie artet schnell aus. Aus dem wahrhaft frommen Zaddik, der in Armut lebt und ein wahrer Lehrer und Tröster der bedrückten Volksseele ist, wird ein betrügerischer Schamane, der in modernem Luxus schwelgt, in Schlössern lebt, dessen Frau und Töchter in moderner Toilette flirten und Badereisen machen, während das zerlumpte gläubige Volk damit sehr einverstanden ist. Denn: „Der Zaddik ist das Licht der Welt; durch ihn wird alles Heil auf die Erde ausgegossen, durch ihn erhält das Volk Nahrung und Leben. Legt sich aber der Zaddik selber

Schranken im Genuß der irdischen Güter auf, so wird dadurch auch sein Einfluß begrenzt. Deswegen soll der Zaddik in reicher Ausstattung leben (lehithnaheg bederech aschiruth), um die Ergießung des Heils auf das Volk zu stärken."

Gerade so wie die Stein-Tjurunga mit Röthelsalbe — einem Zweigeschlechterwesen — ernährt werden muß, sind auch die Mitglieder der Zaddikdynastien zu ernähren, und zwar mit Geldspenden und allem Luxus der Erde.

Baal Schems ideale Gefühlsreligion hat sich unter dem Druck der Verhältnisse wesentlich gewandelt; sie ist wieder fanatische Kultreligion geworden.

Das vernichtende Urteil des Ghettojuden Bogrow über die Zaddiks der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts lese man im Kahalbuch nach!

Die Zaddiks der Chassiden entsprechen aber auch völlig den Assadiks der ismaelitischen Sekten. Der unsichtbare Imam ist der Messias, der sichtbare Imam ist der Assadik, und die politischen Wünsche beider sind auch gleich. Unschwer kann man sich vorstellen, daß von einer an Geld und Einfluß reichen Zaddikdynastie ein Orden gegründet werden kann, der genau so wie die ismaelitischen Orden Mondnatur besitzt, dessen wahre Ziele — hinter harmlosen exoterischen Aushängeschildern verborgen — kommunistisch-atheistischer Art sind und zur Gründung einer Camorra mit dem Ziel der Revolutionierung der Welt, der Diktatur des Proletariats und der Herrschaft über die Erde — Traum von der Weltherrschaft des Jahweordens! — geführt haben. Pathologisch genug ist die heutige Zeit, eine solche Camorra wäre also zu erwarten.

Zum Schluß sei noch vom wissenschaftlichen Gesichtspunkt aus die berüchtigte Frage nach dem **Ritualmord** kurz beleuchtet. Sicheres ist nicht bekannt, sicher ist nur, daß für das Judentum kein Grund zur Aufregung besteht, wenn diese Frage wissenschaftlich erörtert wird. Denn das offizielle Judentum, weder das orthodoxe noch das chassidische, am allerwenigsten das Reformjudentum, hat mit Ritualmorden irgend etwas zu tun. Nun erklärt aber der Chasside Dr. Horodetzky, daß es ihm unmöglich gewesen sei, in den Geheimkult gewisser Sekten einzudringen. Hier ist also eine verschlossene Tür, hinter der ein Geheimnis verborgen ist. Der Geheimbundfetisch muß bei den Naturvölkern ernährt werden durch Einreiben von Blut und Fett. Warum nicht auch der Fetisch jenes fanatischen Geheimbundes? Ideen aus der grauen Vorzeit halten sich oft mit unglaublicher Zähigkeit. Die primitiven Züge in dem Denken und Empfinden der Ghettojuden sind zu charakteristisch und tiefgehend, als daß man das Vorhandensein eines durch Menschenblut zu ernährenden Fetisches bei einem Geheimkult einfach in das Reich der Phantasie verweisen dürfte. Das Judentum an sich wird dadurch ebensowenig kompromittiert wie irgendeine christliche Kirche durch das Auftreten pathologisch entarteter Sekten. Diese Darstellung enthält das Ungünstigste, was man hinsichtlich der so oft behaupteten, aber nie bewiesenen Anschuldigungen bei streng wissenschaftlicher Einstellung vorbringen könnte. **Eine solche ethnologische Hypo-**

these zur Grundlage von politischen Anfeindungen zu machen, wäre indes ganz gewiß nicht gerechtfertigt.

10. Das Ghetto der Minsker Kahalprotokolle

Die Brafmannschen Kahalprotokolle zeigen uns das Ghetto in einem für das Verständnis des ganzen jüdischen Problems überaus wichtigen Entwicklungsstadium. Klar und deutlich erkennt man wohl alle jene Mittel, mit deren Hilfe die Juden es verstanden haben, ihr Volkstum, ihre Religion zu retten. Allein man hat doch den Eindruck, daß das Ghetto der Zeit, von der die Sitzungsberichte uns melden, keine Zeit der Blüte war. Eine kleine theokratisch-plutokratische Minorität beherrschte durch Kahal und Bet Din eine verarmte Masse, und wenn auch mancherlei Wohltätigkeitseinrichtungen das ärmste Proletariat an jene Oligarchie fesselten, so war doch die Masse wohl überwiegend widerspenstig. Es macht einen seltsamen Eindruck, daß für jedes kleine Vergehen sogleich mit den schwersten Strafen gedroht wird — mit dem Bannfluch, dem geheimen Verfolger, wirtschaftlichen Repressalien u. a. m. Wir sehen auch, daß trotz aller Bannflüche die Steuern langsam oder gar nicht eingehen, und daß man wiederholt Kommissionen ernennt, die Vorschläge machen sollen, wie man das Ansehen des Kahal und Bet Din stärken könne. Verschuldung der Kahale an Privatpersonen, Schmutz und Armut bei den meisten, Reichtum und Macht bei wenigen, Unbotmäßigkeiten und offener Abfall — kein erfreuliches Bild. Fromers, Bogrows, Franzos' Darstellungen ergänzen auf das wirksamste die Eindrücke, die man aus den Sitzungsberichten erhält.

Eines muß besonders auffallen — Bogrow betont es immer wieder: Es bestand im Ghetto keine Einigkeit, im Gegenteil wütender Haß der Armen gegen die Besitzenden. Bogrow sagt einmal, daß der Haß des Juden gegen jeden Glaubensgenossen, der mehr als er selbst besäße, unbeschreiblich sei. Nun baut sich die ganze obige Darstellung von der Ghettodisziplin auf der Voraussetzung auf, daß das Ghetto nur durch Eintracht, durch peinlichste Ordnung aller Angelegenheiten, durch Gerechtigkeit in der Verwaltung und straffe Disziplin bei blindem Gehorsam sich halten könne. Statt dessen finden wir in den osteuropäischen Ghettos des 18. und 19. Jahrhunderts im Gegenteil tyrannische Kahaldespotie, Haß, Unbotmäßigkeit. Wie ist solch ein Widerspruch zu erklären?

Die jüdischen Ghettos Osteuropas waren seit dem vernichtenden Kosakenaufstand von 1638 gedrückt und verarmt, aber nicht gewaltsam verfolgt. Es lastete wohl ein schwerer wirtschaftlicher Druck auf ihnen, aber es fanden keine blutigen Verfolgungen statt. Demgemäß herrschte dort einzig und allein der Daseinskampf in der Form des friedlichen Wettbewerbes neben dem Kampf gegen Krankheiten, Seuchen usw.

Die Folge des einseitigen friedlichen Wettbewerbes ist die Entwicklung des Sartcharakters. Diese ist gekennzeichnet durch eine großartige Entwicklung aller im friedlichen Wettbewerb notwendigen geistigen Waffen, wie Intelligenz, Schlauheit, Gerissenheit, Gewissenlosigkeit, Geistesgegen-

wart. Herr Klop ist ein Musterbeispiel hierfür. Dagegen schwinden die wertvollen staats- und kulturerhaltenden Kardinaltugenden: persönlicher Mut, Stolz, vornehme Gesinnung, ritterliches Ehrgefühl, Wahrheitsliebe. Statt des Gemeingefühls und des Entbehrungsidealismus herrscht krassester Egoismus. Parteipolitik in übelster Form, nicht staatsmännischer Blick, der das Interesse der Gesamtheit im Auge hat, kennzeichnen die Verfallszeit. Kein Staatswesen, und sei es auch nur ein kleiner Kahal, kann unter der Leitung von Sarten bestehen. Sarten richten alles zugrunde. Auch die jüdischen Kahale im 18. bis 19. Jahrhundert wurden durch die Sartenregierung ruiniert.

Der Mensch verträgt den alleinigen Kampf ums Dasein in der Form des sogenannten friedlichen Wettbewerbes nicht, auch das Ghetto nicht. Soll sich das Ghetto, sollen sich seine Bewohner sittlich gesund halten, so bedarf es der blutigen Verfolgungen. In dem Augenblick, wo diese einsetzen, sind wie auf Zauberschlag bei den lebenskräftigen Elementen Friede und Eintracht wiedergekehrt. Gewiß fallen — das zeigt zur Genüge die Geschichte — ganz besonders die Vertreibung der Juden aus Spanien und Portugal — viele, vielleicht die Mehrzahl ab. Solche schwache entsittlichte Elemente los zu werden, ist indes für die Gesamtheit nur ein Gewinn.

So geht es überall. Als in der Abbassidenzeit die Orthodoxen durch die freigeistigen Motasiliten verfolgt wurden, trat eine so gewaltige Erstarkung der orthodoxen Geistlichkeit ein, daß diese den Sieg errang. Das junge Christentum, ferner der Protestantismus haben gerade zur Zeit der Verfolgungen die Blüte größter sittlicher Kraft erlebt, und sollte der Kommunismus bei uns einmal gegen die Kirche wüten, unter Exstirpation alles Faulen und Schwachen würde sie gewaltig erstarken und wohl, just so wie im Abbassidenreich schließlich kraftvoll siegen.

Der große kulturgeschichtlich-landschaftskundliche Wert der Minsker Kahalprotokolle besteht darin, daß sie uns das Verständnis für die wahren Bedürfnisse des Ghettos eröffnen. Die Pogrome, die die Juden der ganzen Welt schon beim Aussprechen des Namens vor Angst und Entsetzen aufschreien lassen — sie sind in Wirklichkeit das Lebenselexier, das das Judentum sittlich gesund und widerstandsfähig erhält. Schwinden Druck und Verfolgungen, so setzt bald der Verfall ein.

Genau so wie ein ritterlicher Adel ohne Kämpfe und Krieg nicht innerlich gesund bleiben kann, ebensowenig kann das Judentum — diese landschaftliche Fremdlingsform auf europäischem Boden — ohne schweren Druck und blutige Verfolgungen sittlich gesund bleiben. Lassen beide nach, so sind Entartungserscheinungen die unausbleibliche Folge. Wünschen die Juden einen solchen Kampf nicht, dann bleibt ihnen nur die Wahl, Dr. Fromers Rat von 1906 zu befolgen und „unterzutauchen". Tertium non datur.

Auch noch nach einer anderen Richtung hin sind die Minsker Protokolle interessant. Die Chassiden spielen in ihnen keine Rolle. Sie waren damals in Litauen und Weißrußland, wo der Rabbinismus völlig herrschte, nur

wenig vertreten und in ganz gedrückter Lage. Die handelnden Personen gehören ausschließlich der rabbinistischen Schicht an, die Zustände sind also für diese kennzeichnend. Die Kultreligion mit allen ihren scharfen Gesetzen und Vorschriften ist für jene Atmosphäre maßgebend. Der Rabbi, der in seiner Stube einsam studiert, ist der Führer.

11. Zusammenfassender Überblick

Indem wir nun, alles kurz zusammenfassend, das Ghetto als kulturelle Lebensform und die gegenseitige Beeinflussung von Juden und Nichtjuden zu schildern versuchen, sei noch einmal betont, daß bei wissenschaftlicher Betrachtungsweise unter keinen Umständen moralische Gesichtspunkte eine Rolle spielen dürfen. Sittliche Entrüstung, vorgefaßte Abneigung oder Zuneigung sind durchaus unzulässig. Es gibt keine Anschuldigung, es gibt lediglich Erklärungsversuche. In dieser Hinsicht freilich darf die Erkenntnis keinerlei Rücksichten nehmen, und irgendwelche Empfindlichkeit darf auf den Darsteller keinen Eindruck machen.

Die jüdischen Gastkolonien sind als selbständige Lebensformen über das ganze römische Reich verbreitet worden. Die Gegensätze zwischen Orient und Okzident sind sehr groß. Daher ist es ein tragisches Verhängnis, daß eine orientalische Lebensform als Folge der geschichtlichen Entwicklung in einen dauernden Konflikt mit ihm ganz fremde, europäische Lebensformen geraten ist. Man darf nicht die Frage aufwerfen, wer den Streit angefangen hat. Es genügt festzustellen, daß es sich um einen landschaftskundlich bedingten tragischen Konflikt handelt. Von beiden Seiten schlägt man aufeinander los, jeder sucht den andern zu schädigen. Gleichzeitig aber zeigt es sich, daß beide Seiten einander brauchen. Zuweilen kommt es zu einer völligen Austreibung der Juden, aber noch weit häufiger werden sie gleichzeitig geschützt und mißhandelt oder selbst herbeigerufen. In den Zeiten, in denen die Juden gut behandelt, vielleicht sogar begünstigt werden, entwickeln sich Zustände, die wir noch kurz ins Auge fassen müssen. Da wir gerade in einer solchen „Emanzipationszeit“ leben, darf man sich wohl kurz fassen.

12. Emanzipationszeiten

Ganz kurz — dispositionsartig — seien hier noch die Gesichtspunkte zusammengestellt, die für Emanzipationszeiten entscheidend sind.

a) Die Grundlagen für ein Gesundbleiben der — ursprünglich freiwillig gewählten — Ghettos des jüdischen Religionsvolkes sind Unterdrückung mit blutigen Verfolgungen.

b) Im jüdischen Ghetto herrscht überall eine Minorität von fanatischen Rabbinen und Geldaristokraten über einer armen Proletariermasse tyrannisch und erzwingt Absonderung und Haßgefühl.

c) Die Feindschaft des Nichtjuden gegen das abgesperrte Religionsvolk ist der stärkste Bundesgenosse der Rabbinen und Geldaristokraten in solchen Bestrebungen.

d) Sobald die Mauern unter dem Banner einer liberalen philosophischen Weltanschauung fallen, sind die Massen nicht mehr zu halten, sie entströmen dem Ghetto, und es entsteht eine disharmonische Gliederung aus:

α) fanatischen orthodoxen Rabbinen und deren Anhang, die am Alten festhalten;

β) ein philosophisch-liberales Reformjudentum, als dessen Vertreter in der maurischen Emanzipationszeit Maimonides, in der alexandrinischen Philo zu nennen wären;

γ) atheistisch-resartoid demoralisierte Kreise;

δ) aus der aggadischen Gefühlsrichtung hervorquellende Reaktionsbewegungen gegen die Kultreligion — Nasiräer und Christentum in der griechisch-römischen, Kabbala in der maurischen, Chassidismus im Beginn der gegenwärtigen Emanzipationszeit.

e) Das kulturelle Trägheitsgesetz und das Gesetz von der Kulturvererbung wirken unheilvoll; desgleichen die von den Talmudgehirnen ausgehende Fermentwirkung.

Es ist einfach unmöglich, daß die dem Ghetto Entströmenden mit einem Schlage andere Charaktereigenschaften, ein anderes Benehmen, andere wirtschaftlich-politische Kampfmethoden, andere Auffassungen von dem Gojim annehmen, wie umgekehrt die Nichtjuden ihre Gefühle und Vorstellungen nicht einfach umstellen können. Damit werden verhängnisvolle Konfliktstoffe geschaffen.

f) So kommt es denn zu einer Periode mit folgenden Entwicklungen:

Die dem Ghetto entronnenen Judenfamilien gleichen sich unter dem Einfluß gemeinsamer Erziehung, Lebensweise, Sprache, Bildung, Kleidung an die Wirtsvölker an. Es verflachen die Talmudgehirne, es schwinden die gegensätzlichen Charaktereigenschaften, es löst sich die Geschlossenheit der Organisationen, es schwindet die Fermentwirkung. So würde denn im Laufe der Zeit der Konfliktstoff beseitigt werden, wenn nicht aus den bestehen bleibenden Ghettos immer aufs neue Talmudgehirne und Ghettocharaktere mit allen ihren zersetzenden Eigenschaften, sowie feindliche Vorstellungen und unheilvoll wirkende Organisationen herauskämen und die in Umwandlung Begriffenen aufs neue infizieren würden.

g) Auch auf der nichtjüdischen Seite vollzog sich ein unheilvoller Vorgang. Entsprechend der religiösen Weltanschauung hatte die Geistlichkeit die Führung der Massen in der Hand. Die religiösen Gegensätze waren groß — Magier, Islam, Christen. Die ungünstige Fermentwirkung veranlaßte in steigendem Maße Haß, der durch religiösen Fanatismus genährt wird. So ist es bisher stets zu jener Katastrophe gekommen, die in dem Abschnitt über den „Gefühlszyklus“ so deutlich in Erscheinung tritt. Der Absturz in das Ghetto hatte stets die Wiedergeburt des Ghettojudentums zur Folge mit allen seinen Qualen, seiner Seelengröße und Seelenerniedrigung, seinen Kampforganisationen und seiner Hoffnung auf Weltreich und Messias.

In dem Abschnitt über den „Gefühlszyklus“ ist darauf hingewiesen worden, daß es eine Ausnahme gibt, in der die Katastrophe nicht eingetreten ist. Diese Ausnahme hat sich in China abgespielt.

c) Das Judentum in China

Über die Geschichte der Juden in China ist wenig bekannt. Im Mittelalter sind sie eingewandert, oder gar schon im Altertum. Zu Marco Polos Zeit waren sie dort so angesehen, daß Kublai-Khan sie schonend behandelte geradeso wie die Christen. Dann geraten sie in Vergessenheit und werden erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in einigen Familien in der großen Stadt Kaifòng wieder entdeckt. Heutzutage sind auch diese verschwunden. Die jüdischen Familien waren kulturell und anthropologisch sinisiert. Das einst blühende Judentum hat sich also im Laufe von rund 500 Jahren in China ganz aufgelöst. Von Judenverfolgungen in China ist nichts bekannt.

Der Fall ist wichtig!

In China gibt es einerseits einen überaus primitiven Ahnenkult, der die Grundlage des religiösen Lebens der Masse bildet, und die Moralphilosophie des Konfuzius für die Gebildeten. In China war man immer religiös tolerant, und das Judentum, das sich abzuschließen bemühte, fand keine Reibungsflächen mit dem so gänzlich anders gearteten Ahnenkult und erst recht nicht mit der Moralphilosophie. Dieses Nichtbeachtetwerden, dieses Nichtverfolgtwerden hat das Judentum nicht vertragen. Verfolgung — blutige Verfolgung — ist die Grundlage für die Entwicklung und den Bestand des Ghettos, ohne das das jüdische Religionsvolk sich nicht halten kann. Ghetto, Erziehung, Charakterbildung, Kampfmethoden, die Talmudreligion mit ihrem Haß gegen alles Fremde — alles, alles ist eine Reaktionswirkung auf Druck und blutige Verfolgungen. Die Richtigkeit dieser Ansicht wird durch die Entwicklung in China bewiesen. Der ewige Jude kann erlöst werden, wenn man ihn sich selbst überläßt, ihn nicht beachtet. Schlechte Behandlung, Verfolgungen sind das Fluidum, das ihn am Leben hält. Mit dieser Erkenntnis ist viel gewonnen, und sie kann große praktische Bedeutung gewinnen, wenn man ihre Lehren befolgt.

Achter Teil

Die Erklärung der Jahwe-Religion auf landschaftskundlich-ethnologischer Grundlage

Nunmehr kommen wir zu dem Endergebnis der gesamten Untersuchungen. Wie ist das Judentum auf landschaftskundlich-ethnologischer Grundlage zu erklären? Landschaftseinflüsse und allgemeine ethnologische Entwicklung haben ohne Zweifel zusammengewirkt, müssen hier aber zunächst getrennt betrachtet werden.

I. Abschnitt

Die jüdische Religion der Bibel im Vergleich mit der Religion der Naturvölker

1. Nach bisheriger Auffassung

Wer die biblische Darstellung in Erinnerung hat, wird hinsichtlich der Religion der Naturvölker ohne weiteres manche Anknüpfungspunkte, aber auch manche Widersprüche gefunden haben.

Der auf animistischer Grundlage sich aufbauende Zauberglaube ist bei allen Völkern nachweisbar; selbst bei den höchststehenden lebt er in den breiten Volksschichten weiter und erlebt in Verfallszeiten eine neue Blüte gerade bei den Gebildeten in der Form des Mystizimus, des Spiritismus, der Anthroposophie usw. Er bildet den Boden, auf dem sich alle Religionen im Orient heutzutage noch zusammenfinden, und mit Recht ist behauptet worden, daß ein orientalischer Christ, Mohammedaner und Jude sich untereinander verwandter fühlen, als dem europäischen Christen, dem Juden und europäisch gebildeten Mohammedaner gegenüber.

So ist es denn selbstverständlich, daß die alten biblischen Legenden und der Talmud von animistischer Zauberei durchsetzt sind, und daß die Jahwepriester vergeblich gegen jene angekämpft und — sie selbst mitgemacht haben. Gerade die mosaische Gesetzgebung liefert den Beweis für diese Auffassung: Ausschließung von Leuten mit körperlichen Gebrechen von Opfern, Aussatz der Häuser (!) und viele andere Krankheiten des Menschen, verunreinigende Wirkung der Leichen beim Gottesdienst, desgleichen die der Menstruation, Sammeln der Vorhäute der gefallenen Philister, in denen ja die Zauberkraft des Mannes steckt, Traumdeuten, Wahrsagen, Orakeln aus Bäumen (Orakelterebinthe in Sichem I. Mose 12, 6) und vieles andere.

Das Verbot, kein Blut zu genießen, weil dieses „das Leben" sei, beweist das Vorhandensein des Glaubens an Zauberkraft oder Seelenstoff, also einer echt animistischen Vorstellung.

Trotz aller Verbote von Götterbildern sind Fetische in Menschengestalt — Jahwe sollen sie wohl vorstellen — selbst bei Priestern im Gebrauch. Mag der gestohlene Teraphim des Laban auch auf alte Zeiten hinweisen, die vor der mosaischen Gesetzgebung liegen, selbst in der Königszeit benutzten Priester Jahwes die in ein Priesterkleid gehüllte Figur Jahwes — Ephod —, um diesen nach schamanistisch-spiritistischer Weise zu veranlassen, daß Jahwe seinen Rat erteilt. David läßt sich z. B., bevor er von Ziklag aus die Verfolgung der Amalekiter-Beduinen unternimmt, von dem Priester Abjathar den Ephod bringen und fragt Jahwe um Rat, der dann auch kommt und antwortet: Verfolge sie!

Bilder und Altäre fremder Gottheiten — Baale — beherrschten nicht nur das Reich Israel, sogar der Tempel Salomos war ursprünglich ein polytheistischer Tempel, und erst nach dem Auffinden des V. Buches Moses wurde die Beseitigung der fremden Kulte in Angriff genommen.

Die religiös-sozialen Organisationen der Altersklassen, Heiratsklassen, Männerbünde und Männerhäuser sind verschwunden. An die ehemaligen Jugendweihen erinnert nur noch das Laubhüttenfest. Bei den Naturvölkern fallen die Laubhüttenlager in die Zeit nach der Ernte, in die Zeit des Todesschlafes der Pflanzen als Samenkorn; das israelitische Laubhüttenfest ist zum Erntedankfest geworden, und einer Stelle nach soll es auch an die Befreiung aus ägyptischer Knechtschaft erinnern — wohl ein nachträglich hineingelegter Sinn.

Es muß in hohem Grade auffallen, daß von den Altersklassen und Männerbünden so gut wie nichts oder gar nichts sich erhalten hat, während sie bei uns durchaus noch in manchen Erscheinungen zutage treten.

Der Totenkult, der in der heidnischen Welt des Altertums eine große Rolle noch spielte, tritt in der jüdischen Religion nur in Spuren auf. So weist der Sündenbock darauf hin, der als Beute für die Gespenster — die Toten — in die Wüste geschickt wird. Auch die Brandopfer, die Jahwe dargebracht werden, sind gerade dem Totenkult eigen. Auch können wir uns an dieser Stelle daran erinnern, daß das Verbrennen von Fett und Fleisch und das Bestreichen des Altars — eines Steines — mit Blut zur Ernährung des Fetisches dienen soll. Es steckt also ein uralter Zauberglaube dahinter.

Eine Darstellung gibt es, die ohne Zweifel dem Totenkult entnommen ist. Das ist die Darstellung von dem Töten der Erstgeburten in Ägypten — Zehnte Plage, I. Moses 11—12. Jahwe, der um Mitternacht die Ortschaften durchzieht, vertritt die Totengeister. In Liberia werden gegen die Wulu-Totengeister die Türpfosten heute noch mit Hühnerblut bestrichen, und zwar mit einem Grasbüschel (= Ysop?), damit die Gespenster die Insassen am Leben lassen.

Jahwe spielt die Rolle der Totengeister. Damit erscheint er als ein Kollektivum der Seelen der Verstorbenen. Ist solche Vorstellung richtig, so könnte man ohne Schwierigkeit die Tatsache verstehen, daß Jahwe, vor allem aber der Parallelgott Elohim, einstmals eine Mehrzahl war, und ferner, daß die alten Hebräer kein Leben nach dem Tode kannten. Die Seelen der Toten und Jahwe waren ja eins. Wir werden sehen, daß es noch eine andere Beziehung zwischen Jahwe und den Totengeistern gibt.

Die zehnte Plage in Ägypten — Jahwe tötet die Erstgeburt — und das Bestreichen der Türpfosten mit Blut hat also in Liberia eine Parallele. Aber noch eine andere Ghettositte weist auf den ehemaligen Totenkult hin, nämlich

das auf dem Ghettofriedhof gehaltene „Kalb Mosis". Auf dem Friedhofe wird ein erstgeborenes, fehlerloses Kalb bis zu seinem Tode gehalten. Bekommt es bei Lebzeiten einen Fehler, so wird es unter Zeremonien geschlachtet. Diese Sitte des „Kalbes Mosis" hängt mit der Lösung der Erstgeburt, also vermutlich auch mit der zehnten ägyptischen Plage eng zusammen, damit auch mit dem ehemaligen Totenkult. Daß man das Kalb Mosis auf dem Friedhof hält, ist bezeichnend. Allein dieses Kalb Mosis hat augenscheinlich auch in Liberia eine Parallele, in dem Dorfbock oder Dorfrind, die frei herumlaufen, heilig sind und die Gespenster auf sich lenken sollen.

Während die heidnischen Mysterien zum Totenkult mit Masken, Männerbünden und Männerhäusern in engster Beziehung stehen, ist im Jahwekult nichts davon zu finden. Vielmehr wird das Bild vollständig beherrscht von der Priesterkaste. Die Schamanen hatten es glänzend verstanden, ihre Konkurrenz — Häuptling, Altersklassen, Männerbünde, den Rat der Alten — zu unterdrücken bezw. in sich aufzusaugen. Nur das Königtum, das sich aus dem Landsknechttum entwickelte, kommt für eine gewisse Zeit auf, wird aber in Jerusalem meist von dem Priestertum beherrscht. Die für den Orient im allgemeinen bezeichnende Vereinigung von höchster staatlicher und geistlicher Würde ist im Jahwevolk nicht zu finden.

Die Priesterkasten aller Länder haben sich in der Vorzeit aus einem Geheimbund entwickelt, der dem Kult einer bestimmten Gottheit gewidmet war. Daß ein solcher Priestergeheimbund die Altersklassen und sonstigen Männerbünde zu beseitigen sucht, ist klar, ebenso wird er das Bestreben haben, die Häuptlingsmacht zu schwächen. Wenn sich erstere nicht als soziale Einrichtungen halten, wie z. B. in Europa, gehen sie zugrunde. Im Judentum lagen die Bedingungen für das Verschwinden der alten Einrichtungen insofern günstig, als mindestens ein Teil der Jahwegemeinde ein Beduinenleben geführt hatte. Ein Nomadenleben ist aber der Erhaltung solcher sozialer Einrichtungen nicht günstig. Allein der Hauptsache nach ist die mosaische Gesetzgebung für ansässige Fellachen bestimmt, also gerade für Kreise, die sowohl am Polytheismus als auch an den uralten Organisationen zäh festzuhalten pflegen. Es hat also sicherlich großer Anstrengungen bedurft, jene in Vergessenheit geraten zu lassen. Man hat vermutlich einmal grundsätzlich in die schriftlichen Aufzeichnungen nichts aufgenommen, was an die „Heidenzeit" erinnerte; daher wohl bringt die Bibel so wenig von dem alten Volksglauben. Sodann hat man ja — auch grundsätzlich — alles anders gemacht und angeordnet, als die anderen Religionen es taten. So hat man wohl die bei den Naturvölkern an die Pubertätsweihen geknüpfte Beschneidung beibehalten, diese aber in das Säuglingsalter verlegt. Es mußte anders gemacht werden, damit man sich von den Heiden unterschied und altheidnische Sitten aufgegeben wurden.[1]

Die Unterdrückung der an Junggesellen geknüpften Organisationen der Altersklassen und Männerbünde aber erfolgte fast restlos nach Einfüh-

[1] Auch manche hamitische Hirtenstämme Ostafrikas führen die Beschneidung in frühestem Alter aus.

rung der Kinderehe. Indem die Kinder bereits in die Klasse der Verheirateten eintraten, übersprangen sie die Junggesellenstufe. Wann die Kinderehe eingeführt worden ist, weiß ich nicht. Das mosaische Gesetz enthält sie wohl noch nicht.

Wie wir bereits wissen, kennt die jüdische Religion anfangs kein Leben nach dem Tode, kein Totenreich, keine Hölle. Jahwe verspricht als Belohnung für die Erfüllung der Kultreligion ein Leben in Glück und Reichtum während des Erdendaseins — ihnen und den Nachkommen bis ins tausendste Glied. Erst später — nach der Tempelzerstörung — entwickelt sich der Messiasglaube, sowie die Betonung des selbstquälerischen Verzichtes auf ein Erdenglück und die Hoffnung auf Belohnung im Jenseits. Der Gedanke an die künftige Weltherrschaft, die mit dem Erscheinen des Messias beginnen sollte, erhielt damit neue Nahrung und mußte an Überzeugungskraft gewinnen.

2. Im Lichte des Zweigeschlechterglaubens

Eines der überraschendsten Ergebnisse der ethnologisch-kulturgeographischen Betrachtung ist die Feststellung, wie außerordentlich primitiv der Jahwekult in seinen Grundlagen ist. Manches hat sich überraschend deutlich, manches nur andeutungsweise erhalten. Gerade mit den Ansichten der primitiven Australier bestehen starke Übereinstimmungen, d. h., daß die Jahwereligion in den ursprünglichsten Empfindungen des Naturmenschen wurzelt. Darin liegt ihre ungeheure Stärke, aber auch ihre Schwäche.

Klaatsch äußerte einmal mir gegenüber, daß primitive anthropologische Merkmale, z. B. mächtige Augenbrauenwülste (cfr. Darwin), auf Stärke hinweisen. Mit den hochentwickelten Religionen dürfte es sich ebenso verhalten. Primitive Züge, die für die gesamte Auffassung und Lehre maßgebend sind, üben auf die breiten Massen des aus einfachen Naturen bestehenden Volkes eine starke Wirkung aus und bedingen somit die Stärke der Religion. Von diesem Gesichtspunkt aus — nicht etwa in herabsetzendem Sinne — ist nachfolgender Vergleich des Judentums mit der Zweigeschlechterreligion des Naturmenschen aufzufassen.

Legen wir der biblischen Darstellung das Denken des Naturmenschen, insbesondere sein geschlechtliches Denken zugrunde, so erscheint manches in eigenartigem Licht.

Jahwe muß als Weltenschöpfer zweigeschlechtig sein; denn ohne Zweigeschlechtigkeit keine Schöpferkraft. Daß Adam ursprünglich zweigeschlechtig war, daß Eva aus seiner Seite — nicht Rippe — geschaffen wurde und daß damit die Zweigeschlechtigkeit der Menschen aufhörte, hat man lange vor Winthuis nachgewiesen, und auch der Talmud kennt Adams Zweigeschlechtigkeit. Der Sündenfall ist im geschlechtlichen Denken eine Kohabitation — Schlange = Membrum, Apfel = Weibliches. Durch das Apfelessen wollten Adam und Eva vielleicht wieder zweigeschlechtig werden. Austreibung aus dem Paradies konnte den endgültigen Verlust der Zweigeschlechtigkeit bedeuten. Seitdem die Sehnsucht nach dem Paradies =

Zweigeschlechtigkeit. So würde vielleicht der Naturmensch die biblische Darstellung als Bildersprache deuten.

Die Sündflut[1] ist, wie Winthuis meint, eine bildliche Darstellung des Geschlechtsaktes. Wasserflut = Sperma. Die Arche wäre im geschlechtlichen Denken des Primitiven der Uterus, der Menschen, Tiere, Pflanzen als Lebenskeim enthält. Das Stranden auf der Bergspitze ist Kohabitation. Der Regenbogen ist bei den Australiern ein Zweigeschlechterwesen; ein Mann, der mit beiden Beinen in Wasserlöchern steht (= Membrum in Vagina). Jahwes Bund mit Noah ist vielleicht das Versprechen, die Zweigeschlechtigkeit wieder verleihen zu wollen. Das Pflanzen des Weinstockes ist für den Naturmenschen Kohabitation, der Wein = Blut = Sperma.

Die Genitalien des betrunkenen Noah werden von Sem bedeckt; jede Hülle ist die Vagina. Also Noah wird durch Sem ein Zweigeschlechterwesen mit interner Kohabitation. Diese Kraft geht nur auf Sem über.

So würde wohl ein Naturmensch die biblische Darstellung entsprechend seiner Bildersprache deuten. Wieweit sich die alten Hebräer über das Zweigeschlechtigkeitsproblem noch klar gewesen sind, darüber geben möglicherweise Talmudkommentare und Bibelstellen Auskunft.

Noahs Zweigeschlechtigkeit hat man anscheinend wieder vergessen. Jedenfalls wird sie Abraham später aufs neue erteilt.

Jahwes Vertrag mit Abraham auf der Grundlage der Beschneidung ist ganz deutlich — von dem Fruchtbarkeitszauber abgesehen — die Umwandlung Abrahams in ein Zweigeschlechterwesen und damit eine Bevorzugung Abrahams und seiner Nachkommen vor allen anderen Menschen. Das Zerreißen des Präputiums mit den Daumennägeln ist das Anlegen der Vulva — eine abgeschwächte Hypospadie. Gerade auf diese Zerreißung wird das größte Gewicht gelegt. Das Membrum in blutigem Wundring ist auch verständlich.

Der Totemgott, der Naturmenschen verschlingt, tötet die Weihlinge während der Jugendweihen und läßt sie als Zweigeschlechterwesen neu erstehen. Isaak wird von dem Totemgott in ein Zweigeschlechterwesen umgewandelt, indem er auf dem Opferaltar getötet wird. Das Brandopfer ist Kohabitation = Neugeburt. Allein Isaak wird nicht umgebracht und nicht neugeboren — also Modifikation alter Vorstellungen aus der Zeit der Zweigeschlechterreligion!

Nun der Jakobsegen! Diesen könnte man im Sinne der Zweigeschlechterreligion sehr wohl als Verleihung der Zweigeschlechtigkeit ansehen. Nur Jakob erhält Isaaks Zweigeschlechtigkeit als Erbgut an Stelle des erstgeborenen Esau. Im Denken des Naturmenschen wäre das Anziehen der Kleider Esaus durch Jakob und das Umwickeln der Arme mit der Hülle der Felle unbedingt ein Zeichen von Zweigeschlechtigkeit = membrum in vagina.

Es könnte aber auch der ganz geheimnisvolle Ringkampf Jakobs am

[1] Unbeschadet der Frage, ob nicht, wie die Ausgrabungen in Ur zu zeigen scheinen, eine Periode der Überflutung des Kulturlandes am Persischen Golf eingetreten ist.

Jabok mit der alten Auffassung zu tun haben. Denn der Oberschenkelknochen in der Hüftpfanne ist für den Naturmenschen unweigerlich gleich Kohabitation.

So unklar diese Stelle auch sein mag, so klar ist die Berufung des Moses als Führer seines Volkes mit dem Zweigeschlechterglauben und dem Kohabitationskult verbunden. Schon das Hineinlegen des Knaben in das Kästchen ist für den Naturmenschen ein Ausdruck für Kohabitation, der feurige Busch gleichfalls. Schließlich der geheimnisvolle Kampf des Moses, das Abschneiden der Vorhaut des Kindes mit einem Steinmesser durch Zipora und das Berühren des Fußes (= membrum) mit der Vorhaut (= vulva). Damit ist wohl des Moses' Verwandlung in ein zauberkräftiges Zweigeschlechterwesen ursprünglich gekennzeichnet worden.

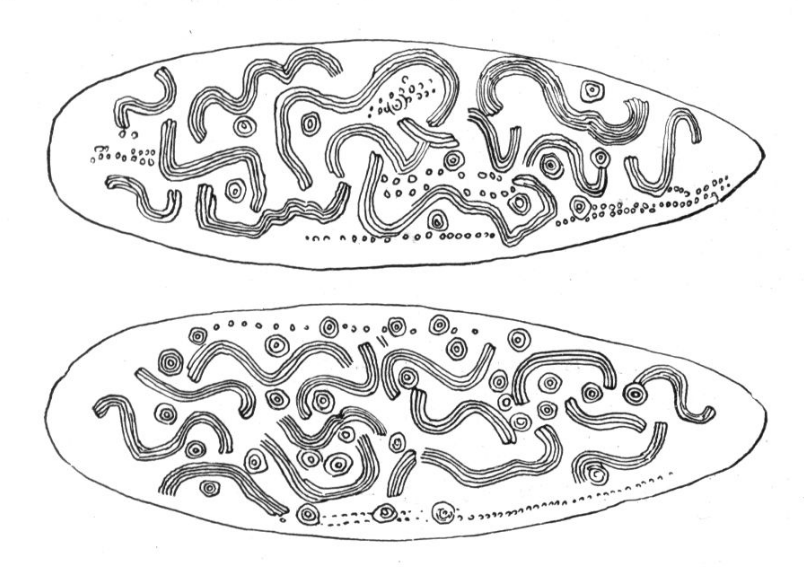


Abb. 119. Tjurungasteine der Aranda in Zentralaustralien

Die gebogenen Linien sind die Larven einer Ameise (= membrum virile), die Kreise die Löcher, in welche sie sich in der Erde verkriechen (= vagina). Das Verkriechen = Kohabitation. (Nach Winthuis.)

Nun die Stiftshütte und die Gesetzestafeln. Hier feiert der Versuch, den Jahwekult mit der Zweigeschlechterreligion der Australier in Zusammenhang zu bringen, Triumphe. Die Stiftshütte ist die Höhle (= uterus), die steinernen Gesetzestafeln, die mit Figuren bedeckten Tjurungasteine — Figuren, die alle dem Kohabitationskult und dem Zweigeschlechterglauben dienen (Abb. 119). Daß die Bundeslade noch in ein Zelt gesteckt und mit Decken verhüllt wird — in dem Denken des Naturmenschen alles Ausdrücke für vagina —, verstärkt die Beziehungen. Der Altar (= membrum) wird mit Blut (= Sperma) bespritzt und das Männliche genügend gekennzeichnet durch den Kopf, der geopfert wird, das Weibliche aber durch Fett, die beide auf dem Altar im Feuer (= Kohabitation) verbrannt werden. Die „Gesetzestafeln" wären also ursprünglich Tjurunga-Fetische, also das Obertotem des Volkes, also gleich Jahwe, den wir als Kollektivum der Seelen bereits kennengelernt haben.

Warum aber zwei Gesetzestafeln, zwei Tjurungas? Die Vermutung liegt nahe, daß jede der Gesetzestafeln, die ja ein Kollektivum der Einzel-

tjurungas der Australier sein dürften, das Kollektivum der beiden Heiratsklassen ist. Beide zusammen machen erst das Volk aus, beide zusammen sind der einzige Weltenschöpfer Jahwe. Die beiden Gesetzestafeln wären also der Rest von Erinnerung an die Heiratsklassen und deren Obertotems. Also in der Sprache der Aranda (Zentralaustralien) würde das heißen: Das Obertotem der weibmännlichen, hellen Heiratsklasse, Bandjil = Sonne, und das Obertotem der mannweiblichen dunklen Heiratsklasse, Karwien = Mond, haben sich wieder zu dem einen einzigen Weltenschöpfer vereinigt. Der Weltenschöpfer Jahwe ist also gleichsam ein doppelter Zweigeschlechtergott, also von unendlicher Überlegenheit.

Also — ähnlich wie der uralte Zweigeschlechterkult in dem griechischen Mysterium, wie er ferner im Waldteufel = Schwirrholz, in Maskentänzen, Einsegnungsriten noch heutzutage bei uns in Erscheinung tritt, wie der alte „Heidnische Götterdienst" in den Heiligen der römischen Kirche wieder aufgelebt ist, so zeigen in dem Jahwekult so manche Züge an, daß auch ihm die uralte, jetzt noch bei den primitivsten Völkern erhaltene Zweigeschlechterreligion ursprünglich zugrunde lag.

Mit dieser Erkenntnis ist viel gewonnen. Jahwe als Obertotem, als das Volkstotem ist eins mit den Gesetzestafeln, der Tjurunga der Jahwegemeinde. Seine Seele ist diese Tjurunga, er ist in den Seelen der Israeliten. Nur sie sind wie er Zweigeschlechterwesen! Nur sie sind die auserwählten Kinder Gottes. Nur sie haben die richtige Seele. Nur sie sind richtige Menschen, alle anderen seelenloses Vieh, trotz der äußeren Gestalt. Die Beschneidung — der Beweis für die Zweigeschlechtigkeit bei den Naturvölkern — ist ja das Zeichen der Zweigeschlechtigkeit, des Bundes, des Vertrages, der Auserwähltheit, der Seelengemeinschaft in Jahwe, dem Weltenschöpfer. Die Seelen der Juden sind Funken aus dem göttlichen Wesen Jahwes — sagt der Talmud.

Noch etwas kann man nun besser verstehen. Die Juden besaßen ursprünglich keine Unterwelt, kein Totenreich, kein Leben nach dem Tode. Warum? Ihre Seelen vereinigten sich wieder mit Gott und wurden in Israeliten wieder geboren. Sodann: erst nach der Zerstörung des Tempels und der Gesetzestafeln (d. h. der Tjurunga = Jahwe auf Erden) entstand — ob in Anlehnung an buddhistisch-persische Einflüsse? — der Messiasglaube. Auch der Messias ist Gott auf Erden, ist die Vergeistigung der Gesetzestafeln, ist die Vergeistigung der Tjurunga. Demnach sind auch die Zaddiks, die sichtbaren Messiasse (= As Sadik der Araber), vergeistigte Tjurungas, und dasselbe gilt für die Rabbinen, die sich gleichfalls als Gott auf Erden betrachten und nach manchen Talmudstellen sogar mehr als Jahwe sind. Im Laufe der Entwicklung ist also aufs neue eine Auflösung der Einheit in eine Vielheit eingetreten. Jeder Zadik, selbst jeder Rabbiner ist gleichsam eine in Menschengestalt wandelnde Tjurunga, als Vermittler zwischen Menschen (d. h. nicht gelehrten Juden) und Jahwe.

Von mir können hier nur ethnologische Gesichtspunkte gebracht werden. Es wird nunmehr Aufgabe der auf genauen Kenntnissen der hebräischen Sprache begründeten Forschung sein, die ganzen Fragen sprachlich nach-

zuprüfen und die Beziehungen zu dem uralten — in Bibel und Talmud längst vergessenen — Zweigeschlechterglauben zu untersuchen. Es liegen aber bereits so zahlreiche Beziehungen vor, daß man sie unmöglich einfach ableugnen kann.

3. Die Konservierung des Zweigeschlechterglaubens in den Rückzugsgebieten Vorderasiens

Nunmehr kommen wir zu der Frage, wie es möglich war, daß sich im Judentum so stark und maßgebend die uralte Zweigeschlechterreligion erhalten hat. Gründe dazu liegen allerdings dafür vor, daß die alte Religion in den Hauptkulturländern zugrunde ging, sich aber gerade in den gebirgigen Rückzugsgebieten bei den kleinen merkwürdigen Religionsvölkern gehalten hat. Erinnern wir uns daran, daß allen diesen Religionsvölkern — einschließlich der Samaritaner!! — vorgeworfen wird, daß in ihrem Kult sexuelle Orgien eine Rolle spielen! Das gibt zu denken.

Über den Kohabitationskult, der die Kultur der Naturvölker beherrscht, schweben zwei Damoklesschwerter. Das eine ist die richtige Erkenntnis des Wesens der Kohabitation — nämlich die Erkenntnis, daß der Geschlechtsakt nicht eine bloße Öffnung eines Weges für die von dem Totem erzeugte Seele darstellt, sondern daß die Zeugung durch den Akt selbst erfolgt. Mit dieser Erkenntnis mußte die Kohabitationsreligion erschüttert werden.

Die zweite, noch weit schwerere Gefahr drohte von dem naheliegenden Verfall in Zeiten sartoider Entsittlichung. Der Kohabitationskult ist nur so lange sittlich berechtigt, als er mit religiösem Ernst erfüllt ist; sobald dieser fehlt, ist der sozialen Fäulnis und Auflösung Tür und Tor geöffnet. Ein solcher sittlicher Verfall muß aber notgedrungen eine Reaktion hervorrufen. Sind Analogieschlüsse gestattet, so darf man annehmen, daß im Bereich der antiken Kulturwelt, besonders im Orient, der Zusammenbruch der dekadenten primitiven Religion durch die Ausbreitung neuer Ideen herbeigeführt wurde — Ideen, deren Träger vielleicht ein anderes Volk war, vielleicht auch nicht. Diese neuen Ideen waren augenscheinlich an die neu entstehenden Götterkreise gebunden, in deren Mittelpunkt die gewaltigen Naturerscheinungen stehen, losgelöst vom Menschen, von Totemismus und Seelenproduktion — Sonne, Mond, Erde, Gestirn, Stürme, Donner und Blitz u. a. m. Damit wurde im Gegensatz zu dem ursprünglichen Monotheismus — Allvater und Weltenschöpfer — und dem Dualismus der Heiratsklassen — Sonne und Mond — dem Polytheismus Tür und Tor geöffnet. Man darf aber auch annehmen, daß diese Verdrängung keineswegs ohne Kämpfe vor sich ging. In ausgedehnten Ländern ist sie bis heutzutage erhalten geblieben, in den Ländern der Antike aber dürfte der Untergang des alten Kohabitationskultes mitsamt dem Glauben an die Zweigeschlechtigkeit als die Grundlage aller Kraft und Stärke — vor allem aller Zauberkraft — nicht kampflos vor sich gegangen sein. Sicherlich hat die Umwandlung der Religion schärfste Opposition gefunden, und man könnte sich recht wohl denken, daß in manchen Gebieten der alte Kult sich als Ge-

heimkult gehalten hat und unter dem Einfluß der neuen Religion befruchtet, umgestaltet und weiter entwickelt worden ist.

Die in den gebirgigen Rückzugsgebieten Vorderasiens lebenden Völker standen wohl immer unter schwerem Druck. Solche in der Not befindliche Völker bleiben aber körperlich und seelisch gesund. Man könnte es also sehr wohl verstehen, daß sie den sittlichen Zusammenbruch des Kohabitationskultes und der Zweigeschlechterreligion nicht mitgemacht haben. Ebenso wie die Vendéer die französische Revolution ablehnten, weil bei ihnen gesunde Verhältnisse bestanden, ebensogut konnten die gesund gebliebenen Gebirgsvölker an dem alten Glauben festhalten und die neue umstürzende Religion der Götterkreise mit Baal, Astarte usw. abweisen. Es wäre jedoch zu verstehen, daß trotz der Ablehnung neue Ideen Eingang fanden und die alte Religion abänderten, daß die Anhänger der unterdrückten Religion Geheimbünde bildeten, und daß gerade gegen die dem uralten Kohabitationskult treubleibenden Gebirgsbewohner, aus denen die altertümlichen Religionsvölker entstanden, von Geschlecht zu Geschlecht die Vorwürfe vererbt wurden, ihr Kult sei unsittlich und bestände aus sexuellen Kultorgien. Auch konnte gerade bei diesen Religionsvölkern die Beschneidung als Abzeichen der Anhänger der uralten heiligen Zweigeschlechterreligion mit Zähigkeit festgehalten worden sein.

Außer den Gebirgsländern waren auch die Salzsteppen und Wüsten vor der Entstehung der berittenen Beduinen sicherlich ausgesprochene Rückzugsgebiete für verdrängte Völker — Jäger und Schafhirten. Auch für diese im schweren Ringen mit den Naturgewalten stehenden Völker lag kaum ein Grund vor, die alte Religion abzuschütteln. Wichtig ist, daß die arabischen Nomaden ursprünglich die Hypospadie ausübten. Auch besaßen sie das transportable Kultzelt — mit einem transportablen Kasten, der heilige Steine enthielt —, also Tjurunga und transportable Tjurungahöhlen. Also auch Arabien konnte recht wohl ein Hort der alten Religion gewesen sein. Wir werden sehen, daß auch diese Tatsachen für die Erklärung der jüdischen Religion von Bedeutung sind.

Diese Gesichtspunkte lenken die Aufmerksamkeit auf die heutigen Religionsvölker, unter denen die Drusen die bekanntesten sind.

II. Abschnitt

Die landschaftskundliche Erklärung der Jahwe-Religion

Wie bereits früher bemerkt wurde, dürfte die Drusenreligion den Schlüssel zu dem Verständnis der Jahwereligion bieten. Betrachten wir also zunächst einmal die Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen beiden!

1. Die Religion der Drusen und Juden

Selbstverständlich kommen hier nur die Juden Altpalästinas in Betracht, und auch unter ihnen nur die Bewohner des Landes, nicht die der Stadt Jerusalem, für die es im Drusenland kein Gegenstück gibt.

Die Übereinstimmung der **landschaftlichen Einflüsse** springt in die Augen. Libanon und die Gebirge Westpalästinas sind ausgesprochene **Rückzugsgebiete** verdrängter Völker. Übervölkerung pflegt in solchen Gebirgsländern, die gleichsam belagerte Festungen sind, schnell einzutreten, und demnach sind dort Hungersnöte keine Seltenheit. Libanon und westjordanische Gebirge — namentlich Judäa — sind nun aber deswegen besonders ungünstig gestellt, weil sie weniger Getreideländer als **Baumkulturländer** sind. Sie liefern also wohl wertvolle Handelsgüter — Wein, Trauben, Öl, Feigen, Mandeln —, aber jede Störung durch auswärtige Kriege und Seuchen oder jede sonstige Handelsbehinderung kann Hungersnot erzeugen. Wenn gar die Feinde in das Land selbst eindringen, Dörfer und Städte zerstören, die Ernte, Vieh und Menschen rauben, so muß die Not maßlos werden.

Nun hat gerade Palästina im Altertum eine trostlose Weltlage gehabt. Während das Libanongebiet — d. h. die beiden Gebirgszüge des Libanon und Antilibanos — von den großen Verkehrsstraßen gemieden wurde und demnach wenigstens nicht so unmittelbar unter der Kriegsfurie litten, hatte Palästina den ganzen Sturm der Kriege zwischen Ägypten und Hethitien-Assyrien auszuhalten. Jeder Krieg bedeutete Hungersnot, Sterben und größtes Elend; jeder Krieg war eine Heimsuchung Jahwes, jeder Krieg ließ die an sich tapferen, aber der Übermacht nicht gewachsenen Gebirgsbewohner erzittern und erzeugte einen Haß, der um so größer sein mußte, als das tapfere Gebirgsvolk an sich den sie bedrückenden Söldnern überlegen gewesen sein dürfte. Auch darf man wohl annehmen, daß der Handel in der Hand fremder — phönizischer, ägyptischer u. a. — Kaufleute lag, die die Bedrängten aussogen.

Unter allen diesen Plagen hatte Judäa weit mehr als Samaria und Galiläa zu leiden, weil es noch mehr als jene überwiegend Baumkulturland war. Obendrein stand es weit mehr unter der Knute der Jahwepriester Jerusalems. Das ist ein wichtiger Punkt, denn das mosaische Gesetz enthält eine Bestimmung, die vermutlich im Zauberglauben wurzelt, aber eine verhängnisvolle Wirkung ausüben mußte — gerade in einem Baumkulturland.

Im allgemeinen baut man unter den Oliven-, Johannesbrot- und Feigenbäumen auch noch niedrige Feldfrüchte, besonders Getreide an. Diese Bebauung wurde von dem Gesetz geradezu verboten.

V. Mose 22, 9 lautet: „Du sollst in deinem Weinberge nicht zweierlei pflanzen; sonst ist das Ganze dem Heiligtume verfallen, die Saat, die du angesät hast, und der Ertrag des Weinbergs."

Noch allgemeiner ist III. Mose 29, 19: „Du darfst nicht zweierlei Arten deines Viehs sich begatten lassen noch dein Feld mit zweierlei Samen besäen —."

Ein solcher, sich auf bloße **Ähnlichkeit** — Form = Wesen — gründender Analogieschluß ist für die Denkart des im Zauberglauben befangenen Naturmenschen ganz bezeichnend, für das an Korn arme Palästina aber mußte eine solche Bestimmung katastrophal werden, da die gleichzeitige Kultur von Fruchtbäumen und Getreide durch sie verhindert wurde.

Es kommt aber noch schlimmer! Aus III. Mose 19, 23 muß man ent-

nehmen, daß mit Rücksicht auf die „Beschneidung" die Früchte der ersten drei Jahre nicht gegessen werden durften, die des vierten Jahres wurden Jahwe geweiht, dann erst begann die Ernte. Also vier Jahre lang nach dem Beginn des Fruchttragens keine Verwertung!

So war denn also das von Juden bewohnte Westpalästina und besonders Judäa ein Gebiet, in dem sich eine religiöse Gemeinschaft von dem Charakter der jüdischen sehr wohl bilden konnte; denn die Jahwegemeinde ist ja ein Ergebnis starker Bedrängung von außen, großer Nöte im Innern. Nun wissen wir, daß sich unter den Gebirgsvölkern, die sich seit alten Zeiten in der gleichen Lage befunden haben, uralte Religionen zu Hause sind, zu denen auch — von der mittelalterlichen Beeinflussung durch die ismaelitischen Geheimbünde mit Seelenwanderung und Messiasglauben abgesehen — die Drusen- und Jesidenreligion gehören. Man wird annehmen dürfen, daß diese Religionen, ebenso wie der Jahwekult, als Reaktion auf den dauernden Druck entstanden sind. Die Übereinstimmungen sind in der Tat erheblich.

Die Drusenreligion der Gegenwart hat ohne Zweifel von dem ismaelitischen Orden mancherlei übernommen, so die Hauptheiligen Hassan und Hamsa. Daher könnte man vielleicht behaupten, daß auch die jüdische Religion im Altertum die uralte Drusenreligion stark beeinflußt habe, daß also Ähnlichkeiten zwischen beiden Religionen durch direkte Übertragung zu erklären seien. Allein abgesehen von sehr altertümlichen Merkmalen innerhalb der Drusenreligion weist auf uralte Beziehungen zur Religion der palästinensischen Gebirgsvölker vor allem hin, die große Rolle, die die Frauen im religiösen Leben gespielt haben, bei den Drusen heute noch, in der Jahwegemeinde früher. Debora war Prophetin im Ephraimgebirge und hatte einen großen Einfluß. Jael, Hanna u. a. m. beweisen ebenfalls, welche große Rolle die Frauen in der Jahwegemeinde ursprünglich gespielt haben. Das weist auf die alte Verwandtschaft der Religionen hin. Eine uralte Einrichtung, die einst beiden Religionen eigen war — weibliche Prophetinnen und Priester —, hat sich bis heute nur bei den Drusen erhalten, desgleichen nur bei diesen die kriegerischen Heldenlieder, die bei Gottesdiensten gesungen werden. Auch diese waren einst bei den Juden Sitte; das Debora-Lied selbst war wohl solch ein religiöses Heldenlied.

An dieser Stelle sei nochmals daran erinnert, daß die Drusen bei ihren religiösen Sitzungen, an denen Männer und Frauen gemeinsam teilnahmen, die wüstesten sexuellen Orgien mit Promiskuität ausüben sollen — nachgewiesen ist es nie — und daß gegen die Samaritaner die gleichen Vorwürfe erhoben werden — also vielleicht einst gegen alle Juden.[1]

Das hohe Alter der Drusenreligion dürfte damit gekennzeichnet sein.

---

[1] Wenn in späteren Zeiten die Männer und Frauen in der Synagoge ganz getrennt worden sind, so mag man mit solcher Trennung den Vorwürfen von Sexualorgien haben entgegentreten wollen. Begründet wird diese Trennung tatsächlich durch moralische Bedenken.

Gemeinsam beiden Religionen ist die Überzeugung von der Auserwähltheit des Volkes durch den Volksgott, der der einzige Gott überhaupt ist, sowie das Verbot, sich mit anderen Völkern durch Heirat zu vermischen und Proselyten zu machen; die Drusengesetze sind in dieser Hinsicht noch weit rigoroser als die jüdischen.

Genau so wie die Jahwegemeinde machen die Drusen alles anders als alle anderen Völker; sie verwerfen alles, was die anderen glauben, und glauben, was die anderen verwerfen. Dazu kommt die Geheimhaltung der Lehre, die freilich in der Bibel nur angedeutet ist, in der Praxis aber mit rücksichtsloser Folgerichtigkeit durchgeführt wurde. Selbst heute noch wird ein Teil der jüdischen Lehre — und sicherlich nicht der harmloseste und unwichtigste — nur mündlich weitergegeben. Rabbiner, die diese mündliche Geheimlehre nicht kennen, gelten nicht für voll.

Beiden Religionen gemeinsam ist die doppelte Moral, Gefühls- und Denkart gegenüber den Religionsgenossen und den „Ausländern".

Die Gliederung der Gemeinde ist die gleiche:

1. Aaroniten als bevorzugte Priesterklasse = Auserwählte der Drusen,
2. Leviten = Djumkäl (Wissende),
3. Volk = Akkäl (Unwissende).

Auch die Drusen sind ein Religionsvolk. Denn trotz der Verbote, sich zu vermischen, sind doch fremde Völker — so islamische Beduinen aus Südarabien — in die Drusen aufgegangen. Auch die Jesiden sind stark gemischt — Armenoide mit Kurdensprache.

Schließlich ist die Drusengemeinde und die Jahwegemeinde nicht nur eine religiöse, sondern vor allem auch eine politische Geheimorganisation, in der trotz weltlicher Fürsten doch der Orden der Wissenden die Führung hat. Auch die Drusen haben — wie einst die Juden unter David-Salomo — im 18. Jahrhundert eine Blütezeit unter einem Fürsten erlebt, dessen Reich den ganzen Libanon bis zur Küste umfaßte. Schließlich ist der Traum von der zukünftigen politischen Weltherrschaft allen beiden eigen.

Der Messiasglaube, der auf weißer Eselin reitende Prophet, sind wohl späterer Entstehung; beide stammen vielleicht aus Persien-Indien.

Ein Unterschied zwischen der Jesidenreligion und der Religion der Juden ist der Dualismus zwischen gutem und bösem Prinzip. Dieser Dualismus soll ebenfalls aus Persien stammen. Notwendig ist es nicht. Der Dualismus könnte sehr wohl — hier sowohl wie im Iran — aus den beiden Heiratsklassen, der weißen Sonnenklasse und der schwarzen Mondklasse entstanden sein. Aus der verfallenden Zweigeschlechterreligion mit den beiden Obertotems könnten sehr wohl Ideen von der guten und bösen Gottheit hervorgehen — Ahriman und Ormuz im Iran. Aber auch sekundäre Übertragung von der Zoroasterreligion her ist natürlich möglich.

2. Jahwe als Naturgott und der Henotheismus

Es ist in hohem Grade wahrscheinlich, daß die sich abschließenden, in die Rückzugsgebiete gedrängten Anhänger des uralten Zweigeschlechterglaubens doch neue Ideen aufgenommen haben. Eine Analogie wäre die Auf-

nahme des Dualismus bei den Jesiden, die Aufnahme der ismaelitischen Ideen unter dem Einfluß von Derâsi und Hamsa bei den Drusen. Sollte nicht auch das Judentum aus der Welt der neuen Götterkreise eine Naturgewalt als Gottheit — als führende Gottheit — aufgenommen haben? Es ist ja längst Jahwe — der fremde, von Sinai bezw. aus Ägypten gekommene Gott — als Naturkraft aufgefaßt worden. Doch bevor wir uns dieser Frage zuwenden, seien noch einige allgemeine ethnologische Gesichtspunkte erörtert.

Der unter dem Einfluß von Naturgewalten, Krankheiten, Feinden stehende Naturmensch, der als Animist und Manist jedes Ereignis auf übersinnliche — göttliche — Mächte zurückführt, ist der geborene Polytheist. Bezeichnend für seine Denkweise ist die Lokalisierung der übersinnlichen Mächte innerhalb eines bestimmten Gebietes. Seine Dämonen usw. sind gewissermaßen „geographisch", räumlich angeordnete Geister. Demgemäß ist die Entwicklung zum Monotheismus nur möglich, wenn ein Gott zum Überallwesen wird.

Mit der Entstehung der Götterkreise, in denen Sonne, Mond, Erde, Feuer u. a. m. als Gottheiten auftreten, ist der Schaffung einer solchen „Überallgottheit" der Weg gebahnt.

Jede Sippe, jeder Stamm, jede „Stadt" eines Naturvolkes besitzt in dem in Frage kommenden Entwicklungsstadium eine ihnen ureigene Schutzgottheit, die sehr häufig ein Steinfetisch ist, während die persönlichen Gottheiten mehr dem Tier- und Pflanzenreich entnommen werden — Liberia. Solche Sippen- und Stammesfetische müssen transportabel sein, da es ja häufig zu einer Verlegung der Siedlungen kommt. Die arabischen Beduinen der „Heidenzeit" hatten dieses Problem in der Weise gelöst, daß sie den Stammesfetisch — es waren heilige Steine — in einem Kasten beförderten und diesen in einem Orakelzelt aufstellten. Man erkennt darin ohne weiteres die Bundeslade mit den beiden Gesetzessteinen (= Tjurungasteine) und das Zelt wieder. In der Weise hatten die arabischen Beduinen sich bereits von der örtlichen Gebundenheit ihrer Stammesgottheit losgelöst. Waren sie etwa die Träger monotheistischer Gedanken?

Es gilt heutzutage für manche geradezu als Dogma, daß der Monotheismus die Beduinenreligion sei, und daß jüdische Beduinen die Schöpfer des Monotheismus seien. Es gibt keinen größeren Irrtum als diesen. Sehen wir doch, daß die Beduinen überall Polytheisten sind, sogar die islamischen. In der Gestalt von Heiligen sind die alten Naturgötter bei ihnen alle wieder aufgelebt, und der Kampf der „islamischen Protestanten" — der Wahabiten — richtet sich gerade gegen diesen verkappten Polytheismus. Der Beduine ist so zahlreichen Einflüssen, die er als Naturmensch auf bestimmte — verschiedenartige — Gottheiten zurückführt, ausgesetzt, daß er jeden Monotheismus in Polytheismus verwandeln müßte.

Der Monotheismus des Islams ist die Religion der Oasenstädte, und zwar der Oasen mit Quell- und Grundwasser. Solche Oasen sind nämlich, da sie aus dem nur geringen Schwankungen ausgesetzten Quell- und Grundwasser den zur Bewässerung erforderlichen Wasservorrat beziehen, den Naturgewalten so gut wie gar nicht ausgesetzt. Außerdem sind die Oasenbewohner von den Beduinen unterdrückt, daher fanatisch religiös. Ihr Sartencharakter spielt dabei auch eine große Rolle. In solchen Oasen wird man also die Bedingungen für die Entstehung monotheistischer Vorstellungen suchen müssen.

Der Oasenbewohner — vor allem der sartische Oasenstädter — betrachtet einmal, da er Schrift und Schulunterricht kennt, religiöse Fragen mehr mit dem Verstande, nicht überwiegend mit dem Gefühl, wie es der Naturmensch tut. Sodann ist der Oasenstädter auf den Handel angewiesen; er kennt also einen großen Teil der Nachbarländer und ist nicht auf den engen Raum der Heimat und damit religiös nur auf die Ortsgottheit angewiesen. Geschunden von den Beduinen, ist er religiös fanatisch, und es ist leicht zu verstehen, daß er — den Naturgewalten entzogen — alle ihn treffenden Mißgeschicke — Krieg, Krankheiten, Unglücksfälle — auf eine Ursache zurückführen könnte. Damit ist aber die wichtigste Grundlage für den Monotheismus geschaffen. Wie steht es nun mit den Juden?

Alle namhaften Forscher stimmen darin überein, daß die Oase Kadesch Barnea, die etwa 75 Kilometer südlich von Beerseba liegt und drei starke Quellen besitzt, die Heimat der Jahwereligion gewesen sei. Sellin spricht es klar aus, daß bereits vor Mose, der ja nach der Bibel im Midianiterland vor dem Auszug aus Ägypten von seinem Schwiegervater Jethro stark beeinflußt wurde, in Kadesch eine starke Priesterschaft des Jahwe gesessen habe. Also — obwohl Beduinen die Träger des Monotheismus gewesen sein sollen, sei die Grund- und Quellwasseroase Kadesch der Sitz des Jahwekultes gewesen!

Wer war dieser Gott Jahwe?

Daß er ursprünglich ein Naturgott war, darüber sind sich viele einig. Manche denken an einen Kriegs-, Sturm-, Gewittergott, andere heben hervor, daß er so häufig als Wolke erscheint, daß der Sinai bei Donner, Blitz und Trompetengeschmetter geraucht habe — das weise auf einen Vulkangott hin. Ehemalige Vulkane gäbe es aber in Hedschas = Midianiterland.

Darauf ist folgendes zu entgegnen.

1. Es gibt in Palästina und in Hedschas erloschene Vulkane, aber sie sind diluvialen Alters und von historischen Ausbrüchen ist nichts bekannt. Aus der petrographischen Beschaffenheit der Gesteine haben Beduinen aber wohl keine Diagnose stellen können.

2. Wäre Jahwe ein Vulkangott, so hätte man auf das Wunder des Herabfallens glühender Steine und Aschen ganz gewiß hingewiesen.

3. Ein Vulkangott ist unter allen Umständen ein an den Boden gebannter Ortsgott und aus ihm hätte wohl kaum ein Überallgott werden können.

Wer könnte also Jahwe gewesen sein? Die Bibel gibt ihm folgende Züge.

Als Staubwolke wandelt Jahwe bezw. der von ihm gesandte Engel dem Zuge der Juden voraus. An Staubthromben ist Südpalästina und das Edomiterland überreich. Djinnen, Geister, Engel ziehen in ihnen entlang — das ist der Glaube vieler Völker, auch der Beduinen heute noch.

Nach Burckhard und Musil sind die Berge des Edomiterlandes in ganz auffallender Weise dadurch ausgezeichnet, daß ihre Gipfel tagsüber in Wolken stecken. Diese bilden sich aus Nebel, der nachts langsam aus der Ghorsenke emporsteigt. Daß man Mose in eine solche Bergwolke gehen und dort 40 Tage bleiben ließ, ist eher zu verstehen, als daß er auf einen ausbrechenden Vulkan gestiegen sei.

Wandelnde Staubwolken — Staubthromben — weisen deutlich auf Winde hin. Daß ein Wind als Gottheit aufgefaßt wird, ist nichts Ungewöhnliches. In Babylonien waren es Winde, nach denen man die Himmelsrichtungen bestimmte. In Australien sind bestimmte Winde Totemgötter, z. B. nach Langloh Parker bei den Euahlayi in N. S. Wales, desgleichen bei den Kpelle in Liberia. Auch die Totengeister werden mit Winden im Zusammenhang gebracht. Sollte Jahwe als Kollektivum der Seelen aufgefaßt worden sein, so läge eine Beziehung zum Winde nahe. Auch in der Schöpfungssage erscheint Gott als Wind — Ruach —, der über den Wassern schwebte. In der Tat wird in der Bibel Jahwe häufig dem Ostwind gleichgesetzt, erscheint also als Windgott. Um es kurz zu sagen: Jahwe ist der Chamsin, der Samum.

Der Chamsin Ägyptens, der Samum Arabiens ist ein glühend heißer Fallwind, der nach dem Volksglauben in einer Zeit von ca. 50 Tagen von der Frühlings- und Herbst-, Tag- und Nachtgleiche ab auftreten kann. Er ist an wandernde Minima gebunden, die von W nach O über das Mittelmeer ziehen. In Ägypten erzeugen sie einen Südwind, in Südpalästina kommt der Wind aus SO, in Syrien aus O, in Mesopotamien aus SW. Er heißt im Hebräischen Ruach Kadim = der Wind von vorn.

Der Ruach Kadim wird in der Bibelübersetzung stets als „Ostwind" wiedergegeben und zwar ist er ein glühend heißer Wind. In den meisten Fällen wird er von Jahwe gesandt, ja man kann ihn, ohne den Sinn zu stören, einfach mit „Jahwe" übersetzen. „Jahwe" ist ein die Ähren, die Weinstöcke, die Tharsisschiffe zerstörender Wind. „Jahwe" bringt Heuschrecken und Krankheiten. So heißt es z. B. bei Hosea 13, 15 von dem abtrünnigen Stamm Ephraim:

„Denn mag Ephraim auch als Fruchtbaum unter den Brüderstämmen dastehen, es bricht ein Ostwind herein, ein Sturm Jahwes, aus der Steppe sich erhebend, daß seine Brunnen versiegen und seine Quellen verdorren."

Also Jahwe als Ostwind wird die Ephraimiten züchtigen.

Recht interessant ist auch folgender Satz (V. Mose 27, 14): „Jahwe wird den Regen für dein Land in Sand und Staub verwandeln, die sollen vom Himmel auf dich herabfallen, bis du zugrundegerichtet bist —", also deutliche Samumwirkung!

Man lese folgende Ostwind-Jahwe-Stellen nach: Genesis 41, 6; 23, 27; Exodus 10, 13; 14, 21. Psalmen 78, 26—48, 8, Ezechiel 17, 10—27, 26, Jes. 4, 8, Hos. 12, 2, Jeremias 18, 14.

Während alle diese Stellen, die wohl in Palästina entstanden, die Ostwinde als Glutwinde auffassen, erscheinen die auf den Ostwind bezüglichen Stellen des in Babylonien entstandenen Hiobbuches, wo der Ostwind gar nicht die Rolle des vernichtenden Jahwes spielt, unklar;[1] die Anspielungen auf den Ostwind werden zur faden Redensart.

---

[1] Dort ist der SW-Wind der Samum und war in Babylonien eine böse Gottheit: Hamurru.

Hiob 15, 2: „Wird wohl ein Weiser windige Ansicht als Antwort vortragen und sein Inneres mit Ostwind füllen?"

Das Gesagte gilt auch für Hiob 27, 26 und 38, 24.

Wenn eine Naturerscheinung auf Jahwe passen soll, so muß sie folgende Eigenschaften besitzen.

Einmal muß sie gleichzeitig schaden und nützen, d. h. strafen und belohnen können. Das tut der Chamsin. Es kommt ganz auf den Zustand der Felder und Weiden an, ob er schadet oder nützt. Nach der Blüte befördert er überraschend schnell die Reife des Getreides oder verwandelt die Trift in ausdauerndes nahrhaftes Heu, das „auf dem Halm" stehen bleibt. Vor der Blüte vernichtet er Weide und Saaten.

Dazu kommt, daß der Samum eine Folge der von Westen heranziehenden Tiefdruckwirbel ist. Zuerst kommt der Samum, dann folgt — wenn das Tief in günstiger Bahn vorüberzieht — der Regen. Demnach kann der Samum also Regen bringen, wenn Jahwe es will. Bleibt der Samum aus, bleibt auch der Regen aus. Also nicht nur, daß der Samum = Jahwe gegebenenfalls das Korn schnell zur Reife bringt und eine gute Heuweide erzeugt und das Ungeziefer nebst pathogenen Pilzen abtötet, auch den Regen sendet dieser allmächtige Gott.

Ferner darf Jahwe als Naturerscheinung nicht an einen Ort gebunden sein, sonst entsteht ja eine Ortsgottheit. Ferner muß man sie durch das Gebet herbeirufen können. Jahwe kommt, wenn gerufen, als Glutwind aus seiner Heimat, dem Sinai! Die Lage des Sinai ist nicht sicher bekannt. Man nimmt heutzutage wohl meist das Midianiterland als Sinai an, d. h. also Jahwe kommt aus Süden bis Südosten nach Palästina! Mehr kann man doch nicht verlangen. Daß Osten und Südosten nicht so scharf auseinandergehalten werden, ist für die damalige Zeit nicht verwunderlich.

In Ägypten ist der Chamsin ein Südwind. Auch in Palästina erinnert man sich manchmal daran, denn es heißt im Psalm 78, 26 von Jahwe und den Juden in der Wüste: „Er ließ den Ostwind am Himmel aufbrechen und führte durch seine Stärke den Südwind herbei."

Daß in Ägypten der Ostwind in Pharaos Traum, der den Aufstieg Josephs (Israels) bedingte, die Ähren versengt haben soll, ist eine geographische Entgleisung, aber Ostwind = Jahwe stimmt. Der Ostwind war eben eine stereotype Bezeichnung für den heißen Glutwind = Jahwe geworden. Auch der Araber nennt den Glutwind Scherkî = Osten.

Die Chamsinzeit ist die Zeit der Austrocknung der Sümpfe und der Krankheiten. Auch die Fisch-, Frösche-, Mücken-, Stechfliegenplage ist gerade in der Chamsinzeit verständlich.

Jahwe als in Palästina stereotyp gewordener Ostwind — in Wirklichkeit kann es nur der Südwind = Chamsin gewesen sein — rettet die Israeliten vor den verfolgenden Ägyptern:

II. Mos. 14, 21: „Da versetzte Jahwe das Meer die ganze Nacht hindurch durch einen heftigen Ostwind in Bewegung und legte das Meer trocken; die Gewässer traten auseinander."

Dann zogen die Israeliten durch. Diese Darstellung, daß die Juden zwischen Wasserwällen durchgezogen seien, ist anerkanntermaßen eine spätere Einschiebung.

II. Mos. 14, 24 ff.: „In der letzten Nachtwache aber beugte sich Jahwe in der Feuer- und Wolkensäule gegen den Heereszug der Ägypter hinab und brachte Verwirrung im Heereszuge der Ägypter hervor. Und er machte, daß die Räder ihrer Wagen absprangen und daß sie nur mühsam vorwärtskamen." Austrocknende Wirkung des Chamsins!

Die beim Chamsin entstehenden roten feurigen Staubwolken, das Austrocknen des Wassers durch den Gluthauch, die durch den Südorkan hervorgerufene Überflutung des flachen Strandes bei Sues oder Akaba, auf dem der Weg entlang führt, das alles erklärt sich ohne Schwierigkeit.

Jahwe erscheint Mose im feurigen Busch (II. Mose 3). — Beim Chamsin ist die Luft so stark elektrisch, daß Elmsfeuer eine häufige Erscheinung sind. Bei einem Chamsin konnte Dr. Stecker in der Oase Sokna (Tripolitanien) mit dem Finger auf der Zeltwand feurige Buchstaben hervorrufen. Wer denkt da nicht an Belsazar und Jahwes Flammenschrift, die ein Finger hervorzaubert!

Ridpath hat in Mesopotamien während seiner meteorologischen Studien, die er in Symens Magazin 1919 veröffentlicht hat, beim Samum Funken von einem halben Zoll Länge, die gegen die Erde gerichtet waren, beobachtet, und bei hoher Frequenz erzeugen sie zuweilen einen musikalischen Ton.

Niemand kann dem Samum ins Auge sehen. Sehr richtig! Niemand kann bei solchem Staub, dem Sand, dem Gluthauch die Augen offen lassen. Man umwickelt den Kopf und legt sich auf den Boden: Ruach Kadim, den Wind von vorn, d. h. den Kopf gegen den Wind gerichtet. Ist er aber vorüber, so wendet man den Blick zurück auf die rotbraunen davonziehenden Wolken — ein unvergeßlicher Anblick!

II. Mos. 33, 20—23 heißt es:

„Hierauf sprach er (Jahwe): Du kannst mein Antlitz nicht schauen; denn kein Mensch bleibt am Leben, wenn er mich sieht! Sodann sprach Jahwe: Es ist eine Stätte in meiner Nähe, da magst du hintreten auf den Felsen. Wenn dann meine Herrlichkeit vorüberzieht, so will ich dich in eine Höhlung des Felsens stellen und meine Hand über dich decken, bis ich vorüber bin. Wenn ich dann meine Hand entferne, so wirst du meine Rückseite sehen; aber mein Antlitz darf niemand schauen."

Bei einem Chamsinsturm hat auch Unterzeichneter vor der Majestät Jahwes sich in „einer Höhlung des Felsens", d. h. in einer Schichtfuge verkrochen und nachher des Gottes „Rückseite" bewundert.

V. Mos. heißt es an einer Stelle: „So nehmt euch nun — es gilt euer Leben — wohl in acht, da ihr am Tag, als Jahwe am Horeb aus dem Feuer zu euch redete, keinerlei Gestalt gesehen habt, daß ihr nicht so verderbt handelt und euch ein Schnitzbild in Gestalt irgendwelches Standbildes verfertigt, sei es usw."

Niemand kann in dem Glutwind Jahwe eine Gestalt erkennen, jeder muß die Augen schließen. Mit verhülltem Haupt auf der Erde liegend und zwar

Ruach Kadim, d. h. den Wind von vorn — hört man seine Stimme in dem Brüllen des Sturmes, aber man sieht ihn nicht.

Unter diesem Gesichtspunkt wird folgende Stelle, die von den von Jahwe abgefallenen Ephraimiten handelt, verständlich. Hosea 12, 2: „Die Ephraimiten haben ihr Gefallen an Sturm und jagen dem Ostwind nach. Jeden Tag häufen sie Lüge und Gewalttat: sie schließen ein Bündnis mit den Assyrern und zu den Ägyptern wird Öl gebracht."

Wer Jahwes Gebote befolgt, stellt sich Ruach Kadim — den Wind von vorn — hin; wer ihm nachläuft, befolgt also nicht Jahwes Gebot — hat sich von ihm abgewandt.

Doch zurück nach Ägypten! „Das ganze Land, das den Kindern Jahwes gehören soll — vom Nil bis zum Euphrat" (I. Mos. 15) —, gerade dieses Land wird vom Chamsin überweht. Auch das ist interessant, wenn auch nicht beweisend. Wichtiger ist folgendes:

Chamsin heißt im Arabischen 50 — Chamîschschîm im Hebräischen. Merkwürdigerweise hat der Ostwind auch den etymologisch nicht zu deutenden Namen: Charîschî. Sollte dieses Wort eine Wortbildung à la Sapristi oder Herr Jeminee sein? Wie dem auch sei, nach allgemein verbreiteter Volksauffassung tritt der Chamsin in einer Zeit von 50 Tagen, von den beiden Tagen der Tag- und Nachtgleiche ab gerechnet, auf. Das Passahfest, vielleicht das wichtigste Fest der Juden, fällt in den Beginn der Chamsinzeit, d. h. auf Ende März.

Ist die Chamsinzeit zu Ende — d. h. nach 50 Tagen, Ende Mai —, so beschließt das Schebuoth-Fest die erste große Festperiode des Jahres, die „Jahwe-Zeit". Pfingsten, der 50. Tag nach Ostern, ist in die christliche Religion übergegangen.

Ende September beginnt die Herbstkampagne des Chamsins und damit auch die zweite Festperiode der Jahweverehrer. Die Herbst-Tag- und Nachtgleiche eröffnet diese Periode. Am 10. Tag des 7. Monats ist der Sühnetag, vom 15. bis 21. währt das Laubhüttenfest.

Der große Gedanke, der das Judentum beherrscht, ist der der Errettung durch Jahwe, d. h. durch den Chamsin, in der Osterzeit, während der Flucht aus Ägypten. Die zweite Chamsinperiode des Jahres wird dazu benutzt, die Erinnerung an diese Tat Jahwes nochmals wachzurufen.

Daher heißt es III. Mos. 23, 43: „Da sollt ihr sieben Tage lang in Hütten wohnen, damit eure künftigen Geschlechter erfahren, daß ich die Israeliten habe in Hütten wohnen lassen, als ich sie aus Ägypten hinwegführte, ich, Jahwe, euer Gott."

Zu dem feurigen Chamsin, diesem leidenschaftlichen Aufruhr in der Natur, zu seinem Toben und seiner Zerstörungswut paßt auch ausgezeichnet Jahwes Charakter als eines eifersüchtigen, leidenschaftlich hassenden, alle Gegner zerstörenden Gottes.

Noch eine andere Frage kann nunmehr in genügender Weise beantwortet werden. Wenn man in Jahwe einen Vulkangott gesehen hat, so geschah das zum Teil unter Hinweis auf Erderschütterungen, die sein Erscheinen begleitet haben können. In der Tat wird bei solchen Gelegenheiten zuweilen eine Erschütterung der Erde geschildert. In Palästina gibt es überhaupt

nicht Vulkane, wohl aber Erdbeben. Erdbeben aber werden möglicherweise durch Tiefdruckwirbel ausgelöst, denn statistisch ist nachgewiesen, daß sie bei uns häufiger im Winter als im Sommer vorkommen. Es brauchte nur zuweilen der Chamsin, der ja an Tiefdruckwirbel gebunden ist, vom Erdbeben begleitet gewesen sein, und die innere Verbindung zwischen Jahwe = Chamsin und Erdbeben war hergestellt. Eine eingewurzelte Volksvorstellung ist aber bekanntlich nicht mehr zu entwurzeln.

Der Jahwekult ist nach übereinstimmender Ansicht berufener Forscher in der Oase Kadesch-Barnea im Edomiterland entstanden. Aus diesem Gebiet weht der glühende Süd- bis Südostwind nach Kanaan hinein. Jahwe = Chamsin weist demnach seinen Anhängern den Weg nach dem gelobten Lande, das von Milch und Honig überfließt; für die in Kanaan befindlichen Juden aber kam der Glutwind aus der Heimat.

Schließlich noch eine Feststellung, die Musil gerade im Edomiterland gemacht hat. Die Beduinen greifen nur bei Ostwind an. Damit wird Jahwe, der Ostwind, zum Kriegsgott. Die Anschauung derjenigen, die in Jahwe einen Kriegsgott sehen, wird somit bestätigt. Mit dem Kriegsgott — dem Kriegssturm — sind die Juden — der biblischen Sage zufolge — nach Kanaan eingebrochen. Aus Osten und Südosten sind auch die Chabiri nach Palästina gekommen.

Warum wurde gerade das Schafhirtenland Edom die Heimat des Samumgottes Jahwe?

Gott ist in der Zeit vor Jahwe der Gott der Schafhirten. Diese haben alle Veranlassung den Samum zu fürchten. Das Kamel als Wüstentier ist an ihn sowohl körperlich angepaßt — z. B. Schutz gegen die fliegenden Steine und deren Rollen am Boden durch die hohen, schwielenbedeckten Beine — als auch phlegmatisch und ruhig; es übersteht Sturm und ausdörrenden Glutwind verhältnismäßig gut. Dagegen ist das Schaf, ein Gebirgstier, beim Samum hilflos, erliegt dem Durst, wird womöglich von dem Wind fortgeschleudert, von den Steinen gesteinigt. Mindestens zerstreut der Samum die Herden und verursacht größte Verluste, wenn man ihn nicht in geschütztem Tal, hinter schützendem Berghang übersteht. Daß der Samum gerade der Gott der Schafhirten wurde, ist also, entsprechend der Tatsache, daß dem gefürchteten Feinde gerade inbrünstigste Verehrung entgegengebracht wird, leicht zu verstehen — auch das Entstehungsgebiet der Schafhirtenländer südlich von Palästina wird verständlich.

Das Bewußtsein, daß Jahwe der Samum ist, dürfte namentlich seit der Konzentration der Jahwereligion in der Großstadt Jerusalem und der damit sich vollziehenden Loslösung der religiösen Vorstellungen von den Naturgewalten mehr oder weniger verlorengegangen sein. Nur der Begriff Jahwe = Ostwind blieb unauslöschlich bestehen, wurde mindestens eine stereotype, gewohnheitsmäßige Redensart.

Die Entstehung des Judentums könnte also folgenderweise gedacht werden. In den gebirgigen Rückzugsgebieten hielt sich der uralte Kohabitationskult mit dem Glauben an Zweigeschlechtigkeit inmitten der neuen Re-

ligion der Baale und anderer Naturgötter. Die Stellung und das Wesen der Elohim — ob sie dem alten Kohabitationskult oder der neuen Naturgötterreligion angehört haben, ist wohl nicht bekannt — wäre noch von sprachkundigen Religionsforschern zu untersuchen. Möglicherweise haben in die Gebirge gedrängte Anhänger der neuen Religionen die Elohim mitgebracht. Jedenfalls kommt Jahwe als Fremdling aus dem Süden. Er übernimmt die Führung, er wird die Seele der Religion der Gebirgsvölker in Palästina. Also ebenso wie die heutige Drusenreligion aus der Vereinigung des uralten Kultes mit den ismaelitischen Lehren Hamsas entstand, genau so wäre die jüdische Religion durch Aufpfropfen eines neuen Glaubens auf den uralten Zweigeschlechterglauben und auf den Elohimkult entstanden. Doch sehen wir nun, ob die Bibelforschung für solche Auffassung spricht.

III. Abschnitt

Die Geschichte des Volkes Israel im Lichte der landschaftskundlich-ethnologischen Bibelbetrachtung

1. Allgemeine Gesichtspunkte

Wesentlich anders als dem Laien, der die Bibel als etwas Gegebenes hinnimmt, erscheint dieses Buch dem wissenschaftlichen Forscher. Unzweifelhaft ist sie aus vielen Teilen zusammengearbeitet, ähnlich dem Nibelungenlied und Homers Gedichten. Mindestens zwei große, in sich nicht einmal einheitliche Gruppen sind deutlich erkennbar, die der Elohisten und die der Jahwisten. Volkslieder, religiöse und Heldengesänge, die wie heute noch bei den Drusen gemeinsam nach dem Gottesdienst oder auch bei anderen Gelegenheiten gesungen wurden, bildeten wohl den Ausgang der Aufzeichnungen.

Die Niederschrift hat erst um 500 v. Chr., wohl unter dem Einfluß des babylonischen Exils, begonnen und ist unter dem Einfluß einer streng jahwistisch gerichteten Priesterschaft wesentlich umgearbeitet worden. Tendenziöse Abschnitte wurden eingeschoben, der Name Jahwes, der in den ältesten Liedern noch gar nicht vorkommen kann, wurde statt des El-Gottes eingesetzt, und viel spätere Ereignisse unter mannigfacher Umgestaltung weit nach vorn geschoben. Dazu kommt, daß nach orientalischer Weise nicht nur einzelne Personen ganze Sippen, Stämme, Völker darstellen, sondern daß auch geschichtliche Ereignisse in der Form von legendenhaften Erzählungen und Anspielungen gebracht werden. So ist denn für scharfsinnige Deutungen und geistvolle Textergänzungen das weiteste Feld geöffnet, und ich persönlich kann mich des Gefühls nicht erwehren, daß die Erklärungsversuche manchmal — vielleicht sogar häufig — die Grenzen der Erkenntnismöglichkeit ausgiebigst überschritten haben. Indes muß ich feststellen, daß ich lediglich nach meinem Gefühl urteile. Denn ich bin gar nicht in der Lage, die geschichtlichen, archäologischen und sprachlichen Forschungsergebnisse nachzuprüfen und selbständig zu beurteilen.

Allein nach zwei Richtungen glaubt der Verfasser Ergänzungen bringen zu können. Einmal dürften die Gelehrten, die die Geschichte und Kulturverhält-

nisse Altpalästinas bisher erforscht haben, kaum auf Grund eigener Beobachtungen, die sie im Kreise von Naturvölkern angestellt haben, deren Wesensart und Denkweise genügend beachtet haben. Sobald der Kulturmensch — am schlimmsten ist nach der Richtung hin der Schreibtischgelehrte — den primitiven Menschen nach sich selbst beurteilt, d. h. seine eigenen, edlen, vornehmen, idealen Empfindungen in die Seele eines Naturmenschen legt, der oft in einem entsetzlich schweren Kampf mit den Naturgewalten steht, kann das Ergebnis der Untersuchung den Tatsachen kaum entsprechen. Es entsteht ein Idealbild, das wohl dem Darsteller, der gleichsam sein eigenes Spiegelbild zeichnet, alle Ehre macht, das aber mit der rauhen Wirklichkeit nur wenig zu tun hat. Es soll also hier die Aufgabe sein, ganz nüchtern, ohne jede Idealisierung, die Verhältnisse zu schildern, wie sie vermutlich der Kulturstufe und dem Charakter des Naturmenschen entsprechend bestanden haben, auch auf die Gefahr hin, das Idealbild feinsinniger und religiös empfindender Gelehrter zu zerstören und einen Sturm sittlicher Entrüstung heraufzubeschwören.

Sodann bringt die Berücksichtigung der landschaftskundlichen und ethnologischen Gesichtspunkte m. E. eine Reihe von Erkenntnissen, an die naturgemäß die bisherigen Forscher nicht gedacht haben können, die aber in Zukunft nicht vernachlässigt werden sollten.

So soll denn im Nachfolgenden eine kurze Übersicht über die Auffassung der ältesten Geschichte des Volkes Israel gebracht werden, und zwar der Hauptsache nach an der Hand des Buches von Sellin: Geschichte des israelitisch-jüdischen Volkes. Diese Beschränkung ist für mich das Gegebene, weil ich doch nicht in der Lage bin, selbständig die Ergebnisse der nach anderen Methoden arbeitenden Forscher zu beurteilen. Im Anschluß an jeden Abschnitt sollen aber die ethnologisch-landschaftskundlichen Gesichtspunkte gebracht werden, für deren Richtigkeit ich glaube einstehen zu dürfen.

Doch bevor wir mit dem eigentlichen Thema beginnen, seien noch einige grundsätzliche Fragen hinsichtlich des Verhältnisses von Heldensage und Geschichte sowie hinsichtlich der Ausbreitung religiöser Orden erörtert.

2. Heldensage und Geschichte

Die deutsche Heldensage bietet uns genügend Stoff zu der Beantwortung der ersten Frage: Gudrunsage, Nibelungenlied, Dietrichs Sagenkreis, das Walthari- und Rolandslied sind die Folge historischer Vorgänge, der Völkerwanderung, der Seefahrten der Nordgermanen (Gudrun), der Kämpfe Karls des Großen mit den Mauren, vielleicht auch mit den Sachsen. (Siegfrieds Sachsenkrieg?) Allein sobald man den Versuch macht, Einzelheiten festzulegen, versagt das Vergleichsmaterial, und man muß annehmen, daß der Dichter seine Phantasie in ausgiebigster Weise hat walten lassen. Als Beispiel sei auf den Zug der Burgunden nach dem Hunnenreich und auf das Sportturnier zwischen Burgunden und Dietrichs Mannen im Rosengarten hingewiesen. Man darf also nicht weitergehn, als ganz allgemein sagen, daß wohl große politische Ereignisse zu Heldenliedern Veranlassung geben, daß aber der Versuch auf geschichtliche Einzelheiten zurückzugehen, vergeblich sein wird und sehr leicht zu Irrtümern führen kann.

Ein anderer wichtiger Punkt ist folgender. Unterworfene Völker, die in der grausamsten Weise von Eroberern behandelt werden, bringen zuweilen

gerade ihren Quälgeistern größte Verehrung entgegen, und gerade die schlimmsten Verfolger werden geradezu Heilige des unterdrückten Volkes. So verehren verdrängte Heidenstämme in den Haussaländern zwei Fulbeführer, die sie am meisten fürchteten, als Gottheiten, und der berühmte Nationalheld der Serben — Marko Kraljewitsch — war ein Renegat übelster Sorte, der seine Volksgenossen schlimmer als die Türken schund. Verderbenbringende Mächte werden Gottheiten; auch in der jüdischen Vergangenheit könnte so etwas vorgekommen sein — Verehrung des Samum durch die Schafhirten.

Religiöse Heldengesänge sind aus einer Kulturzeit in eine andere übertragbar. Das beweist das Heliandlied; Christus ist dort ein altgermanischer Recke, der mit seinem Heerbann — den Jüngern — herumzieht und Heldentaten verrichtet. Diese Helianddarstellung wie auch die Bilder der Renaissance, die Szenen aus der biblischen Geschichte darstellen, zeigen uns eine wichtige Erscheinung: *Die Schilderung vergangener Zeiten hält sich streng an die Kulturverhältnisse der Dichterzeit*, d. h. also die kulturellen Lebensformen mit ihrer Kleidung, Hausrat und Lebensweise kommen in den Gesängen und Bildern zur Darstellung. Auf geschichtliche Wahrheit verzichtet man, aber *erfindet keine phantastischen kulturellen Lebensformen*. Wo also Kulturverhältnisse klar hervortreten, steht man auf festem Boden, *solche hat es einmal gegeben*, wenn auch vielleicht zu anderer Zeit.

Diese Erscheinung ist verständlich. Der menschlichen Phantasie fällt es nicht schwer — namentlich wenn übersinnliche Mächte helfen — märchenhafte Heldentaten und Abenteuer zu erfinden oder märchenhafte Reisen auszuführen. *Aber neue Kulturerscheinungen, kulturelle Lebensformen, die es gar nicht gibt, zu erfinden, dazu ist der Mensch — gerade der Naturmensch — außerstande.*

Die Gralssage zeigt noch etwas anderes, daß nämlich eine *religiöse Idee*, ein heiliger Gegenstand, einen ganzen Kreis religiöser Heldengesänge hervorrufen kann *ohne jeden geschichtlichen Hintergrund*. Da die biblische Darstellung bis zum Eintritt in die Geschichte — etwa Philisterkriege Sauls — eine religiöse Heldendichtung ist, so sind obige Gesichtspunkte von Bedeutung.

3. Die Ausbreitung religiöser Orden

Die andere Frage ist die: *Wie breiten sich religiöse Orden aus?* Die Antwort ist leicht: *unter Aussendung von Missionaren und unter Begründung von Kultgemeinden mit Lehrhäusern.* Solche Orden entsenden oft zunächst nur Missionare zur Vorbereitung des Bodens und legen später ein Lehrhaus an. Der rein politische Assassinenorden gründete Burgen.

Als Beispiel sei auf den Senussiorden der Gegenwart verwiesen — nur als *ein* Beispiel; denn gerade im Orient gibt es zahlreiche Orden, die ebenso vorgegangen sind.

Der Gründer des Senussiordens ist Sidi Mohammed ben Ali (1837). Er

strebte in Mekka eine Reform des Islams unter Abstoßen so mancher moralischer Schäden und Fäulnis an, mußte indes Mekka verlassen und fand in der Oase Djerabub, nahe der alten Oase des Jupiter Ammon — Siwah —, einen geeigneten Nährboden für seine Lehre. Von Djerabub aus wurde Nordafrika bis zum Senegal und das islamische Asien bis zum Sundaarchipel mit Lehrhäusern — Sàuias — überzogen. In Afrika ist der Einfluß der Senussija, d. h. des Senussiordens, am größten.

Solche Orden können auch als militärische Macht auftreten, indem sie ihre Anhänger kriegerisch mobilisieren und ganze Heere in Bewegung setzen. Das tat z. B. der Karmathenorden.

Beim Islam liegen die Verhältnisse anders. Er war eine politische Organisation der Gesamtaraber auf religiöser Grundlage und hatte sofort die Entwicklung einer Völkerwanderung zur Folge.

4. Der Jahwekult

Welche Anwendung könnten nun obige Gesichtspunkte für die Erklärung des Jahwekultes und seiner Geschichte finden? Vor allem sollte man sich nicht vergeblich abmühen und nach geschichtlichen Unterlagen suchen. Ob der Orden jemals in Ägypten gewesen ist, läßt sich ebensowenig sicher entscheiden, wie die historischen Grundlagen des Zuges der Burgunden ins Hunnenland festzustellen wären, wenn uns die Geschichte jener Zeit nur ganz unvollkommen bekannt wäre. Dann ließe sich die Frage, ob Germanen aus Worms gen Osten einen Eroberungszug, der mit ihrem Untergang geendet hätte, jemals unternommen haben oder nicht, unmöglich entscheiden. Man sollte doch nie vergessen, daß geschichtliche Ereignisse gewöhnlich bald vergessen werden, daß dagegen phantastische Unmöglichkeiten schnell in den Sagenkreis übergehen und damit unsterblich werden.

Einem solchen Sagenkreis dürfte wohl die Zeit in Ägypten, die Errettung auf dem Zuge durchs Rote Meer, sowie der vierzigjährige Wüstenzug angehören; denn alle diese Ereignisse sind ganz märchenhaft und stehen mit der kulturellen Lebensform, die die Grundlage der Darstellung bilden müßten, im schroffen Widerspruch.

Man wird sich damit begnügen müssen zu sagen, daß folgende geschichtliche Ereignisse bei der Herausbildung des Sagenkreises mitgeholfen haben könnten: die großen Kriege der Ägypter mit den Hethitern und die lange Eroberung Palästinas durch Ägypten, der Ansturm der Hyksos und die aramäische Völkerwanderung (Chabiri), das häufige Einwandern von Hirten und Bauern in Ägypten zur Zeit von in Palästina herrschenden Dürren und Hungersnöten. Dazu kommt nun aber noch ein Ereignis, über das wir geschichtlich nichts wissen, das aber einen großen Eindruck gemacht haben muß, weil es mit einer Umgestaltung der kulturellen Lebensformen verbunden war: der siegreiche Einbruch der Kamelreiter.

Genau so wie die Bibel es schildert, beherrschten einst Schafbeduinen die Steppen und zogen zwischen Palästina und Ägypten umher. Dann aber kam der Ansturm der Kamelreiter, und alles änderte sich. Die Schafbeduinen wurden in die Kulturländer und Zwergstrauchsteppengebirge ge-

drängt, der Kamelbeduine beherrschte die Wüsten und Salzsteppen und unternahm seine Ghasu in die Kulturländer, Schafhirten und Bauern in die Gebirge drängend, die Städte überfallend, die Oasen verwüstend, unsägliche Not verursachend und — Haß erzeugend. Doch wenden wir uns nun dem eigentlichen Thema zu!

5. Die ältesten Sagen der Israeliten

Die biblische Darstellung von der Schöpfung bis auf Abraham gehört dem babylonisch-kananäischen Sagenkreis an. Sellin stellt diesen in Gegensatz zu dem der Hirten, die das Volk Israel begründet haben. Diese Auffassung stimmt insofern mit den früher gebrachten Ergebnissen der Untersuchung über die kulturellen Lebensformen der Bibel gut überein, als die Bibel in der ältesten Zeit überhaupt keine Nomaden kennt, sondern nur Getreidebau, Baumkultur und Stadtkultur. Erst mit Abraham beginnt das Nomadenleben und zwar mit Schafen und Rindern. Hinsichtlich der Überlieferung des babylonisch-kanaanäischen Sagenkreises muß man sich aber doch folgendes klar machen: Die Nomaden sind aus Ansässigen hervorgegangen, haben also den ganzen Sagenkreis der Ansässigen mitgebracht, brauchen ihn also nicht erst später von jenen übernommen zu haben.

Die Patriarchenzeit. Die eigentliche Geschichte des „Volkes Israel" beginnt mit den Patriarchen. Die Anschauungen der Historiker, Sprachforscher und Altertumswissenschaftler über die Patriarchen und ihre Zeit gehen weit auseinander. Im allgemeinen sind drei Fragen umstritten.

1. Sind die Patriarchen geschichtliche Persönlichkeiten oder lediglich Heilige und Halbgötter?

2. Ist die biblische Darstellung von der verwandtschaftlichen Aufeinanderfolge der drei Patriarchen als geschichtlich anzunehmen oder haben die drei ursprünglich nichts miteinander zu tun, sind sie erst später miteinander in genealogischen Zusammenhang gebracht worden?

3. Hat nur eine einmalige Einwanderung von Nomaden nach Palästina stattgefunden oder muß man entsprechend der Zahl der Patriarchen drei Schübe annehmen? Letztere Auffassung kommt natürlich nur für die in Frage, die in den drei Patriarchen drei gesonderte Helden oder Heilige sehen.

Sellin ist zu folgender Anschauung gelangt. Vom 16. bis 14. Jahrhundert fand die sogenannte aramäische Völkerwanderung statt, während der die nomadisierenden Völker nach Palästina eingewandert sind. Um 1500 setzten sich die Chabiri fest, und zwar in den Gebirgen. Nach den Amarnatafeln nahmen sie um 1400 Sichem ein. Während dieser Völkerwanderung sind drei Stammesführer Abraham, Isaak und Jakob — eingewandert, die später Heilige geworden und in den Volks- und Heldengesängen gepriesen worden sind. Jakob ist der Held und Volksgott von Sichem, Abraham der von Hebron, Isaak der des Südlandes (Gerar-Kadesch). Später hat die Sage ein bestimmtes Verwandtschaftsverhältnis konstruiert und die Dichtung hat ihnen folgenden Charakter verliehen:

Abraham ist der Vertreter des Glaubens, Isaak der des Leidens, Jakob der des Hoffens.

Die drei Patriarchen wurden später Heilige — Götzen! — der Volksreligion, und deshalb haben die Propheten Hosea und Amos energisch gegen sie Stellung genommen, und namentlich Jakob wird wegen seiner ungünstigen Charaktereigenschaften von ihrer Kritik hart mitgenommen.

Wie soll sich die landschaftskundlich-ethnologische Betrachtungsweise zu den berührten Fragen verhalten?

Ob die drei Patriarchen geschichtliche Personen oder immer nur Heilige waren, ob eine oder mehrere Einwanderungen stattgefunden haben, ob die verwandtschaftlichen Verhältnisse sagenhaft oder geschichtlich sind, liegt ganz außerhalb der kulturgeographischen Betrachtungsweise. Dagegen könnte man betonen, daß die Darstellung von Abraham recht wohl auf Sagen zurückgehen könnte, die gerade in der Zeit entstanden, als die kulturelle Lebensform der Schafnomaden entstand — eine Neubildung, die sicherlich großen Eindruck gemacht haben muß. Ebenso steht wohl nichts der Auffassung entgegen, daß mit Abraham das tragische Schicksal jener zahlreichen Nomadenstämme geschildert wird, die infolge des Verlustes der Herden und Verarmung gezwungen worden sind, seßhaft zu werden. Auch Isaaks Leben könnte man so auffassen. Abraham und Isaak waren dann ursprüngliche Stammeshäuptlinge, während Jakob mehr den Eindruck einer rein religiösen Gestalt macht, d. h. eines Stammes- oder Volksheiligen, der keine geschichtliche Person war. Großartig paßt aber in die früheren Darstellungen Sellins Auffassung, daß Abraham der Typus des Glaubens, Isaak der des Leidens, Jakob der des Hoffens sei. Damit legt er die ganzen Grundlagen klar dar, auf denen die jüdische Religion aufgebaut ist. Es ist die Religion der Unterdrückten, der Gequälten, denen nur der Glaube und die Hoffnung auf die Zukunft die Kraft verleiht, sich aufrecht zu halten.

Wir können also die Auffassung, daß mit Abraham das Schicksal eines Hirtenvolkes geschildert wird, erweitern und sagen: Mit den drei Patriarchen wird das Schicksal der in die Gebirge gedrängten, dauernd geknechteten und mißhandelten Völker geschildert, denen nur die Religion bleibt — eine Religion der Hoffnung auf die Zukunft, auf Auserwähltheit und kommende Herrschaft über alle Völker der Erde.

Das Epos von der Tragik dieser ewig unterdrückten Bergvölker wäre lückenlos abgeschlossen, wenn auch noch das andere tragische Schicksal zur Darstellung käme, das Schicksal der aus den Gebirgen in die Kulturländer mit ihren Städten auswandernden Gebirgsbewohner, die sich entsprechend ihrer Religion und Abstammung eng zusammenschließen und in einem Ghetto als Sklaven und Knechte enden, nachdem sie vielleicht für kurze Zeit, entsprechend ihrer Begabung und Schulung durch das Leben, eine große Rolle unter den Fremden gespielt haben.

Der Leser wird ohne weiteres erraten, daß die Schilderung dieses Abschnittes im Dasein der bedrängten Gebirgsvölker tatsächlich vorhanden ist. Es ist die Darstellung von Joseph, seinen Brüdern und deren Nachkommen in Ägypten. Mit dieser Schilderung, die in geradezu klas-

sischer Einfachheit und Klarheit das Geschick eines solchen auswandernden und im Ghetto endenden Gebirgsvolkes darstellt, ist das große Drama abgeschlossen, mindestens der erste Teil. Es endet mit Tränen, Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung. Allein bevor wir uns Ägypten zuwenden, müssen wir das Israelproblem kurz ins Auge fassen.

6. Das Israelproblem

Vor Mose — während der Patriarchenzeit — hat in Palästina bereits ein Kult bestanden, der nach der Bibel mit Jahwe in Zusammenhang gebracht wird, über den man aber heutzutage etwa folgende Anschauung hat.

Die Chabiri rückten um 1500 in Palästina ein. Ihnen wurde von dem ägyptischen Stadthalter Sabaja die Stadt Sichem übergeben (1400). Während die Chabiri wiederholt genannt werden, erscheint auf ägyptischen Denkmälern zum erstenmal (1220 v. Chr.) der Name Israel in einer Siegesnachricht des Königs Menerptah. „Israel — seine Leute sind wenig — sein Same existiert nicht mehr.“

Später tritt der Name Chabiri = Hebräer zurück, der der Israeliten dagegen in den Vordergrund.

Sellin nun entwickelt folgende Anschauungen:

Israel war ein Chabiristamm, der anfangs in der Menge des Chabirivolkes verschwand, später aber an die Spitze trat, die anderen Chabiristämme aufsog und dann selbst in eine Anzahl von Stämmen zerfiel. Diese neu entstandenen Israelstämme sind die bekannten zwölf Stämme, die aber erst allmählich auftraten. So kennt das Deboralied nur zehn Stämme; es fehlen Juda, Simeon und Levi. Der Jakobsegen kennt zwölf, der Mosessegen alle außer Simeon.

Alle diese Stämme waren nach Sellin zeltende Beduinen.

Als ältester Wohnsitz läßt sich Gilead im Ostjordanland erkennen. Von da aus wurde das Ephraimgebirge besiedelt. Die Leastämme drangen zuerst als Eroberer ein und gründeten in Sichem einen Bund, dem weder die Rahelstämme, die damals noch gar nicht in Palästina saßen, noch auch Juda, Simeon und Levi angehörten. Juda und Simeon waren schon in Judäa. Levi kam erst später aus Kadesch und dem Midianiterland.

Die Leastämme, ohne Juda und Simeon, hatten in Sichem auf der Grundlage der El-Religion einen Bund gegründet. Damals gab es überall El-Götter, d. h. Ortsgottheiten; jeder Stamm hatte seinen El. Steinsäulen, einfache Steinaltäre, heilige Orakelbäume, Rauchopfer, Blut- und Brandopfer waren im Gebrauch. Sichem wurde die Stätte eines Bundes der Isrealstämme. Der Bundesgott war ein Kollektivum der gesamten El-Götter und hieß Elohim (Pluralform). Das Wort Es schaddai entspricht ihm und dem Amoritergott Schaddu. In Sichem war auch Jakobs Verehrungsstätte.

Dieser Israelbund sog die Chabiristämme auf; auch die Stadtbewohner von Sichem und der Fremdstamm der Chevviter ging in ihnen auf. Einen Jahwekult gab es damals noch nicht. Hosea sagt ausdrücklich, daß Jahwe erst seit Ägypten existiert, und nachweisbar ist der Name erst seit dem achten Jahrhundert. Das ist — wir werden es noch sehn — wichtig.

Landschaftskundlich-kulturgeographische Gesichtspunkte könnten zu folgenden Vorstellungen führen.

Die Herren des Landes — Kanaanäer, Amoriter, ägyptische und hethitische Herren — hatten die Ebenen des Küstenlandes, das Jesreelbecken, den Jordangraben, auf den Gebirgen aber die breiten Becken und Tafelflächen (Ostjordanland!) besiedelt und beherrschten die Verkehrswege. Wie die Bibel es schildert, waren Schafnomaden — friedfertig, geduldet und Demütigungen ausgesetzt (Fulbemotiv!) — in Palästina eingezogen und hatten — Buch Judith! — die unbewohnten Gebirge mit ihren Wald- und Steppenweiden besetzt. Sellin scheint anzunehmen, daß das alte Palästina so wie das heutige aussah; allein es dürfte doch manches anders gewesen sein. Die waldigen Gebirge waren wohl rechte Rückzugsgebiete, und es wird auch nicht an Bedrückungen gefehlt haben. Gegenüber den Herren des Landes waren die längst seßhafte Fellachen gewordenen Chabiri sicher in einer wenig beneidenswerten Lage, auch dürften sie durch Flüchtlinge aus den eigentlichen Kulturgebieten starken Zuzug erhalten und in mancherlei Fehden mit den Landesherren gelebt haben. Tribut werden sie gezahlt, sich sonst aber frei gehalten haben — Verhältnis der Drusen zu den Türken.

Es liegt der Gedanke nahe, daß die einwandernden Schafnomaden mit den in den gebirgigen Rückzugsgebieten sitzenden ältesten, augenscheinlich noch dem Zweigeschlechterglauben huldigenden Gebirgsbewohnern verschmolzen und von deren Glauben viel annahmen, während die besten Länder und die Verkehrswege in den Händen von Anhängern der neuen Religionen blieben.

Solche Verhältnisse begünstigen im hohen Grade die Entwicklung von religiös-politischen Geheimbünden. Es könnte sehr wohl sein, daß es unter den Bedrückten drei Hauptbünde gab, die durch die drei Patriarchen Abraham (Hebron), Isaak (Kadesch) und Jakob (Sichem) vertreten sind. Vielleicht waren diese drei die Geheimbundheiligen. Am ehesten ist das bei Jakob zu erkennen, dessen Name — Jakobel — auf den El-Gott hinweist. Dieser Sichembund mit Jakobel = Israel als Bundespropheten hat den Ausgang gebildet für die Entstehung eines Religionsvolkes, das sich aus Chabiri, Chevvitern, Sichemstädtern und wohl noch manchen anderen Völkern und Stämmen zusammensetzte. Der „Aufsaugungsprozeß", den Sellin hinsichtlich Israels und der Chabiri annimmt, der aber zu Sauls Zeiten noch immer nicht vollendet war, da es damals noch Hebräer gab, die keine Israeliten waren — dieser Aufsaugungsvorgang ist nichts anderes als die Ausbreitung des dem Zweigeschlechterkult angehörenden Ordens Israel über die Völker Palästinas und die Entstehung eines Religionsvolkes, das nach jeder Richtung hin in den heutigen Drusen sein Abbild haben könnte. Die Beschneidung kennzeichnet das Ordensmitglied als Zweigeschlechterwesen und damit als unendlich bevorzugt vor den anderen Menschen.

Was waren nun die Israelstämme? Nun, es waren nicht Stämme in dem gewöhnlichen Sinne, sondern es waren Unterabteilungen des Religionsvolkes Israel. Vielleicht entsprach jedem Stamm ein El — ein Gaugott oder ein Totemgott. Jedenfalls mußte man das Bedürfnis haben, das neu entstehende Religionsvolk, das sich ja aus den verschiedensten

Stämmen, Völkern und kulturellen Lebensformen zusammensetzte, dessen Mitglieder zum Teil als mehr oder weniger geheime Ordenskolonien in den Städten, mitten unter den feindlichen Herren, lebten, in Abteilungen zu gliedern, die mit der politischen Stammesorganisation nichts zu tun hatten. Man mußte obendrein das Bedürfnis haben, auf diese Weise die Ordensmitglieder aus ihrer bisherigen Stammeszugehörigkeit zu lösen und den Totemgruppen (?) fest anzugliedern.

Die Stämme Israel waren also lediglich an den Bund, an das Religionsvolk Israel geknüpft; sie konnten daher nur solange existieren, als die Religion existierte. Hörte dieser Bund auf, so verschwanden auch zwangsläufig die „Stämme" (oder Totemgruppen?).

Der Bundesgott Elohim, das Kollektivum der vielen El-Gottheiten, scheint ein Kollektivum der Seelen — also ein Totemgott — gewesen zu sein, und zwar der Seelen des Religionsvolkes. Dafür spricht der heilige Orakelbaum, und vor allem die Stellung, die der Elohimgott — später durch Jahwe ersetzt — seinem Volke gegenüber einnimmt. Er ist der Vater des Volkes, sorgt für dessen Vermehrung ins Unermeßliche und vor allem eins: Sobald man Elohim, den Bundesgott von Sichem, den Gott des Bundes Israel, als Kollektivum der Seelen auffaßt, mit dem sich die Seelen der Gestorbenen vereinigen, wird ohne weiteres folgende Frage klargestellt, auf die Sellin nachdrücklich hinweist. Ursprünglich hatten die Israeliten bezüglich eines Lebens nach dem Tode keine bestimmten Vorstellungen.

Der ursprüngliche Glaube nahm vielleicht eine Wiedervereinigung der Seelen mit Elohim, dem Kollektivgott aller Seelen des Religionsvolkes, an, brauchte also weder Hölle noch Himmel.

Mit der Annahme, daß Israel der Name eines religiösen Bundes = Ordens — nicht der eines Stammes der Chabiri war, und mit der Annahme, daß der Bund Israel unter Aufsaugung zahlreicher Stämme und selbst Volkssplitter das Religionsvolk Israel entstehen ließ, dürften viele Schwierigkeiten beseitigt, und es dürfte das Problem „Israel und seine Stämme" der Lösung nähergebracht worden sein.

Schließlich sei noch darauf hingewiesen, daß Elohim einen wesentlich anderen Charakter als Jahwe besitzt. Er ist nicht der leidenschaftlich hassende Gott, der alle anderen Völker auszurotten befiehlt. Abraham z. B. lebt in Freundschaft zusammen mit den Kananäern Eskol und Anar und dem Hethiter Mamre, und der Priester von Jerusalem Melchisedek segnet ihn. Das alles ändert sich, als der richtige Jahwe erscheint.

7. Die Israeliten in Ägypten

Sellin führt aus, daß die in der Bibel geschilderten Wanderungen von Schafhirten nach Ägypten wiederholt vorgekommen sind.

Bereits auf der Säule von Beni Hassan zeigt ein Bild solche Hirten — oder sind es Handelsleute? —, die nach Ägypten Einlaß begehren. In Ägypten lockten Stoppelfelder und die Weide des Sumpflandes. Die isrealitischen Hirten wurden aber als Sklaven des Pharao behandelt, in einem Ghetto — Sel-

lin selbst gebraucht dieses Wort — gehalten und mußten schwere Arbeiten verrichten. In der Stadt Pithon, an deren Erbauung die Israeliten gearbeitet haben sollen, hat Naville große Getreidespeicher gefunden. Die 'pr, die die ägyptischen Inschriften erwähnen, sind vielleicht Ibri = Hebräer.

Die Joseph-Erzählung hält Sellin für ein Märchen.

Moses habe es nun verstanden, seine Landsleute zu begeistern und den kleinen Teil des Josephstammes, der nach Ägypten gelangt war, hinausgeführt. Bei diesem Entweichen, vielleicht auch erst später — erst nach Jahren sogar —, sei ein Ereignis eingetreten, das auf die Israeliten einen so unbeschreiblichen und dauernden Eindruck gemacht habe, daß die ganze Jahwereligion sich auf diesem Ereignis — der Errettung durch Jahwe — aufbaue. Sellin spricht die Vermutung aus, daß dieses Ereignis bei Akaba stattgefunden und darin bestanden habe, daß die kleine Jahwegemeinde dort durch ein Wunder einer ägyptischen Polizeitruppe entgangen sei.

Die Erinnerung an die Römerzüge der Hohenstaufen ist dem Bewußtsein des deutschen Volkes bald entschwunden, aber die Kyffhäusersage lebte als unvergängliches Gut in dem Volksmärchen weiter. Gerade unmögliche phantastische Erfindungen werden weit eher zu unvergänglichem Erbgut einer Volkssage als geschichtliche, noch so großartige Ereignisse — von einem kleinen Abenteuer mit einer Polizeitruppe ganz zu schweigen. Gerade die bleibende Wirkung der „Errettung durch Jahwe" für alle Zeiten beweist geradezu eine phantasievolle Erfindung, bei vielleicht vorhandenem geschichtlichen Kern.

Landschaftskundlich-kulturgeographisch aufgefaßt erscheint die biblische Darstellung von den Israeliten in Ägypten in einem höchst interessanten Licht. Ohne jeden Zweifel kann man erklären, daß die biblische Darstellung geradezu vorbildlich die Wirkung der Ghettojuden auf Wirtsvölker schildert. Genau so wie es den Israeliten in Ägypten ergangen ist, ist es den Ghettojuden allüberall ergangen. Diese Darstellung kann erst in einer Zeit geschrieben worden sein, als man über die Wirkung der jüdischen Gastkolonien im Ausland — darunter auch in Ägypten — gut unterrichtet war. Der Umstand, daß die jüdischen Gastkolonien trotz aller Bedrängungen und Ghettoleiden doch immer und immer siegreich sich halten konnten, dieses Wunder ist vielleicht unter phantastischer Ausschmückung eine Hauptgrundlage des Jahwekultes geworden, und gerade ein Zaubermärchen hat unsterblich werden können. Ein gewisser geschichtlicher Hintergrund mag da sein. Oft genug sind ja Hirtenstämme nach Ägypten gekommen, und es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß israelitische Ordenskolonien dort verfolgt worden sind, aber glücklich ins Ausland entkamen. Insofern mag es genug Anhaltspunkte gegeben haben, die dem Joseph-Moses-Märchen als Unterlage dienen konnten.

Dazu kam, daß mit diesem Märchen auch das Drama zum Abschluß kam, dessen erster Teil die Patriarchen-Tragödie ist — diese Trilogie von Glaube, Leiden, Hoffnung. Der vierte letzte Akt schildert das israelitische Ghetto in Ägypten — das Schicksal einer aus Palästina ausgewanderten Ordenskolonie in der Fremde und deren Errettung infolge der Ghettoorganisation.

Geistige Überlegenheit ohne physische Macht führt zu Einfluß, Reichtum, Hochmut, Haß und Knechtung. Diese Entwicklung ist verständlich. Den damals in Not und Bedrängnis lebenden palästinensischen Gebirgsbewohnern wird es ähnlich den in den Saharaoasen und Saharagebirgen lebenden Tuareg und Tibbu heutzutage ergangen sein. Entsprechend der Schwere des Daseinskampfes, den diese Menschen nicht nur mit Feinden, sondern auch untereinander in friedlicher Weise führen, sind ihre Verstandeskräfte so gewaltig entwickelt und geschärft, daß sie sich im Ausland allen überlegen zeigen, als Geschäftsleute auszeichnen, reich und einflußreich werden. Kommt nun noch eine straffe religiöse Ordensorganisation dazu, so muß die Überlegenheit dieser fest zusammenhaltenden, sich gegenseitig unterstützenden Minorität noch überwältigender sein. Der Schluß heißt aber entweder Aufgehn in dem Wirtsvolk oder Verfolgung und Austreibung der zersetzend wirkenden Fremden. Es läßt sich wohl nicht leugnen, daß von solchem Gesichtspunkt aus betrachtet, die biblische Darstellung von dem Schicksal der Israeliten in Ägypten als eine Idealdarstellung der jüdischen Ghettos im Auslande aufgefaßt werden kann. Die Erkenntnis, daß wegen der Ghettoorganisation der israelitische Orden in Ägypten trotz aller Verfolgungen nicht unterging, sondern bei straffer Disziplin und scharfsinniger Leitung sich halten und retten konnte — sogar unter schwerer pekuniärer und sittlicher Schädigung des Wirtsvolkes —, diese Erkenntnis konnte allerdings zur Grundlage der neu entstehenden Jahwereligion werden und, als Zaubermärchen ausgeschmückt, unvergeßlich sein.

8. Moses und der Wüstenzug

Die Anschauungen über Moses und den Wüstenzug gehen ganz auseinander. Während manche Forscher Moses, die ganze ägyptische Episode und den Wüstenzug als reine Sage auffassen, suchen andere die Stationen in der Wüste Sinai gewissenhaft festzustellen und streiten sich höchstens darum, ob das Schilfmeer im Bereich der Bitterseen oder bei Sues gelegen habe. Auch an den Golf von Akaba hat man gedacht, und da Musil im Midianiterland (Hedjas) einen erloschenen Vulkan zwischen Tebuk und Medina gefunden hat, nimmt Greßmann an, daß Jahwe als Vulkanwolke bei Akaba die Israeliten gerettet habe. Es handelt sich nun aber um ein tertiär-diluviales Vulkanmassiv — Djebel Auered —, dessen westlichster Teil fast 200 Kilometer von Akaba entfernt ist. Das heißt: Bei einem Vesuvausbruch wird ein verfolgendes Heer bei Rom (!!) durch eine Vulkanwolke vernichtet oder doch an dem Einholen des flüchtigen Gegners gehindert. Doch lernen wir zunächst Sellins Ansicht kennen!

Es gibt zwei Sagenkränze, die durcheinander geflochten sind, den Sagenkranz von Kadesch und den von Sinai. Beide sind gleich alt, aber die Kadeschsage wird von dem jahwistischen, die Sinaisage von dem ephraimistisch-elohistischen Bibeldarsteller vertreten. Aaron, das Levitenoberhaupt, ist eine Kadeschfigur, und jahwistisch ist die Angabe, daß Mose in Kadesch den Namen Jahwes angerufen und in Jahwes Namen Recht gesprochen habe. In Kadesch habe eine uralte Priesterschaft gesessen.

Auch Ed. Meyer hält Kadesch für den Sitz der Levitengenossenschaft, die die Kerntruppe gegen alle Jahwefeinde wurde. Während nun dieser berühmte Historiker glaubt, daß die mosaische Religion in Kadesch entstanden sei, daß das Kadesch- und Sinaigebiet identisch seien und daß Mose ein legendenumsponnener Religionsstifter sei, steht Sellin auf einem ganz anderen Standpunkt. Mose sei durchaus eine geschichtliche Persönlichkeit, und wenn man keine Nachricht von ihr hätte, müßte man sie erfinden. Mose sei von der Kadeschpriesterschaft mit Feindschaft und Eifersucht aufgenommen und abgewiesen worden, als er mit einer kleinen Gemeinde, die er aus Ägypten geführt hatte, in Kadesch eintraf. Wegen dieser Feindschaft sei er mit der kleinen Gemeinde nach dem Sinai, dem Sitz des Gottes Jahwe, gezogen. Der Sinai sei der von Musil im Hedjas gefundene Vulkan. Auf dem Wege von Kadesch dorthin sei vielleicht bei Akaba das ungeheure Ereignis der Errettung durch Jahwe vor der ägyptischen Polizeitruppe erfolgt. An dem Vulkan (= Sinai mit Wolke und Erdbeben und Feuersäule) habe Mose seine Gebote erlassen. Von dort sei Mose nach dem Ostjordanland gegangen.

Mose sei eine geschichtliche Persönlichkeit und ein von höchstem Idealismus erfüllter ethischer Religionsstifter gewesen, der lediglich durch Anrufen zu Jahwe betete und jeden Opferkult, jede Kultreligion verabscheute. Seine Großtat wäre die Schöpfung einer sittliche Ansprüche stellenden Religion, und diese Großtat käme in den zehn Geboten zum Ausdruck, die allerdings in verunstalteter Form in der Bibel aufgenommen sind. Sellin glaubt, daß die ursprüngliche Fassung folgende gewesen sei:

„Ich, Jahwe, bin dein Gott, der ich dich aus Ägyptenland geführt habe:
Du sollst keine anderen Götter außer mir haben.
Du sollst dir kein Gottesbild machen.
Du sollst den Namen Jahwes nicht mißbrauchen.
Du sollst nicht irgendeine Arbeit tun am Sabbat (und Neumondtage?).
Du sollst deinem Vater und deiner Mutter nicht fluchen.
Du sollst nicht töten.
Du sollst nicht ehebrechen.
Du sollst nicht stehlen.
Du sollst nicht falsches Zeugnis reden wider deinen Nächsten.
Du sollst nicht begehren ein Haus."

Letzteres Gebot soll bedeuten, daß der Hirt Mose in der Seßhaftigkeit ein zum sittlichen Verfall führendes Übel erblickt und seinen Nomaden das Beibehalten des Zeltes, statt des Hauses, anbefohlen habe.

Hinsichtlich des vierten Gebotes — Sabbatheiligung — wird jeder kulturgeographisch Eingestellte mit Bestimmtheit sagen, daß ein solches Gebot nie und nimmer von Hirten erfunden und für solche gegeben sein kann. Sabbatruhe und Hirtenleben vertragen sich ebensowenig wie Mohammeds Gebot über täglich fünfmaliges Beten und Waschen sich mit dem Beduinenleben verträgt. Das Sabbatgesetz kann nur für Ansässige erlassen worden sein, hat also mit dem Hirten Mose nichts zu tun. Stammt es von Mose, dann war Mose kein Hirt, sondern höchstens ein ansässiger Oasenpriester in Kadesch. Demnach ist die Umwandlung des Gebotes: „Du sollst nicht begehren das Haus deines Nächsten" durch Sellin in: „Du sollst nicht begehren ein Haus" (statt des Nomadenzeltes) eine unhaltbare Auslegung.

Die mosaische Kultreligion sei das Werk der späteren Priesterschaft, die Moses ursprüngliche reine Glaubens- und Gefühlsreligion in eine engherzige formalistische Kultreligion verwandelt hätte. Die Genialität von Mose bestände gerade darin, daß er einen die ganze Menschheit mit Liebe umgebenden Weltengott gelehrt habe — als erster. So sagt Sellin.

Etwas unklar ist die Stellung des Levitenstammes. Nach Sellin ist der Levi eine midianitische (arabische) Schöpfung. Levi heißt der Beisasse. Aus Midian sei die Einrichtung von Leviten nach Kadesch gekommen. Ed. Meyer nennt die Priesterschaft von Kadesch geradezu „Levitengenossenschaft". Sie zeichnete sich durch besondere Orakeltechnik aus: damit ist ihr Geheimbundcharakter einwandfrei bewiesen. Erst nach der Josuaeinwanderung sei die Levitengenossenschaft nach Judäa gelangt und habe sich allmählich nach Nordisrael — Sichem — vorgeschoben. Moses gilt als der Ahnherr, also als Schöpfer des Levitenstammes, allein Sellin bezweifelt, ob er selbst Levit gewesen sei.

Die weitere Geschichte Moses sei folgende:

Bereits vor dem Zug zu dem Sinai (Hedjas) habe Mose versucht, nach Judäa einzudringen — versucht, aber eine Niederlage erlitten. Kundschafterexpedition! Von Sinai sei er aber in das Ostjordanland eingedrungen, und zwar mit einem Stamm von 6000 Mann. Im Ostjordanland hätten damals von Libanon kommende Amoriter zwei Eroberungsreiche — Og und Cheschbon — geschaffen, unter Knechtung der Moabiter, Ammoniter und der ostjordanischen Israelstämme — Gilead und Ruben. Mit Unterstützung der Unterjochten habe Mose die beiden Amoriterreiche gestürzt und die Israeliten usw. befreit. Dann sei er aber von Ephraimiten ermordet worden, und zwar in Schittin. Diese Ermordung könne man aus Andeutungen in den Propheten schließen — und aus dem plötzlichen jähen Abbrechen der Darstellung in dem V. Buch Mose.

Soweit Sellins Ansichten. Sie stehen mit denen anderer, mit dem gleichen Rüstzeug arbeitender Fachleute zum Teil in schroffem Gegensatz; es besteht also keineswegs Einmütigkeit in der Auffassung. Zu welchen Ergebnissen gelangt nun die landschaftskundlich-ethnologische Auffassung?

9. Die Moses-Religion

Den Ausgangspunkt solcher Untersuchung muß hier die Frage nach den landschaftskundlich-ethnologischen Wesenszügen der Jahwereligion bilden. Diese Wesenszüge wurzeln aber in der Tatsache, daß jene eine Religion der Unterdrückten, Leidenden, Hassenden und Hoffenden ist. Demgemäß ist für ein solches Volk die „Igelorganisation" der Naturvölker das einzig Gegebene: „Haß nach außen, Eintracht nach innen." Dazu kommt als Selbstverständlichkeit bei solchen Völkern der Geheimbundcharakter jeder religiösen Gemeinde. Man wird also von vornherein annehmen müssen, daß die Priesterschaft in Kadesch, deren Dasein wohl mit Bestimmtheit angenommen werden darf, einen Orden mit obigen Grundsätzen eingerichtet hatte. Da Isaak der Heros und Heilige des Südlandes Gerar-Kadesch einst war, so liegt der Gedanke nahe, daß der uralte Kadeschkult mit ihm zusammenhing.

Auch der Gedanke von der Beibehaltung des uralten Zweigeschlechterkultes fügt sich den Gedankengängen glatt ein. In solchen Rückzugsgebieten wie Kadesch und Edom konnte sich der verfolgte, verdrängte, alte Kohabitationskult als Geheimlehre halten, ähnlich den Geheimkulten der Drusen, Jesiden usw. in der Gegenwart. Die starke Einwirkung jener alten Religion mit Kohabitationskult und Glauben an Zweigeschlechtigkeit wäre also verständlich.

Die landschaftskundlich-ethnologischen Verhältnisse waren wohl folgende. In Edom saßen Stämme von Schafhirten als die Herren des Landes, aber in Tälern, an Quellen wurde augenscheinlich Oasenkultur betrieben, zum Teil wohl auch Regenfeldbau. Nomaden herrschten über Oasenbauern und Fellachen; letztere waren also bedrückt und der Geheimbund ihr Schutz und ihre Stärke. So konnte also in den Oasen des Gebirgslandes Edom ein von Priestern organisierter Geheimbund recht wohl bestehen; er wäre sogar zu erwarten. Aus der Bibel geht hervor, daß dieser Geheimbund starke Beziehungen zu den Midianitern hatte — Jethro war Midianiter; ferner stammt ja der Levit aus Midian, und die Aufnahme des arabischen Stammes der Keniter in den Jahwebund beweist deutlich, daß auch Einwanderung arabischer Stämme aus Midian = Hedjas stattgefunden hatte.

Nun traten augenscheinlich Verhältnisse ein, die zu einer Bedrückung des gesamten Edomitervolkes führten. Dieser Druck von außen kann einmal von erobernden Ägypterheeren ausgegangen sein. Er könnte aber auch mit dem Zusammenbruch der Schafnomadenkultur, die infolge der Entwicklung von Kamelreitern eintrat, zusammenhängen. Meines Wissens sind letztere seit 1100—1000 v. Chr. bekannt. Wenn es möglich sein sollte, die Entstehung und Ausbreitung der Jahwereligion in diese Zeit zu verlegen, so könnte man ein Zusammengedrängtwerden von Stämmen der Schafnomaden in Edom sehr wohl annehmen und auch verstehen, daß auch arabisch-midianitische Stämme dieses Los teilten. Es muß ein solches Ereignis große Not und Bedrängnis verursacht haben, zumal in einem von Dürren heimgesuchten, schnell übervölkerten Gebirgslande.

Für Kamelbeduinennot spricht der Umstand, daß die von den Israeliten am meisten gehaßten Völker — die Amalekiter, Midianiter, Ammoniter, Moabiter — in späterer Zeit alle als Kamelbeduinen erscheinen, die nach Kanaan ihre Ghasu unternehmen. Gegen solche Anschauung kann man ins Feld führen, daß die Lebensform der Kamelbeduinen in der Bibel niemals wirklich geschildert wird. Allein auch die anderen gut erkennbaren Lebensformen werden nirgends wirklich dargestellt, man kann sie nur so nebenbei erkennen. Ferner wäre es ja verständlich, daß ein unterdrücktes Volk kein Verlangen danach trägt, die eigene Unterlegenheit offen zu schildern. Obendrein kannten die in die Gebirge gedrängten Schafnomaden — namentlich die in den Oasen sitzenden Priester — das Leben der neuen Beduinen aus eigener Erfahrung wohl kaum.

Gleichgültig, ob der Beduinensturm damals die Veranlassung war oder nicht, in der Not entstand jedenfalls die Jahwereligion. Wir wollen zu-

nächst einmal gar nicht von Mose, sondern nur von der Jahwereligion und ganz allgemein von „Religionsgründung“ sprechen.

Neue Religionen entstehen aus innerer Not heraus, und wenn sie sich ausbreiten, so befriedigen sie ein starkes, in den Völkern vorhandenes Bedürfnis, das zum Teil dem Gefühlsleben, zum Teil aber dem Verstandesleben entspringt. Bei der Begründung jeder Religion muß zuerst einmal eine Idee da sein, eine Idee, die elektrisiert. Sie braucht mit Vernunft nichts zu tun zu haben, auch nicht mit Ethik. Sie darf sogar auf die Habsucht spekulieren. Sie muß aber die Menschen in Begeisterung versetzen.

Sodann aber muß diese Idee in die Praxis eingeführt werden, d. h. sie muß eine bestimmte Form erhalten, es muß gleichsam ein in der Vorstellung entworfenes Gebäude wirklich gebaut werden, mit anderen Worten, die religiöse Idee muß in festgefügte Kultformen gebracht werden. Oft sind Religionsideen und Religionskult von verschiedenen Männern ausgegangen — Christus und Paulus, Baal Schem und R. Beer. In anderen Fällen hat der „Prophet“ gleichzeitig einen festen Kult angeordnet — Mohammed —, wenn dieser auch weiterhin ausgebaut und namentlich die politische Organisation erst durch Omar geschaffen worden ist.

So sollte man denn bei der Entstehung der Jahwereligion einmal einen Propheten, der eine elektrisierende Idee in die Welt setzt, sodann einen Organisator der Kultreligion annehmen. Sie können vereinigt oder zwei verschiedene Personen gewesen sein.

Für Sellin ist Mose ein die sittliche Idee bringender Prophet und eine geschichtliche Gestalt, Josua aber der Kultorganisator. Möglich — es könnte Mose aber auch nur eine legendenhafte Gestalt, gewissermaßen eine Personifikation der Religionsgründung sein. Mit Sicherheit könnte diese Frage wohl nur durch Funde von Inschriften entschieden werden. Daß eine überragende Persönlichkeit eine Rolle bei der Gründung der Jahwereligion gespielt hat, ist wahrscheinlich, ob diese Persönlichkeit aber Mose hieß, und ob ihre Lebensschicksale zu der biblischen Darstellung von Mose Veranlassung gegeben haben, das ist wohl nicht mehr festzustellen. Die Frage ist auch weit weniger wichtig als die nach der Idee, die der Jahwereligion zugrunde gelegen hat, die die Bedrängten elektrisierte und ihnen Mut, Kraft und Hoffnung verlieh. Doch bevor wir uns dieser Frage zuwenden, seien einige allgemeine Gesichtspunkte über geistige Schöpfungen gegeben.

Bei erfolgreichen geistigen Schöpfungen sind vor allem auf folgende Vorbedingungen wichtig:

I. Auf die Beschaffenheit der Menschen kommt es an.

a) Sind es Naturmenschen mit sinnlicher Visionskraft, schärfster Beobachtungsgabe und größtem Wirklichkeitssinn, verbunden mit dem Traumleben in der Zauberwelt?

b) Sind es Kulturmenschen mit begrifflicher Visionskraft und Neigung zu Ideologie?

c) Welches ist die persönliche Begabung des führenden Geistes? Steht das Gefühlsleben oder das Verstandesleben im Vordergrund?

α) Religionsstifter können Verstandesmenschen mit psychopathischer Veranlagung sein! Einerseits erkennen sie klar die Bedürfnisse der Zeit, sind praktische Politiker und Staatsmänner, andererseits sind sie als Psychopathen von sich, ihrer Verbindung mit Gott und ihrer göttlichen Sendung überzeugt, reißen also die Masse mit. Solche Religionsgründer schaffen Kultreligionen — Mohammed.

β) Der Religionsstifter ist Gefühlsmensch. Politik ist ihm gleichgültig, ja er lehnt sie glatt ab. Solch ein Prophet gründet eine Gefühlsreligion — Buddha, Christus, der Chasside Baal Schem.

2. Die kulturelle Lebensform ist entscheidend für die Gedankenrichtung, für den Vorstellungskreis, den Umfang der Kenntnisse des Religionsgründers. Beschäftigung, Lebensweise, Umwelt bestimmen diese. Ein Hirt hat andere Vorstellungen als ein gedrückter Fellach. Shakespeares Dramen in Beduinenumwelt? Lieder von Liebe und Kamelmist bei Shakespeare auch nur dem Charakter der Poesie nach — ein unmöglicher Gedanke! Was für die Poesie gilt, gilt auch für die religiösen Empfindungen. Dem Zwang der kulturellen Lebensform kann sich niemand entziehen, und versucht es der Schreibtischgelehrte, der Poet, will er, der Kulturmensch — Rousseausche Zeit! — den „Wilden" schildern, so wird das aus der Tiefe seines Gemütes heraus geschaffene Bild ein Phantasiebild.

3. Auf das Stadium der Charakterentwicklung kommt es an. Lebt der geistige Schöpfer — Poet, Philosoph z. B. — in einer Zeit des Aufstiegs, der Gipfelhöhe, des Verfalls? Niemals hätte ein Dichter zur Zeit Platos Dramen wie Äschylus, ein Philosoph zu Äschylus' Zeit Gedanken vom Idealstaat entwickeln können.

4. Auf die Geistesrichtung der Masse kommt es an, auf die Resonanz, die die Ideen finden. Es gibt Menschen, die entsprechend ihrer Veranlagung innerhalb der durch die kulturelle Lebensform gesteckten Grenzen ihrer Zeit vorauseilen oder hinter ihr zurückbleiben. In der Gegenwart z. B. Raubrittergelüste („Ich bin zu spät geboren!") oder im kriegerischen Mittelalter pazifistische Ideen. Solche Vorläufer bzw. Nachzügler sind zu Unfruchtbarkeit verurteilt; ihnen fehlt der notwendige Resonanzboden.

Wenn also Moses mit Erfolg seine Religion gelehrt hat, so war er weder Vorläufer noch Nachzügler, sondern ein Gegenwartsmensch. Seine Lehre muß sich innerhalb der Gedanken- und Gefühlsgrenzen seiner kulturellen Lebensform gehalten haben und dem Stadium der Charakterentwicklung seiner Zeit angepaßt gewesen sein.

Da er eine Kultreligion geschaffen hat, muß er ein Verstandesmensch mit starker psychopathischer Ader, wie jeder religiöse Fanatiker, gewesen sein. Ohne Fanatismus und Einseitigkeit ist eine erfolgreiche Einwirkung auf die Masse nicht denkbar. Er war also ein Religionsstifter wie Mohammed, nicht wie Christus. Später haben die Propheten — ausgesprochene Vertreter der Gefühlsreligion — Mose zu einem der ihrigen stempeln wollen. Das beweist aber nur, daß sie nicht wissenschaftlich gedacht haben.

Die Jahwereligion könnte man vielleicht mit einem Fluß vergleichen, der aus drei Quellbächen entstanden ist.

Die erste Quelle wäre die alte Kadeschreligion, deren Heiliger möglicherweise Isaak war, und die als Religion der unterdrückten Oasenbauern und Hirten entstanden war — wohl eng verwandt dem Israelorden und

der alten Zweigeschlechterreligion. Diese Kadeschreligion dürfte nun aber durch zwei neue Einflüsse — zwei weitere Quellbäche — belebt und umgestaltet worden sein.

Der zweite Quellbach stammt aus Midian. Von dort kam die Bundeslade, der transportable Stammgott, mit dem Orakelzelt und den beiden Steinfetischen — den Stammtjurungen. Mit diesem beweglichen Fetisch erfolgte die Loslösung von der Ortsgottheit. Man konnte seinen Stammgott, seinen Bundesgott, überall mitnehmen und durch die Fetischsteine — die beiden „Gesetzestafeln" — beeinflussen und herbeirufen. Für Naturmenschen, für die Anhänger der fest im Boden verankerten Elohim (Ortsgötter) mußte ein solcher neuer Gedanke allerdings revolutionierend wirken. Aber dazu kam nun noch die Vorstellung des neuen beweglichen, Not und Elend, aber auch Glück und Wohlstand bringenden Jahwe, des Samumgottes. Der war wirklich nicht zu lokalisieren. Nur die Gegend, aus der er kam, war gegeben, nämlich für Kadesch das Midianiterland sowohl wie die Sinaihalbinsel! — beides traf zu. Bei solcher Auffassung bedarf es keines neuen Sinai. Der Gedanke lag also nahe, seinen Ursprung in das Sinaigebirge zu setzen. Dort wohnte er auf dem Gebirge, natürlich in einer heißen Staubwolke, in der er ja erbarmungslos über das Land jagte. Daß gerade Schafhirten diesen Windgott zu fürchten hatten, daß er aber ihnen auch Regen und unter Umständen gute Weide brachte, wissen wir bereits. Gleichzeitig aber wies er dem Jahweorden den Weg nach Norden, nach Kanaan, ins gelobte Land.

So wird man denn verstehen, daß die Samumgottidee eine starke Wirkung ausüben konnte gerade auf ein in bitterster Not lebendes, zum großen Teil aus Schafhirten bestehendes Gebirgsvolk.

Wir erinnern uns aber auch noch daran, daß gerade die schlimmsten Feinde gar leicht Heilige — Gottheiten — werden. Sollte die Entstehung von Kamelbeduinen — die Umwandlung der Amalekiter, Moabiter, Midianiter in Kamelbeduinen — mit der Entstehung der Jahwereligion etwas zu tun gehabt haben, so könnte man daran denken, daß die dem Samum vergleichbar aus Süden und Südosten hereinbrechenden Feinde mit Veranlassung wurden, den Samum, diesen Feind der Schafhirten, als Gottheit zu übernehmen. Man stelle sich vor: hier die schwer beweglichen Schafhirten mit ihren langsam wandernden, leicht auseinanderzusprengenden, hilflosen Schafherden, und am Horizont die Staubwolken der dem Samumstaub vergleichbaren, bei Ostwind (!) angreifenden Kamelreiter, die wie der Wind geschwind nahen! — Vernichtend, unauslöschlich der Eindruck, überwältigend das Gefühl der Wehrlosigkeit vor dem Gott des Feindes! Solche Denkart entspricht ganz der des Naturmenschen — also Verehrung des feindlichen Gottes, um ihn für sich zu gewinnen!

Die Übernahme des Kamels war wegen der Ungunst des Landes im Südland nicht möglich. Heute noch hat sich dort die uralte Lebensform der Kleinviehnomaden erhalten.[1] Der Gott aber, der transportable Kasten mit

[1] Heute Ziegenhirten.

den Steinen — dem Stammesfetisch — und das Orakelzelt, sie wurden Teile der neu entstehenden Religion.

Die Übertragung des Samumgottes kann sich nun aber auch etwas anders vollzogen haben.

Die Wirkung der Samumgottidee würde noch weit wirkungsvoller, noch haßerzeugender gewesen sein, wenn man annehmen könnte, daß Zelt, Bundeslade und Fetischsteine nicht einfach Lehngut waren, sondern von aus der Wüste ins Edomiterland abgeschobenen Kamelbeduinen nach Kadesch gebracht worden sind. Die Ausstoßung aus dem Beduinenparadies mußte in diesem Fall ganz besonders die Leidenschaften erregen, und der Samumgott wäre solchen aus der Wüste Verdrängten ganz besonders vertraut gewesen.

Nun ist es aber für unsere Historiker eine Tatsache, daß arabische Stämme — so die Keniter — in die Israeliten aufgegangen sind. Auch der Levit soll aus dem arabischen Midian stammen! Es ist also möglich, daß der Samumgott durch solche Flüchtlingsstämme nach Kadesch gebracht wurde — vor allem durch die Leviten.

Zu diesem zweiten Quellbach der Jahwereligion kam nun aber noch ein dritter, stark fließender Gedankenstrom.

Dieser dritte belebende Quellbach weist mit aller Schärfe auf Ägypten hin, und zwar ist der von dort ausgehende schöpferische Gedanke in der Ghettoorganisation zu suchen, die seit alters in Ägypten bestanden haben könnte. Seit Jahrhunderten waren ja Schafhirten und Fellachen, auch Landsknechte nach Ägypten eingewandert. Beim Bau von Pitom und Ramses waren die Israeliten als Sklaven — in Ghettos sagt Sellin — gehalten worden. In Palästina bestand obendrein seit langem der israelitische Geheimbund der Chabiristämme, dessen Sauias = Lehrhäuser wohl längst nach Ägypten gelangt waren und daher bei Bedrückung zwangsläufig eine Abwehrorganisation schaffen mußten. Es wäre doch wirklich zu verstehen, daß es einer solchen Organisation und den Missionaren geheimer Lehrhäuser gelang, aus Ägypten zu fliehen und im Südland die neuen Gedanken und Erfahrungen zu verbreiten.

Mose soll der Held dieser Tat gewesen sein. Der Name ist ägyptisch — Mose = Sohn. Allein gerade weil Mose kein richtiger Personenname ist, dürfte der Mose der Bibel keine geschichtliche Persönlichkeit sein. Ebensogut wie man zwecks Personifikation der Holländer einen „Van", zwecks Charakteristik der Skandinavier — Knudsen, Olafsen, Petersen, Jansen — einen „Son" oder „Sen" schaffen könnte, genau so könnte man mit Mose (= Sohn = Son = Sen) einen „Ägypter" kennzeichnen. Mose ist vielleicht die Personifikation des dritten Quellbaches, der aus Ägypten kam und später mit einem großen Propheten und Religionsbegründer, der höchstwahrscheinlich als überragender Geist die Hauptarbeit bei der Schaffung der Jahwereligion leistete, verschmolz. Eine sichere Diagnose ist unmöglich, diese liegt jenseits der augenblicklichen Erkenntnisgrenzen.

Ob nun der große Religionsgründer Mose hieß oder anders, ob überhaupt ein solcher Prophet gelebt hat, oder ob die Priesterschaft in Kadesch

als Gesamtheit die Hauptarbeit geleistet hat — das festzustellen ist weniger wichtig, als eine Vorstellung von der geleisteten Arbeit zu gewinnen. Unter Berücksichtigung der Verhältnisse bei den Naturvölkern möchte ich folgendes für das Wahrscheinlichste halten.

Jedes Nomadenleben führt zu einer Lockerung der Sippenorganisation. Das Nomadenleben läßt jede Autorität schwinden; jeder will tun und lassen, was er will. Als Mohammed unter den zuchtlosen Beduinen seine Religion schuf, erreichte er durch straffe und fünfmal täglich auszuführende gemeinsame Übungen und Gebete eine militärisch-religiöse Schulung seiner Anhänger — eine Schulung, die gleichzeitig Begeisterung und Fanatismus hervorrief.

Der Schöpfer der Jahwereligion hat — das zeigen die zehn Gebote mit Sicherheit — vor allem die Undisziplinierheit der Beduinen durch eine straffe Sippen- oder Ordensdisziplin ersetzt, indem er die Innendisziplin betonte. Seine sittlichen Gebote sind Sippengebote. Wenn aber Sellin und andere in diesen einen Beweis dafür sehen, daß Mose eine klare Vorstellung von einem sittlichen Weltengott gehabt habe, der in gleicher Liebe alle Völker der Erde umfing, so hat eine solche Anschauung genau so viel Berechtigung, als wenn behauptet würde, Mose habe mit drei Monaten gesprochen, oder er habe mit Hilfe von Dynamit und Sprengöl, das er in der Wüste angefertigt habe, sein Volk terrorisiert. Sellins Vorstellung ist mit der kulturellen Lebensform der Hirten unvereinbar.

Ein in Bedrängnis lebendes Hirtenvolk und Ideen von allgemeiner Menschenliebe — nein, das sind Schreibtischideen eines ideal denkenden, hochstehenden Kulturmenschen, nicht aber solche von um ihr Leben ringenden Naturmenschen. Selbst wenn Mose als Vorläufer sie gehabt hätte, so würde er keine Resonanz gefunden haben. Wenn die Propheten später Mose für den Begründer eines die ganze Menschheit umfassenden Sittengesetzes gehalten haben, so wird damit nur bewiesen, daß sie ihre eigenen Gedanken auf ihn übertragen haben, und daß auch ihnen die Bedeutung der kulturellen Lebensform unbekannt war.

Die Größe des Propheten der Jahwereligion bestand gerade darin, daß er in rigorosester und einseitigster Weise auf der Grundlage der neuen Gottheit — Jahwe = Samum — eine straffe religiöse Ordensorganisation schuf, die unter Androhung der strengsten Strafen den Ordensmitgliedern Eintracht und Geschlossenheit anbefahl und diesen Befehl auch durchführte, umgekehrt aber gegen die Außenwelt feste Schranken errichtete und seine Gemeinde systematisch zu Haß und Feindschaft gegen „Ausländer" erzog. Diese Haßidee war genial und sehr erfolgreich, weil sie bei Verdrängten und Bedrückten eine seelische Resonanz finden mußte.

Nun kann eine solche Organisation ohne feste Kultvorschriften nicht bestehen. Ob der große Jahweprophet selbst diesen Kult eingeführt hat oder ein anderer — Sellin meint, Josua habe es getan —, ist mit Sicherheit nicht zu entscheiden, wohl aber muß man die sofortige Schaffung des festen Kultes als unumgängliche Notwendigkeit bezeichnen.

Zu dieser festen Organisation trug die Einrichtung der Levitengenossenschaft (= Priesterkaste) in hohem Maße bei. Mose soll sie selbst geschaffen haben. Damit war die Grundlage entstanden, auf der die Begründung von Lehrhäusern — Sauias — und die Ausbreitung des Ordens erfolgen konnte. Es entstand damit aber auch jene Gliederung, die heutzutage noch bei den Drusen besteht, die Gliederung in Wissende und Laien, sowie die Möglichkeit, daß eine Priesterkaste die Führung des nunmehr sich ausbreitenden Ordens fest in die Hand nahm. Bei solcher Entwicklung aber konnte im Orient aus einem Orden ein Religionsvolk werden, und zwar unter Aufsaugen von verschiedenen Völkern, wie das beim Israelorden bereits geschildert worden ist.

Die Stärke des neuen Ordens bestand vor allem darin, daß er — losgelöst von einer bestimmten kulturellen Lebensform — sich auf alle Unterdrückten, Geknechteten, Entrechteten stützte, daß er alle diese Elemente sammelte, sie zu einer festen Einheit verschmelzen konnte und damit eine politisch-geistige Macht wurde, die sich in Gebieten mit anderen kulturellen Lebensformen, vor allem unter Fellachen und bedrängten freien Gebirgsbewohnern, ausbreiten konnte.

Im Gegensatz zu dem Christentum, das gleich den Lehren der Propheten eine Reaktion gegen die Haßorganisation des Jahwekultes war, und dessen Entstehung obendrein in eine Zeit höchster Bildung und absteigender Charakterentwicklung fiel, konnte unter den primitiven Naturmenschen und leidenschaftlichen, ungebändigten Natürlichen primären Fundamentalcharakteren der Moseszeit nur eine auf Haß gegen die Außenwelt aufgebaute Religion entstehen und Anhänger finden. Ein Christus wäre zu Moses Zeit genau so unmöglich gewesen wie ein moderner sozialistischer Volkstribun, obwohl dessen Lehre eine auf Haß gegen alle Nichtparteigenossen aufgebaute Lehre ist. Soziale Haßapostel konnten erst auf höherer Kulturstufe mit Sklaven und Stadtproletariat entstehen.

Der Jahweorden, der über aus Ägypten stammende Ghettoerfahrungen verfügte, war in der Lage, durch Verhetzung und Wühlarbeit bestehende Reiche zu stürzen, die Unterdrückten zum Siege zu führen und eine eigene Herrschaft — die Herrschaft eines besonderen Religionsvolkes — zu begründen. Die Schaffung eines solchen religiösen Ordens mit solchen politisch-sozial-religiösen Zielen war in der Tat etwas ganz Neues, knüpfte aber so völlig an die bereits bei primitiven Naturvölkern vorhandenen Einrichtungen an, daß seine Entstehung ohne weiteres verständlich ist. In Ägypten muß es im Ghetto einen Gott gegeben haben, der — das zeigt die Bibel — als Kollektivum der Seelen und Totengeister auftrat und nachts als Todesengel erschien. Das Vorhandensein internationaler Geheimbünde in Westafrika, das von Nordafrika-Ägypten viele kulturelle Einrichtungen erhalten hat, erleichtert in hohem Grade die Vorstellung, daß der aus Ägypten nach Kadesch fließende Quellbach die Hauptgrundlage für die Entstehung des expansiven, alte Reiche umstürzenden, fremde Völker aufsaugenden und ein neues Religionsvolk schaffenden religiösen Ordens

wurde. Daher die Betonung der Herkunft des Jahwismus aus Ägypten und der schon früher geschilderte Triumphgesang von der Errettung durch Jahwe. Jahwes Großtat war die Schöpfung eines solchen Ghettoordens, der unter Umsturz des Bestehenden sich ausbreiten und die Unterdrückten zur Herrschaft über die Unterdrücker führen konnte.

10. Die Eroberung Kanaans

„Bei der Stiftung des Mose handelt es sich lediglich um eine Jahweliga, eine Jahwegemeinde, einen Jahweorden, das haben in neuerer Zeit besonders auch Volz und Caspari richtig erkannt — auf dem Wege dazu befindet sich auch Greßmann."

Dieser Satz ist dem Buche Sellins (S. 85) entnommen und zeigt klar und deutlich, daß dieser Gedanke, der hier zuerst auf Grund der Darstellung von der letzten Plage in Ägypten — Jahwe als Kollektivum der Totems, Seelen und Maskentänzer — gefaßt wurde, durchaus nicht neu war. Allein aus dieser Erkenntnis die notwendigen Schlüsse zu ziehen, hat Sellin jedenfalls unterlassen. Hat man erst den Geheimbund, den Orden, so ist dessen Ausbreitung mit Missionaren und Lehrhäusern ohne weiteres gegeben. Nicht an der Spitze von 6000 Mann eroberte der Jahweorden das Ostjordanland, sondern durch Missionierung der unterdrückten Völker — Israelorden, Moabiter, Ammoniter — und Unterhöhlung der Grundlagen der Amoriterstaaten Transjordaniens. Aber der Orden muß sich bald verhaßt gemacht haben — Moses Ermordung! — und wurde — das zeigt Sellin — aus dem Ostjordanland fortzugehen gezwungen.

Nach Sellin erfolgt nunmehr mit Josua der zweite Einmarsch der Chabiri. Mehrere Sagen seien hier zusammengefaßt worden, eine ältere, die auf die erste Einwanderung der Hebräaer, und eine zweite, die auf die zweite zurückgehe. Die zweiten Eroberer hätten das Ephraimgebirge besetzt und die älteren Hebräerstämme hinausgedrängt in die Ebenen — nach Sichem. Diese herausgedrängten Chabiri seien die Chabiri der Amarnatafeln.

In dieser Überlegung steckt der bekannte grundlegende landschaftskundlich-kulturgeographische Irrtum. Eroberer besetzen nicht die gebirgigen Rückzugsgebiete, sondern die fruchtbaren Vorzugsgebiete, die Ebenen, Städte und Verkehrsstraßen. Wie leicht falsche Schlüsse bei Unkenntnis der landschaftskundlichen Bedingungen gezogen werden, dafür liefert Dubnow in seiner „Weltgeschichte" ein Beispiel. Er glaubt, daß die israelitischen Nomaden in Kanaan Glück, Ruhe und Frieden bei seßhafter Lebensweise als Bauern gesucht hätten. Gewiß, geradeso wie sich ein von Spekulation lebender Börsenjobber danach sehnt, endlich einmal als körperlich arbeitender Tagelöhner ehrlich sein Brot verdienen zu dürfen!

Die ganze Frage gewinnt ein anderes Gesicht, sobald man von der Eroberung durch ein Volk absieht und von der Einwanderung eines Ordens ausgeht, der unter den Unterdrückten Anhänger findet. Ein solcher Orden wird in erster Linie gerade in Rückzugsgebieten Eingang finden, in den Oasen bei den geknechteten Bauern, bei den schwer arbeitenden Fellachen und bei dem Stadtproletariat. So erklärt es sich leicht, daß wir der Bibel

nach die Jahweanhänger gerade in den Gebirgen finden. Diese Ausbreitung des Ordens über Kanaan unter Anlegung von Lehrhäusern tritt in der Bibel zum Teil klar in Erscheinung, nämlich in der Form der aus Süden kommenden Leviten. Ganz überwiegend ist er aber als Kriegszug dargestellt worden mit endlosen Heldentaten Jahwes. Es ist sehr wohl möglich, daß Heldenlieder, die unter den Chabiri zur Zeit ihres Eindringens entstanden waren — Amarnazeiten —, mit dem vielleicht 400 Jahre später erfolgenden, friedlichen Eindringen des Jahweordens verschmolzen, so daß manche die Ausbreitung des Jahweordens um einige Jahrhunderte zu früh ansetzen und damit seine Entstehung im Anschluß an das Vordringen der Kamelbeduinen unmöglich machen.

Heutzutage nehmen manche eine zweite jüngere, von Kadesch ausgehende Ausbreitung des Jahweordens an, der von den Leviten, sowie dem Stamm der Kenisiter (Othniel und Kaleb) und den arabischen Kenitern ausging. Allein faßt man oben geäußerte Möglichkeit ins Auge, dann würde der Jahweorden nur einmal — von Kadesch aus — in Palästina eingewandert sein — in Schüben, selbstverständlich, aber doch nur in einer Zeitperiode.

Entsprechend der Gliederung der Israeliten in drei religiöse Bünde mit den Sitzen Kadesch, Hebron und Sichem wurden die beiden letzteren auch der Hauptsitz des Jahweordens, während Kadesch spurlos verschwindet. Die Hebronzentrale kam mit David nach Jerusalem und wurde die Hauptstütze des Jahwismus. Sellin schildert anschaulich, wie der eindringende Jahwekult mit dem Elohimkult von Sichem verschmolz, wie sich aber die alte Volksreligion mit ihrer polytheistischen Einstellung immer wieder durchsetzte und wie der Jahwekult mit dem neuen Baalkult — einer Ackerbaureligion — rang. In Israel siegte der Baalkult, in Judäa der Jahwekult dank der für den Jahwismus weit günstigeren landschaftlichen Bedingungen — dort waren ja Not und Elend und Unterdrückung größer. Dazu kam die Entwicklung der Stadt Jerusalem als einer Tempel- und Priesterstadt. Die Erinnerung an Jahwe als den Samumgott war obendrein in Judäa leichter wachzuhalten, da Judäa unter dem Samum mehr zu leiden hat, aber die Hauptsache war doch die Entwicklung von Jerusalem. Hier entstand die stärkste Wurzel, die der Jahwismus überhaupt in Palästina getrieben hat. Allein bevor wir zu Jerusalem übergehen, sei eine kurze Zusammenfassung der Ergebnisse gebracht:

1. Verdrängung der Anhänger der uralten Zweigeschlechterreligion mit Beschneidung und Kohabitationskult in die gebirgigen Rückzugsgebiete und Entstehung von Geheimbünden unter den Verdrängten, als Schutzmittel gegen die die fruchtbaren Vorzugsgebiete beherrschenden Anhänger der neuen Baal-Religionen. (Vgl. Drusen und Jesiden!)

2. Einwanderung der Schafhirten nach Entstehung der kulturellen Lebensform der Schafhirten, und zwar während der aramäischen Wanderung, in gedrückter Stellung. Besetzung der gebirgigen Rückzugsgebiete, Seßhaftwerdung und Verschmelzung mit der ansässigen Bauernbevölkerung — Tragödie der Patriarchenzeit, Annahme des Zweigeschlechterglaubens mit Beschneidung und der Geheimorganisationen.

3. Entstehung eines religiösen Ordens „Israel“ aus solchem Geheimbund und unter Aufsaugen der verschiedenen Sippen und Stämme der Gebirgsvölker Bildung eines „Volkes“ Israel — eines Religionsvolkes, das in zehn Stämme zerfiel. Hauptkultort Sichem. Zwei andere Kultzentra in Hebron und Kadesch. Die zehn „Stämme“ waren vielleicht Totemgruppen.

4. Kolonien des Israelordens in Ägypten. Entstehung von Ghettos mit straffer Ghettodisziplin und Ghettomoral. Siegreiches Bestehen des Kampfes gegen Unterdrückung und Ausrottung. Flucht einer Ordenskolonie nach Kadesch.

5. Entstehung des Jahweordens in Kadesch als Folge starker Bedrückung. Ob Zusammenbruch der Schafhirtenkultur infolge des Ansturms der Kamelbeduinen? Grundlagen der neuen Jahwereligion a) Der alte Priesterbund in Kadesch; b) Neuer Gott: Jahwe = Samum mit Bundeslade, Fetischsteinen und Orakelzelt, sowie Priesterkaste der Leviten aus Midian; c) Ghettodisziplin, Ghettomoral, Ghettoerfahrungen aus Ägypten.

6. Ausbreitung des straff organisierten Jahweordens mit Lehrhäusern über Ostjordanland (dort zum Teil wohl Ausweisung) und Westjordanland. Nach Westjordanland in zwei Schüben. Verschmelzung des Jahweordens mit dem Israelorden in Sichem und dem Abrahamorden in Hebron.

7. Entstehung von zwei Religionsvölkern — Judäer und Israeliten. Vereinigung unter dem Landsknechtsultan David. Jerusalem Mittelpunkt, nach Verlegung der Ordenszentrale von Hebron dorthin.

Die vorstehende Darstellung geht von der Voraussetzung aus, daß die in dem Alten Testament gegebene zeitliche Aufeinanderfolge richtig sei. Diese wird aber wohl mit Recht sehr bestritten. Hier interessiert am meisten die Frage, wann der Jahweorden nach Palästina gelangte. Erst im 8. Jahrhundert ist der Gottesname Ja in Vornamen nachweisbar (Jaubidi), im 14. Jahrhundert in dem Namen eines Kanaanäers — Achijawi (nach Sellin). Es ist also möglich, daß die Ausbreitung des Jahweordens zwischen 14. bis 8. Jahrhundert erfolgte.

David = Salomons Zeit fällt in die Periode von ca. 1050—950 v. Chr. Es ist also möglich, daß der Jahweorden bereits vor David erschienen war, es ist aber auch möglich, daß er erst nach Salomo sich auszubreiten begann. Auch das Auftreten der Kamelreiter könnte zu Davids Zeit erfolgt sein — Ghasu der Midianiter ins Philisterland. Ein Zusammenhang zwischen der Entstehung des Jahwekultes und dem Ansturm der Kamelreiter ist also nicht unmöglich. Aber weiter als auf die Möglichkeit hinzuweisen, darf man nicht gehen, alles ist höchst unsicher — so namentlich auch der Gang der Geschichte, wie er in dem Alten Testament dargelegt wird.

IV. Abschnitt

Die Jahwe-Religion in Palästina

Der Orden Jahwes war selbstverständlich wie jeder religiöse Orden bemüht, seinen Gott als den wahren, den einzigen, in den Vordergrund

zu schieben, die andern Götter aber zurückzusetzen. Auf Haß und Absonderung aufgebaut und stets bestrebt, alles anders als alle anderen zu lehren, wurde Jahwe von dem Orden als der einzige überhaupt existierende Gott hingestellt. Die Lehre von der Auserwähltheit mußte ja zu solcher Forderung drängen. Trotz aller Bemühungen der Ordenspriester gelang diese Konzentration der religiösen Gefühle auf diese eine Gottheit — den Ordensgott — nicht. Die Landbevölkerung lag ja in mannigfachem Kampf mit Naturkräften. Bei ihnen den dem Menschen angeborenen Animismus zu beseitigen, war unmöglich, aber auch die das Gefühlsleben der Naturmenschen weit stärker befriedigenden Gefühlsreligionen der Heiden behaupteten sich in ihrem Recht. So erlag der anfangs weit mächtigere Israelorden im Norden diesen Gegnern, und auch der Judäaorden wäre wohl verschwunden, wenn nicht Jerusalem mit dem Tempel sein Mittelpunkt geworden wäre.

In Jerusalem befindet sich der Heilige Stein, der jetzt von der Omarmoschee umschlossen ist, aber ein uraltes Heiligtum der Kanaanbewohner war. Es ist sehr wohl möglich, daß hier gerade die bedrängten Gebirgsbewohner — Anhänger des alten Zweigeschlechterglaubens — sich zusammenfanden und einen Geheimbund entstehen ließen, der ein Vorläufer des Jahweordens wurde.

Jerusalem hat eine sehr bezeichnende Lage. Einmal liegt es auf einem halbinselförmig nach Süden gerichteten Vorsprung, den zwei steilwandige Täler — Kidron und Hinnom — begrenzen, kann also nur von Norden angegriffen werden. Drei Quellen, die Sultansteiche und zahlreiche Zisternen versorgen die Stadt mit Wasser, aber in Kriegszeiten, wenn der Feind an den Mauern stand, waren nur letztere zugänglich. Die sogenannte Marienquelle am Fuß der alten Jebusiterburg hatte man freilich durch einen Schacht für die Belagerten zugänglich gemacht.

Trostlos ist die Umgebung hinsichtlich der Versorgung der Stadt mit Lebensmitteln: steinige Karrenfelder mit spärlichen Olivenbäumen oder auch Getreidefeldchen in der nächsten Umgebung, größere Dörfer und kleinere Städte — das kleine Lifta ausgenommen — nur in einer Entfernung von einigen Kilometern, und auch dort fast nur Baumkulturen, im Osten aber die von Beduinen bewohnte Wüste Juda. So bleibt denn nichts anderes übrig, als aus der Ferne die zur Ernährung der Bewohner erforderlichen Lebensmittel heranzuschaffen und in Höhlen und Vorrathäusern Vorräte von Korn, Wein, Öl u. a. m. anzulegen, um in Zeiten der Not versorgt zu sein.

Die Verkehrs- und Handelslage Jerusalems ist allerdings glänzend. Auf der breiten Tafelfläche, die gerade bei dieser Stadt einen Tafelkamm entwickelt, läuft die große Straße, die die Jesreelebene nebst Samaria mit Hebron, Gasa, Ägypten verbindet. Eine West-Ost-Straße führt von Damaskus durch den Jordangraben über Jericho nach Jerusalem und weiterhin ins Küstenflachland nach Jaffa, Gasa und anderen Städten. Diese günstige Lage befähigte die Stadt, der militärische und religiöse Mittelpunkt eines Reiches zu werden.

Die Wallfahrten, das Zusammenströmen von Tausenden und Zehntausenden von Menschen an bestimmten Festtagen, aus dem Ausland zuströmende Geldabgaben — alles das bedingte den Reichtum, den Luxus, das üppige Leben dieser Religionsstadt. Im Anschluß an Wallfahrten und Geldabgaben entwickelten sich Handel und Gewerbe. Man konnte Lebensmittel ankaufen und alle sonstigen Güter aufstapeln. Geradeso wie Mekka war Jerusalem als Religions- und Wallfahrtsstadt auch der Mittelpunkt des Geldmarktes, der Handelsunternehmungen. Der Tempel war, wie alle wichtigen großen Tempel im Altertum, zugleich Bankhaus und Börse, und welche Rolle die Geldwechsler dort spielten, weiß man aus der Jesusgeschichte. Wie alle solche Wallfahrtszentren vereinigte auch Jerusalem in sich die Fähigkeit, Sammelplatz frommer begeisterter Gläubiger und schlimmster sittlicher Verfallsmenschen zu sein.

Die Priesterschaft des Jahweordens hatte es großartig verstanden, namentlich durch die Auffindung des V. Buches Mose, der Stadt Jerusalem eine alles beherrschende religiöse Vormachtstellung zu verschaffen. Jeder andere Gottesdienst als der Jahwekult wurde verboten. Nur im Tempel durfte geopfert werden, nirgends sonst. Nur im Tempel wurde der Kalender gemacht und die Festtage für das Jahr bestimmt, nach dem Tempel wurden aus ganz Palästina die Erstlinge der Herden und der Feldfrüchte geschafft, um dort Jahwe dargebracht zu werden.

So siegte denn in der Großstadt Jerusalem der Jahwekult als einzig gestatteter Henotheismus unter der Knute einer herrschsüchtigen, hochmütigen, hassenden Priesterschaft. Allein vielleicht wäre der Sieg des Jahwismus doch nicht gelungen, wenn nicht ein anderes Ereignis eingetreten wäre, das *babylonische Exil* unter Nebukadnezar. Dieser große König hatte wohl, geradeso wie später Rom, deutlich erkannt, welche Gefahr für alle Staaten diese alle anderen mit Haß überschüttende und stets aufrührerische, mit wühlenden Missionaren arbeitende Priesterstadt bilde. So wurde denn der Tempel zerstört und die Stadtbevölkerung ins Exil geführt. Die *Landbevölkerung*, da ja harmlos, blieb zurück. Dieses Exil wurde nun das wichtigste Ereignis in der Entwicklung des Jahweordens. Zwar scheint es, daß die 70 Exiljahre genügten, diesen Orden in Palästina der Hauptsache nach verschwinden zu lassen, mindestens bedeutungslos zu machen, allein in Babylonien selbst erfolgte unter dem Druck und dem in hellen Flammen emporlodernden Haß, der durch die schmachvolle Behandlung des auserwählten Volkes und den Zorn Jahwes angefacht wurde, eine gewaltige sittliche Gesundung und ein Anschwellen des Fanatismus unter Neuentwicklung der Ghettoorganisation. Zwar entzogen sich viele — vielleicht die Mehrzahl — dem Ordenszwange und genossen in vollen Zügen die ungewohnte Befreiung von Seelenqualen und Kultmartern, allein die Fanatiker wurden erst recht fanatisch und bildeten eine mächtige Minorität.

War die Stadt Jerusalem schon geeignet, eine starke Sartoidisierung des Charakters zu bewirken, so erzeugten die babylonischen Gastkolonien richtige Sarten, fanatisch, haßerfüllt, zersetzend und demoralisierend — Estherpolitik! Der Monotheismus aber mußte gerade diesen Gastsarten, die dem

Kampf mit Naturgewalten gänzlich entzogen waren und alle Schicksalsschläge, da sie von Menschen herrührten oder Unglücksfälle waren, ganz logischerweise auf den einen Gott als Strafe für begangene Sünden zurückführen konnten, als einzig vernünftige Religion erscheinen.

Wohl kehrte nur ein Häuflein „Zionisten" nach Palästina zurück — die meisten blieben in Babylonien —, aber es waren jahwebegeisterte, von größtem Fanatismus beseelte und denkbar leistungsfähige Menschen. So wurde denn Jerusalem wieder erbaut und entwickelte sich großartiger als je. Der Jahweorden breitete sich wieder aus, gewann alte Anhänger wieder, neue dazu, und so blühte er gerade wegen des babylonischen Exils, als rein henotheistischer Orden auf — als ein Orden, der sich strenger denn je gegen die „Ausländer" abschloß, mehr denn je von seiner Auserwähltheit überzeugt war, und mehr denn je mit den drei Kardinalempfindungen des Ordens — Hochmut, Herrschsucht, Haß — ausgestattet war.

Palästina als übervölkertes und von Hungersnöten, Kriegen und Seuchen oft heimgesuchtes Land hat, wie alle übervölkerten Gebirgsländer, zahlreiche Menschen in die Fremde entsandt. Selbstverständlich waren auch Jahweordensleute darunter, und so sehen wir, daß von Palästina aus während der Perser-, Diadochen- und Römerzeit Hunderte und Tausende von jahwistischen Gastkolonien entstanden. Das Verbot der Proselytenmacherei blieb einfach unbeachtet, und der Jahwekult breitete sich auch über Beduinen und Bauern aus. Allein die Wirbelsäule des Ordens waren stets die Lehrhäuser in den Städten, die Gastkolonien der Städte. Nur dort war der Monotheismus wirklich heimatberechtigt, nur dort stand die kleine Kolonie unter schwerem Druck, nur dort fand die Fackel des Hasses täglich neue Nahrung. Auf dem Lande mußte die Wirkung der Beschäftigung und der Einfluß der — stets als Gottheiten aufgefaßten — Naturgewalten mit elementarer Gewalt zum Polytheismus drängen. Obendrein mußte in Gegenden mit freien Beduinen und blühender bäuerischer Landwirtschaft der Herd des Hasses aus Mangel an Brennstoff schließlich erlöschen. Die Erziehung allein reicht eben nicht aus, diesen Herd brennend zu erhalten. Sie ist nur dem Anblasendes Feuers vergleichbar, stellt selbst aber keinen Brennstoff vor.

Wie dem auch sei, die Jahwepriesterschaft hat es verstanden, den Tempel in Jerusalem auch für die Gastkolonien der fernsten Länder als Zentralheiligtum auszubauen und zwar durch Wallfahrten, durch jährliche Abgaben, durch jährliche Bekanntgabe des Kalenders und der Feste, und schließlich durch die Bestimmung, daß Jerusalem die einzige Kultstätte für Jahwe mit Brandopfern, Weihegaben u. a. m. sein dürfe. So strömten unendliche Schätze in Jerusalem zusammen. Diese Priesterstadt war vielleicht die reichste Stadt der Erde, und der Jahweorden verfügte im römischen Kaiserreich und in Babylonien-Partherland über solche Geldmittel, daß er eine Großmacht war — eine internationale Großmacht.

So hielt denn die Jahwepriesterschaft von Jerusalem aus alle Glaubensgenossen in strenger religiös-politisch-wirtschaftlicher Zucht. Daß diese großartige Leistung gelang, beruhte nicht zum wenigsten darauf, daß Jerusa-

lem — gleich den Gastkolonien inmitten fremder Völker — die unerschöpfliche Quelle war, aus der die Jahwegläubigen ihren Haß gegen alles Nichtjüdische schöpften — diesen Haß, der ja die Lebensseele des Jahweordens ist, ohne den er dahinsiechen muß. Die landschaftskundliche Stellung Jerusalems mußte dieses Haßgefühl dauernd wachhalten. Ganz auf die Zufuhr von außen angewiesen, sowohl hinsichtlich der Nahrungsmittel als auch der Luxus- und namentlich der Geldmittel, mußte jede kriegerische Unternehmung, jedes Hereinbrechen von Seuchen die beiden Lebensadern dieser Religionsstadt — Handel und Verkehr — unterbinden. Getreidevorräte sind bald aufgebraucht, und oft war noch knapper der Wasservorrat. Nun hat es bis zur Römerherrschaft an unruhigen Zeiten nie gefehlt. Kriege, Aufstände waren dauernde Einrichtungen, und so erlosch auch nie die lodernde Flamme des religiösen Hasses, dieser Lebensquelle des die Auserwähltheit des jüdischen Religionsvolkes lehrenden Jahweordens. Systematische Erziehung der Jugend zum Haß von der Wiege ab, Verächtlichmachung alles Fremden, eine zielbewußt aufhetzende, fanatisierende Kultreligion mit die Volksseele aufreizenden Erinnerungsfesten, und schließlich die rigorose Esra-Gesetzgebung, die jede Heirat mit Nichtjahwisten verbot und sogar eingegangene Ehen geschieden wissen wollte — alle solche Maßnahmen behielten ihre Wirksamkeit auf das Volk, weil Kriege, Hungersnöte, Seuchen immer und immer wieder — natürlich als Strafe Jahwes! — Tausende von Menschen dahinrafften, das Volk seelisch nicht zur Ruhe kommen ließen und religiös fanatisierten.

Als aber die Römer endlich Ruhe und Frieden brachten, schwoll der Haß noch stärker an, da ja statt der jüdischen Könige nunmehr Fremde — Heiden sogar! — herrschten und in die heilige Stadt eine Besatzung gelegt wurde. So waren denn trotz des Friedens alle Bedingungen erfüllt, den Jahweorden am Leben zu erhalten, sogar sein Wachsen, Blühen und Gedeihen zu fördern. Demnach blieb diese heilige Stadt bis zu ihrer Zerstörung eine Erziehungsstätte zum Haß gegen alles Nichtjüdische.

Allein dieser Herd des entsetzlichsten Hasses, der wohl jemals auf der Erde erzeugt worden ist und der angeblich von Jahwe selbst angeordnet war, hat nun aber als Reaktionswirkung die Religion der allgemeinen Menschenliebe hervorgebracht, deren Anfänge in den Propheten und im Orden der Essäer und Nasiräer liegen, deren Höhepunkt aber die Loslösung des Christentums von dem Jahweorden bedeutet.

Von jüdischer Seite gibt man sich die größte Mühe unter Hinweis auf die Propheten, Hillel u.a.m. den Nachweis zu führen, daß der Jahwismus eine Religion der Liebe — der allgemeinen Menschenliebe — sei. Sogar daß das Christentum, das ohne Zweifel jene Empfindung in den Mittelpunkt seiner Lehre stellt, aus dem Judentum hervorgegangen sei, wird als Beweis für die Richtigkeit obiger Behauptung angeführt. Ganz recht, genau so wie die Pockenkrankheit die Ursache für den Segen der Pockenimpfung geworden ist, genau so verdankt die Menschheit den Segen der christlichen Weltanschauung der haßerfüllten Jahwepriesterschaft. Die Stellungnahme des Rabbinismus gegen Christus beweist die Richtigkeit sol-

cher Auffassung. Niemand wird mehr gehaßt und heute noch in den Ghettoschulen den Kindern als verächtlichstes Geschöpf geschildert wie gerade Jesus Christus. Der Haß ist der Seelenstoff der Jahwepriesterschaft — an dieser Erkenntnis kann kein Pilpul etwas ändern.

Diese Unterströmung der allgemeinen Menschenliebe im Jahweorden, die als eine Reaktion des Gefühlslebens gegen die gemütlose, kalt berechnende und gleichzeitig durch Erregung von Haß fanatisierende Kultreligion aufzufassen ist, wurde ja bereits erörtert.

Auf die politische Entwicklung blieb jene Unterströmung ohne jeden Einfluß. Rein theoretisch brüsten sich wohl die Jahweordensleute, einen Hillel zu den Ihrigen zu zählen, der in dem berühmten Satz das Wesen der Religion zusammenfaßte: „Was du nicht willst, das dir geschieht, tue auch keinem anderen." Es verhallten aber seine Worte ebenso wie die der Propheten. In der Praxis haben die Ordensleute alle Nichtjuden entsetzlich gehaßt und es brach, nachdem die Römer Ruhe und Ordnung geschaffen hatten, nachdem keine feindliche Bedrohung, keine blutigen Verfolgungen mehr den Kitt zu festem, innerem Zusammenhalten bildete, der leidenschaftlichste Haß untereinander aus. Glühenden Haß gegen Rom, glühenden Haß und Zwietracht im Innern! Und dieser Haß der Ordensleute untereinander war vielleicht noch leidenschaftlicher, noch tiefergehend. Dazu kamen eine hetzende Priesterschaft, ein habgieriges Proletariat, ein im Wohlleben schwelgender, sartoid verfallender Adel — so war die Katastrophe unausbleiblich.

Jerusalem und der Tempel wurden zerstört, die religiöse Zentrale brach zusammen, und als alle Versuche durch einen Weltkrieg — ein solcher war der Aufstand Bar Kochbas! —, das Verlorene wiederzugewinnen, scheiterten, löste sich der Jahweorden in zahllose Einzelgemeinden — Gastkolonien — auf, die in der Zerstreuung unter Fremden fortlebten, die Erinnerung an die früheren Glanzzeiten pflegend und den alten Haß mit glühendster Leidenschaft schürend. Allein die Erziehung genügt nie, eine Haßflamme lebendig zu erhalten; es müssen eben Brennstoffe da sein, und diese sind in dem Ghettoleben zu suchen. Die Darstellung von dem Ghetto als kultureller Lebensform hat wohl deutlich gezeigt, wie es möglich war, daß der Jahweorden als in einzelne Gastkolonien aufgelöstes Religionsvolk sich seit bald 1900 Jahren hat halten und sogar wiederholt — Partherland und Persien, maurisches Spanien, christliches Spanien, Türkei, Polen, Maschinenkulturstaaten der Gegenwart — eine schier unglaubliche Entwicklung bis zur Beherrschung der Staaten, ja der Welt — hat erleben können.

Verfolgungen schweißen alle Juden zusammen. Zeiten des Friedens, des Wohllebens, der Herrschaft führen zur Auflösung. Die einseitige großartige Entwicklung des Intellekts unter Verkümmerung des Charakters bedingt die Überlegenheit, aber auch den schnell eintretenden Verfall.

Während jeder Versuch, das jüdische Problem als Rassenproblem aufzufassen — Unterschiede, die teils auf unmittelbarer Fortsetzung der jüdischen Familien aus dem Orient, teils auf Kulturvererbung beruhen, sind vorhan-

den, aber nicht maßgebend — zu hoffnungslosen Widersprüchen führt, dürften die hier entwickelten Ansichten zu einer befriedigenden Erklärung geführt haben. Es wird nun darauf ankommen, daß unter Benutzung der Ergebnisse, die die landschaftskundlich-ethnologische Betrachtungsweise erzielt hat, geschichtliche, sprachliche, theologische Forschungen einsetzen und die Fragen noch weiter klären. Denn darüber müssen wir uns klar sein: Nur unter harmonischer Zusammenarbeit der verschiedenen Disziplinen kann das jüdische Problem einer befriedigenden Lösung entgegengeführt werden.

V. Abschnitt

Die Stellung der Jahwe-Religion im Rahmen des ethnologischen Religionssystems

Wie oben ausgeführt wurde, dürfte die Jahwereligion unmittelbar an den primitiven Kohabitationskult und die Zweigeschlechterreligion anknüpfen, d. h. es kam nicht zu einer Auflösung der Religion von Allvater, Totems und Seelenglauben in einen Polytheismus mit zahlreichen Götterkreisen und einer Aufsplitterung von einfachen Begriffen in zahlreiche Unterbegriffe und Abarten. Demgemäß muß man, wenn obige Anschauung richtig sein soll, die einfache Religion der Naturvölker in ihrem Aufbau mit den am höchsten stehenden Religionen — Jahwereligion und weiterhin Christentum und Islam — die größte Ähnlichkeit haben. Daß das in der Tat der Fall ist, zeigt die nebenstehende Tabelle. Sie ist in folgender Weise gegliedert:

I. Gottheiten, die gänzlich vom Menschen losgelöst sind und teils im Himmel, teils unter der Erde ihren Sitz haben.

II. Vertreter der Götterwelt auf Erden. Diese Vertreter sind:

a) von den Gottheiten auf die Erde gesandt und von den Menschen gänzlich unabhängig,

b) als Menschen geboren, von Menschen sogar gemacht, aber mit göttlicher Kraft erfüllt, d. h. sie enthalten die Gottheit.

III. Die menschlichen Vertreter der Gottheiten, richtige Menschen, aber doch auch Vermittler zwischen den gewöhnlichen Sterblichen und der übersinnlichen Welt.

1. Am einfachsten ist der Seelenglaube der Semang mit Allvater, Seelenträger, Fetischen, Schamanen. Ob er, wie Winthuis meint, eine ursprüngliche Stufe darstellt, oder ob er infolge des Lebens in kleinen Familien im Wald auf die größte Einfachheit reduziert ist, ist eine offene Frage. Ich persönlich neige zu letzterer Ansicht.

2. Der Glaube der Australier ist etwas verwickelter. Zu dem Allvater kommen seine Frauen und Söhne sowie Obertotems der Heiratsklassen. Manches geht durcheinander.

Seelenträger sind da — z. B. der Wirbelwind —, aber nicht überall deutlich erkennbar, desgleichen Seelenwanderung.

Vom Menschen angefertigt sind Tjurunga, Schwirrholz, Fetische.

3. Die Religion der Kpelle, die wohl im großen ganzen der der Hackbauvölker im allgemeinen entspricht, läßt hinsichtlich der Seelenträger eine starke Weiterentwicklung erkennen, insofern als die Ahnen die Rolle der Seelenträger übernehmen. Hier schiebt sich also der so wichtig werdende Ahnenkult ein, der in China das Bild beherrscht, und der Glaube an Seelenwanderung, der die Grundlage des Buddhismus bildet.

Zu den mit den Menschen eng verknüpften Vermittlern aber treten — bereits in der Jägerzeit — Masken, Geheimbundleiter und Götterbilder.

4. Mit den antiken polytheistischen Religionen erfolgt eine ganz verwickelte Auflösung des Gottheitbegriffes in zahlreiche Götter und ganze Götterkreise. Als Vertreter der Gottheiten auf Erden erscheinen Götterboten (z. B. Hermes, Walküren). Mit dem Menschen verbunden sind Göttersöhne (z. B. Herakles), Götterbilder, Fetische (Talismane).

In allen diesen Religionen stellen Priester die menschlichen Vermittler mit der übersinnlichen Welt her.

5. Sobald wir zur Jahwereligion übergehen, erfolgt ein „Rückschlag", d. h. eine erstaunliche Vereinfachung, so daß die Religion der Australier in allen wesentlichen Zügen wieder erscheint. Wir müssen aber die „Tempelreligion" vor der Zerstörung von der „Goluthreligion" unterscheiden.

a) Die Tempelreligion ist durch die Lokalisierung des Kultes auf den Tempel in Jerusalem mit Hohem Priester und Leviten charakterisiert. Statt der zahlreichen Götter tritt Jahwe allein auf und entspricht durchaus dem Allvater der Naturvölker. Allein Reste polytheistischer Gottheiten sind doch erhalten in Teufeln (Satan, Belzebub usw.) und in Engeln. Ob die Schechina — die Gegenwart Gottes — in der Tempelzeit eine wesentliche Rolle gespielt hat, weiß ich nicht. Als Götterboten fungieren die Engel. Jahwe produziert die Seelen der Israeliten, aber bestimmte Seelenträger scheinen zu fehlen.

Als mit der Menschheit verbundener Vertreter Jahwes auf Erden erscheint Moses, Bundeslade mit Gesetzestafeln (= Stein-Stammfetische und Tjurungen). Alte Fetischüberlieferungen sind Ephod (= Jahwe), Mesusa u. a. m.

Hoher Priester und Leviten entsprechen der Priesterschaft der früheren Religionen.

b) Mit der Zerstörung des Tempels tritt ein Wandel ein — eine Vergeistigung der früheren von Menschen geschaffenen Heiligtümer. Tempel, Altar, Bundeslade, Gesetzessteine — alles dahin. Das Zentralheiligtum, wo allein geopfert werden durfte, ist fort. An die Stelle trat eine Idee — die Hoffnung auf die Zukunft und die Erneuerung des Tempels, die Vorstellung von dem Messias, der wiederkehren und den Tempel neu errichten würde. Vermutlich wurde nunmehr auch der Begriff der Schechina ausgebaut — oder entstand er erst in der Zerstreuung? Zu dem Messias, der gänzlich der Menschheit entrückt ist, trat aber auch die Vorstellung von dem Messias auf Erden, von dem As Ssadik — dem Zaddick der

Religion	1. Semang	2. Australier	3. Kpelle	4. Antike Götterkultur	5a. Tempel-judentum	5b. Goluth-judentum	6. Christentum	7. Islam
I. Gottheit	Allvater Einzelne Naturgötter	Allvater Obertotems Einzelne Naturgötter	Allvater Totems Einzelne Naturgötter	Götterkreise Oberwelt Unterwelt	Jahwe	Jahwe	Gott	Allah
II. Vertreter auf Erden								
a) Losgelöst von der Menschheit	Seelenträger Seelenvögel	Seelen-wanderung Seelenträger	Seelenträger Seelenvögel Ahnenseelen Seelen-wanderung	Götterboten (Walküren Hermes usw.)	(Engel)	Messias (Engel, Schechina)	Heiliger Geist = Seelen-vogel Christus im Himmel	Imâm (Mahdi)
b) Mit der Menschheit verbunden	Fetische	Schwirrholz Tjurunga Fetische	Fetische Geheimbund-leiter, Masken Schwirrholz Götterbilder	Götterbilder Fetische Göttersöhne (Herakles usw.)	Moses, Bun-deslade mit Gesetzestafeln (Ephod und Fetische)	Zaddik Gebetkapseln Gebetriemen Mesusa u. a. m.	Christus auf Erden = Para-klet. Maria Heilige Reliquien	Sichtbarer Imâm = As Ssadik Talisman
III. Mensch-liche Vertreter	Priester	Priester	Priester	Priester	Hoher Priester Leviten	Rabbinen	Papst und Priester	Khalif Ulemâ

Chassiden. An die Stelle des Hohen Priesters und der Leviten aber traten — neben dem Schemen des Nassi — die leibhaftigen Vertreter Jahwes auf Erden: die Rabbinen.

6. Das Christentum in seiner einfachsten Form lehrt Gott im Himmel und als sein Vertreter — einst auf Erden, jetzt im Himmel — Christus. Ursprünglich gehört Christus als von einer Frau geborener Mensch zu den mit der Menschheit verbundenen Vertretern Gottes auf Erden. Neben Christus treten später in der römisch-katholischen Kirche Maria und die Heiligen, während die christlichen Reliquien nur eine andere Bezeichnung für Fetisch-Talisman sind. Schemenhaft verblaßt sind die Götterboten — die Engel — und auch der Heilige Geist hat in Gestalt der Taube Beziehungen zu Seelenvogel und Götterboten der früheren Religionen. Der Papst nimmt eine ähnliche Stelle wie der Hohe Priester in Jerusalem ein und ist der Stellvertreter Christi auf Erden.

7. Im Islam hat sich unter jüdischem Einfluß eine überaus klare und einfache Gliederung durchgesetzt: Allah — der unsichtbare Imâm oder Mahdi — der sichtbare Imâm oder As Ssadik (ursprünglich Mohammed). Dem Hohen Priester bzw. Papst entspricht offiziell der Khalif, d. h. der Stellvertreter des Propheten Mohammed auf Erden, bzw. in Opposition gegen das Khalifat der menschliche Vertreter des sichtbaren Imâm, also z. B. Hamsa bei den Drusen, Abdallah ben Maimun bei den Ismaeliten.

So sehen wir denn, daß im Gegensatz der großen Gruppe polytheistischer Religionen aus der Hackbau- und Pflugbauzeit eine auffallende Übereinstimmung der höchsten zu überwiegend monotheistisch eingestellten Religionen mit den primitiven Religionen der Jägervölker besteht, weil beide unmittelbar derselben Wurzel entsprossen sind, dem Zweigeschlechterglauben — ohne Auflösung des Gottesbegriffes in Götterkreise.

Schlußbetrachtung

Wie die Jahwereligion entstand und in Palästina festen Fuß gefaßt hat, wurde zu zeigen versucht. Nach der Zerstörung des Tempels ist diese Religion dort so gänzlich verschwunden, daß es fraglich ist, ob es überhaupt jüdische Familien gibt, die seit dem Altertum dort gelebt haben. Wenn wirklich die Landschaft auf die Entwicklung des Judentums einen so großen Einfluß ausgeübt hat, sollte man da nicht erwarten, daß jede Palästina beherrschende Religion zwangsläufig den Charakter des Judentums annehmen müßte?

Die Religion hängt nicht nur von dem Lande, sondern auch von ethnologischen Verhältnissen ab. Beide aber haben sich in Palästina seit dem Altertum geändert.

Ursprünglich war Palästina ein waldiges, schwer zugängliches Bergland, ein Rückzugsgebiet Verdrängter, der Hort einer uralten, wider die neue Religion der Götterkreise ankämpfenden Religion des Zweigeschlechterkultes. Eine aus Kadesch kommende henotheistische Oasenreligion fand in der Stadt Jerusalem einen geeigneten Nährboden. Von dieser Stadt aus wurde die unbedingt zum Polytheismus neigende Landbevölkerung nur mit Mühe beherrscht. In Samaria-Sichem erlag das Judentum bis auf die Sekte der Samaritaner.

Zwischen Ägypten und den vorderasiatischen Großmächten gelegen, war Palästina ein Kampfplatz und ein erstrebenswertes Ziel beider. In dem Baumkulturland, in der Tempelstadt mußte jeder Krieg Hungersnot, Verzweiflung, Haß und Hoffnung auf ein besseres zukünftiges Los erzeugen.

Diese Grundlagen der Jahwereligion erfuhren im Laufe der Zeit eine grundlegende Wandlung. Aus dem unwegsamen Waldgebirge entstand ein gangbares Kulturland. Seit der Perserzeit verschwand der Gegensatz zwischen Ägypten und Vorderasien: nur in der Diadochenzeit lebte er wieder auf. Dann kam die Tempelzerstörung und damit brach die Säule der Jahwereligion zusammen. Grätz bedauert es, daß man nach der Zerstörung sich nicht mehr um die Bauern gekümmert, sich vielmehr auf Lehrhäuser in Städten beschränkt habe. Der Jahwismus war in erster Linie eine Stadtreligion, und die zum Polytheismus neigenden Bauern waren nach der Tempelzerstörung nicht zu halten. Der Islam sog nun in Palästina das Judentum auf, es verschwand dort praktisch. Damals bereits waren die landschaftskundlich-ethnologischen Grundlagen gegen früher so verändert, daß keinerlei Naturzwang mehr bestand, eine dem Judentum ähnliche Religion entstehen zu lassen — ganz im Gegensatz zu dem weit isolierteren, widerstandsfähigeren, nie ganz überwältigten und abgesondert liegenden Libanon, wo sich, wenn auch islamisch beeinflußt, die auf der Landbevölkerung sich aufbauende, gleichfalls der uralten Zweigeschlechterreligion entstammende Drusenreligion bis heute gehalten hat.

Schrifttum

Auenhagen: Beiträge zur Kenntnis der Landesnatur und der Landwirtschaft Syriens. Berlin 1907. (Bericht über Land- und Forstwirtschaft im Auslande. Mitgeteilt vom Auswärtigen Amt.)

Bartsch: Der Wölbungsbau in Siedlungen der subtropischen Mittelmeerländer. Oldenburg 1928.

Bodenschatz: Kirchliche Verfassung der heutigen Juden. Erlangen 1748.

Bogrow: Memoiren eines Juden. St. Petersburg 1880.

Brafmann: Das Buch vom Kahal, Leipzig 1927/28.

Buckingham: Reisen durch Syrien und Palästina. 2 Bände. Weimar 1835.

Burckhardt, J. L.: Reisen in Syrien, Palästina und der Gegend des Berges Sinai. 2 Bände. Weimar 1823.

— —: Reisen in Arabien. Weimar 1830.

— —: Bemerkungen über die Beduinen und Wahaby. Weimar 1835.

Burnes: Reise nach und in der Bokhara von Indien aus durch Cabool, die Tartarey und Persien und Fahrt auf dem Indus von dessen Mündung bis Lahore in den Jahren 1831—33. Weimar 1835.

Catlin: Lettres and Notes on the manners, Customs and Conditions of the North American Indians. London 1844.

Depont et Cappolani: Les Confrères Religieuses des Musulmans. Alger 1897.

Dubnow: Die älteste Geschichte des jüdischen Volkes. Berlin 1925.

Eckardt, Zickermann, Fenner: Palästinensische Kulturbilder. Leipzig 1907.

Fischer, Eugen: Die Rassenunterschiede des Menschen in Baur, Fischer, Lenz: Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene. Bd. I. München 1927 (J. F. Lehmann).

Fishberg: Die Rassenmerkmale der Juden. München 1913.

Franzos: Aus Halb-Asien —: Die Juden von Barnow. Stuttgart und Berlin 1927.

Fromer, S.: Vom Ghetto zur modernen Kultur. Heidelberg 1906.

Graetz: Volkstümliche Geschichte der Juden. 3 Bände. Wien u. Berlin.

Günther, H. F. K.: Rassenkunde des deutschen Volkes. 13. Auflage. J. F. Lehmann. München 1928.

Gurland: In zwei Welten. Dresden 1921.

Hammer, V.: Geschichte der Assassinen. Stuttgart-Tübingen 1818.

Hauser: Geschichte des Judentums. Weimar 1921.

Horodezky: Religiöse Strömungen im Judentum. Bern u. Leipzig 1920.

Käselau: Die freien Beduinen Nord- und Zentral-Arabiens. Hamburg 1927.

Keysser, Ch.: Aus dem Leben der Kaileute in Neuhauß: Deutsch-Neu-Guinea. Band III. Berlin 1911.

Kirchner, P. Ch.: Jüdisches Zeremoniell. Nürnberg 1726.

Kremer, A. v.: Mittelsyrien und Damaskus. Wien 1853.

v. Kremer: Strömungen der herrschenden Ideen des Islams. Leipzig 1868.

— —: Culturgeschichte des Orients unter den Chalifen. Wien 1875.

Kunhenn: Die Nomaden und Oasenbewohner Westturkestans. Langendreer 1926. (Hamburger Dissertation.)
Layard: Niniveh und Babylon. Leipzig (ohne Jahr).
Luschan, F. v.: Völker, Rassen, Sprachen. Berlin 1922.
Martin, R.: Die Inlandstämme der malayischen Halbinsel. Jena 1905.
Meißner: Babylonien und Assyrien. 2 Bände. Heidelberg 1920.
Meyer, Ed.: Die Israeliten und ihre Nachbarvölker. Halle 1906.
Musil: Peträisches Arabien. 3 Bände. Wien 1907.
Niebuhr: Reisebeschreibung nach Arabien und anderen umliegenden Ländern. 2 Bände. Kopenhagen 1774—78.
— —: Reise durch Syrien und Palästina. Hamburg 1837.
Olivier: Reise durch das Türkische Reich, Ägypten und Persien. 3 Bände. Weimar 1805—08.
Passarge: Grundzüge der gesetzmäßigen Charakterentwicklung der Völker. Berlin 1925.
Petermann: Reisen im Orient 1860—61.
Range, Paul Dr.: Die Isthmuswüste und Palästina. Berlin 1926.
Rathjens: Die Juden in Abessinien. Hamburg 1921.
Rütimeyer: Über Masken und Maskengebräuche im Lötschental (Kanton Wallis). Globus Band XCI, 1907.
Ruppin: Die Juden der Gegenwart. Berlin 1920.
Russel: Naturgeschichte von Aleppo. Göttingen 1797.
Sarasin: Paul und Fritz: Die Weddas von Ceylon und die sie umgebenden Völkerschaften. Wiesbaden 1892/93.
Schickedanz: Sozialparasitismus im Völkerleben. Leipzig 1928.
Schneider: Kultur und Denken der alten Ägypter. Leipzig 1924.
Schultze, L.; Aus Namaland und Kalahari. Jena 1907.
Schuster: Die geheimen Gesellschaften, Verbindungen und Orden. Leipzig 1903.
Schweinfurth: Im Herzen von Afrika. Leipzig 1878 u. Neue Folge 1918.
Sellin: Geschichte des israelitisch-jüdischen Volkes. Leipzig 1924.
Sombart: Die Juden und das Wirtschaftsleben. München u. Leipzig 1922.
Stuhlmann: Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika. Berlin 1894.
Unger: Assyrische und Babylonische Kunst. Breslau 1927.
— —: Neue Erkenntnisse über die „astronomische" Orientierung in Babylonien. Forschungen und Fortschritte 1928, Nr. 33.
Weißenberg: Zahlreiche Aufsätze zitiert in Fishberg: Rassenmerkmale. München 1913.
Westermann, D.: Die Kpelle, ein Negerstamm in Liberia. Göttingen 1921. („Quellen d. Religionsgeschichte", Bd. 9, Gruppe 10.)
Wimmer: Palästinas Boden mit seiner Pflanzen- und Tierwelt vom Beginn der biblischen Zeiten bis zur Gegenwart. Historisch-geographische Skizzen. Köln 1902.
Winthuis: Das Zweigeschlechterwesen bei den Zentralaustraliern und anderen Völkern. Leipzig 1928.
Worbs: Geschichte und Beschreibung des Landes der Drusen und Syrien. Görlitz 1799.

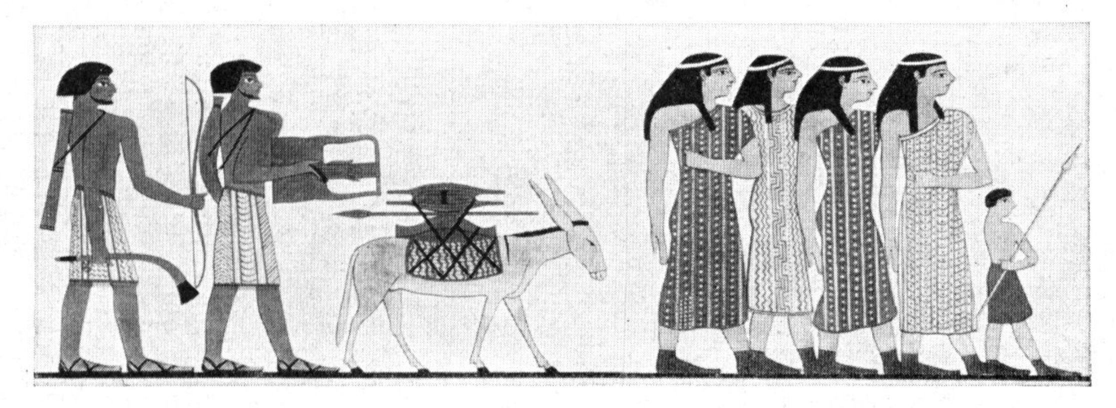
Schriftstellerverzeichnis

Sachverzeichnis

A

K

L



Semiten aus Syrien wandern im 3. Jahrtausend v. Chr. in Ägypten ein

Im Herbst 1929 erscheint

reich bebildert und mit einer Anzahl Karten ausgestattet

Rassenkunde des jüdischen Volkes

Von Dr. Hans F. K. Günther

Preis etwa M 8.–

Hat Passarge das Judentum mehr vom geographisch-ethnologischen Standpunkt gezeichnet, dabei Einflüsse der Umwelt und der geistigen Überlieferung so wirksam gesehen, daß ihm die sogenannte Judenfrage kaum noch eine Rassenfrage bedeutet, so hat Günther einen mehr rassenkundlich-vererbungswissenschaftlichen Standpunkt gewählt. Von hier aus glaubt er die Judenfrage gerade auf die andersartige rassische Zusammensetzung der Juden gegenüber den Abendländern zurückführen zu sollen.
Von etwa 5000 v. Chr. bis zum Beginn unserer Zeitrechnung verfolgt Günther Schicht für Schicht den Aufbau der palästinensischen Bevölkerung, dann untersucht er die Wandlungen und Wanderungen des im Laufe der Jahrhunderte entstandenen Rassengemisches des jüdischen Volkes bis auf unsere Tage.

J. F. Lehmanns Verlag / München SW 4

Rassengeschichte des hellenischen und des römischen Volkes

Mit einem Anhang: Hellenische und römische Köpfe nordischer Rasse

Mit 3 Karten, 83 Abbildungen im Text und 64 Abbildungen auf Tafeln

Geh. M 6.50, Lwd. M 8.—

Die erste eingehende Betrachtung der Rassenzusammensetzung, des Rassenwandels und des Aussterbens der führenden Geschlechter, kurz derjenigen Auslesevorgänge, welche den Ablauf der hellenischen und römischen Geschichte bedingt haben, eine notwendige Vervollständigung aller geisteswissenschaftlichen Auffassungen über Glanz und Zerfall der Antike, ein Buch, das zugleich voll von Lehren für die Gegenwart ist. Der Bilderanhang bringt eine Reihe der eindrucksvollsten Köpfe des Altertums in größeren Abbildungen.

Das Buch zeigt die planmäßige Anwendung der neuzeitlichen rassenkundlichen Arbeitsweise auf die rassische Entwicklung der alten Griechen und Römer, deren Höchstleistungen ja ohne starken Einschlag der nordischen Rasse niemals zustande gekommen wären. Das Buch ist erstmalige gründliche Sichtung des Stoffes und enthält für den noch nicht damit Vertrauten eine Fülle von Überraschungen. Hannov. Kurier.

Rassenkunde Europas

2. verbesserte Auflage. 1926. 225 Seiten mit 362 Abbildungen und 20 Karten

Geh. M 6.—, Lwd. M 8.—

Aus dem Inhalt: Die seelischen Eigenschaften der europäischen Rassen / Die nordische Rasse reich an schöpferischen Menschen / Dinarische Rasse und deutsches Volkslied / Negerische, malaiische, vorderasiatische Einschläge / Einflüsse jüdischen Geistes / Nordischer Einschlag in Spanien / Die nordischen Eroberer / Die Entnordung der Völker romanischer Sprachen / Die französische Revolution als Auflehnung gegen die nordische Oberschicht / Die Entnordung der Völker germanischer Sprache / Rassenschichtung Englands / Die englischen Kolonien ungünstig für die nordische Rasse? / Die Gegenwart rassenkundlich betrachtet / Rassische Lage der Vereinigten Staaten / Rassenkundliche Geschichtsbetrachtung / Erweckung des Rassegewissens der europäischen Völker.

Eine kurze, allgemeinverständliche Fassung; Europa, vor allem Zentraleuropa rassenmäßig schildernd. Reiches vorzügliches Bildmaterial. Prof. E. Fischer-Freiburg.

Die seltene Vereinigung von Gestaltungskraft, Beobachtungsgabe und Klarheit, die den Verfasser auszeichnen und seinen Werken in den weitesten Kreisen Verbreitung verschaffen, macht auch das Lesen dieses Buches wieder besonders anziehend.
Dr. von Eickstedt.

Adel und Rasse

2. verbesserte und vermehrte Auflage. 124 Seiten mit 127 Abbildungen

Geh. M 4.50, Lwd. M 6.—

Aus dem Inhalt: Rassische Verschiedenheit von Adel und Masse / Adel und Schönheitsideal / „Force régénératrice" des nordischen Adels / Blaues Blut / Entnordung des Adels im Abendlande / Braun und Blond / Nordische Frauentypen in Italien / Politik ist Wiedererweckung des Rassebewußtseins / Ebenbürtigkeit reinrassischer Verbindungen / Adel ist angeboren / Entnordung durch Geldheiraten / Der Adel von morgen.

Unter Adel wird hier nicht der Standesadel im heutigen Sinne allein, sondern der rassenmäßig rein oder möglichst rein nordische Teil eines Volkes verstanden, dem im Sinne von Günthers Rassenlehre aus dem „Adel" nicht sowohl Rechte als Pflichten erwachsen. Der hohe Idealismus, der Günther beseelt, tritt gerade in dieser Schrift schön zutage. Weserzeitung, Bremen.

Rasse und Stil

Gedanken über ihre Beziehungen im Leben und in der Geistesgeschichte der europäischen Völker, insbesondere des deutschen Volkes

2. Auflage. 192 Seiten mit 80 Abbildungen. Geh. M 5.—, Lwd. M 6.50

Aus dem Inhalt: Form und Inhalt bei Dürer / Der Dürer der Gotik und der Renaissance / Gotik und Renaissance als Volkskunst und Standeskunst / Haltung und Pose / Nordische Kunst / Bach und Beethoven: Bach ist Adel, Beethoven sucht Adel / Hebbel und Flaubert, zwei nordische Dichter / Hölderlin, der Hellene / Van Goghs nordische Gestaltung südlicher Landschaft / Zuloaga, der Typus des westischen Künstlers / Das Wort im Orient („Es steht geschrieben") / Thomas Kunst der Beschaulichkeit / Barock als dinarische Kunst / Die vorderasiatische Seele: Religiöse Propheten (Loyola, Calvin, Booth) / Nordische Verkünder.

Man weiß nicht, was man an dem neuen Werk mehr bewundern soll: die schöpferische Macht des rassenkundlichen Gedankens, dessen leuchtender Strahlungsenergie fast alle Hauptkulturerscheinungen des Abend- und des Morgenlandes unterworfen werden, oder die oftmals unerhörte Neuheit der Fragestellungen und Lösungen.

Fränk. Kurier.

Deutsche Köpfe nordischer Rasse

Von Prof. E. Fischer und Dr. Hans F. K. Günther

Kart. M 2.40

Das Ergebnis des vom Werkbund für deutsche Volkstums- und Rassenforschung veranstalteten Preisausschreibens. Diese Köpfe sind tatsächlich eine Auslese prächtiger echt germanisch wirkender deutscher Männer und Frauen.

Das Bauerntum als Lebensquell der Nordischen Rasse

Von Dipl.-Landwirt R. Walther Darré

Geh. M 18.—, Lwd. M 20.—

Noch nie ist uns das Verwachsensein unserer Rasse mit der Scholle so eindringlich klar gemacht worden. Und wir dürfen an dieser Erkenntnis nicht vorbeigehen, sondern müssen zu retten versuchen, was noch zu retten ist, ehe uns das Schicksal jener nordischen Völker zuteil wird, die erst entwurzelt und dann vom Erdboden hinweggefegt worden sind. Bremer Nachrichten.

Darré zeigt uns als Viehzüchter, daß oft nur wenige edle Stammtiere nötig sind, um ganze Tierzuchten zu heben und den Zuchtergebnissen Edeleigenschaften zu vererben. Auch der Mensch ist naturgemäß gleichen Zuchtgesetzen unterworfen, wenn er die gewonnene Erfahrung auf sich selber anwendet. Und darin liegt die große Bedeutung des Darréschen Buches, daß es nicht – wie bei vielen gutgemeinten Werken — in der Theorie stecken bleibt, sondern praktische Wege weist. Nicht der Forscher und Fachgelehrte wird allein reiche Anregung in ihm finden; auch der Deutsche im weitesten Sinne kann, falls er mitarbeiten will, an der Erhaltung seines Volkstums, besonders seiner bäuerlichen Grundschicht, Mut und Hoffnung für sein Wirken finden. An unserem Volke ist es, zu zeigen, daß es reif für die Wahrheit und willig zur Tat ist. Prof. Rob. Mielke in Volk und Rasse.

Stammbaum und Artbild der Deutschen und ihrer Verwandten

Ein kultur- und rassengeschichtlicher Versuch

Von Prof. Dr. Fritz Kern, Bonn

Mit 445 Abbildungen. Geh. M 13.—, Lwd. M 15.—

Ich halte Kerns Buch für das genialste, welches seit Gobineaus Essai über die Bedeutung der Rasse für die Geschichte geschrieben worden ist; dabei ist es ganz ungleich solider als dieses. Denn das inzwischen von der Anthropologie, der Ethnologie, der Vorgeschichte und Geschichte beigebrachte Material hat es Kern ermöglicht, einen nicht weniger großartigeren Bau auf sehr viel tragfähigeren Fundamenten zu errichten. Kern hat ein für einen Historiker ganz ungewöhnliches biologisches Verständnis, einen scharfen Blick für Körperformen und ein feines Gehör für die Äußerungen der Seele. Prof. Dr. Fritz Lenz.

Der Bonner Historiker legt hier eine außerordentlich aufschlußreiche Arbeit vor, die für unsere Geschichte wie für die Zukunft bedeutungsvoll ist. Er versucht mit Hilfe der Anthropologie, die Ahnenschaft des deutschen Volkes zu ergründen, selbst bis in jene graue Vergangenheit zurück, bis zu der die reine Geschichtsforschung nicht hinzukommen vermag. Entsprechend dem Begriff typisch-deutsch teilt der Verfasser den Begriff nordische Rasse, nämlich in die Nachkommen der Cromagnonrasse (dalische Rasse) und in die eigentlich nordische (eurasische) Rasse.

Hamburger Nachrichten.

J. F. Lehmanns Verlag / München SW 4

S. Passarge
Das Juden-
tum